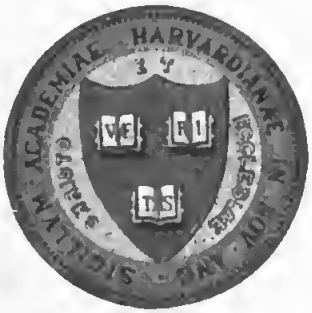
5055 8.11

Harvard College Library



FROM THE

SUBSCRIPTION FUND

BEGUN IN 1858

Heinrich Laubes
gesammelte Werke

in fünfzig Bänden.

Unter Mitwirkung von Albert Hänel

herausgegeben von

Heinrich Hubert Houben.

Zehnter Band.

Gräfin Chateaubriant. I.

Leipzig.
Max Hesses Verlag.
1908.

Gräfin Chateaubriant.

Roman in drei Bänden

von

Heinrich Laube.

Erſter Band

Leipzig.
Max Heſſes Verlag.
1908.

50558.11

Subscription fund

Digitized by Google

Vorbemerkung des Herausgebers.

Seit Laube durch die Vermittlung der Fürstin Pückler-Muskau die anderthalb Jahre Gefängnis, zu denen er nach dreijährigem Prozeßverfahren schließlich verurteilt worden war, in dem idyllischen Städtchen Muskau unter ziemlich erträglichen Umständen hatte absitzen dürfen, waren er und seine Gattin intime Freunde der Fürstin und später auch des Fürsten selbst geworden, nachdem dieser von seiner mehrjährigen Orientreise 1840 zurückgekehrt war. Alljährlich im Frühjahr, Sommer, Herbst und auch Winter pflegte das Laubesche Ehepaar oder auch nur Laube allein einige Wochen als Gast des fürstlichen Gönners dort zuzubringen, zur Jagd oder zu stiller Arbeit, wobei sich unser Dichter dann meist in das einige Stunden von Muskau gelegene, im tiefsten Walde versteckte Jagdschloß Pücklers zurückzog.

Die Frucht eines dieser einsamen Sommeraufenthalte im Jahre 1842 ist der ursprünglich (1843) in drei Bänden erschienene Roman „Gräfin Chateaubriant". Er ist eine Anleihe bei dem Dramatiker Laube, aus dem Torso eines unvollendeten Theaterstückes wurde er herausgearbeitet, und er behandelt mit einem fabelhaften Aufwand von Intrigen das Verhältnis der schönen Gräfin zu König Franz I. von Frankreich und ihren schließlichen Sturz. Die Anregung dazu hatte Laube von seinem Aufenthalt in Frankreich 1839 bis 1840 mit heimgebracht; wir begegnen diesem historischen Stoff auch in dem vortrefflichen Reisewerk „Französische Lustschlösser", dem ersten Ertrag jenes Reisejahres. Spannende Erfindung, wechselreiche Handlung und anschauliche Klarheit, wie sie etwa ein guter Memoirenschreiber besitzt, oft auch urwüchsige Frische sind dieser Arbeit eigen, Natur und Örtlichkeiten fast durchweg aus wirklicher Anschauung heraus geschildert; die Charakteristik folgt den Konturen der geschichtlichen Vorlage; für die intimere Zeichnung des Königs Karl hat Fürst Pückler Modell gesessen, und diese Gestalt beherrscht

das Romangebäude. Egoiſtiſche Gier nach galanten Abenteuern, Stolz und Herrſchſucht, hier und da ein Zug von Güte, ſoweit nicht eine neue Erſcheinung ihm ein neues rückſichtsloſes Intereſſe abgewinnt, und dies alles mit einer naiven Selbſtverſtändlichkeit vorgetragen, ſetzen den Charakter des Königs zu einer pikanten Miſchung zuſammen, und Laube hat es auch verſtanden, aus dem Charakter der beiden Liebenden heraus den Sturz Françoiſens vorzubereiten. Es ſind keine großen Ereigniſſe, die zuletzt immer den Ausſchlag geben, es ſind die kleinen täglichen Zufälligkeiten, die eine groß angelegte Natur wie die Gräfin nicht beachtet, während ſie dem empfindſamen Nervenſyſtem des Königs zur Pein werden. Die Gruppierung dreier Frauen um die Geſtalt des Königs, der Gräfin, der Mutter, Herzogin Luiſe von Angoulème, die als großzügiges Weib der Renaiſſancezeit in mächtigen Szenen hervortritt, und der Schweſter des Königs, Margarete von Alençon, iſt äußerſt wirkungsvoll. Es iſt ein kühn gedachtes, hiſtoriſches Gemälde, in dem der Reichtum der Kompoſition und die feine Pſychologie kaum den mangelnden poetiſchen Duft liebevoll ausgearbeiteter, innerlich erlebter Details vermiſſen laſſen.

In der Wiener Ausgabe der Schriften Laubes iſt dieſer Roman in zwei Bände zuſammengedrängt, ohne jedoch eine weitergehende textliche Redaktion aufzuweiſen. Unſere Ausgabe kehrt aus Gründen der Zweckmäßigkeit wieder zur urſprünglichen Dreiteilung zurück.

Houben.

I.

1.

„Ihr seid doch die wunderlichsten Leute, ihr Gelehrten! Quält euch Tag und Nacht um Dinge, die unerreichbar sind, bildet euch ein, durch künstliche Formeln ausrechnen zu können, was den Menschen versagt ist, und verliert darüber den sonnigen Tag und die warme Nacht, kurz alles, was der gesunde Mensch haben und genießen kann!“

„Woher wißt Ihr denn, daß es den Menschen versagt ist, über die Erde hinaus zu sehen und zu reichen?“

„Woher ich es weiß? Aus mir selber weiß ich's! Bin ich denn etwa verwahrlost von der Natur, bin ich schwächer ausgerüstet als Ihr? Das hat noch niemand behauptet, Herr Kanzellar, und ganz Frankreich würde den auslachen, welcher dergleichen von mir behaupten wollte.“

„Von Euch, dem begabtesten, gewandtesten und glücklichsten Manne des Königreichs, der Admiral werden konnte, ohne den Seedienst zu verstehen.“

„Spottet! Ich habe unter vier Augen nichts dagegen, daß Ihr meine Admiralfähigkeit in Zweifel zieht. Könnt' Ihr aber auch meine Verstandesfähigkeit in Zweifel ziehen?“

„Wie käme mir solche Verblendung, ja solche Beleidigung gegen König Franz, der Euch auszeichnet!“

„Nun, Budé, ich wäre also der Mann, über Dinge, welche die Möglichkeit des Menschengeistes betreffen, eine Stimme zu haben nicht wahr? Und ich versichere Euch, ich habe niemals, wie sehr ich all meine Kräfte anstrengte,

jenſeits dieſes Lebens etwas anderes ſehen können als undurchdringliche Finſternis! Unterbrecht mich nicht! Ich habe all Euere Formeln und Argumente und Schlüſſe vor Augen, ich habe ſie alle zur Hand, Ihr habt oft genug in langen Winterabenden den König und uns damit regaliert, ich handhabe ſie, ſtelle und ordne ſie trotz einer Weberfrau, welche hundert Fäden ordnend durcheinander wirrt, ich erweiſe und beweiſe Euch Eure Reſultate und noch andere ſo augenſcheinlich wie das fertige Gewebe die Weberkunſt erweiſt, und — ſag's Euch immer wieder: es wird nichts damit gewonnen, was nur eine Handbreit über die Erde hinausreichte, und was ein einfacher Verſtand nicht ohne Eure Formeln wiſſen kann, 's iſt müßiger Plunder!"

„Warum reitet Ihr Eure Pferde zu? Werden Sie nicht vollkommener dadurch, auch wenn ſie Pferde bleiben nach wie vor?"

„Horch! Klang das nicht wie Jagdgetöſe?"

Er hielt ſein Pferd an und horchte nach der linken Seite hinüber. Das Roß, von feuriger andaluſiſcher Raſſe, ſchüttelte den Zaum und hieb mit dem Fuße an eine Baumwurzel, ſo daß es ihn ſtörte und ungeduldig machte. Das Tier des andern Reiters dagegen, einem Maultiere ähnlich, verhielt ſich ſtill und geduldig. So verſchieden wie die Tiere, erſchienen auch die Reiter: der Unphiloſophiſche auf dem Andaluſier war ein hochgewachſener ſehr ſchöner Mann mit kurzgeſchorenem braunem Haar und vollem Kinnbarte, wie ihn damals die franzöſiſchen Edelleute nach dem Vorbilde ihres Königs zu tragen pflegten. Sein Anzug, obwohl beſtäubt und befleckt von der Reiſe zu Roß, war von edlen farbigen Stoffen, und bildete einen hellen Kontraſt zu dem braunſchwarzen Tuchgewande und dem über der Kruppe des Maultieres hängenden grob härenen braunſchwarzen Mantel des anderen Reiters, welcher in ſeinem gelbbleichen Antlitze einem bärtigen Kleriker glich.

Sie waren seit mehreren Stunden in einem alten Buchenwalde dahergeritten, wie er heutigentags in Frankreich zu einer Seltenheit gehört, und wie er selbst in der noch am reichlichsten damit versehenen Normandie von solcher Ausdehnung nicht mehr anzutreffen ist. Auch gab es damals noch wenig große Heerstraßen, am wenigsten in einer einsam abliegenden Küstenprovinz, und zu einer solchen, zur Bretagne nämlich, gehörte dieser Wald. Auf Rasenwegen, welche zuweilen unkenntlich im bemooften Boden der alten Buchenstämme verschwanden, einherreitend, schienen sie sich nur nach dem Stande der Sonne zu richten. Diese bewies sich ihnen denn auch gefällig und schien hell und klar, nach des älteren Herrn Versicherung ein seltenes Glück in der nebligen Bretagne, wo man wie in England die Sonne meist nur verschleiert erblicke. Sie neigte sich in diesem Augenblicke gegen Abend, im Rücken der Reiter, und schimmerte in rotgelber Pracht durch die Buchenkronen einen unabsehbaren Waldesabhang hinab. Die Vögel zwitscherten noch einzeln, denn es war nicht nur spät am Tage, sondern auch spät im Sommer, und minutenlang herrschte jene Waldesstille, welche in leisem Flüstern und Säuseln dem Horchenden so viel und so Ungewöhnliches zu verraten scheint.

„Ich habe nichts gehört!“ unterbrach endlich der dunkle ältere Reiter die Pause.

„Aber ich!“ entgegnete der andere, ein wenig ärgerlich über die Störung. „Ihr seid das Bücherleben und nicht das Waldleben gewohnt, Ihr hört sie nicht die fernen, vereinzelten Laute, welche dem Kundigen eine fernab liegende Szene mit einem einzigen Hauche schildern.“

„Es geht mir wie Euch mit dem Gedankenleben, und Ihr antwortet hiermit auf Euren vorigen Angriff gegen die Macht der denkenden Forschung. Die Denker erfahren auch mehr als Leute, die nicht im Denken geübt sind.“

„Meinethalben! Nur bringt uns damit nicht neue Verwirrung ins Land; wir haben bereits genug damit zu tun, den widerſpenſtigen Adel zu regieren, bringt uns nicht auch die Prieſter auf den Hals, und macht uns nicht gar die einfältigen Bürgers- und Landleute kopfſcheu. Dies Element wollen wir den grübelnden, kopfhängeriſchen Deutſchen vom Herzen gönnen; je mehr ſie ſich darüber die Haare zerzauſen, und dem unreifen Spanier, ihrem blaſſen Kaiſer zu ſchaffen machen, deſto lieber ſoll's uns ſein. Finden oder erfinden Sie was Apartes, ſo wollen wir's uns anſehen, wenn's fertig iſt; es wird uns zurecht kommen, wenn's was Gutes iſt, was ein ſächſiſcher Mönch ausbrütet."

„Es iſt aber nicht zu kaufen wie auf dem Jahrmarkte, jeder, der's haben will, muß es in ſich erleben und durchleben."

„Nehmt Euch in acht, Kanzellar, den König zu ſolchen Dingen zu verleiten! Er hört auf Euch und hört Euch gern, und iſt Euch leidlich zu Willen für ein Wageſtück, denn das Wagen lockt ihn. Aber geht es ſo ins Weite und Unabſehbare, verſchleppt ſich das Ende, dann wehe Euch, wenn Ihr nicht auf die bitterlichſte und gelegentlich furchtbar dreingreifende Ungeduld des Königs gefaßt ſeid."

„Habt keine Sorge, Admiral, wir ſind nicht ungeſtüm, und wenn man geneigt iſt, zu prüfen und zu wägen, ſo iſt man deshalb noch nicht geneigt, ins Werk zu ſetzen. Zwiſchen Wiſſen und Tun liegen tiefe Klüfte, welche nur das Genie rückſichtslos überfliegt."

„Und ſeid Ihr kein Genie?"

Der Kanzler machte eine halb verneinende Bewegung mit dem Haupte. Sie waren unterdes langſamen Schrittes weiter geritten, und die Sorge um Weg und Obdach verdrängte allmählich ein ſolches Geſpräch. Sie kamen von der Küſte und wollten nach der Loire hinab. Ihre Diener hatten ſich von ihnen verirrt, und Diener wie Herren waren

in der damals noch ſehr unwegſamen Bretagne der wenigen Wege nicht kundig. Wenn nicht in Nantes, doch in Tours oder Blois hofften ſie den König zu finden.

„Das iſt eine Jagd, ſo wahr ich lebe!“ rief der jüngere Reiter, indem er von neuem ſein Pferd anhielt, „ich höre den keifenden Laut eines Hundes, und es iſt nicht der gewöhnliche Brackenlaut, der hinter dem Hirſche herjohlt, es iſt ein anderer, ſtärkerer, als ob Saupacker angeſichts eines Ebers jagten!“

Der Abhang, an welchem ſie hinritten, wendete ſich plötzlich in einen ſcharfen Winkel, und ſie ſahen etwa tauſend Schritte abwärts zwiſchen den hohen Bäumen einen Waſſerſpiegel ſchimmern. Nur einzelne Sonnenſtreifen drängten ſich durch die dichtbelaubten Buchen hinab auf die ſchwarze Waſſerfläche, und dieſe gewann dadurch einen geheimnisvollen Reiz.

„Die alten Kelten,“ ſagte der Kanzellar, „welche ſich am längſten und mächtigſten hier in der melancholiſchen Bretagne gehalten haben, begruben ihre Götter in ſolchen Waldſeen, wenn die profane Macht der Eindringlinge überdrängte, wahrſcheinlich ſchlummert auch da unten eine geſtürzte Gottheit.“

„Sie regt ſich, ſie erhebt ſich, horcht!“

Wirklich wurde die Waldesſtille durch ein plötzliches Plätſchern des Waſſers unterbrochen, und zwar ward das Plätſchern immer heftiger und ſtärker, und kam wie vom Sturmwinde getrieben den Reitern immer näher; die Pferde ſtutzten und ſpitzten die Ohren, der Kanzler ſchlug ein Kreuz vor ſeiner Bruſt, und der andere Reiter ſah geſpannten Auges nach dem halb verdeckten, in Grün und rotes Gold verhüllten Waſſer hinab. Das Geräuſch im Waſſer hörte an einer Stelle des Ufers auf, die undurchblickbar mit jungem Gebüſch verwachſen war, und verwandelte ſich in ein Trampeln und Knicken und Knacken, als ob ein Reiter-

regiment im Anzuge ſei. Der jüngere Reiter zog ſein Schwert, eine freudige Spannung lag auf ſeinem Antlitze, er ſchien erraten zu haben, was ſich nahe — es war ein Trupp hochgeweihter Hirſche, welche den Abhang herauf gerade auf die Reiter zutrollten, alte, ſchwere Hirſche mit dunklen, ſtarkbemähnten Hälſen und bemooſten Kronengeweihen. Er hielt das Schwert ihnen dergeſtalt entgegen, daß die Sonne darauf fiel und ein Strahl aufblitzte mit überraſchendem Schimmer. Die Hirſche ſtutzten und betrachteten die regungslos harrenden Reiter. „Hoi ho!“ rief auf einmal der jüngere Reiter und ſchwenkte die blitzende Waffe, und als ob eine Windsbraut unter ſie gefahren wäre, prallten die Hirſche auseinander und jagten links und rechts an den Reitern vorüber, ſie ſolcherweiſe einen Augenblick einhüllend wie in ein Schlachtgetümmel. Dieſem Schrecken widerſtand das Maultier des Kanzlers nicht, es machte einen unvermuteten Seitenſprung, entledigte ſich damit des Reiters, der auf Moos und Wurzeln unſanft niederflog, und jagte von dannen. Der jüngere Reiter aber wurde deſſen kaum inne, da der Laut von Hunden deutlich näher gekommen, neuer Lärm im Waſſer entſtanden und ein mächtiger Keiler aus dem See hervorgebrochen war in derſelben Richtung, welche die Hirſche eingeſchlagen hatten, gerade auf den Kanzler los, welcher am Boden lag. Raſch war der Reiter von dem unruhigen Pferde herab und dem heranſchnaubenden Tiere einige Schritte entgegengeſprungen, hatte das rechte Knie auf dem mooſigen Boden, und ſein Schwert, ſchief nach vorwärts geneigt, auf dies rechte Knie geſtemmt, um ſolchergeſtalt das wilde Tier ſich aufſpießen zu laſſen. Wie ſchnell dies auch geſchah, noch ſchneller war all dieſe Anſtalt der Verteidigung über den Haufen geworfen. Die Waffe war zum ſicheren Aufſpießen zu lang geweſen, war abgeglitten von der harzigen Bruſt des ungeſtümen Tieres, und ſtatt ſich tödlich aufzurennen, hatte der Keiler unſern Reiter um und um gerannt. Der Moment war

bedrohlich genug: das Tier, aus mehreren Wunden blutend, und in jener vollen Wut, welche diesen Tieren, sobald sie schmerzlich verwundet sind, eigen ist, schien einen Augenblick zu stutzen und zu wählen, ob es den seitwärts geschleuderten jüngern oder dem vor ihm liegenden älteren Herrn seine Hauzähne einbohren solle. Der Jüngere zog es auf sich: er hatte sich schnell wieder aufgerichtet, und obwohl er sein Schwert eingebüßt, so schrie er doch den übermütigen Jagdruf ihm entgegen: „Hier Sau! hier Sau!“ Der Keiler stürzte sogleich auf ihn ein, der gewandte Mann aber sprang zur Seite, und das leidenschaftliche Tier schoß vorüber. Der Umkehr sicher, wollte er diesen Augenblick benutzen, das niedergeworfene Schwert aufzuheben; aber das Herumsuchen mit den Augen, wie eifrig es auch geschah, das Gehen und Greifen nach der Waffe dauerte doch länger, als der Eber zum Umkehren und Wiederangriff Zeit gebraucht hatte, und die von neuem ausweichende Bewegung des gewandten Mannes gelang nicht zum zweiten Male, er stürzte auf den Rücken, die unglücklichste Art des Falles, welche ihm begegnen konnte, und das grimmige Tier trat sogleich auf ihn und schlug ihn mit jenen entsetzlichen Zähnen, welche der Jäger Gewehr und Waffen nennt, und welche überaus gefährlich verwunden. Obwohl dies alles im Laufe einer halben Minute vorgegangen war, so hatte diese kurze Zeit doch hingereicht, die verfolgenden Hunde heran zu lassen, und zwei große Saupacker von schmutzig gelber Farbe stürzten sich plötzlich mit voller Wucht und von beiden Seiten auf den Kopf des Ebers, ihre scharfen Fänge an den Gehören des Tieres tief einschlagend. Der Eber stieß einen grunzenden Ton aus, der furchtbar klang, da er Schmerz und Wut zugleich bezeichnete. Der Schmerz schien so groß zu sein, und die Hunde schienen so fest zu halten, daß das Schwein mit erhobenem Kopfe bewegungslos stehen blieb, nur mitunter klappte es ohnmächtigen Grimmes Ober- und

Unterkiefer aufeinander, gleichsam ein Zeichen, daß der Grimm in ihm noch Herr werden könne über den Schmerz. Neue Hunde kamen an und griffen es fest an den Hinterläufen, so daß es nach dem Jagdausdruck vollkommen gedeckt war, ein Krieger, der in voller Kraft und Waffenrüstung ohnmächtig erschien.

Der jüngere Reiter arbeitete sich nun hervor und stand bald, wenn auch übel zugerichtet, auf den Beinen. Sein Wams war zerschlitzt, sein Angesicht mit Kot und Blut besprengt, sein Mut aber schien ungebrochen, denn nachdem er sich mit einem Ausdrucke von Genugtuung das gefesselte Tier betrachtet hatte, raffte er das Schwert wieder auf und schickte sich an, es dem Eber durch Lunge und Herz zu stoßen.

„Haltet ein!“ rief der Kanzler, „hört und seht Ihr nicht, Admiral, daß der Jagdherr geradenweges daherkommt! Wir bedürfen seiner Gunst, denn wir sind beide verwundet, und unsere Tiere sind entflohen; wollt Ihr ihn mutwillig aufs Äußerste erzürnen, daß Ihr das mühsam erjagte Tier vor seinen Augen tötet?“

„Das will ich, Kanzellar! Ich habe die Not der Eberjagd empfunden, nun sei auch die Freude mein, solchem Hauptschweine den Fang zu geben. Dem Trotze eines bretonischen Lehensherrn ist solcher Ärger heilsam, und der König soll darüber lachen!“

Unter diesen Worten war die reitende Jagd bis auf hundert Schritte herangekommen, die Hifthörner bliesen das jubelnde Signal, welches den Anblick des gefangenen Jagdtieres verkündet, und der Jagdherr sprengte voraus, um sein Vorrecht eigenhändig auszuüben. Er sah zu äußerstem Erstaunen, daß ihm ein Fremder vorgriff, und daß der gewaltige Eber zusammenbrach unter dem wohlgeführten Fangstoße desselben.

„Verwegener Mensch, was tust du?“ rief er entrüstet.

„Hundejungen, von den Pferden herunter, entreißt ihm das Schwert und gebt ihm die Peitſche!“

Der Admiral war im Nu von einer Schar Jagdburſchen umringt und hatte Eile ſich den Rücken an einer Buche zu decken und die zudringlichen Buben ſich mit dem Schwerte vom Leibe zu halten.

„Seid Ihr ſo unbekannt mit der Welt,“ rief er, die Waffe wie ein fliegendes Rad ſchwingend, dem Jagdherrn entgegen, „daß Ihr mir nicht anſehen könnt, ich ſei kein Hinterſaſſe, ſondern ein Edelmann?“

„Und wenn Ihr der König ſeid, Ihr ſollt mir nicht ins Jagdrecht eingreifen, bevor ich's geſtattet!“

„Der König ſoll Euch empfindliche Antwort geben auf dieſe unziemliche Äußerung!“

„Der König muß wiſſen, und wenn er's nicht weiß, ſo ſoll er's lernen, daß dieſe Äußerung nicht unziemlich iſt im Munde eines bretoniſchen Seigneur, der auf ſeinem Grund und Boden ſteht, und der alleiniger Herr iſt auf ſeinem Grund und Boden. Jungens, tut euere Schuldigkeit und entreißt ihm das Schwert!“

Die Zahl der Jagdleute, welche herbeigekommen und von den Pferden geſtiegen war, hatte ſich unterdes ſo vermehrt, daß der Jagdfrevler von den Seiten bedrängt, an den Armen gefaßt und entwaffnet werden konnte. Es miſchten ſich auch die Hunde darein, und es entſtand ein Gewirr und Gelärm betäubender Art, in welchem der dreiſte Fremde nicht eben zart behandelt wurde. Währenddeſſen war eine Dame auf munterem Zelter neben dem Jagdherrn angekommen und hatte neugierig und beſorgt ſich erkundigt, was dieſer Auftritt zu bedeuten habe, und wer dieſer von den Jagdleuten umhergeſtoßene Fremdling ſei.

„Ein Valoisaffe ſcheint's zu ſein,“ ſagte der Gebieter, und wandte kein Auge von dem bedrängten Admiral. Es ſchien, als ob ſein blaſſes, verlebtes Geſicht von einer be-

ſonderen Genugtuung belebt werde, und als ob ihm die Gegenwart der jungen ſchönen Dame dieſe Genugtuung noch erhöhe. Er hörte nicht darauf, als ſie ihn dringend bat, dem Auftritte ein Ende zu machen, ja es lag eine gewiſſe rohe Lüſternheit in dem Ausdrucke der ſchwarzen Augen, die er einen Augenblick auf ſie richtete, indem ſeine ſchmalen Lippen langſam die Worte betonten: „Das iſt dem Schranzen heilſam, und ich kann ihm die Lektion nicht angedeihen laſſen, ſobald ich ſeinen Namen gehört habe.“

Dies geſchah denn auch ſoeben. Wie es ſchien mit großem Schmerze hatte ſich der Kanzler aufgerichtet, und er ſchrie aus Leibeskräften über das Getümmel hinweg: „Im Namen des Königs von Frankreich, Friede!“

Mehr neugierig als gehorſam hielten die Jagdleute inne und gaben ihm Raum, allgemein verſtändlich fortzufahren: „Admiral Bonnivet iſt's, ein naher Diener und Freund des Königs, den ein bretoniſcher Edelmann dahier unedel behandeln läßt!“

Hierauf machte der Jagdherr eine leichte Handbewegung gegen ſeine Leute und wandte das ſchwarzbärtige Geſicht halb verächtlichen Ausdrucks nach dem Kanzler: „Wer ſeid Ihr ſelbſt, der ſo Unwahrſcheinliches ungebührlich vorbringt? Admiral Bonnivet iſt zwar von äußerſt jungem Seigneurblute, aber er hat neben dem Könige ſo viel Jagdbrauch und Jagdrecht gelernt, daß er ſich nimmermehr alſo vergehen wird, wie dieſer Mann. Auch iſt er, ſo viel wir hierzulande wiſſen, im Dienſte des Königs nach England geſendet mit Kanzellarius Budé, kann alſo nicht in Frankreich betroffen werden auf fremder Wildbahn. Wer biſt du alſo, braunkuttiger Mann, der du mir ins Angeſicht lügſt?“

„Ich bin der Kanzler Budé, von welchem Ihr ſprecht, und dies mag Euch beweiſen, wie voreilig Ihr Lügen ſtraft.“

„Ich bin untröſtlich, wenn Ihr recht habt!“ ſprach hierauf der Seigneur, und die Augen zuſammenkneifend, als ob er

ſchärfer ſehen wollte, ritt er dem Kanzler einige Schritte näher, ohne den verächtlich lächelnden Ausdruck ſeines Geſichtes zu verändern. „Wahrhaftig!“ ſetzte er nach einer kurzen Pauſe hinzu, „jetzt erkenne ich Euch! Seid mir gegrüßt auf Chateaubriants Boden, der Euch ſo garſtig bewillkommt hat.“

Nun veränderte er in allen Stücken ſein Benehmen gegen die Fremden, ließ nach den Tieren ausſenden, welche entlaufen waren, ſorgte dafür, daß dem Kanzler, welcher beim Falle auf eine Wurzel ſich ſchmerzhaft am Fuße verletzt hatte, eine Tragbahre bereitet wurde, und drückte dem Admiral in wohlgeſetzten Worten ſein Bedauern aus, daß er ihn in ſo unangenehme Berührung mit den Fäuſten ſeiner Jäger verſetzt habe. Bei alle dem verſchwand indeſſen vom bleichen Antlitze dieſes Grafen Chateaubriant jenes ſchlimme Lächeln nicht, welches deutlich genug verriet, er freue ſich recht ſehr, daß dem ſchönen Admiral Bonnivet ſolche Mißhandlung widerfahren ſei. Beſonders deutlich zeigte ſich dies, als er ihn ſeiner Gemahlin vorſtellte und ſeine Entſchuldigungen mit großer Weitläufigkeit wiederholte.

Bonnivet ſchien alle üble Abſicht in voller Ausdehnung zu überſehen, mußte aber gute Miene zum böſen Spiel machen, und der Anblick der jungen Gräfin ſchien ihm dies zu erleichtern. Sie war eine nicht blendende, aber ſehr anziehende Erſcheinung in dunklem Gewande auf weißem Roſſe. Ihr Antlitz, obwohl es nicht blühend und friſch und nur leicht gerötet war von der Bewegung in freier Luft, zeugte von Jugend und hatte jene weichen, verſchwimmenden Züge, welchen noch keinerlei Erfahrung Schärfe aufgeprägt hat. Dennoch ſchwebte um die braunen Augen und um die feſt geſchloſſenen Lippen ein Schatten von Melancholie, welchen man für Anlage zu Schwärmerei gehalten hätte, wäre er nicht jeweilig von einem raſchen Eintreten geiſtiger Geſpanntheit, prüfender Schärfe verjagt worden. Er zeigte ſich in dem Augenblicke, da der Graf ihr Bonnivet vorſtellte, und

ſchien zu fragen: War es nicht etwa deine Abſicht, bleicher Gemahl, mir die Bekanntſchaft dieſes ſchönen Mannes und den Eindruck desſelben zu verleiden, dadurch, daß du ihn zerzauſt und erniedrigt von Dienerfäuſten zum erſten Male vor mir erſcheinen ließeſt?

Bonnivet dagegen vergaß bei ihrem Anblick für die nächſte Weile ſeinen Groll und gab ſich raſch den Äußerungen einer befliſſenen Galanterie hin, wie ſie damals durch König Franz unter den höheren Ständen in Frankreich Mode wurde. Die Gräfin nahm ſie zurückhaltend und vornehm, aber mit Freundlichkeit auf; unter den rauhen Seigneurs der Bretagne, in deren Mitte ſie ſchon fünf Jahre lebte, war ſie an ſolchen Stil des Umgangs, welcher für jede Frau gefällig iſt, nicht gewöhnt worden, und in ihrer Heimat, dem Pyrenäenländchen Foix, war er ihr ebenfalls nicht begegnet, denn ſie hatte es mit vierzehn Jahren verlaſſen, um Gattin des ihr noch unbekannten Grafen von Chateaubriant zu werden. Die Galanterie hatte alſo für ſie allen Reiz der Neuheit.

Nachdem die Geſellſchaft des Kanzlers wegen langſam eine Viertelſtunde abwärts durch den Buchenwald geritten war, ſah ſie in einer rings von Wald umſchloſſenen und nur von niedrigen Hügeln unterbrochenen Ebene das Schloß Chateaubriant auf einer kleinen Anhöhe liegen. Die Abendſonne beleuchtete es eben vollen Glanzes und hob die Kontraſte, welche es auszeichneten, grell hervor. Es beſtand nämlich aus einem alten und einem neuen Schloſſe, welche nur im oberen Stockwerke durch eine ſchmale Brücke verbunden waren. Das alte Schloß, faſt nur aus einem weiten runden Turme beſtehend, an den ſich unregelmäßig einige niedrige Gebäude klammerten, ſah vermooſt, verwittert und ſchwarz aus. Das neue dagegen, in halb antikem, halb romantiſchem Stile, eine Ehe, welche damals die ſogenannte Renaiſſance hervorzubringen begann, vor kurzem erbaut,

ſchimmerte heiter in friſchem Geſteine. Plattes Dach, Arkaden, Galerien und zierliche Türme gaben ihm ein lockendes Anſehen. Eine breite Wieſe, über welche man weglos hinritt, zog ſich ununterbrochen aufwärts bis ans Portal des Gebäudes, und der Fluß Chère, welcher links aus dem Forſte hervorkam, wendete ſich hier dergeſtalt, daß er ſich hinter dem neuen Schloſſe hinabſchlängelte und erſt zwiſchen ihm und dem alten Schloſſe unter jener Luftbrücke nach Nordweſt wieder hervorkam, um nun in voller Breite den Ankömmlingen ſichtbar an dem ſchwarzen Turme des alten Feudalhauſes hinabzugleiten zu einzelnen dürftigen Häuſern, aus denen ſpäter die Stadt Chateaubriant ſich gebildet hat.

„Ah," rief Bonnivet, als er deſſen anſichtig wurde, „da iſt ja das ſtattliche Haus, von deſſen Beendigung Ihr uns vor fünf Jahren in Paris ſoviel erzähltet, Graf Chateaubriant! Ihr ſpottetet damals über den alten Louvreturm, um welchen her ein Schloß entſtehen ſolle und wegen Mangels an Geldmitteln noch immer nicht entſtehen könne, ſo daß der König mitten unter Gerichtsleuten und Bürgerpack in winkligem Palais wohnen müſſe. Ein bretoniſcher Herr, ſagtet Ihr luſtig, wohnt beſſer als der ſogenannte Herr von Frankreich, beſſer als der junge Herr von Valois!"

„Iſt denn dieſer Ausdruck ſo gar auffallend, Herr Admiral, daß Ihr ihn nach fünf Jahren noch nicht vergeſſen habt? Wenn der junge Herr von Valois vom Hauſe aus nicht reich und mächtig war, und unſerer Herzogin von Bretagne Brautgabe bedurfte für häusliche Einrichtung, iſt's da verwunderlich, daß er als König von Frankreich ſchlechter wohnt als hundert andere Seigneurs des Landes? Ihr bemüht Euch umſonſt, den König auf Koſten der Seigneurie in die Höhe zu ſchrauben, er iſt oberſter Lehnsherr und nichts weiter, und Ihr macht ihm nur böſes Blut mit Euren Prätenſionen."

„Ihr geht nicht mit der Zeit fort in der abgelegenen

Provinz, Graf. Der Kanzler dort trägt einen Brief des Königs von England in seinem Gewande, welcher in seiner Überschrift das Zeichen trägt, daß das Königtum in Europa zu größerer Macht kommt, als Euch Seigneurs von Schwert und Sporn begreiflich ist."

„Wir sind Seigneurs von Land und Leuten, und gehen um mit denen von Schwert und Sporn, wenn wir gastfrei sind gegen Diener des Königs."

„Und seid Ihr nicht selber Diener des Königs?"

„Ich diene Gott, meiner Ehre und meiner Dame; dem Könige des Reiches aber folg' ich nur, wenn er als Oberlehnsherr mein Schwert und meine Reiter fordern darf gegen die Feinde des Reiches — und was ist's für eine neumodische Überschrift im Briefe des Königs von England an den von Frankreich?"

„Er nennt ihn ‚Majestät'!"

„Was ist das? Ist dies dasselbe Wort, welches der Priester gebraucht, wenn er von Gottes Größe und Allmacht redet?"

„Dasselbe Wort."

„Gott schütz' Euch im Hochmut! Was würde der Graf von Tremouille sagen, wenn ich morgen an ihn schriebe: ‚Eure Seligkeit, Graf von Tremouille'?"

„Er würde Euch die ‚Seligkeit' ebenfalls geben."

„Schwerlich, und täte er's, so hätten wir doch beide um kein Haar Seligkeit mehr als vorher, und der Valois soll um kein Haar Majestät mehr haben, weil ihn der Tudor jenseits des Ärmels so nennt, verlaßt Euch drauf, in den abgelegenen Provinzen sind die Herren des Landes noch nicht gestorben!"

„Der König will sich davon überzeugen, und reitet deshalb die Loire abwärts, die Touraine, das Saumurland, Anjou und die Bretagne zu besuchen. — Ihr ludet ihn damals ein, Euer Schloß sich anzusehen für den Fall, daß

er einmal ſelbſt eins bauen wolle. Ich glaube, er iſt jetzt in dem Falle, und wenn Ihr erlaubt, wiederhole ich ihm jetzt Eure damalige Einladung.“

Bei dieſen Worten ſahen der Graf und Bonnivet gleichzeitig aufeinander und auf die Gräfin, als ob man von dieſer eine Äußerung erwartete. Vielleicht verhinderte der zornige Blick des Grafen eine ſolche, wenigſtens ſchwieg die Dame, und er ſelbſt erwiderte nach kurzer Pauſe: „Der Geſchmack für Architektur iſt ſeit fünf Jahren ſo verbreitet und vervollkommnet worden, daß das Schloß Chateaubriant nicht mehr ſoviel Anſprüche machen kann wie damals.“

Man war unterdeſſen am Portal des Schloſſes angekommen, und ein Mädchen von etwa vier Jahren, welches mit großer Dreiſtigkeit den Reitern entgegenlief, nahm die Aufmerkſamkeit des Grafen und der Gräfin ausſchließlich in Anſpruch. Es war deren einziges Kind, ein ſehr wohlgebildetes anmutiges Geſchöpf namens Konſtanze, an welches der Graf alle Zärtlichkeit, deren er überhaupt fähig war, zu verſchwenden ſchien. Er hob das Kind zu ſich aufs Pferd, und ritt mit ihm auf der Wieſe herum. Eine ſolche Abwechſelung war aber auch ſeinem Sinne vonnöten, wenn er die Pflicht der Gaſtfreundſchaft mit nur einigermaßen erträglicher Laune gegen unwillkommene Gäſte ausüben wollte. Es fehlte denn auch, als man des Abends in der Halle zu Tiſche ſaß, wiederum nicht an herben Gegenreden, und Bonnivet entſchloß ſich, am nächſten Morgen weiter zu reiten, da das fortdauernd zurückhaltende Benehmen der Gräfin keine Ausſicht auf Eroberung zuließ. Dergleichen Abſicht hegte er aber, ein verwöhnter Glücksritter, jeder ſchönen Dame gegenüber. Ein tieferer Blick in das Weſen dieſer jungen Frau ſchien ihm verſagt zu ſein, denn ein ſolcher hätte ihm vielleicht beſſere Hoffnungen eröffnet. Sie ſaß im weißen Gewande lange ſchweigſam zwiſchen den Männern, konnte aber wohl durch einzelne Antworten, durch plötzlich erweckte und wieder

verſchwindende Heiterkeit an jene Windharfen erinnern, die lange lautlos im verſteckten Tale ſtehen, aber Ton und Antwort lieblichſter Art haben für jeden ſtärkeren Lufthauch, der ſie auffindet. Der Kanzler Budé fand dies beſſer aus, und es gelang ihm auch um ſo mehr, ſie ins Geſpräch zu ziehen, je weniger der offenbar eiferſüchtige Graf ihn, den älteren unſcheinbaren Mann, in der Unterhaltung mit der Gräfin ſtörte. Er erzählte ihr von der Gedankenwelt in Paris, von den Streitigkeiten der Gelehrten über Kirche und Glauben, von den Nachrichten, welche man aus Deutſchland erhielt über die von einem Mönche angeſtiftete Kirchenrevolution, von den italieniſchen Künſtlern, welche der König nach Frankreich berufen hatte, vom Könige ſelbſt, von der geiſtreichen Schweſter, der lebensluſtigen Mutter desſelben, von den intereſſanten Geſprächen an der Tafel des Königs, und ſie hörte auf das Schwere wie auf das Leichte mit gleich großer Aufmerkſamkeit; ſie ſchlug ein Kreuz, wenn ſie nach dem inneren Weſen der deutſchen Ketzer fragte, aber ſie fragte danach, und horchte geſpannt auf Budés Erklärung, und ſchien nicht abgeneigt, der Oppoſition gegen die Lehre vom Ablaß beizutreten. „Wenn ich den Meinigen untreu würde," ſagte ſie naiv, als ob es das zunächſtliegende Beiſpiel wäre, „wer anders könnte mich entſündigen, als ich ſelbſt! Gibt es nicht Dinge, die kein Menſch vergeben, und die nur der ſchuldige Täter in ſich ſelbſt erledigen kann?"

Bei dieſen Worten erhöhte ſich die feine Röte, welche ihrem Antlitze eigen war, und welche der überaus reinen und zarten Haut desſelben jene Anziehungskraft der matten, ſogenannt ſchmachtenden Farben gab. Denn dies leichte Rot ſchimmerte nicht auf dem blendenden Weiß, wie es die bleichende Luft des Nordens den Frauen verleiht, ſondern auf einem dunkleren Tone der Hautfarbe. Was an durchſichtiger Lichtheit dadurch für uns verloren zu gehen ſcheint, das wird dem geübten Auge hierbei durch Kraft des Tones

erſetzt, ja übertroffen, beſonders da dieſe junge Gräfin in Form und Bewegung alle Fülle und Lieblichkeit der Jungfrau und jungen Frau noch in ſich vereinigte. Nacken, Schultern und Arme waren voll, und doch nur voll in länglich geſchweiften Linien, wie ſie der jungfräulichen Schönheit, nicht in runden Umriſſen, wie ſie der reiferen Frauenſchönheit eigen ſind. Nur Hals und Oberbruſt — la gorge, worauf die ſonſt nicht eben ſchönen Franzöſinnen ſo ſtolz ſind — verrieten in Kraft und Fülle das ausgebildete ſüdliche Weib, deren hohe Geſtalt von kräftigen Hüften getragen wurde. All dieſe Vermittelung zwiſchen Jungfrau und Frau zeigte ſich geſammelt in dem zugleich fragenden und ſchmelzenden Blicke des lebhaften und doch ſinnigen Auges, in dem keuſchen Schluſſe der Lippen, welche ſich zuweilen raſch öffneten, und ebenſo raſch wieder ſchloſſen, als ob das Wort der Frage, welches auf ihnen geſchwebt hatte, ihrem Sinne plötzlich zu dreiſt erſchienen wäre. Dies geſchah namentlich, wenn ſie den Kanzler nach der Lebensweiſe und den Hauptperſonen des Hofes — eines Begriffs, der damals erſt in Frankreich entſtand — wenn ſie nach den Äußerungen des Königs, des Connetables von Bourbon und ähnlicher durch Schönheit und Kraft ausgezeichneter Männer fragte. Ihr Gemahl hatte ihr ungünſtige Schilderungen davon gemacht, aber obwohl ſie deſſen Anſichten auf Treu und Glauben hinnahm, ſo ſchien ſie doch auch nach anderer Meinung über dieſe Perſonen und Gegenſtände begierig zu ſein. Dieſer ernſthafte Kanzler ließ ja auch keine unbedachte Schilderung erwarten, und ſie glaubte, ſich ſeinem Urteile und ſeiner Beſchreibung hingeben zu dürfen.

So dachte indeſſen der Graf nicht, dem das ſtockende Geſpräch mit Bonnivet Muße ließ, der Unterhaltung zwiſchen Budé und der Gräfin zu folgen. Er miſchte ſich plötzlich hinein, und verwies dem Kanzler ziemlich herbe die einſeitige Schilderung des neuen Hoflebens. „Wir ſind," ſprach er, „Gott ſei Dank in der Provinz noch nicht ſoweit, die Sitten-

reinheit und anſpruchsloſe Welt des verſtorbenen Königs Ludwig vergeſſen zu haben," und je weiter der Todestag desſelben zurücktrete, deſto allgemeiner werde das Beiwort „Volksvater" für König Ludwig.

„Sind denn" — unterbrach ihn Bonnivet — „die Seigneurs in der Bretagne zu den Wünſchen und Anſichten der gemeinen Leute herabgeſtiegen, daß ein ſolcher Beiname ihnen beſſer gefällt als der Beiname des ‚ritterlichen Königs', wie er unſerm Könige Franz aus allen Enden Europas entgegenfliegt? Bei was ſchwört unſer König und Herr? Bei Edelmanns Treu und Glauben! Foi de gentilhomme! iſt ſeine höchſte Beteuerung! Und dafür ſollte ihm nicht der Adel des Landes dankbar und ergeben ſein? Jetzt beſonders, da die gemeinen Leute ſich aller Orten und Enden breit zu machen anfangen?"

„Wie ſieht jenes Hofleben," fuhr der Graf fort, als ob Bonnivet gar nicht geſprochen, „im Innern aus? Dergeſtalt, daß jeder auf Zucht und Sitte haltende Seigneur Weib und Tochter davor ſchützen muß wie vor Unrat und Verderbnis. Oder iſt des Königs Mutter, die luſtige Louiſe, jene Savoyardin, die gegen unſern Wunſch zur Herzogin von Angoulême erhoben worden, iſt jene Dame, welche den Staat hinter des Königs Rücken zugrunde richtet, iſt ſie etwa eine Heilige mit ihrem Schweif von Ehrenfräuleins? Freudenfräuleins würden ſie wahrhaftig paſſender genannt!"

„Nun in der Tat," rief Bonnivet lachend, „es wird den Pariſern ſchwer werden, den noch vor fünf Jahren ſo luſtigen Grafen Chateaubriant wieder zu erkennen! Ihr geltet im Hotel des Tournelles noch für einen der Seigneurs vom heiterſten Grundſatze, und man wird Euch dort über die Maßen verändert finden."

„Das ſoll man auch. Ich mißbillige durchaus das dortige raffinierte Leben, ich mißbillige des neuen Regimentes Richtung, das ganze Leben auf bloße Anmut und Zierlich-

keit zu ſtellen, malen und bauen zu laſſen, als ob dieſe Nebenſache der Mittelpunkt des Lebens ſein müſſe, an Trachten und Möbles verſchwenderiſch zu ändern, als ob es ſich um Puppen ſtatt um Edelleute handle, das Künſtlervolk in den Kreis der Edelſten des Landes zu ziehen, es mitreden zu laſſen, als wäre es unter ſeinesgleichen, ja wohl gar die aufgeputzten Phraſen desſelben dem ſchlichten Ausdrucke eines Seigneurs vorzuziehen!“

„Verzeiht mir, Graf,“ erwiderte hierauf die Gräfin, und die leichte Röte ihres Antlitzes erhöhte ſich, „verzeiht mir einen beſcheidenen Widerſpruch. Iſt es nicht eben Aufgabe des Königtums, das zu ſchützen und zu fördern, was nicht auf den alltäglichen Erwerb angelegt iſt, was von dem alltäglichen Erwerbe nicht beſtehen könnte, und was doch durch ſeine Gedanken und Taten den menſchlichen Sinn zu veredeln und zu erhöhen berufen iſt? So verhält es ſich ja wohl mit Kunſt und Künſtlern, und deshalb ſollte ich glauben, es ſei dem Könige angemeſſen.“

„Sieh da, Frau Gräfin, wie dieſe aufgebauſchten Redensarten Euch ſchon geläufig ſind! Stammen ſie noch aus der ſtrengen Erziehung vom Schloſſe Foix, oder ſind ſie ganz friſch Gebäck? Der Kreis einer Ehefrau iſt abgeſchloſſen von der Mauer ihres Hauſes; der Gott über den Wolken und Gatte und Kind auf Erden bilden ihre Welt! Was darüber hinausgeht, iſt für ſie vom Übel, und ich werde ſorgen, daß Euch der Vorwitz nicht gefährlich werde.“

Hier wurde Graf Chateaubriant in ſeiner Rede unterbrochen, welche die Gräfin ſchmerzlich zu treffen ſchien, vielleicht doppelt ſchmerzlich, weil ſie in Gegenwart ſolcher Fremden und mit beleidigend höhniſchem Tone an ſie gerichtet wurde. Die Unterbrechung rührte von einem Diener her, welcher eiligſt eintrat und dem Grafen berichtete, es kämen auf der Straße von Nantes Reiter mit brennenden Fackeln auf das Schloß zu geſprengt.

„Wär' es der König?" rief Bonnivet und sprang ans Fenster. Aufgeregten Ansehens folgte ihm der Graf. „Wahrhaftig," rief Bonnivet, „ich erkenne beim schwankenden Schimmer der Fackel den Wappenrock der königlichen Leute, es sind die goldenen Lilien, welche so weit leuchten!"

„Madame," sprach der Graf, sich rasch umwendend, „Sie sind krank, ziehen Sie sich auf Ihr Zimmer zurück!"

„Sie irren sich, Graf, ich befinde mich wohl!"

„Ich irre mich nie, wenn ich Ihnen rate — gehorchen Sie mir!"

Und mit diesen Worten nahm er sie bei der Hand und führte sie hinaus, ihr sanfter zusprechend während des Gehens, als die barsche Anrede erwarten ließ. Die Gräfin aber weinte dennoch.

2.

Tags darauf konnte man in Blois erfahren, daß es ein Irrtum gewesen sein mußte mit der Ankunft des Königs auf Schloß Chateaubriant: die Bewohner des freundlichen Städtchens hatten ihn erst noch am Morgen über die Loire hinüberreiten sehen nach den Wäldern in der Sologne, welche er von Jugend auf liebte, und in denen er am liebsten den Hirsch jagte und dem Wolfe nachstellte. Die Sologne war ein ziemlich dürftiger aber dicht bewaldeter Landstrich, welcher am linken Loireufer östlich von Blois begann, und welcher sich zwischen dem Beuvron- und Cossonflusse und weiter hinauf gegen Romorantin nach dem Lande Berry hin erstreckte. In Romorantin hatte König Franz unter den Augen seiner zärtlichen Mutter Louise von Savoyen, welcher damals der Hofhalt König Ludwigs durch dessen strenge Gattin Anna von Bretagne verleidet war, einen Teil seiner Jugend zugebracht, und von daher schrieb sich vielleicht seine Vorliebe für diese Gegend. Überhaupt aber lebten die damaligen Könige

von Frankreich noch nicht ſo ausſchließlich in Paris, wie dies ſpäter geſchah, obwohl „die gute Stadt“ Paris ſchon jahrhundertelang unzweifelhafte Hauptſtadt des Landes war. Der Vorſchlag, Tours in der Mitte des Landes zur Hauptſtadt zu machen, war wohl zu wiederholten Malen aufgetaucht, und die Könige vor Franz hatten ſich vorzugsweiſe gern und lange an der Loire häuslich eingerichtet, Ludwig XI. auf dem Schloſſe Pleſſis les Tours, einen Kanonenſchuß ſüdlich von Tours, und Ludwig XII. auf dem Schloſſe von Blois, aber Paris hatte ſein Recht und ſeine Stellung dadurch nicht verloren, und verlor ſie auch ſpäter nicht, obwohl ein Valois, Heinrich III., Paris prinzipienmäßig von der wichtigen Stellung entſetzen, und von Blois aus die aufrühreriſche Hauptſtadt, die Stadt der Guiſen, ſeiner Feinde, regieren wollte.

Es iſt dies wichtig gewordene Blois amphitheatraliſch am rechten Loireufer an ziemlich ſteilem Abhange in die Höhe gebaut, enge Straßen führen links zum Schloſſe der alten Grafen von Blois, rechts zur Kathedrale hinauf, welche von terraſſenförmigen Gärten umgeben iſt, ein lieblicher Ort der Roſen und der Fernſicht, ein anmutiges Stelldichein der Liebenden im 16. wie im 19. Jahrhunderte.

Das Schloß hatte auch damals ſchon nur noch einen ſchwarzen Turm aus der gotiſchen Zeit. Ludwig XII. hatte die Morgenſeite des Hauſes, welche man, von der unteren Stadt aufſteigend, zuerſt betritt, neu erbauen laſſen, und Franz war im Begriff, gegen Mitternacht einen neuen Flügel zu errichten, und einen jener berühmten Treppentürme zwiſchen beide Flügel zu lehnen, welcher mit ſeiner à jour gefaßten Treppe Aufgang und Verbindung beider Schloßteile bildete. Maurer und Steinmetze waren in großer Anzahl daran beſchäftigt, und es gab auf dem Hofe, deſſen eine Seite frei auf die Stadt, und deſſen weſtliche Seite frei auf den gen Amboiſe und Tours hinablaufenden Strom hinabſah, ein klapperndes Geräuſch der Handwerker. Dieſes einen Triangel

bildende Schloß war um die Zeit, welche wir vergegenwärtigen, mit den Leuten des königlichen Hoflagers angefüllt. In dem älteren östlichen Flügel wohnte Margareta, die Schweſter des Königs, welche gegen ihre Neigung mit dem unbedeutenden Herzoge von Alençon vermählt war; in dem nördlichen neuen Flügel aber wohnte der König und deſſen Mutter Louiſe, die ſtatt ihres Geburtsnamens den einer Herzogin von Angoulême führte. Der Luxus begann damals erſt in Frankreich, und man war noch nicht ſo verwöhnt, um das Geräuſch der am Dache und an dem Turme arbeitenden Handwerker allzu beſchwerlich zu finden. Ja, die Herzogin Louiſe trat zu wiederholten Malen auf den Korridor heraus und blickte auf den lärmenden Hof hinab, als ob ſie beſonderen Anteil an den Bauleuten nähme. Das war es indeſſen nicht, was ſie aus dem Zimmer trieb, ſondern ſie erwartete jemand, und wie es ſchien mit großer Ungeduld, denn ſie war auch in ihrem Zimmer ſehr unruhig. Die Ausſicht, welche das große Fenſter dieſes Zimmers bot, bildete einen Gegenſatz zu dieſer Unruhe. Das Plateau des Schloßplatzes zieht ſich hinter dem Schloſſe noch einige hundert Schritte in den Uferberg hinein, und hatte gegen die zerſtreuende Ausſicht und das Getreibe auf der Vorderſeite etwas traulich Heimliches. Ein Raſenplatz mit alten Nußbäumen zog ſich bis zu dem Kirchlein hinüber, welches in den Winkel des von dort wieder jäh aufſteigenden Berges gebaut und mit Ahorn- und Platanenbäumen beſchattet, ja halb verdeckt war. Das Gebüſch ging über dem Kirchlein weiter in die Höhe, und ein Chriſtusbild ſah traurig aus dem Gezweige hernieder auf Kirchlein, Raſenplatz und Schloß. Die Nordſeite des Schloſſes warf tiefen Schatten hieher, und wenn nicht einige Kinder geſpielt hätten, ſo wäre auf dieſer Seite die vollkommenſte Stille geweſen.

Herzogin Louiſe aber warf keinen Blick da hinaus; von Viertelſtunde zu Viertelſtunde rief ſie ihren Diener und

fragte, ob jenseits der Loire von Romorantin her noch keine Reiter zu sehen seien oben vom neuen Turme. Der Diener mußte es immer verneinen, und so kam der Abend herbei, und die Sonne ging unter, ohne daß sich Reiter gezeigt hätten.

Herzogin Louise war eine volle, stattliche Frau, welche noch einige Ansprüche auf Schönheit hatte, und noch alle Ansprüche darauf machte, obwohl sie schon über vierzig Jahr alt und ein wenig stark geworden war. Scharfe Formen des Gesichtes, schwarzes Haar, brennende Augen, rascher Gang und rasche Bewegung der Arme gaben ihr etwas Herausforderndes und Herrisches, welches allerdings durch einen einschmeichelnden Ausdruck des Mundes, der hinter vollen Lippen schöne Zähne wies, gemildert wurde, sobald sie schmeicheln wollte. — Sie liebte den Luxus und hatte noch bei Lebzeiten des verstorbenen Königs Ludwig, eines bürgerlich bescheidenen Mannes, und zu großem Mißvergnügen der wirtschaftlichen Königin Anna Samt und Seide getragen ohne festliche Veranlassung; wie denn aller äußere Schimmer und Glanz und der leichte vergnügliche Sinn des französischen Adels von italienischen Prinzessinnen besonders geweckt und gefördert wurde, so daß erst diese savoyardische Prinzessin und später die beiden Medicäerinnen Katharina und Maria, die Gemahlinnen Heinrichs II. und IV., in diesem Betrachte einen unberechenbaren Einfluß auf die französische Nation geübt haben. Man kann sagen, daß vor dem jungen Frankreich, welches unter König Franz aus italienischen Einflüssen sich emporbildete, das fränkisch-germanische Element bei weitem das vorherrschende in Frankreich war, und daß erst von der unter Franz allgemein, nicht bloß in einzelnen Kunstteilen bewirkten Renaissance die französische Nation eine vorherrschend romanische wurde.

Louise war in schwarzen Samt gekleidet und trug die Schultern und Arme gegen altfranzösische Sitte entblößt. Ihre vollen Leibesformen boten sich dafür ganz gefällig,

und als der wieder eintretende Diener melden mußte, die Dunkelheit geſtatte ihm nicht ferner auszuſchauen vom Turme, und Kerzen auf den Tiſch ſetzte, da machte die übrigens ſchlimm ausſehende Frau bei dem rötlichen Kerzenlichte wohl noch den Eindruck, welchen das Tageslicht vermindern mochte, den Eindruck einer gebieteriſchen Schönheit.

„Rufe den Herrn Kanzler Duprat!“ ſprach ſie hierauf zum abgehenden Diener und ſetzte ſich haſtig auf einen jener hohen Stühle mit ſteifer Lehne, wie ſie in neuerer Zeit wieder in Mode gekommen ſind, und blieb unbeweglich ſitzen, bis Duprat, der Kanzler des Parlamentes, die erſte juriſtiſche Perſon des Landes, eintrat.

„Er kommt nicht, Duprat!“

„Er wird kommen!“ entgegnete dieſer, ein kleiner blaſſer Mann, mit braunrotem Haar und Barte, auf deſſen Antlitze eine unangenehme verächtliche Gleichgültigkeit und unwandelbare Selbſtgenügſamkeit ausgeprägt waren, dergeſtalt, daß das Antlitz wie eine ſtehende Maske durch keinerlei Wendung des Geſprächs oder deſſen, was ſich ereignete, verändert wurde — „er wird kommen, denn er fühlt die Schlinge um den Hals, und er fühlt, daß ſie ſich enger und enger zieht, je weiter er ſich von Blois entfernt.“

„Er iſt zu vornehm, um an die Kraft einer juriſtiſchen Schlinge zu glauben.“

„Ich habe ſchon lange genug das Parlament geleitet, um den vornehmen Seigneurs den Glauben einzuprägen, es ſeien die Formen des Rechts von Eiſen, das wir ſchmieden, und gegen welches kein Hochmut aufkomme, ſei er noch ſo herrlich.“

„Wird denn auch Chabot de Brion den Stand des Prozeſſes ihm überzeugend genug entwickelt haben? Brion iſt leichtſinnig.“

„Ich habe ihm zu deutlich gemacht, daß des Connetables Erbe verloren ſei, wenn er ſich nicht mit Euch verbünde,

und ſolchergeſtalt der Prozeß niedergeſchlagen werde. Desgleichen hab' ich Matignon, den bretoniſchen Herrn und des Connetables vertrauteſten Freund unterrichtet, er muß überzeugt ſein, und iſt ſicherlich bereits auf dem Wege hierher."

„Ach was! Er hat einen Kopf von Buchenholz, dieſer Connetable, juriſtiſche Überzeugung dringt nicht hinein — und das Recht auf die Erbſchaft, welche wir ihm nehmen wollen, es iſt ſpitzfindig und zweifelhaft."

„Je ſpitzer es iſt, deſto ſchärfer verwunden wir damit, je zweifelhafter, deſto mehr iſt es in unſerer Gewalt. Wenn Sie, gnädigſte Frau, ſich nicht zutrauen, ihn zu —"

„Was, Antoine Duprat?"

„Ihn zu Ihren Füßen zu ſehen vermittelſt bloßer Schönheit, Liebenswürdigkeit und Drohung, ſo gedulden Sie ſich vier Wochen; ich verſpreche, in dieſer Zeit den Spruch herauszubringen. Dann iſt dem Connetable kein Zweifel mehr übrig, und mit Eurer Hand gewinnt er den verlorenen Prozeß und die verlorenen Güter wieder."

„Ihr verſteht Euch ſchlecht auf Lebensformen und Charaktere, Duprat. Der Connetable empört ſich eher, als daß er ſich geſchmeidig einem ſo harten Spruche unterwerfe und — ein erzwungener Mann, mein Freund, iſt nicht mein Mann!"

Bei dieſer Rede trat ein beſtäubter Reitersmann auf die Schwelle des Zimmers. Es war Chabot de Brion, ein Liebling des Königs, welcher von der Herzogin Louiſe nach dem Bourbonnais geſchickt worden war, um den Connetable Karl von Bourbon, deſſen Hand und Liebe ſie erzwingen wollte, nach Blois zu nötigen. Er verkündigte ihr jetzt lächelnd, daß der Connetable eben vom Pferde ſteige und binnen einer Viertelſtunde bei ihr ſein werde.

Sie verabſchiedete ſogleich die beiden Männer, nachdem ſie ſich noch von Duprat eine Pergamentrolle hatte einhändigen laſſen. Darauf ſtand in kurzen Worten verzeichnet,

unter welchen Rechtstiteln sie und der König die Hauptbesitzungen Karls von Bourbon in Anspruch nahmen. Karl von Bourbon nämlich war von Hause aus nur Graf von Bourbon-Montpensier und war als solcher keineswegs im Besitz der Herzogtümer Bourbon und Auvergne gewesen, welche einen großen, gebirgigen Teil des südlichen Frankreich einnahmen und eine der mächtigsten Seigneurien des Landes bildeten. Aber das Salische Gesetz, welches nur männlichen Nachkommen die Erbschaft gestattet, war in der Familie herkömmlich, und da Peter, der letzte Herzog von Bourbon, nur eine Tochter, Susanne, hinterlassen hatte, so trat Graf Karl als nächster Vetter nach Peters Tode in dessen Rechte. Dieses Besitzrecht war noch fester dadurch genietet worden, daß Karl Susanna heiratete, und blieb denn auch unangetastet, solange die Heirat bestand. Aber Susanne starb, und obwohl sie ein Testament hinterließ, in welchem sie all ihre Rechte und außer diesen auch alle Besitztümer, welche anderen Ursprungs und nicht dem Salischen Gesetze unterworfen waren, ihrem Gatten zuschrieb, so war doch mit diesem Tode allen Widersachern Bourbons das Signal zum Angriffe gegeben. Unter diesen Widersachern stand obenan Louise von Angoulême, welche vor zwanzig Jahren wohl eine Zeitlang auf vertrautem Fuße mit ihm gestanden, diese Vertraulichkeit aber völlig eingebüßt hatte durch ihren leichtsinnig wechselhaften Lebenswandel und durch die Verheiratung Bourbons. Bourbon war ein strenger, herber Mann, welcher den munteren Sinn der Jugend zeitig ablegte und sich zum öfteren nachteilig über die Vergnügungslust der Madame von Angoulême äußerte. Diese nun machte selbst Anspruch auf die Erbschaft, da sie eine leibliche Cousine Susannas, und deshalb von näherer Verwandtschaft mit dem Bourbonschen Herzogshause war als Karl von Bourbon. Die Nebenbesitzungen waren ihr auch schwer zu bestreiten, nur für die Hauptbesitzungen stand ihr das Salische Gesetz im Wege, und gegen dies Hindernis hatte

ihr der juriſtiſch überaus verſchmitzte und im weſentlichen gewiſſenloſe Duprat Verfahren und Beweisgründe aufgezeichnet, welche ſie jetzt in der Hand hielt und betrachtete. Sie wünſchte nicht, daß es zu den äußerſten Formen des Prozeſſes kommen möchte, und hoffte einerſeits durch Schrecken, andererſeits durch Hinweis auf ſicheren Gewinn und auf frühere Neigung den Connetable zu der vorgeſchlagenen Ausgleichung durch Heirat zu bewegen. Zum Erſchrecken nämlich diente ihr ein vages Gerücht, welches bereits entſtanden war, und welches dahin lautete, der Connetable ſei, mißvergnügt über das franzöſiſche Regiment, in Unterhandlung getreten mit Kaiſer Karl, dem Erbfeinde Frankreichs. Eine Hindeutung, daß der König dies Gerücht kenne und bereits näher erforſche, mußte dem Connetable die größte Gefahr zeigen, denn er war des Landesverrats ſchuldig, ſobald es ſich beſtätigte.

Der ſtämmige, bärtige Mann, welcher in unſcheinbaren Kleidern bei der Herzogin als Connetable, Herzog von Bourbon eingeführt wurde, ſah indeſſen nicht aus wie ein Mann, der ſo leicht etwas fürchtete, oder leicht ſich einſchüchtern ließe, oder auch den Verführungen der Liebe leicht zugänglich ſei. Er war von mittlerer Größe und von jenem Wuchſe, welchen die Franzoſen viereckig und welchen wir vierkantig nennen. Das verbrannte, halb im Barte verſteckte Geſicht hatte grobe Züge und drängte ſich über den Augen finſter zuſammen; als der Diener die Tür öffnete, zog der Connetable langſam den breitkrempigen Filzhut, den er gegen die Gewohnheit der damals modernen Art ſelten und ungern mit dem Barett vertauſchte, vom buſchigen Haar, und trat langſam und ohne beſonders zu grüßen ſporenklirrend bis in die Mitte des Zimmers, welches der wohlunterrichtete Diener auf einen Wink der Herrin ſorgfältig hinter ihm geſchloſſen hatte.

Karl von Bourbon war nicht geiſtreich, aber er beſaß die Kraft des Schweigens. Die Herzogin hatte viele Wendungen und Worte zu verſchwenden, ehe ſie ihn zu näherem Eingehen

bewegen konnte, und es wurde dies Eingehen nicht ein freundliches, vertrauliches oder gar zärtliches, wie dies eine Jugendgeliebte, welche noch schön in Formen, und welche im einsamen Zimmer allein ist mit dem Manne früherer, wenn auch nur flüchtiger und sinnlicher Neigung, erwarten konnte, nein, es wurde ein heftiges und zorniges, welches endlich aus dem Connetable hervorbrach wie ein verhaltenes Gewitter.

„Es wird Euch nimmermehr gelingen, Madame von Angoulême," rief er aus, „das Parlament zu juristischen Kniffen und schreiender Ungerechtigkeit herabzuwürdigen."

„Gott bewahre uns auch vor solchem Versuche!" entgegnete sie.

„Nun, auf was hofft Ihr denn sonst? Könnt Ihr das Salische Gesetz, welches von den fränkischen Zeiten her in unserer Familie herrscht, könnt Ihr's aus dem Gedächtnisse des Parlaments und der Franzosen wischen, wie man mit einem Schwamm geschriebene Worte von einer Tafel wischt?"

„Im Gegenteile, wir wollen das Salische Gesetz zu Ehren bringen."

„Das heißt?"

„Der König, mein Sohn, wird als salischer Herr auftreten. Herzog Peter, Susannas Vater, war ja doch vermählt mit Anna von Frankreich aus dem königlichen Hause, mit ihr zeugte er Susanna, nachdem im Ehekontrakte versprochen war —"

„Was?"

„Die bourbonischen Domänen sollten ans königliche Haus fallen, wenn aus dieser Ehe keine männliche Nachkommenschaft erwüchse. Ist es nicht salisch, wenn morgen der Generaladvokat im Namen des Königs vom Parlamente das Herzogtum in Anspruch nimmt?"

Bei diesen Worten stand der Connetable heftig von seinem Stuhle auf, und die Hand ausstreckend, die Lippen öffnend, als wollte er etwas Arges sprechen, blieb er vor

der ſitzenden Herzogin ſtehen, und ſeine flammenden Augen ruhten verzehrend auf ihr. Aber er ſprach die Worte nicht aus, die auf der Lippe ſchwebten, und die Herzogin ergriff ſanft ſeine Hand, und bat ihn, ſich wieder zu ſetzen, ruhig zu ſein, ruhig zu prüfen; man werde jetzt nicht härter ſein gegen das Haus Bourbon als Ludwig XII. es geweſen, wenn der Chef des Hauſes ſich nicht in feindſeligem Widerwillen vom königlichen Hauſe zurückziehe. — Die ſchöne, volle Hand der Dame übte noch etwas von ihrer früheren elektriſchen Kraft auf den Connetable, der Zorn entwich ihm, und er küßte die ſtreichelnde Hand. In der Tat ſtand das Gedeihen oder Nichtgedeihen ſeines ganzen übrigen Lebens auf dem Spiele bei dieſer Zuſammenkunft. Mehr grollend als zornig warf er dem Könige vor, daß er ihn vernachläſſige, daß er junge unerfahrene Emporkömmlinge wie Bonnivet und Brion mit den wichtigſten Aufträgen und Unternehmungen betraue, daß er ihn, die erſte militäriſche Würde Frankreichs, daneben in Untätigkeit und Nichtachtung laſſe, ja, daß es im ganzen Reiche nicht einen geringen Diener gebe, dem der Sold ſo unregelmäßig ausgezahlt, ſo hartnäckig vorenthalten werde wie ihm, dem Connetable von Frankreich!

„Und doch hat Euch mein Sohn zum Connetable ernannt! Stellt Euch doch nicht ſelbſt ſo herunter, Karl, daß Ihr um Sold fragt und klagt. Dem Diener eben zahlt man, mit dem Freunde des Hauſes rechnet man nicht.“

„Freund des Hauſes? — Nimmt der Freund dem Freunde Hab und Gut?“

„Er nimmt es, um das Genommene dem Freunde zu ſchenken. — — Hat Euch Brion nicht davon geſprochen, wie wir unſere Herzogtümer vereinigen wollen unzertrennbar, gleich wie jetzt unſere Hände vereinigt ſind? Erſchwert es mir nicht dergeſtalt, Karl, Euch Hand und Gut entgegenzutragen!“

„Madame.“

Das Taſchentuch glitt ihr bei dieſen Worten vom Schoße hinab und fiel ihr auf den vorgeſtreckten Fuß. Der Connetable war kein galanter Mann, er gehörte nicht zur Renaiſſance der anmutigen Formen in Ritterſitte, aber er war doch in den Überlieferungen des untergehenden mittelalterlichen Rittertumes erzogen, und bückte ſich nach dem Tuche. Die großen Reiterſtiefel, welche er, unhöflich genug, zu dem Beſuche nicht abgelegt, erſchwerten ihm das Bücken, und er mußte ſich auf ein Knie niederlaſſen. Die gewandte Dame nahm dieſe Huldigung ſogleich wichtiger auf, als ſie gemeint war, legte ihm die Hände auf die Schultern, ſo daß ihre Arme ſein Haar berührten, ſagte ihm einige ſüß dankende Worte, und hielt ihn dergeſtalt länger in ſolcher Stellung feſt, als ſeiner urſprünglichen Abſicht gemäß und als ſeinem unzärtlichen Blute förderlich war. „Ihr wißt es, Karl,“ — ſetzte ſie ihr Haupt zu ihm niederbeugend hinzu — „daß mich mein Sohn der König wie ein guter Sohn gewähren läßt auch in den großen Fragen der Regierung, wir werden zuſammen ein glückliches Kleeblatt, das Land beherrſchen, unſere Freunde fördern, unſere Feinde züchtigen!“

„Aber Eure Freunde ſind meine Feinde!“

„Das wird ſich ändern; Leute wie Bonnivet werden ſich Euch in anderem Lichte zeigen.“

„Nimmermehr verkehr' ich in gutem mit dieſen geleckten Emporkömmlingen!“ rief der Connetable aufſpringend. Der Name Bonnivets, den er grimmig haßte, zerriß mit einem Male das Netz, welches ſich zu ſeinem Vorteile leiſe um ihn ſchlang.

Hiermit war alle beginnende günſtige Stimmung zerſtört. Die Herzogin, welche Bonnivet ebenfalls als einen ihr ſtets gefälligen Liebling und ſchönſten Mann des Hofes lebhaft beſchützte, war auch aufgeſprungen bei dieſem barſchen Ausdrucke und erwiderte in der erſten Wallung des Unmutes

dem Herzoge nicht minder empfindliche Worte. Rede und Gegenrede wurde immer heftiger: sie warf ihm vor, daß er durch Aufwand in Gefolge und Schmuck, den er an seinen Leuten ins Hoflager bringe, den König zu überbieten trachte, daß er einen zweiten König spielen wolle, und damit gerechten Zorn und gerechte Strafe herausfordere. Er erwiderte ungestüm, daß ihm niemand darein zu reden habe, daß der König sein Lehnsherr, nicht sein Souverän sei, daß die gerechte Strafe, von der zu reden sie sich erlaube, nichts sei als niedrige Rache für beleidigte Eitelkeit, und daß es ihm nicht im entferntesten zu Sinn stehe, durch Kuppelei seinem guten Rechte etwas zu vergeben.

Dies letzte gröbliche Wort entschied für immer: es trieb der Herzogin die Zornesglut ins Antlitz, und sie befahl ihm, auf der Stelle aus ihren Augen zu gehen.

„Möge die Lektion Euch bessern!“ sagte der übel beratene Mann noch im Hinausgehen und befahl dem Ritter seines Gefolges, welcher auf dem Korridor seiner harrte, die Pferde sogleich wieder vorführen zu lassen. Das Gerücht über Unterhandlungen, in welche er mit Kaiser Karl getreten sei, trieb ihn, ein Zusammentreffen mit dem Könige, der von der Jagd zurück erwartet wurde, zu vermeiden; denn er wußte nur zu gut, wie begründet dieses Gerücht war, und wie er hier mitten im Hoflager einer heftigen Wallung des Königs, welche die Herzogin Louise zu erregen nicht ermangeln würde, preisgegeben sei.

Es gelang ihm nicht, hinwegzukommen, schon hatte er den Fuß im Steigbügel, da schmetterten die Jagdhörner durch den Torweg herein, und in der roten Beleuchtung von Kienfackeln erschien auf hohem Rosse König Franz.

„Sieh da, Vetter,“ rief er, „Ihr in Blois! Und wollt schon wieder fort? Nicht doch? Seid mir willkommen!“

Und bei dieſen Worten war er vom Pferde geſprungen und hatte dem ſich verbeugenden Connetable die Hand entgegengeſtreckt. Er ließ die Hand nicht wieder los und ſprach lachend: „Ihr ſollt ſogleich dafür beſtraft werden, daß Ihr ſo ſelten kommt und bei ſeltenem Beſuche ſo eilig entweichen wollt, Ihr ſollt die Spiele, welche meine Schweſter veranſtaltet und welche Euch herbem Kriegsmanne von keinem Reize ſind, Ihr ſollt ſie auf der Stelle mitmachen. Dies ſei Euere Strafe, ſchlimmer Vetter und Lehnsmann! 's iſt eben die Zeit, in welcher meine Margarete ihre Zunft verſammelt, der Abend iſt windſtill und warm, wir werden ſie im Freien hinter dem Schloſſe finden; gebt mir Eueren Arm!“

So führte er den widerſtandsloſen Connetable, der dieſe teils ironiſche, teils gutmütige Sorgloſigkeit halb zum Teufel wünſchte und halb rührend fand, zum Tore hinaus und links um die Schloßecke nach jenem heimlichen Plateau hinter dem Schloſſe, welches vom Fenſter der Herzogin Louiſe geſehen wurde. Er war ſehr guter Laune, der König, und ſtand damals in voller Blüte jugendlicher Kraft und Pracht, ein hoher, ſchöner Mann voll Lebens- und Tatendrang, voll Sinn für alles, was Geiſt und Herz beſchäftigen kann. Die vortrefflichen Bilder, welche von ihm auf uns gekommen, und welche alle dem Meiſterporträt Tizians nachgebildet ſind, ſchildern keineswegs den Franz damaliger Zeit, welcher noch in aufſteigender Jugend und Königsherrlichkeit begriffen war. Im Tizianſchen Bilde ſchmeckt ſich ſchon das Anſäuerliche ſpäterer Sorge hindurch, die erlebten Täuſchungen haben ſchon einen leiſen Hohn über die Züge gebreitet, die ſchöne Naſe iſt ſchon ſchärfer und größer, wie trotzend, hervorgetreten, und die Sinnlichkeit um Augen und Mund, früher nur dreiſt, hat im Bilde bereits etwas Freches und Faunenhaftes.

Der ſtille Platz unter den Nuß- und Ahornbäumen hatte ſich artig verwandelt mit der einbrechenden Nacht:

Pechpfannen erleuchteten ihn über und über, Teppiche bedeckten den Erdboden und ein rotſeidenes Zelt, in deſſen Hintergrunde Erfriſchungen aufgeſtellt waren für das Belieben eines jeglichen hinzutretenden Gaſtes, lockte in den Winkel unter dem Kirchlein. Neben dem Zelte ſtand oder ſaß eine Gruppe Damen und Herren, und die Sitzenden, welche nicht auf Stühlen, ſondern auf Kiſſen mehr ruhten als ſaßen, gemahnten den Fremdling an die Märchengeſellſchaften des Morgenlandes. Wirklich hatte auch dieſe Geſellſchaft einen Zweck, wie Scheherzades Kreis der Tauſend und einen Nacht. Margareta, des Königs Schweſter, eine hochgewachſene, wohlgebildete Dame, ſaß in der Mitte, und war die Herrin und Seele dieſer Zuſammenkünfte. Sie war eine Frau von gebieteriſchem und doch lieblichem Ernſte, welche die munterſten Dinge lächelnd gewähren ließ, obwohl ſie ſelbſt den ernſthafteſten und ſtrengſten Dingen nachtrachtete. Sie war um einige Jahre älter als ihr Bruder und war durch eine ihr unerwünſchte Vermählung und durch ein gedankenvolles Naturell frühzeitig zum Verkehr mit Gelehrten und Künſtlern und zur vorherrſchenden Teilnahme an deren Intereſſe gedrängt worden. Damals ſchon wurde ihr ſcherzhaft nachgeſagt, ſie ſei auf ſeiten der in Deutſchland und der Schweiz begonnenen Reformation, und der oberflächliche Sinn wußte es nur nicht zu reimen, wie ein und dieſelbe Dame die Reize des ſinnlichen Lebens und der daraus entſtehenden Künſte mit Vorliebe ſchildern und doch einer religiöſen Richtung zugetan ſein könne, welche all jenen Lebensreizen den Untergang drohte. Darin aber beſtand eben ihr reiches Naturell, daß ſie, ihrem Bruder überlegen, ſolche Gegenſätze friedlich in ſich verbinden konnte. Sie begrüßte anmutig die Hinzutretenden und lud ſie zum Sitzen ein. „Unſer würdiger Freund Duchatel“ — ſagte ſie, auf einen alten Herrn deutend, welcher ſich verneigte — „hat heute zuerſt das Wort, um uns eine Erzählung vorzutragen.“

„Es geht also heute ernsthaft zu," sagte hierauf König Franz, „denn Freund Pierre befaßt sich nicht mit lustiger Ware. Ich hoffe, Meister Clément, du wirst uns später deine leichtfertigen Dinge nicht vorenthalten!"

Diese Worte waren an einen kleinen, verschlossen und listig aussehenden Mann gerichtet, dem der Schalk hinter den leicht beweglichen Nasenflügeln sitzen mochte, und der sich bei der Anrede des Königs außerordentlich tief verbeugte.

Der Connetable, welcher in diesen Kreis, ganz dem Alltagsausdruck gemäß, wie die Faust aufs Auge paßte, und welchen in diesem Augenblicke nichts in der Welt weniger interessierte, als ein Geistesturnier mit Erzählungen und Phrasen, er war in peinlicher Stimmung. Er kannte König Franz von dessen Jugend auf, er wußte sehr wohl, daß dieses jungen Königs Manieren äußerst schwer zu durchschauen, äußerst schwer zu berechnen waren. Niemand in der Welt konnte sagen: Dies ist jetzt des Königs eigentlichste Stimmung und Laune und Absicht; obwohl frank und frei in ritterlicher Geradheit, war König Franz doch ein immerwährender Künstler seiner selbst, wie er im allgemeinen eine Künstlernatur war durch und durch. Nicht daß er falsch und verstellt gewesen, nein, aber das einfache und gedankenlose Benehmen war außer seiner Natur, er genügte sich selbst nicht, wenn sein Verhältnis zu Freund und Feind nicht fortwährend eine mannigfach bedeutungsvolle Form hatte, es gehörte zu seiner künstlerischen Existenz, nach allen Seiten und fortwährend eine neue, unerwartete Bedeutung für sich selbst zu erschaffen. In dieser unberechenbar schöpferischen Laune seines Naturells lag der Widerspruch gegen eine Wiedergeburt des mittelalterlichen Rittertums, die er zu bezwecken glaubte. Er hegte irrtümlich solchen Glauben, weil er reicher war als die Vorstellung, die er von sich selbst und von der Welt zu fassen wußte.

Und wie mußte des Connetables Besorgnis gesteigert werden, als Peter Duchatel im Beginn seiner Erzählung

unterbrochen wurde durch die Ankunft eines Mannes, den der König zu heimlichem Gespräch sogleich beiseite führte, und der niemand anders war als des Connetables Todfeind, der Admiral Bonnivet.

Bonnivet kam spornstreichs aus der Bretagne, wo ihn auf Chateaubriant einer der entgegengeschickten Boten des Königs aufgefunden und eiligst nach Blois beschieden hatte. Bourbon war unterrichtet, daß Bonnivet in der Bretagne gewesen sei, er hatte, ganz wie die Herzogin Louise angedeutet, ein übles Gewissen in betreff einiger bretonischen Edelleute, die mit ihm unter einer Decke gegen den König spielten, er durfte vermuten, daß alles in einem genauen Zusammenhange zu seiner Lage und Person stehe, und daß er nur durch Höflichkeit zurückgehalten werde, bis der König den Verrat klar übersehe, um alsdann stracks gegen die Person des aufrührerischen Vasallen zu verfahren. Er blickte einen Augenblick forschend umher, ob es möglich sei, sich ungesehen aus dem lästigen Kreise zu entfernen. Aber sein stolz-trotziger Sinn hätte dies ohnehin nicht gestattet, wenn auch die Pechpfannen weniger hell geleuchtet hätten. Zudem redete ihn die Herzogin Margareta bereits zum zweiten Male an; er war so mit seiner Lage beschäftigt, daß er ohne die Vermittelung Meister Clément auch diese zweite Ansprache überhört haben würde, und daß er unpassend genug antwortete, aufs neue verstört durch die Rückkehr des Königs und Bonnivets zur Gesellschaft.

„Kennt jemand die junge Gräfin Chateaubriant?“ sagte der König. „Bonnivet rühmt sie als ein Ideal von Anmut und Liebenswürdigkeit. Übertreibt er?“

„Gewiß nicht!“ erwiderte rasch Meister Clément.

„Du kennst sie? Was du nicht alles kennst! Und ich weiß nichts von dieser schönen Blume in meinem Reiche? Graf Chateaubriant gehört wohl zu den mißvergnügten kleinen Königen Frankreichs?“

Alles ſchwieg.

„Ich hab' ihn ſeit der Krönungsnacht in Rheims nicht wieder geſehen. — Ihr werdet ihn wohl kennen, Vetter Bourbon?"

„Nein!" erwiderte der Connetable barſch.

„Nicht?" — Und bei dieſem Worte ruhte des Königs Blick forſchend auf dem Antlitze des Connetables, während ſein Mund die gleichgültigen Worte ſprach: „Wir hören, lieber Duchatel!"

Peter Duchatel begann auf dieſes Zeichen ſogleich ſeine Erzählung folgendermaßen:

„Es handelt ſich um die abſonderliche Art von Erfindung eines Edelmannes, ſeine Liebe einer Königin zu erklären, und wie dies ablief.

Am Hofe von Kaſtilien war ein Edelmann, ſo vollkommen an Schönheit und guter Beſchaffenheit, daß man in ganz Spanien ſeinesgleichen nicht finden konnte. Jedermann bewunderte ſeine Vorzüge und noch mehr die abſonderliche Faſſung derſelben. Denn man kannte nicht eine einzige Dame, die er geliebt oder ausgezeichnet hätte. Und doch waren an dem Hofe ſolche, vor denen Eis ſchmolz. Eliſor hieß jener Mann. Die Königin, eine Dame von großer Tugend, aber keineswegs von jener Flamme ausgenommen, die um ſo ärger brennt, je weniger ſie ſich zeigt, verwunderte ſich ſehr über Eliſor, und fragte ihn eines Tages, ob er wirklich ſo lieblos wäre, wie es den Anſchein habe.

‚Könntet Ihr,' erwiderte er hierauf, ‚mein Herz ſehen, wie Ihr meine Haltung ſehet, Ihr würdet mich nicht alſo fragen.'

Nun wünſchte ſie zu wiſſen, wie er das meine, und drängte ihn ſo lange, bis er geſtand, daß er allerdings eine Dame liebe, und zwar ſeines Erachtens die tugendhafteſte der ganzen Chriſtenheit. Aber alle Bitten und Befehle vermochten es nicht über ihn, daß er den Namen dieſer Dame

genannt hätte, so daß die Königin tat, als ob sie höchlich erzürnt sei gegen ihn, und ihm schwor, sie würde nie wieder mit ihm reden, wenn er den Namen ihr nicht verriete. Nun blieb ihm denn nichts übrig, als zu weichen, und er sagte nicht ohne Besorgnis: ‚Madame, wenn Ihr das erste nächste Mal auf die Jagd geht, werde ich sie Euch zeigen, und ich bin überzeugt, daß Ihr sie für die schönste und vollendetste Frau der Welt halten werdet.‘

Auf diese Antwort hin ging die Königin so bald als möglich auf die Jagd, und Elisor folgte ihr wie gewöhnlich. Er hatte sich einen großen Stahlspiegel machen lassen in Form eines Kürasses, schnallte ihn vor seine Brust und bedeckte ihn sorgfältig mit einem Mantel von schwarzem Fries, welcher äußerst reich verbrämt war mit Silber- und Goldtuch. Er ritt ein maurisch Pferd mit vergoldetem Geschirr, und zog alle Blicke auf sich, denn er ritt mit unglaublicher Geschicklichkeit. Nachdem er die Königin bis an die Jagdtücher geführt hatte, stieg er ab, um die Königin vom Pferde zu heben, und bei dieser Gelegenheit, da sie ihm die Arme entgegenstreckte, öffnete er seinen Mantel und sprach: ‚Madame, ich bitte Sie, hierher zu blicken!‘ Und ohne eine Antwort abzuwarten, hob er sie sanft auf die Erde.

Die Jagd wurde beendigt, und die Königin kehrte ins Schloß zurück, ohne daß sie etwas zu Elisor gesagt hätte. Aber nach dem Abendessen rief sie ihn und sprach, er sei der größte Lügner von der Welt, denn er hätte ihr ja nicht gezeigt, was er doch zu zeigen versprochen hätte. Deshalb werde sie künftighin gar nichts mehr von ihm halten.

Elisor, fürchtend, die Königin habe nicht verstanden, was er angedeutet, erwiderte fest, es habe an ihm nicht gefehlt, denn er habe ihr die Frau gezeigt, welche er am meisten liebe.

Die Königin spielte die Unverständige weiter, und er mußte sie fragen, was sie denn in dem Stahlspiegel erblickt

habe? — ‚Nichts als mich ſelbſt!‘ entgegnete die Königin. — ‚Nun, Madame, es wird nie ein ander Bild in meinem Herzen geben als das, welches Ihr auf meiner Bruſt geſehen habt, und dies Bild will ich lieben, verehren und anbeten, nicht wie eine Frau, ſondern wie Gott auf Erden, in deſſen Hände ich Leben und Tod befehle. Laßt meine große Neigung, die mein Leben war, ſolange ich ſie verborgen trug, nicht meinen Tod ſein, da ich ſie enthüllt.‘

Die Königin, ſei's um ſich zu verſtellen, ſei's um ihn zu prüfen, oder ſei's, daß ſie eben noch eine andere Neigung hegte, erwiderte hierauf mit einem Antlitz, welches weder erzürnt noch befriedigt ausſah, folgendes: ‚Eliſor, ich will nicht fragen, welche Torheit euch bewogen hat, eine ſo hohe und ſchwierige Zuverſicht zu faſſen — ich möchte nur wiſſen, wie lange Ihr dieſe Neigung ſchon in Euch tragt?‘

Eliſor durfte von ihrer ernſten und würdevollen Haltung nicht viel Gutes hoffen und ſagte ſchüchtern, daß ſchon von früher Jugend auf dieſe Liebe in ihm Wurzel geſchlagen habe, ohne ihm jedoch Schmerzen zu machen. Seit ſieben Jahren aber wäre es ihm, nicht eine Pein, ſondern eine Krankheit ſo reich an Genüge, daß er die Geneſung für den Tod erachten müßte.

‚Da dem alſo iſt‘, ſagte die Königin, ‚und Ihr ſchon eine ſo große Feſtigkeit bewieſen habt, ſo darf ich nicht leichtſinniger im Glauben ſein, als Ihr im Geſtändniſſe geweſen ſeid. Ich will alſo eine Wahrheitsprobe verſuchen, deren Ausgang keinen Zweifel übrig läßt, und nach beſtandener Probe werde ich Euch für den annehmen, für welchen Ihr Euch ſelbſt ausgebt. Finde ich Euch alſo ſo, wie Ihr ſagt, ſo werdet Ihr mich finden, wie Ihr begehrt.‘

Eliſor bat ſehr um die Beſtimmung dieſer Probe, denn es ſei ſeiner Liebe nichts zu ſchwer!

‚Alſo‘, ſprach ſie, ‚ſollt Ihr von morgen an dieſen Ort und dieſe Geſellſchaft verlaſſen und an einen abgelegenen

Ort gehen, der in keinerlei Verbindung ist mit meinem Aufenthaltsorte, so daß keines Nachricht von dem andern haben kann sieben Jahre lang. — Ihr habt an Euch schon die Probe von sieben Jahren gemacht, und wißt daher, daß Ihr mich liebt, wenn ich nun auch sieben Jahr zur Probe habe, dann werd' auch ich wissen, was ich zu wissen und zu glauben habe.'

Elisor, im Begriff, sich darein zu ergeben, setzte nur hinzu: ‚Aber Madame, welche Hoffnung gebt Ihr mir, mich nach Verlauf der sieben Jahre als treuen Diener anzuerkennen?'

‚Hier,' sagte die Königin, indem sie ihm einen Ring reichte, ‚brecht ihn entzwei, ich werde die eine Hälfte, Ihr die andere bewahren, damit — wenn etwa die lange Zeit mir Euer Antlitz aus dem Gedächtnis brächte — ich Euch an dieser Ringhälfte erkenne.'

Elisor zerbrach den Ring und schied mehr tot als lebendig, rüstete seine Abreise, verabschiedete all seine Leute und verschwand mit einem einzigen Diener dergestalt, daß niemand sieben Jahre lang eine Spur zu ihm wußte.

Sieben Jahre! Wer da liebt, mag ermessen, welch ein Zeitraum dies ist.

Und diese sieben Jahre waren mit der Minute um, da ging die Königin zur Messe, und es trat zu ihr ein Eremit mit einem großen Barte. Ihr die Hand küssend, überreichte er eine Bittschrift, die sie nicht augenblicklich näher betrachtete, gewohnt wie sie war, dergleichen täglich zahlreich entgegenzunehmen und daheim zu erledigen. Doch öffnete sie diese inmitten der Messe und fand darin die Hälfte des Elisorschen Ringes. Sie war sehr erstaunt und nicht minder erfreut, und ohne zu lesen, was in dem Briefe stand, befahl sie sogleich ihrem Almosenier, den Eremiten holen zu lassen. Der Almosenier suchte überall und überall, konnte aber nichts weiter ausfinden, als daß der Eremit weggeritten sei, es wisse niemand wohin.

Da es lange dauerte, eh' der Almoſenier dieſe unerwünſchte Gewißheit zu berichten hatte, ſo las die Königin unterdes, was neben der Ringhälfte geſchrieben ſtand, und dieſes klang denn folgenderweiſe:

Die Zeit hat wunderbare Kraft,
Sie hilft ſelbſt über Leidenſchaft;
Denn ſie nötigt zur Prüfung der Dinge,
Und zeigt, was halte und was ſpringe.
So prüft' ich mein Herz im innerſten Triebe,
Was der Grund wohl ſei von meiner Liebe,
Und mußte mir denn wohl bald bekennen,
Euere Schönheit ſei's, um's beim Namen zu nennen,
Schönheit, von Grauſamkeit nicht zu trennen!
Die Grauſamkeit aber ſei nicht böſe,
Denn ſie ſei's allein, die mich erlöſe:
Sie ließ mich die Schönheit nicht mehr ſehen,
Und ſo war's um die Macht der Schönheit geſchehen.

Für die Schönheit ſind auch der Jahre ſieben,
Noch nirgends ohne Nachteil geblieben;
Mir aber ſind ſie zuſtatten gekommen,
Sie haben mir alle Unruh genommen,
Und mich darüber aufgeklärt —:
Daß eine Frau, die ſich ſo wehrt,
Die ſo erprobet und verſchiebt,
Daß ſolche Frau, Madame, — nicht liebt.

Nach ſiebenjähr'ger Prüfungsfriſt
Denn alſo nichts zu ſagen iſt,
Als dies: Auf Nimmerwiederſehen,
Madame, 's iſt viel zuviel geſchehen,
Ob wir uns meiden oder ſehen,
Madame, auf Nimmerwiederſehen!

Dieſer Brief ward nicht ohne großen Tränenſtrom und großes Erſtaunen geleſen, dem ein unglaubliches Bedauern folgte, denn der Verluſt eines ſolchen Mannes ſchien ihr jetzt ſo außerordentlich groß, daß ſie ſich trotz ihrer Königskrone wie die ärmſte Frau des Reichs vorkam, weil ſie das

Beſte verloren habe, und verloren durch eigene Torheit. Sie legte tiefe Trauer an; kein Tal, keine Höhle, kein Buſch, kein Strauch blieb undurchſucht, um den Eremiten aufzufinden — es war umſonſt, und die ſchöne Königin hatte ihr Spiel verloren."

„Die Geſchichte ſpielt wohl in früher Zeit, Duchatel?" fragte der König.

„Wegen der ſieben Jahre," ſchalt Meiſter Clément ein, und der König lachte ſehr. „Clément, Clément," ſetzte er hinzu, „du wirſt alle Tage ſchlimmer, oder willſt du nur die böſen Zungen, welche dich ketzeriſcher Gedanken zeihen, Lügen ſtrafen?"

„Ich hoffe nicht," nahm die Herzogin Margaret das Wort, „ein Dichter wie Clément Marot werde die Möglichkeit einer dauernden Treue bezweifeln!"

„Aber, Margaret, ſieben Jahre! Und nicht in wachſender Jugendzeit, nein, in voller Fülle der Kraft und des Verlangens und mit der Erkenntnis, wenn der Termin verſtrichen, dann ſei auch unſere beſte Lebenskraft bereits im Abnehmen begriffen, nein, Schweſter, das iſt über die Ritterlichkeit hinaus, das iſt töricht. Papa Lascaris, was ſagte man in Griechenland und Rom zu ſolcher Liebe?"

„Dasſelbe, was du ſagſt, o König!" erwiderte hierauf der ſchneeweiße Alte, welcher noch ein Flüchtling vor den eindringenden Türken die Altertumskunde echt nach dem Abendlande gebracht, welcher Guillaume Budé, die Stütze derſelben in Frankreich, ſelbſt unterrichtet hatte, und welcher vom Könige Franz auf das Sorgfältigſte gepflegt und ausgezeichnet wurde. Um ſo ſorgfältiger hielt er dieſen griechiſchen Weiſen im Auge, ſeit ihm plötzlich vor einigen Jahren ſein geliebter Leonardo da Vinci einige Meilen unterhalb Blois an der Loire, bei Amboiſe zum Tode erkrankt, ja in ſeinen Armen verſchieden war. Dieſer Gedankengang erinnerte ihn an Budé, und er fragte eilig Bonnivet, ob dieſer ihm auch

Digitized by Google

vollständige Abwartung seiner Fußwunde auf Chateaubriant empfohlen habe.

„Das hab' ich zwar nicht, gnädiger König —"

„Du bist und bleibst doch der leichtsinnigste Mensch."

„Aber der wißbegierige und vorgebildete Geist der jungen Gräfin schien ihn so zu fesseln —"

„Also sie hat auch solchen Geist?"

„Sie unterhielt sich mit ihm wenigstens über eitel schwierige Dinge und fand kein Ende mit Fragen, so daß ich wohl begreife, wie dem einfachen bretonischen Grafen dabei Angst werden kann."

„Das klingt immer besser; wenn wir Zeit behalten, wollen wir morgen oder übermorgen ein paar Pferde dran setzen — ah, unsere Mutter, Margaret!"

Der König und dessen Schwester und mit ihnen die ganze Gesellschaft erhob sich, die Herzogin zu begrüßen, welche von einigen Pagen begleitet, heranschritt. König Franz umarmte sie, und Bourbon sah mit Entsetzen, daß sie, den König festhaltend, heftig, wenn auch leise in ihn hineinredete, und dabei wiederholt mit schießenden Blicken die Gestalt des Connetable aus der Gesellschaft herausſuchte. Es war ihm unzweifelhaft, daß der Höhepunkt der Gefahr vorhanden sei. Wirklich wandte sich auch König Franz jählings zu ihm mit der Frage:

„Und was meint Ihr, Connetable, zu sieben Jahren echter Treue?"

Der Connetable, nicht rasch von Gedanken, aber fest von Mute, antwortete nicht sogleich, sondern besann sich.

„Ich bin auch in dem Falle," fuhr der König fort, „jetzt nach sieben Jahren Rechnung abzuschließen mit meinen Getreuen oder — Nichtgetreuen."

„Königlicher Vetter," sprach langsam und deutlich Bourbon, „wenn das Verhältnis richtig begründet und von beiden Seiten gerecht behandelt ist, da dünken mir sieben Jahre

Treue nicht mehr zu sein als siebzig Jahre, und wo der Grund und die Gerechtigkeit fehlen, da ist der schwächere Teil nicht sieben Stunden sicher, und er lebt nicht mehr in Zuversicht, sondern ist bloßer Laune preisgegeben."

„Bravo, Vetter," sprach hastig Margaret, „Ihr kommt als gesunder Krieger unseren schwankenden Troubadours zu Hilfe. Setzen wir uns wieder, und Meister Clément, der darauf zu harren scheint, ergreife das Wort."

„Ohne Seitensprünge, Clément," rief der König, den der Anblick Marots immer zu erheitern schien, „laß eine deiner nichtswürdigen Geschichten heraus. Unmoralisch sind sie doch alle, sorge dafür, daß wir wenigstens lachen können, denn es ist schlechte Zeit."

„In der gascognischen Grafschaft Aleth" — begann Clément Marot mit großer Ernsthaftigkeit, „hatte einer namens Bornet eine anständige Frau geheiratet, und er liebte deren Ehre und guten Ruf, wie dies allen Ehemännern eigentümlich sein soll. Er selbst indessen wünschte sein Nebenvergnügen; ‚denn dafür bin ich der Mann,' pflegte er zu sagen, ‚mir steht mehr zu.' Dies Nebengelüst richtete er auf das Kammermädchen seiner Frau; aber dies war ein ordentliches Mädchen, und er war kein besonderer Held. Er hatte zum Beispiel den sehr schlimmen Fehler, daß er seinem Nachbar, der ein Schneider und sein vertrauter Freund war, alles erzählen mußte, was er vorhatte. Dies soll nie von Nutzen sein, und dieser Schneider und Freund war noch obenein jünger als er, und ließ sich von ihm versprechen, daß er ihm auch etwas von Liebkosung ablassen müsse, wenn er sich hinreichend an dem schönen Mädchen gelabt habe. ‚Das will ich wohl tun,' sprach Bornet, und sie gaben sich die Hand darauf. Aber das Mädchen blieb ganz anderer Meinung und ging zu ihrer Herrin und verriet ihr, wie sie von solchen unerlaubten Nachstellungen des Hausherren gepeinigt werde! Madame Bornet war sehr betreten und wünschte

ihren Gemahl zu heilen von solcher Verirrung. Sie sagte also zu dem Mädchen: ‚Du bist sehr brav, und es soll dein Schade nicht sein, aber mit der Gröblichkeit ersticken wir dergleichen nicht! Zeige dich jetzt von Tage zu Tage geneigter, und erlaube ihm endlich, nachts in dein Zimmer kommen zu dürfen. Aber sag mir genau, an welchem Tage du das getan, und mache aus, daß er nicht ein Wort sprechen dürfe, weil ich es hören könnte.‘ So tat das Mädchen, und der bestimmte Abend kam, und Bornet und sein Freund der Schneider waren der besten Dinge und taten sich gütlich. Die tugendhafte Hausfrau aber entließ, während die Männer zechten, das brave Mädchen aus der Hintertür, damit sie zu den Ihrigen aufs Land hinaus gehen könne, und erwartete ihren leichtsinnigen Gatten im Zimmer des Mädchens. Er kam denn auch, verhielt sich der Vorschrift gemäß ganz schweigsam, und schied inmitten der Nacht sehr glücklich von ihr, ohne ein Wort zu sagen. Er wußte, daß sein Freund, der Schneider, mit Ungeduld wartete, und ließ diesen ein. Die Frau war der Meinung, er kehre wieder, und widersetzte sich nicht, als ihr dieser beim Scheiden den Ring vom Finger streifte, auf den die Ehefrauen dortiger Gegend sehr viel halten, und woran sich mächtiger Aberglaube knüpft. Sie dachte, just mit dem Ringe will ich ihn morgen schön aufziehen, den Bösewicht!

Als Bornet seinen Freund, den Schneider, mit dem Ringe kommen sah, ging ihm ein schreckliches Licht auf, denn er hätte diesen Ring aus tausenden heraus erkannt, und er lief mit dem Kopfe gegen die Wand und schrie: ‚O, ich unglaublicher Esel!‘

‚Wie denn?‘ sagte sein Freund, der Schneider.

‚Was alle Welt wie den höchsten Schatz behütet, das hab’ ich selbst — nein, es gibt keinen dümmern Menschen auf Erden!‘

‚Aber wie denn, Bornet?‘

‚Wie denn! Wie denn! Gib her den Ring und pack dich zum Teufel!‘“

„Hör' auf, Clément,“ rief unter ſchallendem Gelächter ſämtlicher Männer König Franz, „du verdirbſt die Jugend — was iſt?“

„Ein Kurier aus Italien“, berichtete ein Sekretär und überreichte dabei das Paket, „iſt ſoeben mit Depeſchen angekommen, die als ſehr dringend bezeichnet ſind!“

Der König riß ſie haſtig auf, und als er einige Zeilen davon geleſen hatte, ſtieß er einen unartikulierten Ruf aus und ſtampfte mit dem Fuße, ſo ſchmerzlich wie grimmig ausrufend: „O Lautrec! Lautrec!“

„So rief Auguſtus: ‚Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder!‘“ flüſterte Marot zu Duchatel.

Der König, auch für ſich künſtleriſch mächtigen Sinnes und wohl imſtande ſich zuſammenzuhalten, hatte die Worte gehört, und blickte auf Marot, halb zerſtreut, halb im fortgärenden Grimme über die Nachricht, ſo daß dem vorlauten Dichter übel zumute wurde.

„Was iſt, mein Sohn?“ rief die Herzogin von Angoulême.

„Was iſt? Italien iſt verloren, weil Lautrec keine Unterſtützungen geworden ſind; die Aufgabe meines Lebens iſt geſcheitert. Wehe dem, der kein gut Gewiſſen und Lautrec im Stich gelaſſen hat, ich werde ein unerbittlich Gericht halten und niemand ſchonen, träfe die Strafe auch meine eigene Mutter!“

Die Herzogin Louiſe erbebte ſichtlich und wollte ſprechen, der König machte aber eine ſo entſcheidende Bewegung, daß alles ſich auf der Stelle entfernte und er allein blieb an dem zu luſtiger Rede erleuchteten und geſchmückten Orte.

„Connetable von Frankreich!“ rief er plötzlich, und dieſer, welcher ſich eilig in der beſtürzten Menge fortdrängte, war genötigt, zurückzukehren.

Der einen halben Kopf höher gewachsene König stand mit untergeschlagenen Armen mehrere Minuten stumm vor dem der Anrede gewärtigen Kriegsmanne und begann endlich mit langsamer Betonung folgende Worte:

„Connetable, es liegen die übelsten Zeugnisse gegen Euch vor — Ihr steht mit Kaiser Karl in Verbindung."

Der Connetable schwieg.

„So sagen die Zeugnisse. Als Connetable des Reiches, als Prinz des königlichen Hauses hättet Ihr damit Ehre, Land und Leben verwirkt. Ihr tut nicht wohl, darauf zu antworten, denn ich hoffe, Ihr könnt nicht lügen."

„Königlicher Herr."

„Lassen wir das! Ihr seid übel behandelt worden, Ihr seid gereizt worden, man hat gefehlt auch von königlicher Seite. Wir wollen einen Schleier werfen über die letzten Monate und Schritte, wir wollen beide gut machen, was wir schlimm gemacht, die Ehre und Größe Frankreichs ist in Gefahr, sei ein würdiger Bourbon und zieh das Schwert des Connetables, um es nicht eher wieder einzustecken, bis wir am Po unsere siegreichen Lilien aufgepflanzt haben. Sammle deine Truppen und erwarte mich mit ihnen in Lyon. Bist du bereit?"

„Zu Eurem Dienst, mein König!"

Der König reichte ihm die Hand, und sie gingen nach dem Schlosse, welches Bourbon fünf Minuten darauf mit seinem Gefolge verließ.

5.

Diese Versöhnung war bereits nicht mehr möglich gewesen: Bourbon fand auf seinem Schlosse Chantelle schon zum zweiten Male den deutschen Grafen Reuß mit Vollmacht, die gereiften Unterhandlungen zu einem festen Vertrage abzuschließen. Er verließ sich nicht auf die großmütigen

Wallungen seines Königs, er hatte zu tief hineingesehen in den bösen Willen der Valois und glaubte einer dauernden sichern Existenz im Bunde mit ihnen nicht mehr versichert sein zu dürfen, er schloß den Vertrag mit dem Grafen Reuß. Darin versprach er, im Bourbonnais, in der Auvergne, in der Marche, im Forez, Beaujolais, den Domänen, welche ihm der König bestritt, und in allen Provinzen, in welche er reichen könne, Vorbereitungen zum Kriege gegen den König zu treffen, während eine spanische Armee nach der Gascogne und dem Languedoc, eine englische und niederländische nach der Picardie, eine deutsche nach Burgund dringen sollte. Die bourbonischen Domänen sollten mit dem Lyonnais, Dauphiné und der Provence zu einem Königreiche für ihn errichtet, und das übrige Frankreich sollte geteilt werden zwischen Kaiser Karl und König Heinrich VIII. von England, welchem der Titel eines Königs von Frankreich zufiele.

Franz hatte schon in Blois einige vage Andeutungen von diesem gefährlichen Pakt gehabt, und seine Mutter hatte ihm an jenem Abende mitgeteilt, daß der Großseneschal der Normandie, Herr von Brezé ihr geschrieben, zwei Seigneurs hätten in der Beichte ausgesagt, ein wichtiger Mann von königlichem Blute habe sie angeworben gegen den jetzigen Bestand des Staates. Aber Franz hielt es seinem Naturell gemäß für besser, dergleichen durch ritterliches Vertrauen im Keime selbst zu ersticken, und hatte vor seiner Abreise nach Lyon nur den Befehl hinterlassen, jene Seigneurs zu fangen und an seine Mutter zu senden. Er selbst aber ging mit gutem Geleite nach dem Bourbonnais und überraschte den Connetable in Moulins. Hier wiederholte sich die Szene von Blois, nur mit dem Unterschiede, daß der König freier mit der Sprache herausging, und ihm für den Fall des Unrechts Verzeihung und, der Prozeß möge vom Parlamente entschieden werden wie er wolle, das sichere Eigentum der

bourboniſchen Herrſchaft zuſicherte. Es war zu ſpät; Bourbon konnte nicht mehr zurück, und konnte auch verſichert ſein, daß kein Verſprechen im voraus ihn vor ärgſter Strafe des Königs retten könne, wenn der Vertrag ſelbſt jemals aufgedeckt würde. Er tat alſo ſeinem harten Charakter alle mögliche Gewalt an, ſich eingehend zu beweiſen, geſtand, daß ihn der Kaiſer geſucht habe, daß er aber auf nichts eingegangen ſei, entſchuldigte ſich mit augenblicklichem Unwohlſein, welches allein ihn hindere, auf der Stelle mit dem Könige nach Lyon aufzubrechen, verſicherte aber, in einigen Tagen bei ihm einzutreffen in Lyon. So ſchieden ſie. Der König ließ einen Edelmann zur Aufſicht und zum Antreiben zurück, und Bourbon machte ſich wirklich langſam auf den Weg. In la Paliſſe aber riß er das Netz, und kehrte ſtracks über den Allier zurück nach ſeinem Schloß Chantelle, dem Könige ſagen laſſend: er werde ihm dienen bis an den Tod, wenn er flugs ihm die bourboniſchen Domänen wiedergebe und den Prozeß niederſchlage.

Es war die höchſte Zeit für ihn geweſen; eben hatten die Boten der Herzogin Louiſe und des Kanzlers Duprat dem Könige die ausführlichen Geſtändniſſe jener Seigneurs Matignon und Argouges, welche in Blois auf Leib und Leben verhört worden waren, nach Lyon gebracht, und der König ließ bereits Truppen gegen Bourbon marſchieren, eh' deſſen Brief von Chantelle nach Lyon kam. Der Connetable war im Handumkehren daran, auf ſeinem Schloſſe belagert zu werden, mußte über Hals über Kopf ſeine Anhänger entlaſſen und nach entfernten Rendezvousplätzen verteilen, und ſelbſt mit einem Begleiter, dem Seigneur von Pomperant, und zwar als deſſen Diener, hinauf in die Berge der Auvergne entfliehen, um ſpäter unter tauſendfacher Gefahr wieder zurück über den Rhone durchs Dauphiné nach Savoyen zu entweichen.

War nun auch vor dem Anſehen und der Nähe königlicher Macht dieſer furchtbar angelegte Aufruhr wunderbar ſchnell unmächtig geworden, ſo war doch dies Gelingen damals nicht ſogleich zu überſehen, und die ſcheinbar noch unſichere Lage nötigte den König, vom perſönlichen Zuge nach Italien abzuſtehen. Von außen ferner hatte der angelegte Aufruhr rings herum die drohendſten Wetterwolken für Frankreich zuſammengezogen, und kein Menſch mochte damals beſtimmen, bis zu welchem Grade dies ohne Schaden für das Königreich abzuwenden ſein werde. Eins aber bekümmerte König Franz über alles: die Untreue und der Verrat des mächtigſten Pairs der Krone, des Vetters, des Waffenbruders, des ſchlichten Mannes, der ſchon inmitten des Truges ihm Anhänglichkeit geheuchelt! Dieſer ſchreiende Widerſpruch gegen die Wiedergeburt einer Ritterswelt, wie ſie Leben und Seele des Königs beſchäftigte, dieſe Felonie beſtürzte ihn außerordentlich. Er war kein ſo zergliedernder Denker, daß er ſich jemals das ihm ſelbſt inwohnende moderne Element, das Element des Wechſelluſtigen, in allen möglichen Folgerungen vorgeſtellt hätte; dies würde ihm die Idee ſeiner eigenen ganzen Lebensexiſtenz ſehr erſchwert, dieſen vorliegenden Fall aber ſehr erleichtert haben.

Ohne dieſe Überſicht zu gewinnen, war er melancholiſch nach Blois zurückgekommen, und hatte ſich gegen Gewohnheit allein in ſein Gemach zurückgezogen. Der Diener hielt ihn für krank, und da ihm der Septemberabend ohnedies ein wenig kühl vorkam, ſo machte er ein knatternd Feuer in dem Kamine, welcher nach damaliger Sitte eine große, den Eintritt geſtattende Niſche des Zimmers bildete. Der König ſaß lange einſam im Schimmer dieſer Flamme und ſtarrte trübſinnig hinein. — Als endlich der Diener fragte, ob der König zur Abendtafel größere oder kleinere oder gar keine Geſellſchaft befehle, fragte nach einigem Beſinnen der König zurück: „Wer iſt hier in Blois von meinen gelehrten

Herren? Iſt Kanzler Budé gekommen und noch nicht nach Paris?“

„Zu Befehl, Majeſtät, er iſt heut gekommen und noch hier.“

„Ah, ſchön. Alſo er — wer iſt ſonſt noch da?“

„Se. Hochwürden der Herr Biſchof von Tulle und Macon, Herr Pierre Duchatel, der mit Ew. Majeſtät zurückgekommen.“

„Natürlich!“

„Herr Jean Juſte, der Skulpteur, und Herr Jean Couſin, der Maler, die morgen nach Paris gehen und zuſammen mit Herrn Primatice reiſen wollten, der nach Fontainebleau will.“

„Primatice iſt noch da? Schön! Und —“

„Herr Lascaris, Herr Marot —“

„Marot laß weg, bin heute nicht luſtig, doch nein, warum nicht! Und vorher beſtelle mir den Kanzler des Parlaments, Herrn Duprat hierher!“

Sowie er dies geſagt, nahm er Papiere, welche auf dem Tiſche lagen, und ging ſie ſorgfältig durch. Es war eigentümlich an ihm, daß er eine große Kunſt des Überblicks in allen Geſchäften hatte, und daß er ſich ununterbrochen beſchäftigt hielt, wenn auch keineswegs immer mit Staatsangelegenheiten. Langeweile kannte er nicht; etwas lernen, oder etwas tun, oder etwas genießen zu jeder Stunde, war ihm Bedürfnis, deshalb waren immer Künſtler und Gelehrte um ihn, er mochte treiben, was er wollte, und wenn er auf der Jagd umherritt. Man ritt doch hie und da langſam, und da knüpfte er ein Geſpräch an, oder es gab einen Halt, da wurde es verbreitet und erſchöpft. Und gar beim Mahle! Das würzten ihm ſeine Gelehrten, wie er ſie kurzweg alle nannte. Er verbrauchte deren außerordentlich viele, weil er jeden neuen ſo lange ausfragte und gleichſam preßte, bis er nichts mehr von ihm zu gewinnen glaubte. In dieſem

Betrachte hielt er Duchatel ſehr hoch, den er lange Zeit als Vorleſer benutzte und von dem er zu ſagen pflegte, es ſei der einzige, deſſen Wiſſen er nicht in zwei Jahren erſchöpft habe. — Allerdings verwendete er auch gar viel Zeit auf ſeine Neigungen, aber dieſe Zeit hielt er am allerwenigſten für verloren. „Leb' ich nicht dann erſt ganz, wenn ich genieße!“ rief er aus; „alles übrige hilft mir dazu, je mehr ich kenne, je mehr ich weiß, deſto mehr hab' ich Anknüpfung und Mittel zum Genuſſe, deſto eher erhalte ich mir die Geſundheit an Leib und Seele, dies unerläßliche erſte Bedürfnis zum Genuſſe.“ — Bei alle dem war der Verkehr mit ihm nicht leicht, weil er raſches oder doch charaktervolles Eingehen auf ſeine Anregungen heiſchte und ſchwankende Unſicherheit oder Halbwahrheit gröblich beiſeite ſtieß, und weil er Richtungen, die ſeinem Geſchmacke abſeits lagen, leicht mit gleichgültiger Geringſchätzung behandelte. In ſolcher Gefahr, welche Duchatel immer abzuwenden ſuchte, war von den obengenannten Jean Couſin, ein ſehr mannigfaltiger Künſtler, in Mannigfaltigkeit der einzige Franzoſe, welcher dem genialen Italiener Primatice die Wage zu halten begann, denn er war wie dieſer Maler, Baumeiſter und Geometer in einer Perſon, und nur die Skulptur und den feineren Geſchmack hatte der Fremde vor ihm voraus. Couſin, der von der Glas- zur Ölmalerei überging, war von überkräftigen Vorſtellungen im Geiſte Michelangelos, und dies Ungeheuerliche war dem Sinne Königs, der Raffael turmhoch über alles ſtellte, nicht genehm. „Der Menſch iſt das größte Kunſtwerk, Jean,“ ſagte er öfters zu ihm, „verlaß nicht deſſen Ausdehnungen und Kreiſe.“ Couſin malte bei den Minimen in Vincennes das Jüngſte Gericht, und beſchwerte ſich, daß ihn der König ſeltener als andere beſuche. „Warum malſt du Höllenfratzen, die mir die Phantaſie verunreinigen ſtatt zu läutern!“ erwiderte er ihm darauf.

Ungefähr ſoviel Zeit, als dieſe Worte einnehmen, mochte

vergangen ſein, da trat Duprat unter tiefer Verbeugung ins Zimmer. Der König ſah auf und las dann weiter, bis die Schrift ganz zu Ende war.

„Deine Darſtellung der Verſchwörung, Duprat, iſt ſehr klar gefaßt, und deine Maßregeln, dich ihrer zu bemächtigen, ſind ſehr geſchickt geweſen. Ich danke dir. 's iſt abſcheulich, daß ſo tiefe Nichtswürdigkeit möglich iſt, und unſere Zeit und Tätigkeit in Anſpruch nimmt. Um ſo weniger Umſtände will ich damit machen, es muß den Seigneurs dergleichen auf ewige Zeit verleidet werden. Die ſolcher Felonie überführt ſind, ſollen ſchmählichen Todes ſterben. Du haſt ihrer hier in Blois?"

„Zu Befehl, Majeſtät, und ich müßte untertänigſt bemerken, daß ich zweien, die ich als Werkzeuge der Entdeckung benutzt, denen von Matignon und von Argouges des Königs Gnade verſprechen mußte, um ſie redſelig zu machen."

„Das Verſprechen iſt deine Sache, die Gnade oder Ungnade iſt mein. Wer iſt der dritte?"

„Jean von Poitiers, dem nichts verſprochen iſt. Eure Majeſtät wiſſen, daß ich nicht weich und milde bin, aber es iſt wegen der Zukunft."

„Man wird in Zukunft nicht mehr dergleichen wagen, wenn man die raſchen bittern Folgen einmal geſehen."

„Und täten Ew. Majeſtät nicht beſſer, um aller Verantwortung bar zu ſein, Verhandlung und Urteil, wie es der Sache angemeſſen iſt und vom Lande erwartet wird, dem Parlamente zu überweiſen."

„Damit ſie verſchleppt werde ins Nachdruckloſe, denn dies Parlament hat mir bis jetzt nur Hinderniſſe bereitet, und man muß das Land daran gewöhnen, daß der König entſcheidet und nicht das Parlament."

„Ew. Majeſtät entſchieden denn am Ende doch über Leben und Tod, auch nachdem das Parlament geſprochen, und ich möchte vorausſagen, daß das Parlament in dieſem

Falle nicht wie in manchem andern hinter den Wünſchen des Königs zurückbleiben wird; denn in dieſem Falle haben wir, Eurer Majeſtät ergebene Leiter desſelben, feſteren Boden als in anderer Frage, hier iſt der Hochverrat offenbar."

„Ich brauche die Wirkung raſch!"

„Ich werde den Spruch nach Kräften beeilen, und das Vertrauen, welches wir hier dem Parlamente gewähren, trägt uns bei anderer Gelegenheit Früchte."

„Sind die Großſeigneurs der Normandie und Bretagne hierher beſchieden, wie ich von Lyon aus befohlen?"

„Sie ſind großenteils bereits angekommen. Mögen Ew. Majeſtät eine Form finden für die Remonſtranz, welche Sie ihnen zugedacht um der wenigen Schuldigen, die bis jetzt aus dieſen Provinzen entdeckt worden ſind."

„Sei unbekümmert um die Form, was der König tut, iſt Form. Auf morgen!"

Hiermit war der Kanzler entlaſſen. Es gelang dieſem Manne nie, und doch war es die raſtloſe Abſicht desſelben, mit dem Könige auf vertraulichen Fuß und Ton zu kommen: er tat alles für ihn, drehte und peinigte Recht und Form ihm zu Gefallen und ward allerdings dafür von der Herzogin Louiſe in allen Dingen gefördert, aber vom Könige unwandelbar behandelt wie ein Mitglied jener verhaßten Oppoſition im Parlamente, welche dem deſpotiſchen Gelüſte des Königs bald hier, bald dort entgegentrat. Ein ſolcher Parlamentsrat war er nun gar nicht, das konnte der König ſehr gut wiſſen, aber der König wollte es vielleicht nicht wiſſen und wollte wahrſcheinlich einem Manne nicht dankbar ſein, den er innerlich verachtete. Franz ſchätzte den Unabhängigkeits- und Rechtsſinn an anderen wenig, er dachte ſich überhaupt nicht in andere, er war gleichgültiger Egoiſt, aber wer ihm zu allem feil diente, den behandelte er eiskalt, und für all ſolche und ähnliche Verhältniſſe hatte er eine demütigende Herrenmanier des Betragens. Wie er denn überhaupt, eben weil er ſo

gleichgültig egoistisch und eine prächtige äußere Erscheinung war, durch stolze Majestät den Franzosen imponierte, wie nie vorher ein König, und wie nach ihm nur Ludwig XIV., dessen imponierende Majestät aber viel mehr ein Ergebnis von Grundsätzen als wie bei Franz die Frucht eines rücksichtslosen Naturells war.

„Holla!“ rief plötzlich der König noch hinterdrein, als der Kanzler schon aus der Tür geschritten, „Herr Kanzler! Die Seigneurs der Bretagne und Normandie sollen sich augenblicks in der Kirche versammeln und meines Befehls harren! Es kann ihnen zur Vorbereitung eine Messe gelesen werden!“

Und auf einen Wink öffnete der Diener eine zweite Tür, welche in den neu gebauten Flügel des Schlosses führte und einen quadratförmigen, hell erleuchteten Saal zeigte, in dessen Mitte eine gedeckte Tafel stand, und in welchem die geladenen Gelehrten und Künstler umhergingen. Der König trat ein und grüßte ohne sie anzusehen mit der Hand, seine Augen gingen prüfend an den Wänden und an der Decke umher, deren Farben und Schmuck ganz neu und Gegenstand seiner Prüfung waren.

„Ist Primatice da?“ fragte er, ohne den Augen eine andere Richtung zu geben.

„Zu Befehl, Majestät,“ sagte ein wohlgebauter Mann von edlem, schönbärtigem Antlitze und trat zum Könige.

Immer noch in den Anblick der Wände versunken reichte er ihm die Hand und sagte leuchtenden Antlitzes: „Du hast das wieder sehr schön gemacht, Meister! Weißt du, daß die Narren sagen, wir trieben unsere Künste unchristlich sinnlich? Die Sirenen und Fanne in Simsen und Verzierungen seien allzu heidnisch!“

„Aber die Kunst“, sprach Primatice in gebrochenem Französisch, „ist ja Gott in sinnlichen Formen!“

„Nicht wahr? Gott erhalte uns scharfe Sinne!“

„Daß wir uns wieder den volleren Formen eines fleiſchigen Körpers zugewendet in Bild und Bau, daß wir die langgereckten ſchmalen Linien, die mageren Kreuzesecken des Mittelalters verlaſſen, dies bildet ja eben ſeit Brunelleschi das Weſen unſerer Renaiſſance, und Eure Majeſtät werden aus dem Plane Bramantes von Urbino zur neuen Peterskirche erſehen haben, daß es ſich in dieſer außerordentlichen Kompoſition überall um volle Rundungen, um heidniſche Fleiſchesform handelt: die Kuppel des griechiſchen Pantheon ſoll das Ganze krönen.“

„Ich möchte das Werk beendigt ſehen, Primatice! Aber es ſchwebt mir eine andere Miſchung der Stile vor, die mich noch mehr intereſſiert. Du magſt mich morgen früh hinüber begleiten nach der Sologne in den Wald von Chambord, da liegt von den alten bleſiſchen Grafen ein dürftig gotiſches Schlößlein am Saum eines unabſehbaren Eichenwaldes. Vom ſchmutzigen Turme desſelben ſah ich zuweilen hinaus in das grüne Waldmeer, es gibt nichts Schöneres, Primatice, als meilenweit über lauter Baumkronen, über die ſchwarzgrüne See von ſchwerer Samtmaſſe zu blicken! Dorthin wollen wir ein Schloß bauen mit ſchlanken mauriſchen Zinnen, mit breiten, fleiſchigen Flächen und armrunden Schwingungen des wohltuenden Geſchmacks, mit lockend aufſteigenden, offen gehaltenen Turmtreppen — noch weiter, noch freier, Meiſter, als die, welche du mir hier angelegt haſt! — mit ſüdlichem Dache zum Luſtwandeln, zum Waldgenuſſe hoch in der Luft; laß deine Phantaſie kreiſen, Meiſter, und zeig mir morgen einen Entwurf! — Sieh da, Guillaume, da biſt du ja! Iſt dein Fuß heil und deine ſchöne Wirtin mit dir in Blois?“

„Mein Fuß iſt heil,“ antwortete Budé, und folgte dem Könige in eine Fenſtervertiefung, „aber meine ſchöne Wirtin iſt in der Bretagne geblieben.“

„Pfui doch! Iſt Chateaubriant hier?“

„Ja, Euerem Aufrufe an die Barone gemäß; aber er hütet die Gattin vor aller Blicken wie einen Juwel, und er hat recht, sie ist ein Juwel.“

„Den ich sehen will, foi de gentilhomme! Mich dürstet nach dem Anblicke eines schönen Weibes wie den Hirsch an dürrem Tage nach einer frischen Quelle. Wir wollen in der Nacht aufbrechen und die schöne Schloßherrin überraschen.“

„Tut das nicht, königlicher Herr! Laßt die Zeit bilden, vielleicht bildet sie ein edles, dauerndes Verhältnis. Aber reißt nicht dies schöne und edle Geschöpf in wilde Kreise!“

„Ich sehe, du hast deine theologischen Aufträge für England noch im Kopfe! Du bist zu gewissenhaft, Budé, das hast du in Rom erfahren, als du dich jahrelang wegen des Konkordats von den heiligen Leuten täuschen ließest!“

„Besser getäuscht als täuschend mit dem Edelsten! Meine Nachforschungen in England, königlicher Herr, haben übrigens dahin geführt, daß über den Gang des Kirchenlebens, das täglich verworrener wird, keine Gemeinschaft mit König Heinrich zu finden sein dürfte. Es sind unlautere Elemente in ihm: die Päpste möchte er wohl allenfalls los sein, aber die Kirche will er nicht bessern. Und in unseren Schul- und Lehrplänen sind wir ihm voraus, haltet nur fest, Herr, an unseren neuen Einrichtungen in Paris, so wollen wir die Wissenschaft wohl aufbringen. Schafft mir nur die Mittel, noch zehn Lehrer zu besolden.“

„Die Mittel, die Mittel! Ich habe selbst kein Geld, und alles hat sich bedrohlich und neue Summen in Anspruch nehmend verändert. Deshalb jagte ich Euch Boten nach der Bretagne entgegen, weil die Pläne, um derentwillen ich Euch nach England geschickt, über Nacht veraltet waren. Raten und helfen sollt Ihr! Du magst morgen nach Tours hinabgehen und prüfen, ob es ohne allzu großen Skandal möglich ist, das silberne Gitter vom Grabmale des heiligen Martin wegzunehmen. Ludwig XI. verstand sich auf Politik und

nicht auf Kunſt, und du mußt den Leuten von Tours begreiflich machen, daß ein ſchönes Gitter für ihren Heiligen nötig und in Arbeit ſei — Jean Juſte, reite morgen früh mit dem Kanzler nach Tours, vermiß das Grabmal des heiligen Martin und entwirf mir eine Skizze, wie ein Geländer von gutem Marmor anzubringen ſei! — Komm mit hinaus, Guillaume, ich habe noch anderes mit dir zu beraten."

Er nahm ihn an der Hand und führte ihn ins Freie an den Abhang, der nach der Loire hinabſieht. Die Diener waren hierdurch genötigt, die Speiſen wieder abzutragen, damit ſie nicht kalt würden; ſie waren's am Könige gewohnt, daß er keine Stunde, nicht die eigen befohlene, hielt, und wehe ihnen doch, wenn dann die Speiſen weniger gut und friſch erſchienen. Er war ein gar ſchwer zu befriedigender Herr. Und nicht etwa weil heute nur Gelehrte und Künſtler des Mahles harrten, zeigte er ſich darin ſo gleichgültig, o nein, alle Großen des Reiches mochten geladen ſein und vor Hunger und Harren vergehen, er nahm darauf keine Rückſicht, wenn ihn zur feſtgeſetzten Stunde irgend etwas anderes intereſſierte. Drang der Geſchäfte war es ſelten, war es eigentlich nie, was ihn dazu vermochte; auch die Geſchäfte ließ er warten, ſchob er beiſeite, wenn ſeinem Sinne ein Reiz entgegentrat. Noch weniger war es Abſicht, den Herrn zu ſpielen, die ihn zur Rückſichtsloſigkeit jeder Art bewogen hätte, nein, immer und überall war es der fragloſe Egoismus ſeines Weſens, dem nur eben lebendig anzugehören, was ihn eben am lebendigſten ergriff. So verzögerte er oft hundert Menſchen und hunderterlei Anſtalt um eine Stunde, damit er ein Geſpräch, welches ihn ſpannte, zu Ende brächte.

Es war eine finſtere Nacht, und der Wind ſtrich hohl aber warm das Loiretal herauf. Der König ſetzte ſich auf einen Bauſtein und ſchwieg lange. — „Ich halte dir's hoch, Guillaume, daß du der Königin Claude ſtets das Wort redeteſt, wenn ich haſtig war. Jetzt fehlt ſie mir mit ihrem ſtillen,

richtigen Maße und ihrem beschwichtigenden sanften Auge. Sie konnte schöner sein, wie oft hab' ich's bitterlich ausgesprochen; aber sie liebte mich fest und war stets lieb, ich mochte kommen, wann ich wollte, ich mochte sein, wie ich wollte. Ich spreche von ihr wie von einer toten Frau, Budé, denn die Ärzte sehen täglich ihrer Auflösung entgegen, sie soll kaum noch einem menschlichen Wesen ähnlich sehen. — Ich bedarf wieder eines Weibes. Eines Weibes, das mich gewähren läßt und doch mich liebt. — Und jetzt ist doch dies Frankreich wie ausgestorben, ich begegne keinem schönen Geschöpfe mehr. Mein Gott, wenn ich an meinen Aufenthalt und mein Zusammensein mit dem Papste in Bologna denke nach der Marignanoschlacht, in welchem Überflusse schwelgte ich da! Es war, als ob ich nicht Augen und Hände genug hätte, die Schönheitsblumen, welche die Erde bot, zu pflücken!"

„Ihr wart mehr denn sieben Jahre jünger, mein König!"

„Sage nicht, daß es dies allein war, die Schönheit ist in Frankreich dünne gesät, und schon deshalb wäre ich gern wieder nach Italien gezogen, und verwünsche diesen Connetable, dessen Umtriebe mich hier festbannen, und ihr alle wollt nun einen seltenen Schatz in der jungen Foix entdeckt haben, und wollt ihn mir verschließen, was habt ihr?"

„Wie glücklich wäre ich, mein König, könnte ich Brautführer sein für diese liebliche Françoise, könnt ich sie für die Dauer des Lebens meinem Könige entgegenbringen! Ach, es hat mich dieser Gedanke auf Chateaubriant fortwährend beschäftigt, denn nie ist mir noch ein Naturell begegnet, welches dergestalt wie für Euer Wesen angelegt und ausgebildet worden wäre: heiter und doch innig, schwärmerisch und doch witzig, talentvoll in allem, was ihre Hand berührt, was ihre Seele nur einen Augenblick aufnimmt, sinnvoll für alles Gedanken-, für alles Formenleben, und schön wie ein Engel. —"

„Budé, höre auf, dies Weib muß mein ſein, ſo wahr die Loire zu ihr hinabfließt nach der Bretagne!“

„Ich würde der Stunde fluchen, in welcher ich Euch alſo von ihr geſprochen, wenn Ihr nach ihr trachtetet in leichter, galanter Weiſe!“

„Und kann ich nicht ernſthaft nach ihr trachten? Bin ich nicht heut oder morgen Witwer? Wird nicht der Papſt um ein Wort ein Weib für mich ſcheiden?“

„Mein König!“

„Ich heirate nicht mehr aus Politik, ſeit die politiſche Heirat mich auf den Thron gebracht.“

„O mein König, könnte es jemals alſo werden zwiſchen Euch und ihr! Ach nein, Ihr ſeid ein zu raſcher, viel verbrauchender Herr, Ihr ſeid nicht zu feſſeln, Ihr ſeid nicht —“

„Nun, was bin ich nicht?“

„Nicht treu!“

„Budé, du wirſt dreiſt.“

„Das werd' ich, mein Gebieter, ich weiß es.“

„Und du irrſt dich! Iſt nicht Treue der Mittelpunkt alles Rittertums, und bin ich nicht ein Ritter von ganzem Herzen?“

„Das ſeid Ihr, Herr!“

„Alſo! — Gehen wir näher auf die Sache ein, es iſt mir hoher Ernſt, und ich will ſie ſehen, ſo wahr ich ein Ritter bin. Den Grafen Chateaubriant liebt ſie ſchwerlich.“

„Nein, ſie ward, ein noch nicht fünfzehnjährig Mädchen, dem verlebten wüſten Grafen zugeführt; doch ſie iſt ihm ſtrenge Gattin.“

„Wie bewegen wir ihn, ſie daher nach Blois zu rufen?“

„Das bedürfte wunderbarer Künſte. Er verſieht ſich ſchlimmer und frecher Maßregeln von Bonnivet, und hat ſie unter ſtrenger Hut zurückgelaſſen und unter dem abſonderlichen Gebote, das Schloß nur zu verlaſſen, wenn er ihr das verabredete Zeichen ſendete.“

„Was ist das für ein Zeichen?“

„Es ist die Hälfte eines Ringes, der zur andern Hälfte, welche er ihr gegeben, ganz genau passen muß.“

„Er führt also die eine Hälfte bei sich! Wenn man sie nur auf vierundzwanzig Stunden haben könnte, meine Künstler sollten sie schon zustande bringen — genug davon, ich werde hungrig, komm zur Tafel, Guillaume.“

„Die Kirche drüben ist ja erleuchtet, königlicher Herr!“

Der König lachte und rief: „Fast hätt' ich's vergessen, die Normänner und Bretonen beten dort, bis ich komme, unser Ringherr ist darunter, was ist?“

Die letzte Frage galt einem ihm auf der Schwelle des Schlosses entgegentretenden Edelmann des Hofhaltes, der zu berichten hatte, die Messe drüben wäre lang' zu Ende, und die Seigneurs —

„Die Seigneurs werden warten, bis ich gespeist habe!“

Und in den Saal der Garden tretend schwenkte er die Hand, und die Trompeten bliesen schmetternd das Signal, der König setzte sich zur Tafel, und die Diener flogen, als habe der Blitz ins Haus geschlagen.

4.

Gleich bei Beginn der Tafel war Bonnivet, der geübteste Mann in galanten Unternehmungen, vom Könige, welcher Budés Worte trotz alles Gegenscheins nicht einen Moment aus den Augen verloren, unterrichtet, um welche Aufgabe es sich handle; und die Diener griffen noch nicht an den Anhub des ersten Ganges, da war Bonnivets Diener schon auf dem Wege, der schwierigen Aufgabe nahezutreten. Dieser Diener, namens Florio, war eine Eroberung, welche sich Bonnivet aus dem Kriege in Italien mit heimgebracht hatte. Italien war damals, was heute Frankreich ist: das raffinierte Leben war dort unvergleichlich weiter ausgebildet als in einem Lande

Europas, die Anſtelligkeit der Italiener zur Intrige war und iſt die größte, und Florio, aus Rom ſtammend, war einer der abgefeimteſten Italiener. Die innerlichen Fragen, welche die europäiſche Welt bewegten, waren ihm, vom Mittelpunkte der damaligen Welt her, oberflächlich geläufig, und in der Wahl der Mittel war er durchaus nicht blöde. Er hatte einem Prälaten gedient, und in welchen Gedankenkreiſen ſich damals die hohe Geiſtlichkeit bewegte, mag daraus erſichtlich werden, daß die Päpſte ſchon vor zehn Jahren auf einem Laterankonzilium für nötig befunden hatten, die „ketzeriſche Lehre von Sterblichkeit der Seele“ zu bekämpfen. Der Platonismus, der frühere Schöpfer ſo mancher intereſſanten logiſchen Schwärmerei, war bereits ganz aus dem Trachten der Geiſtlichkeit verdrängt, und hatte ſkeptiſchen und epikureiſchen Syſtemen Platz gemacht. Jagd, Konzerte, Dichtkunſt und Theater beſchäftigten außer den bildenden Künſten den genialen Papſt Leo, und man ſpielte vor ihm im Vatikan Machiavellis Luſtſpiel „la Mondragore“, worin das Mönchtum verlacht und Leichtfertigkeit in ausgelaſſenſter Art vorgeſtellt wurde. Wie der Herr, ſo die Diener: die Prälaten eiferten dem Papſte nach, und die Diener der Prälaten waren die raffinierteſten Burſchen der Welt. Zu Bologna bei der berühmten Zuſammenkunft des Königs mit dem Papſte, welche den König mitten unter Künſte und Künſtler gebracht hatte, war Bonnivet zur Werbung Florios gekommen, und er hatte ihn ſeitdem häufig genug zur Betreibung von Abenteuern des Königs benutzt.

Florio ſtieg in die dunkle Stadt hinab, um die Dienerſchaft Chateaubriants kennen zu lernen. Alle Schenken waren mit Trabanten der Seigneurs angefüllt, denn ein Seigneur damaliger Zeit war ein kleiner König und reiſte mit großem Troß. Alles war noch lebendig, da die Pairs in der Kirche noch immer des Königs harrten, und auszufinden wußte ſich Florio in dem kleinen Orte Blois gar bald. Er wußte nach

Verlauf einer Viertelstunde, daß ein stämmiger Bretone namens Baptiste, ein schon bejahrter Bursche mit rötlichem Haar und finsterer Miene, der Hauptdiener Chateaubriants sei, und nachdem die ersten Übelstände des schwer verständlichen Patois, welches Baptiste redete — denn ein allgemeines Hochfranzösisch lag auch bei dem höheren Stande noch gar sehr im argen — überwunden waren, saß er ihm bei der Kanne Wein vertraulich gegenüber. Er kannte bereits durch zehnjährigen Aufenthalt die Eigentümlichkeit jeder einzelnen französischen Völkerschaft, und wußte vortrefflich, wie insbesondere ein Bretone zu behandeln sei. Diese Völkerschaft hat am meisten germanische Art, und ist wohl am dauerndsten und allgemeinsten von englischen Volksteilen genährt worden. Ihr nebliges Land macht sie zur Melancholie, zu grübelndem Nachdenken und zum Trunke geneigt. Baptiste horchte mit Teilnahme Florios Schilderungen des römischen Prälatenlebens, das dieser, der sich des Zutrauens halber für einen geborenen Franzosen ausgab, in der Kriegsgefangenschaft kennen gelernt haben wollte, und sprach im eifrigen Zuhören eifrig dem burgundischen Weine zu, welchen Florio an die Stelle des leichten Tourainerweines geschoben hatte. Bald glühte der Zuhörer und folgte bereitwillig dem Vorschlage Florios, sich aus der lärmenden und störenden Gesellschaft zurückzuziehen, um freier über Gott und Kirche sprechen zu können. Frei genug waren zwar ringsum die Äußerungen der Fremden, aber nur auf Kosten des Königs, den sie in Schatten stellten neben ihren, wie sie zweifellos meinten, ebenso königlichen Gebietern. Aber Florio hatte für Baptiste eine Schilderung der deutschen Ketzer und eine offene Besprechung solcher Lehren begonnen, und Baptiste, darauf sehr begierig, schlug das Erwünschte selbst vor, und führte Florio in das Haus, welches Graf Chateaubriant zu seinem Absteigequartier erwählt hatte. Prüfend warf dieser seine Blicke unter den umherliegenden Mantelsäcken umher, und zehnmal

verſuchte er es auf andere Weiſe, Baptiſte für einige Zeit aus den Zimmern zu entfernen. Dies gelang nicht, wohl aber wirkte bei vorrückender Nacht der Burgunderwein, und der bretoniſche Diener, die Arme auf den Tiſch, den Kopf auf die Arme ſtützend, entſchlief, und ſchlief mit allen Zeichen ſchwer gebundener Kräfte, Stirn und Augen immer tiefer hineinwühlend in die ledernen Ärmel des Wamſes.

Die Wohnung des Grafen beſtand aus zwei kleinen Zimmern, deren Verbindungstür offen ſtand, und die eine Treppe hoch nach dem Hofe hinaus gelegen waren. Es blieb den Seigneurs keine beſondere Wahl in Blois, da ihre Anzahl den Ort überfüllte. Unten im Hofe ſtanden die Pferde des Grafen, wohl zehn an der Zahl, und es ſchliefen die übrigen Leute ſeines Gefolges teils im freien Hofraume, teils in den Ställen. Man machte damals keine Umſtände mit der Dienerſchaft: ſie bekam reichlich zu eſſen und mochte ſich übrigens nach einem Kopfkiſſen umtun. Wer nicht Herr war, freier Seigneur auf ſeinem Erbe ſitzend, oder auf ſein Schwert pochend, der war kein Gegenſtand irgendwelcher Beachtung. Nur der Leibdiener ward zu größerer Sicherheit und Bequemlichkeit des Herrn näher und deshalb auch beſſer gehalten. So hatte Baptiſte in dem einen Zimmer ein Lager von Decken an der Erde. — Habſeligkeiten des Grafen waren wohl auch hier umhergeſtreut, Wäſche, Kleidungsſtücke, Sporen, Waffengerät, aber ein Schmuckſtück wie den halben Ring, nach welchem Florio aus war, ſuchte er hier nicht, ſondern danach richtete er ſogleich ſeine Schritte in des Grafen Zimmer, nachdem er ſich prüfend durch einige laute Tritte über Baptiſtes feſten Schlaf vergewiſſert hatte. Auf Flur und Treppe war es ruhig, vom Hofe herauf war ein gleichmäßig Geräuſch der Reitknechte zu hören, die nicht zur Ruhe durften, bevor der Herr daheim ſei, und ſo durchſtöberte Florio beim Schein der Lampe, welche er Baptiſte entführt, die offenen Mantelſäcke, die Schubladen und Schränke. Er fand nichts

verſchloſſen, denn der damalige Seigneur war vertrauensvoll und führte wenig Geld bei ſich; aber er fand auch nicht, was er ſuchte, und wiederholte ſich, verdrießlich vor einem Käſtchen mit Ketten und Waffenſchmuck des Grafen ſtehend, was er ſich ſchon bei Einleitung des Unternehmens immer im ſtillen vorgeſagt hatte: der Graf werde ſolch ein wertvolles Kleinod am eigenen Leibe verwahrt tragen. Dieſer ihm nicht tröſtliche Gedankengang ward obenein durch das bedenklichſte Geräuſch unterbrochen: er hörte die Haustür öffnen und ſporenklirrende Tritte die Stiege heraufkommen. Das war allem Vermuten nach der Graf. Florio eilte haſtigen leiſen Schrittes zu Baptiſte zurück, ſchüttelte dieſen heftig und löſchte die Lampe. Während dieſer im Dunkeln ſich nur unvollſtändig ermunterte, ſchlüpfte Florio unter die Decken von Baptiſtes Lager — denn er wollte nicht nur ungeſehen ſein, ſondern er wollte auch dableiben — und der Graf trat ein, gröblich ſcheltend, daß er kein Licht fände. Es war noch ein anderer Seigneur bei ihm, und er führte dieſen ſo gut es ging im Dunkeln nach ſeinem Zimmer hindurch, während Baptiſte ſchwerfällige Verſuche machte, Licht zu entzünden. Glücklicherweiſe ſchienen die Seigneurs in vorherrſchender anderer Aufregung zu ſein, und deshalb wenig acht auf die Umgebung zu haben. Sie ſprachen in den härteſten Ausdrücken vom Betragen des Königs, der ſie bis Mitternacht in der Kirche hatte warten und ihnen dann erſt durch den verhaßten Emporkömmling Bonnivet hatte anzeigen laſſen, er würde ſie nicht eher ſprechen, als bis ſie jeden Teilnehmer an der bourboniſchen Verſchwörung in ihren Provinzen ausfindig gemacht und ausgeliefert hätten.

„Sind wir denn“, rief Graf Chateaubriant in großer Entrüſtung, „Diener und Untertanen dieſes übermütigen Valois geworden. Verdient er nicht, daß wir den Lehnseid ihm kündigen, da er als ſo übergreifender Lehnsherr ſich beträgt!? Ich beharre dabei, daß wir bei Anbruch des Tages

heimreiten, wir alle nach Rennes, ihr alle nach Rouen, und ihm vom Seneſchall jedes unſerer Reiche ſagen laſſen, er habe ſich übler Dienſte von uns zu verſehen, wenn er ſeinen formloſen Übermut nicht herabſtimme."

„Ich kann leider für die Normandie nicht dazu raten," ſprach der andere Seigneur, den man, einen kleinen zierlichen Mann, bei endlich angezündeter Lampe mit dem Grafen auf und nieder ſchreiten ſah — „denn mein Schwiegervater iſt in Lebensgefahr und unterliegt, wenn ich zum Trotze der Provinz helfe, und mich dadurch der Fürſprache beim Könige begebe."

„Habt Ihr ihm nicht zur Kenntnis des bourbonſchen Unternehmens verholfen — Gott gebe, daß Ihr's nie bereuen mögt! — Iſt er Euch nicht zu Dank verpflichtet?"

„Er ſcheint's für bloße Lehnspflicht anzuſchlagen, und es ward mir nicht einmal der Zutritt zum Gefängnis des Grafen von Vallier geſtattet; meine Frau wird außer ſich ſein. Sorget, daß der Eurigen nicht ähnliches Herzeleid bevorſteht, ich höre, ihr Bruder Lautrec iſt auf dem Wege daher, und höre, daß er zu ſchonungsloſer Verantwortung gezogen werden ſoll. Unſere Schritte müſſen wohl erwogen ſein, denn der König hat weit ausſehende Pläne, ſcheut wie Ludwig XI. keine Mittel, und wird wahrſcheinlich durch den ſchlimmen Duprat Herr des Pariſer Parlamentes, das in juriſtiſchen Wendungen unſern Landesherrlichkeiten am liebſten überall abzwackt!"

„Ach was! haben wir nicht auch Parlamente! Was ſchiert uns das Pariſer, aber die Spitze müſſen wir ihnen bieten, ſonſt wachſen uns dieſe hörigen Menſchen zu Kopfe. Ihr tut unrecht, Brezé, durch Anſchluß an dies Regiment der Valois irgend eine günſtigere Wendung, irgend ein Heil zu erwarten! Wer ſind ſie? Arme Ritter durch glückliches Ausſterben auf den Thron gebracht! O Anna, Anna, wie töricht war's, König Ludwig zu heiraten und uns Bretonen

an dies falſche Königshaus zu bringen, deine liebliche Claude, unſeres Landes Blume an dieſen frechen Valois zu opfern, der dich und deine Erbſchaft Bretagne nicht zu ſchätzen wußte. Wieviel beſſer wäre uns, wir wären allein geblieben, oder hätten uns an England geſchloſſen!“

„Nicht doch, Chateaubriant, das iſt unfranzöſiſch.“

„Franzöſiſch! Was iſt franzöſiſch! Es iſt eben der Kram, den ſie aufbringen möchten, um uns unterzubringen; denn alles unter dieſem Namen geht auf Beeinträchtigung unſerer Herrenrechte hinaus. Was Franzos! Ich bin Bretone! Seid Ihr Normann! Nur wenn wir auf uns halten, hält man auf uns und achtet unſere Rechte. — Lautrec! Lautrec! Es wäre abſcheulich, wenn er an ihn griffe!“

„Er hat ihm ein Heer und ein Land verloren!“

„Das Unglück hat ihm beides verloren, Lautrec iſt brav und von Foixſchem Blute, ich denke, er ſoll ihm die Zähne weiſen! Aber wir müſſen uns rüſten, Brezé, es tut bitterlich not.“

„Wir ſprechen noch darüber, gute Nacht, Graf.“

Während dieſes Geſpräches hatte Baptiſte, welcher ſeines Beſuches völlig vergeſſen zu haben ſchien, den Nachttrunk des Grafen, einen ſtarken Pokal mit Wein zurechtgemacht und auf den Tiſch geſtellt, und hatte ſich, der eigenen Nachtruhe eingedenk, ſeinem Lager genähert, um die Decken aufzuſchütteln. Dabei entdeckte er natürlich Florio, und da er deſſen gar nicht gewärtig und nicht ſchnell von Begriffen war, ſo ereignete ſich dieſe Entdeckung nicht ohne Ruf des Erſtaunens und nicht ohne hervorgeſtoßene Fragworte. Unglücklicherweiſe geſchah dies gerade, als der Graf den Herrn von Brezé in Baptiſtes Zimmer geleitete, um ihn durch dieſen einzigen Ausgang nach Vorſaal und Treppe zu führen, und Florios Anweſenheit wurde dabei entdeckt. Bei des Grafen heftigem Dreinfahren ſprang Florio in die Höhe, und verſuchte es, in eiligen Worten ſein Daſein der Wahrheit gemäß zu erklären

und zu entſchuldigen; ehe er aber damit zu Ende kommen und die Ungeduld des Grafen es anhören konnte, ſagte Herr von Brezé mit halber Stimme zum Grafen: „Er hat uns behorcht!“ — „Ach was!“ entgegnete dieſer, „was wir ſprechen, kann die ganze Welt hören!“ — „Es iſt aber,“ ſetzte Brezé hinzu, „ich kenne ihn, der Diener Bonnivets!“ — „Was?“ ſchrie bei dieſen Worten der Graf laut auf, und ſprang nach einem mit Gerätſchaften angefüllten Tiſche, „wo iſt die Peitſche!?“

Ehe er ſie indeſſen hervorziehen konnte, war Florio wie der Blitz an der Ausgangstür, war hinaus und war verſchwunden, bevor die einander hindernden Männer mit Licht ihm folgen konnten. — Es war dieſer Italiener in Verfolgung ſeiner Zwecke von erſtaunlicher Frechheit: er hatte im Nu überſehen, daß er, einmal erkannt, ſeinem Ziele nie wieder ſo nahe kommen würde als eben jetzt, und er flüchtete mit dem Vorſatze, das Haus um keinen Preis zu verlaſſen, richtig vorausſetzend, daß man ihn am wenigſten jetzt in der Nähe vermuten und ſuchen werde. Der Vorſaal beſtand, wie bei den meiſten Häuſern jener Zeit, aus einer offenen Galerie, welche um die Winkel des Hauſes umher lief. Statt alſo geradeaus nach der in Hof und Hausflur hinabführenden Treppe zu flüchten, wendete ſich Florio ſogleich rechts nach der Seite, auf welcher die Galerie keinen Ausgang bot, und drückte ſich hinter den nächſten Pfeiler. Wirklich ſtürmten auch die Verfolger geradeaus nach der Treppe zu, und die Treppe hinab. Sowie Florio inne wurde, daß ſie bis zur Treppenwendung vorüber waren, ſchlüpfte er behende durch die offen ſtehende Tür ins Zimmer zurück und eilte ſicheren Schritts im Dunkeln nach dem Tiſche, auf welchen Baptiſte den Nachttrunk des Grafen geſtellt hatte. Mit der einen Hand ergriff er den Pokal, mit der andern holte er aus dem Wamſe ein Fläſchchen hervor, zog mit den Zähnen den Pfropf ab, und goß den Inhalt in den Pokal.

Dann taſtete er im Zimmer umher, einen Verſteck ſuchend, welchen er ſich ſchon vorher von Baptiſtes Lager aus erkoren hatte. Es war der Winkel rechts vom Eingange: ein Vorhang von alter Serge war dort ausgeſpannt, um die dahinter hängenden Kleider vor Staub zu ſchützen. Auf dem Wege dahin verließ ihn einen Augenblick das Glück, er fiel über einen Stuhl und verlor das geleerte Fläſchchen aus der Hand. Danach umher taſtend, hörte er, daß der Graf und Baptiſte die Treppe herauf zurückkamen, und es blieb ihm nun nichts übrig, als das Fläſchchen im Stiche zu laſſen, und eiligſt hinter den Vorhang zu flüchten.

Der Graf war in großem Zorne und verſetzte ſeinem Diener einen empfindlichen Peitſchenhieb. Baptiſte ertrug ihn ruhig und machte ſchweigend alles zurecht, was zur Nachtruhe ſeines Herrn gehörte. Dieſer, welcher ſich ſelbſt die Kleider herunter riß, griff im Vorübergehen nach dem Pokale und trank in vollem Zuge. Da trat Baptiſte mit ſeiner ſchweren Sohle auf das Fläſchchen, daß es knirſchend zerſprang. — „Was iſt da?“ rief der Graf, den Pokal abſetzend und hinzutretend. — „Ich weiß nicht,“ murmelte Baptiſte, die Scherben zuſammenſuchend. Der Graf riß ihm eine der Scherben aus der Hand, betrachtete ſie bei der Lampe und entdeckte eine klebrige Feuchtigkeit daran. Er hielt ſie an die Naſe und roch dann in den Pokal hinein, als ob ihm ein Zuſammenhang auftauche. Dann rief er Baptiſte nahe zu ſich und ſah ihm eine Minute lang ſtarr und forſchend ins Auge, gleich als ob er die Möglichkeit eines Falſchs in dem Diener ergründen wollte. Baptiſte zuckte nicht mit der Augenwimper. „Trink den Reſt!“ ſprach hierauf der Graf und hielt ihm den Pokal hin. Baptiſte verſtand nichts davon, trank aber ohne Zögern, ja behaglich den Becher leer bis auf den Grund.

Darauf legte ſich der Graf ſchweigend zur Ruhe, und Baptiſte, nachdem er die Lampe in des Grafen Zimmer

getragen und deren Schein durch einen vorgeschobenen Sessel vom Bette des Herrn abgewendet hatte, tat desgleichen. Nach Verlauf einer Viertelstunde ward Florio bei der eintretenden Totenstille inne, daß der römische Schlaftrunk auch auf die erregten Gemüter seine Wirkung nicht versage, und als Baptiste erst leise, dann laut zu schnarchen begann, öffnete er den Vorhang, nestelte behutsam seine Schuhe auf, streifte sie ab, trug sie an die Ausgangstür und schlich nun an die offene Tür des Gemachs, in welchem der Graf schlief. Wohl eine Viertelstunde lang blieb er regungslos an der Schwelle stehen, mit gespannter Aufmerksamkeit horchend, ob die Atemzüge des Schläfers tief und regelmäßig seien. Als daran nicht mehr zu zweifeln war, trat er leise an den Fuß des Bettes und betrachtete mehrere Minuten unverwandt den Grafen.

Je länger er hinsah, desto mürrischer wurde das Gesicht des Italieners; denn wie sehr sich sein Auge an die trübe Beleuchtung gewöhnt und alle Blöße am Grafen betrachtet und geprüft hatte, es zeigte sich keine Ringeshälfte. Florio hatte darauf gerechnet, sie würde an einer Kette auf der Brust hängen, aber die schwarz behaarte Brust des Seigneurs war ziemlich unbedeckt vom Nachthemde, und zeigte doch nicht Kette noch Ring. Es bedurfte keines geringen Grades von Entschlossenheit, um noch näher zu treten, noch näher zu prüfen: das bleiche Gesicht, vom schwarzen Barte und von tief hinter die hohe Stirn und die breiten Schläfe zurücktretendem schwarzem Haare dünnen Wuchses umsäumt, die tiefliegenden Augen, die scharfe Adlernase, das starre Zucken in den Zügen, die über die Decke heraus gestreckte magere Hand, alles das wirkte wie eine drohende Macht. Zuweilen schwollen sogar Adern und Muskeln des halb entblößten vorgestreckten Armes zusehends an, und die Hand erhob und krümmte sich, als ob sie sich ballen wollte. Aber Florio war verwegen, er wußte, daß es für den König galt, und daß Schutz wie Lohn groß sein würden, er schritt vor

am Bette, um das Hemd noch weiter zurückzuſchlagen von der Bruſt. Erſt hielt er die Hand eine Weile erhoben über jener, um zu prüfen, ob der Schläfer gegen ſolche Nähe irgendwie empfindlich ſein und zurückwirken werde. Er ſchlief in gleichen Zügen weiter; nun legte Florio die Hand an und ſchob das Hemd nach der rechten Seite des auf dem Rücken liegenden Schläfers zurück — es war kein Ring zu ſehen, wohl aber kam von der Schulter herab ein ſeidenes Schnürchen zum Vorſchein! Haſtig ſchob er nun links das Gewand zurück, und da hing der halbe goldene Reif, juſt auf dem unruhig klopfenden Herzen ruhend. Da es nicht die erwartete Kette, ſondern nur eine ſeidene Schnur war, ſo ſtand es in ſeiner Macht, ſich durch einen Schnitt des Ringes ſelbſt zu bemächtigen, was von Hauſe aus nicht ſeine Abſicht geweſen war. Er überlegte auch einen Augenblick, ob er's nicht tun ſolle, entſchied ſich aber doch für den urſprünglichen Plan, richtig überlegend, daß der Graf ſchon am nächſten Morgen den Verluſt bemerken und gegen etwaigen Mißbrauch Vorkehrungen treffen werde. Florio zog alſo lieber, wie er's vorbereitet, ein rundes Stück Wachs aus ſeiner Taſche, hob langſam am Schnürchen den halben Ring von der Bruſt des Schläfers und drückte ihn ſorgfältig in das Wachs, bis er um keine Linie mehr über die Oberfläche desſelben hervorragte. Dieſe Verrichtung war die ſchwierigſte, denn er mußte ſich bis dicht an den Leib des Grafen beugen, und der Atem desſelben, der ihn getötet, wenn er ihn betroffen hätte, ſtreifte ihm die Stirn. Wirklich erſchrak er auch vor einem Zucken der Augenlider des Schläfers dergeſtalt — er ſah ſie mit Entſetzen ſchon offen — daß er an dem Ringe, den er eben wieder aus dem Wachſe gezogen, zuckte, und dadurch mit dem Schnürchen am Halſe des Grafen einen Ruck veranlaßte. Haſtig hob ſich die Hand des Grafen, griff nach der Bruſt und ergriff krampfhaft die Hand Florios, und die geſchloſſenen Augen öffneten ſich zur Hälfte. Der

verwegene Italiener bebte, aber beſtand dieſen Moment regungslos: der geringſte Widerſtand hätte wahrſcheinlich den Grafen völlig erweckt, der Mangel jeden Widerſtandes ließ ihn die noch nicht zum Sehen erwachten Augen wieder ſchließen, die Muskeln der Hand löſten ſich wieder, ſo daß die Hand auf die Decke zurückfiel und Florio, der ſeine Wachsform zufällig in der andern, der linken Hand gehalten, alſo unverletzt erhalten hatte, war ſomit frei, und zog ſich auf den Zehen in Baptiſtes Stube und nach der Ausgangstür zurück. Hier ſteckte er erſt ſorgfältig ſeine Wachsform ein, trocknete ſich dann den Angſtſchweiß, welcher ihm die Stirne bedeckte, und glitt vorſichtig in ſeine Schuhe. Die Tür knarrte zwar, aber jetzt war er ſchon zu ſehr im Vorſprunge, als daß ein Mißlingen noch wahrſcheinlich geweſen wäre — nur durfte die Haustür nicht verſchloſſen ſein. Dies war indes damals noch ſelten der Fall: man war nicht ſo verſchwenderiſch mit Schlöſſern und begnügte ſich mit Riegeln. So fand's auch Florio, ſchob leiſe die Riegel zurück, horchte noch einmal nach der Treppe, vernahm nichts, ſchlug ein Kreuz nach rückwärts und entſchlüpfte.

König Franz erfuhr von dergleichen gewaltſamen Hilfsmitteln nichts. Er war leidenſchaftlich und deſpotiſch genug, ohne näheres Zuſehen alles für erlaubt zu halten, was ſeinem Willen dienlich ſei, und doch hatte er im Widerſpruche damit ſoviel ritterliche Scham, den gröblichen Mitteln nicht ins Auge blicken zu mögen, ein Widerſpruch, dem wir überall bei begehrſamen, moraliſch nicht durchgebildeten Herrſchernaturen begegnen. Bonnivet, eine echte Günſtlingsnatur, welche nicht auf guten, ſondern nur auf gefälligen Rat bedacht iſt, kannte das Weſen ſeines Herrn ganz und gar, und erwähnte bei ſolchen halb erteilten Aufträgen des Gegenſtandes nicht eher wieder, als bis er ihn als reife Frucht dem Könige zum Pflücken bieten konnte. Ins große reizende

Sündennetz, genannt „gutes Glück“, schlug dann lachend König Franz die mühsam und oft verbrecherisch gereifte Aventure, und genoß ihrer leichtsinnig, und würdigte ohne wörtlich ausgesprochenen Dank seinen Glücksritter Bonnivet.

Dieser, mit Florio beratschlagend, erkannte wohl, daß mit Gewinn der Ringform, welche binnen vierundzwanzig Stunden den halben Goldreif zustande bringen half, noch weiter nichts als der erste Schritt gewonnen, und daß es sehr schwierig sei, dies Berufungszeichen auf unverdächtige Art nach Chateaubriant zu bringen, den Grafen ferner, sobald die Gräfin Blois sich nähere, aus dieser Stadt zu entfernen, dieser ein unverfängliches Absteigequartier zu bieten, und sie wenigstens eine kurze Zeit in der Täuschung, es sei alles von ihrem Gatten veranlaßt, zu erhalten.

Zu solchem Ende mußte Florio mit Baptiste wieder in Verbindung treten; denn es war wahrscheinlich, daß der Graf seiner Gemahlin Nachricht senden werde über die bedrohte Lage ihres Bruders Lautrec, und der desfallsige Bote mußte den falschen Halbreif mitnehmen. Lautrec selbst konnte auch den natürlichsten Anhalt für die eintreffende Schwester bieten. Aber freilich war Lautrec, gegen welchen der König furchtbar aufgebracht war, bis zum Tode gefährdet, und insofern ein gar mißlicher Anhalt für die Schwester. Auch wünschte Bonnivet, nach erster Kriegsstelle lüstern, gar sehr einen üblen Ausgang der Anklage, welche auf Lautrec lastete, und sah keineswegs voraus, wie so widerstreitende Aufgaben zu vereinigen sein würden. Ein Glücksritter indessen verläßt sich auf den Zufall und verlangt nicht, die Dinge bis ins einzelne vor sich ausgerechnet zu sehen. Zunächst hatte Florio den halben Reif passend an Ort und Stelle zu besorgen, und zu dem Ende zechte er vierundzwanzig Stunden nach dem vollführten Raube wieder mit Baptiste, und erfuhr, daß am frühen Morgen ein Reiter mit Briefschaften nach Chateaubriant abgehen werde. Dieses Reiters habhaft zu werden, war ihm

eine leichte Aufgabe. Ein paar Meilen unterhalb Blois auf halbem Wege nach Amboiſe, war ein durch Räubereien berüchtigter Wald: dort ließ er den armen Teufel durch drei Leute Bonnivets überfallen, ausplündern und knebeln. Während der unſchuldige Bote gefeſſelt mit dem Antlitze am Boden lag, brachte der Leibdiener Bonnivets, welcher dabei tätig und allein von der Abſicht unterrichtet war, dem im nahen Dickicht harrenden Florio den Brief des Boten. Er war zwar verſiegelt und mit ſeidenem Faden zugeſchnürt, aber ſo kunſtlos, daß es dem geſchickten Florio ohne Mühe gelang, ohne Verletzung des Siegels eine Ritze zu gewinnen, den halben Ring hinein zu ſchieben, und mit dem gelockerten ſeidenen Faden das Ganze wieder feſt zu verſchließen. Darauf machte er ſich ſelbſt das Vergnügen, nach der Landſtraße zu reiten, und nachdem er den Brief beiſeite an die Erde geworfen hatte, den Boten anzureden und der Feſſeln zu entledigen. Dieſer erwies ſich ſehr dankbar, fand bei Durchſuchung ſeiner Taſchen, daß ihm eigentlich nichts fehle, entdeckte den großen Brief, verwahrte ihn auf Florios Rat ſorgfältig auf der Bruſt, entdeckte ſogar, daß ſein Pferd in der Nähe an einen Baum gebunden war, und teilte vollkommen des nach Blois zu reitenden Florio Meinung, der Angriff müſſe eine Verwechſelung geweſen und er müſſe ſtatt eines anderen durchgehauen worden ſein. So ritt er, ſein Geſchick preiſend, vorſichtig weiter nach der Bretagne hinab.

Während dies geſchah, traf auf dem Schloſſe von Blois die beſtimmte Nachricht ein, Lautrec ſei mit mehreren Kriegsoberſten bereits in Romorantin eingetroffen, ſei in einer verzweifelten, aber keineswegs furchtſamen Laune, und drohe mit Eröffnung von Dingen, welche ſeine Niederlage erklären, und hoffentlich einige der gewiſſenloſen Diener des Königs ans Meſſer liefern würden. Eine Perſon in Blois verſtand dieſe Drohung vollkommen. Dies war die Mutter des Königs. Sie ließ auf der Stelle den Oberintendanten der Finanzen,

Jacques de Beaune, Seigneur von Semblançay, rufen, und fragte ihn, ob er die Quittung noch besitze, welche sie ihm Ausgang vorigen Jahres über 400000 Ecus ausgestellt.

„Königliche Hoheit meinen die Summe, welche für die italienische Armee bestimmt war?" fragte Semblançay, ein schlichter, aber pünktlicher Geschäftsmann, langen, schmalen Wuchses und unbeholfener Manieren, ergraut und gebeugt im Dienste.

„Ja doch! zeigt mir die Quittung!"

„Die Quittung ist vorhanden, Königliche Hoheit."

„Zeigt sie mir!"

Semblançay, mit den gefährlichen Manieren dieser Dame wohl bekannt, trug Bedenken, ein für ihn so wichtiges Dokument dergestalt auszusetzen, und war ein zu ehrlicher Mann, um auf Vorschläge der Herzogin einzugehen, welche darauf hinausliefen, auf irgend eine unlautere Weise den Beweis vorzuspiegeln, daß jene 400000 Ecus nach Italien abgeschickt worden seien. Die Herzogin hatte diese Summe unterschlagen, und es stand zu erwarten, daß Lautrec das Mißlingen des Feldzuges auf den Mangel dieses ihm versprochenen Geldes wälzen, und daß eine strenge Untersuchung in betreff dieser Summe eintreten werde. Der arme Semblançay ahnte nicht, daß unter solchen Umständen und mit solchen Personen ehrlich Verfahren und gut Gewissen kein hinreichender Schutz sei, und daß er unklug handle, im Gefühl seines Rechtes ein mit der Herzogin gemeinschaftliches Verfahren zurückzuweisen. Sie entließ ihn äußerst ungnädig und schickte nach Duprat, welcher damals in höchster Instanz das ganze innere Staatswesen verwaltete, und der nie um einen Ausweg verlegen war. Duprat war es auch, welcher um jene Zeit die Idee einer nicht auf Abzahlung, sondern auf die Dauer errichteten Staatsschuld erfand, und von dem sich die Herzogin wohl eines genügenden Rates in dieser bedenklichen Lage versehen durfte.

Sie blieben lange zusammen, und der erste Schritt, nachdem sie sich getrennt, bestand darin, daß sie zum Könige ging und sich über unregelmäßige Auszahlung ihrer Gelder seitens Semblançays beschwerte. Auch Duprat, setzte sie hinzu, ist seit einiger Zeit sehr unzufrieden mit ihm, der Himmel weiß, was dem alten Manne, dessen Geistes- und Gedächtniskräfte offenbar schwänden, begegnet sein müsse.

„Nicht doch!“ erwiderte König Franz, „Ihr irrt Euch wohl: Vater Semblançay ist mir stets ein braver und tüchtiger Diener gewesen.“

„Ich sage dir aber, mein Sohn, er ist seit einiger Zeit wie umgewandelt, und hat mir eben eine Summe als schon gezahlt abstreiten wollen, über welche er bei näherem Zufragen keine Quittung besaß.“

Da ging die Nachricht ein, Lautrec sei in Blois angekommen, eingeholt bis kurz vor Cour Cheverny von bretonischen und normännischen Seigneurs, an deren Spitze sich Graf Chateaubriant hervorgetan habe, und zwar hervorgetan habe durch Zuversichtlichkeit gegen den wahrscheinlichen Zorn des Königs. Es habe allen Anschein, als wollten sich die gereizten Stände der Bretagne und Normandie um diesen vom Könige übel angesehenen Kriegsobersten wie um einen Mittelpunkt scharen.

„Sie sind nicht vom Pferde gestiegen in der Stadt“ — hieß die neue Kunde — „sondern reiten in Wehr und Waffen und bestaubten Reisekleidern den Schloßberg herauf.“

Das Ganze hatte in der Tat den Anschein einer drohenden Opposition: der ganze offene Hof des Schlosses wimmelte bald von Reitern und Pferden, und unter Voraustritt Lautrecs wurde gleich darauf der Gardensaal in gleicher Weise angefüllt. Es schien auf eine absichtliche Verletzung der durch König Franz eingeführten Formen abgesehen zu sein: niemand fragte danach, gemeldet zu werden, und die fragend entgegentretenden, den Leibdienst beim Könige versehenden Edelleute

wurden ohne weitere Erklärung beiſeite geſchoben. Lautrec ſelbſt verhielt ſich dabei am ruhigſten und ſchritt ſchweigend und ſtreng ernſthaften Ausdrucks unter den Seigneurs einher. Er war ein Mann von ſchlanker Mittelgröße, tiefgebräuntem Antlitze und glänzend ſchwarzen, großen Augen. Jede Bewegung an ihm zeigte von kriegeriſcher Geſchmeidigkeit und Feſtigkeit und von überlegener Faſſung. Das Geſchlecht der Foix, aus dem ſchönen Pyrenäenländchen gleichen Namens ſtammend, war damals ein ausgezeichnetes Heldengeſchlecht: Gaſton de Foix war zur Zeit König Ludwigs der erſte Kriegsheld Frankreichs, das bewunderte Vorbild Königs Franz, und ſein Todesfall bei Ravenna war wie ein Landesunglück beklagt worden. Das jetzt lebende Geſchlecht der Foix hatte dem Könige drei Helden geboten, die miteinander an Tapferkeit und kriegeriſcher Umſicht wetteiferten. Der jüngſte von ihnen, André de Foix, Sire de l'Esparre, war im Juni 1521 in Navarra den Heldentod für den König von Frankreich geſtorben; der mittlere von ihnen, Lescun, Marſchall von Foix hatte neben Lautrec, dem älteſten, mit untadelhafter Tüchtigkeit in Italien gefochten, und Lautrec ſelbſt hatte ſich bis zu dem letzten unglücklichen Feldzuge durch überlegenes Heerführertalent ausgezeichnet. Daß er in dieſem Feldzuge ein dem franzöſiſchen Heere ungewöhnliches Zaudern vor entſcheidender Schlacht an den Tag gelegt, und damit mehrere günſtige Gelegenheiten für entſcheidende Schläge verabſäumt hatte, dies ſchrieb man bereits allgemein dem Mangel an nötiger Unterſtützung zu, welchem er von Frankreich aus preisgegeben worden ſei, und eben deshalb war man überaus begierig, was Lautrec zu ſeiner Rechtfertigung vorbringen werde, ja man war unerwarteter Anklagen von Lautrecs Seite gewärtig. Es war alſo vielleicht ebenſoviel Neugierde als Trotz gegen den deſpotiſchen König, was die Seigneurs die Treppen des Schloſſes hinaufdrängte.

Am Ende der Treppe und vor dem Eingange in den

großen Saal ſtellte ſich ihnen Chabot de Brion entgegen und fragte im Namen des Königs, was dieſer ungemeldete Zudrang bedeuten ſolle?

„Für die Seigneurs des Landes, junger Herr“ — rief Graf Chateaubriant — „haben die Türen des Königs und Lehnsherrn in Frankreich noch allezeit offen geſtanden, und die Stände des Reiches haben ſich nie durch Bediente melden laſſen!“

„Seid Ihr“ — rief der aus dem Saal tretende Admiral Bonnivet — „als Korporation der Stände von Bretagne und Normandie hier zugegen?“

Auf dieſe Frage entſtand ein Murmeln der Unſchlüſſigkeit unter den Seigneurs.

„Dann mögen die Seneſchals der beiden Provinzen“, fuhr Bonnivet fort, „vortreten, auf daß ich ſie vor den König führe!“

Es trat niemand vor, und Lautrec ergriff das Wort: „Wenn dies Euer Dienſt iſt, Herr Admiral von Bonnivet, ſo meldet mich dem Könige, und ſagt ihm, daß Lautrec von Foix an der Tür ſtehe, um dem Könige von Frankreich Bericht zu erſtatten über das franzöſiſche Heer in Italien.“

„Du redeſt unwahr, Lautrec von Foix!“ ſprach plötzlich zu allgemeiner Überraſchung der König ſelbſt, vor dem die Flügeltüren des Saales aufgeflogen waren und der mit drohender Miene auf der Schwelle ſtand.

„Kein Foix ſpricht unwahr, König von Frankreich!“ entgegnete unerſchrocken Lautrec.

„Wo gibt's ein franzöſiſches Heer in Italien, Kriegsoberſt ohne Krieger? Du haſt mein Heer vernichten laſſen, es exiſtiert nicht mehr. Und jetzt erſcheinſt du in meinem Hauſe, umringt von ungebührlich auftretenden Edelleuten, die hier nichts zu ſuchen haben, und deren Gegenwart deine Rechtfertigung erſchwert, ſtatt ſie zu erleichtern.“

„Ich habe dieſe Seigneurs nicht aufgefordert, mich zu begleiten.“

„Nein, König Franz, wir haben uns zu ihm gedrängt,“ rief jähzornig Graf Chateaubriant, „weil wir ringsum die edelſten Häupter des Landes bedroht und namenloſe Emporkömmlinge in Macht ſehen. — Dadurch iſt ſchon Bourbon zu Äußerſtem getrieben worden, dadurch ſehen wir Pairs des Reiches ungeziemender Behandlung uns ausgeſetzt.“

„Es ſoll dir, bretoniſcher Graf, geziemend erwieſen werden, daß du dich in Blois ungeziemend gegen deinen König und Herrn betragen haſt; denn du wirſt ſpornſtreichs von hier nach unſerer Stadt Paris reiten und vor dem Parlamente erſcheinen, um dein Recht zu hören.“

„Das Parlament von Paris iſt nicht mein Gerichtshof,“ erwiderte Chateaubriant, gleichzeitig mit dem Könige ſprechend, der auf dieſe Erwiderung nicht achtete, ſondern zu Lautrec gewendet ohne Unterbrechung fortfuhr: „Und du, Lautrec von Foix, wirſt in dieſer Stadt verharren, bis ich dich rufen laſſe zur Rechenſchaft. Ihr aber, Seigneurs der Bretagne und Normandie, die ihr euch unwürdig gezeigt für Beratung mit eurem Könige und Herrn, die ihr euch trotzig erwieſen habt in einem Augenblicke, da die abſcheulichſte Felonie gegen den König von Frankreich verbrochen worden iſt, und da jeder brave Edelmann hierdurch aufgefordert ſein ſollte, ſich betrübt und hingebend zu beweiſen, ihr werdet dieſe Stadt verlaſſen, bevor die Sonne untergegangen iſt, und werdet auf eueren Schlöſſern erwarten, was euer König und Herr über euch und nicht mehr mit euch beſchließt!“

Nach dieſen mit ſchallender Stimme geſprochenen Worten trat der König zurück, und die Saaltüren ſchloſſen ſich wieder.

„Wahrhaftig, Budé," ſagte er am folgenden Tage, als ihm die Anzeige gemacht wurde, die Gräfin Chateaubriant ſei nur noch eine Stunde von Blois entfernt und Lautrec werde in nächſter Stunde auf dem Schloſſe erſcheinen zu ſeinem Gericht — „wahrhaftig, Guillaume, wir Menſchen bleiben uns ſelbſt, jeder ſich ſelbſt, die größten Rätſel! Sprich nicht ferner jenen deutſchen Mönchen das Wort, welche ſich anheiſchig machen, die religiöſen Schleier zu lüften. Die Vorwitzigen! Wo bliebe mir der Lebensreiz, wenn ich nur von den verborgenen Geiſtern in meiner eigenen Perſon die Hülle wegziehen könnte! Und ich kann es nimmermehr. Du mußt mir's glauben, Budé, denn ich weiß es ſelbſt nicht anders, daß ich ohne Kalkul meinen geſtrigen Zorn zu meinem Vorteile ausgebeutet habe. Bei meinem Degen, ſag' ich dir, ich habe ohne weitere Überlegung Chateaubriant gerade von hinnen geſagt, da die Ankunft ſeiner Frau nahe bevorſtand, und habe Lautrecs Gericht verſchoben ohne den Gedanken, es könne wohl, wie es nun geſchehen wird, mit jener Ankunft zuſammenfallen und könne die Schweſter dem Bruder nach unmittelbar in mein Haus führen. Das alles hat vielleicht wie ein nur mit ſchwachen Umriſſen angefangenes Gemälde in irgend einem verborgenen Winkel meines Inneren geſtanden, aber gekannt habe ich's nicht, auch wenn ich danach gehandelt habe. Nun, was haſt du mit deinem trübſeligen Ernſte?"

„Königlicher Herr, ich fürchte, Ihr behandelt mir dies ſeltene Frauenbild im Stile einer gewöhnlichen Liebſchaft, wie ſehr ich Euch —"

„An dir iſt wirklich ein Beichtvater verdorben, Budé!"

„Es iſt mir, mein König, in dieſem Falle ſo ſtrenger Ernſt mit alle dem, was ich geſagt habe und ſage, daß ich getroſt Eure Ungnade auf mich nehmen und meiner Gräfin raten werde, Augenblicks wieder umzukehren."

„Törichter Menſch, habe ich's denn zurückgenommen,

daß ich der edelſten Eindrücke gewärtig bin, und daß ich, wenn mir ſolche Eindrücke werden, die ehrenhafteſten Schritte vorhabe? Holla, Bonnivet, ich habe mir das anders überlegt, du darfſt die Gräfin nicht empfangen, wenn ſie, erſchreckt über die Abreiſe ihres Gemahls, ihren Bruder ſucht, du würdeſt das zu leichtfertig betreiben, und ſie würde nur noch ärger eingeſchüchtert. Budé mag es tun und mag ſie zu meiner Schweſter führen."

Dies ward geſprochen im Saale von Blois um die Mittagsſtunde, und bei den letzten Worten wurden dem Könige Briefſchaften überreicht, welche Bezug hatten auf die mißlichen Kriegsverhältniſſe, und welche den König in eine ganz andere, nicht eben erfreuliche Stimmung verſetzten. Er ging mit großen Schritten im Saale umher und ſchien es nicht zu beachten, als Lautrec eingeführt wurde von Chabot de Brion. Lautrec ſchritt vor bis in die Mitte des Saales, verbeugte ſich ſtumm und verharrte ſtumm, ernſthaften aber ruhigen Blickes dem umhergehenden Könige zuſehend. Dieſer ging mehrmals dicht an ihm vorüber und blieb endlich dicht vor ihm ſtehen.

„Du biſt Lautrec von Foix, den ich mit einem prächtigen Heere nach Italien ſandte?"

„Der bin ich."

„Wo haſt du mein Heer?"

„Es iſt verloren."

„Wo iſt meine Mailänder Erbſchaft?"

„Sie iſt verloren."

„Wer hat ſie verloren, unglücklicher Mann?"

„Ich nicht!"

„Verwegener, wer ſonſt?"

„Du haſt ſie ſelbſt verloren, König, denn du haſt uns im Stich gelaſſen."

„Was?"

„Ein Heer braucht Sold, denn es beſteht nicht aus Edel-

leuten, ein Heer braucht Nahrung, und nicht für das eine, nicht für das andere wurde von Frankreich aus auch nur im mindesten gesorgt. Erinnere dich, mein König, daß ich nicht abreisen wollte, bevor ich die Mittel zur Kriegführung in Händen hätte. Reise getrost, hieß es, man wird sie dir senden, ich reiste und — was geschah? Die Gendarmerie hat achtzehn Monate gedient, ohne einen Denar zu erhalten, und die Schweizer desgleichen, die Schweizer, welche nur um Geld dienen. Sie verließen mich denn am Ende großenteils, und die noch blieben, zwangen mich zur ungünstigsten Annahme der Schlacht an der Bicocca, denn sie wollten wenigstens Beute machen, und sie versagten, als der erste Anlauf mißlang."

„Wie kannst du dich auf Mangel an Sold berufen, da ich dir doch die versprochenen 400000 Ecus gewissenhaft gesendet?"

„Du hast sie nicht gesendet!"

„Frecher Lautrec!"

„Mäßige dich, König von Frankreich! Ein Foix, der jahrelang Heere geführt, trägt Unglück groß wie das Alpengebirg, aber keinerlei Schimpf, sei er nur so groß wie das Sandkorn am Meere, und ein Foix lügt nicht! Deinen königlichen Brief, welcher die Absendung der Summe ankündigte, hab' ich erhalten, niemals aber die Summe selbst."

„Lautrec!? — Brion, rufe Semblançay!"

Bis dieser erschien, ging der König wieder umher und zwar in noch größerer Aufregung als vor Beginn des Gesprächs. Als der alte Semblançay eintrat, rief er ihm heftig entgegen: „Hab' ich dir nicht befohlen, 400000 Ecus ans italienische Heer zu senden?"

„Zu Befehl, Majestät."

„Nun?"

„Die Summe war auch bereits zur Absendung verpackt, als Ihre königliche Hoheit, Madame von Angoulême, zu mir trat, die Summe in Anspruch nahm —"

„Bist du mein Diener im wichtigsten Geschäfte, und weißt nicht, wer dir befiehlt?“

„Doch, Majestät! Ich widerstrebte, soweit es schicklich war gegen die Mutter meines Königs; Eure Majestät waren abwesend, und es blieb mir nichts übrig, als gegen eine gute Quittung —“

„Es bleibt mir nichts übrig gegen solche Dummheit als Schwert und Strick, weißt du, grauer Tor, was du angerichtet? — Brion, die Frau Herzogin von Angoulême sei gebeten — was hilft mir nun das Papier, das in deiner Hand zittert wie das Gewissen in deinem Busen?“

„Mein Gewissen, königliche Majestät, ist gut, denn dies Papier ist die Quittung, welche mir die Frau Herzogin ausgestellt hat über Empfang der 400 000 Ecus.“

„Zeig her!“ — Der König las, und ein konvulsivischer Schmerz fuhr wie ein zackiger Blitz durch sein Angesicht. Er betrachtete den unglücklichen Semblançay von unten bis oben und schwieg und sah nach der Tür, durch welche die Herzogin eintreten sollte. Vielleicht bereute er's schon, daß er seine Mutter einem Verhöre vor solchen Zuhörern aussetzte; wenigstens ging er ihr, da sie eintrat, höflich entgegen, führte sie vor Semblançay und sprach mit schwächerer Stimme als vorher: „Madame, dieser Mann behauptet, Euch auf Euren Befehl eine Summe von 400 000 Ecus eingehändigt zu haben!“

„Und womit unterstützt er diese Behauptung?“

„Hiermit!“ — Der König hielt ihr dabei die von ihr eigenhändig unterschriebene Quittung vor die Augen. — Die Herzogin, vorbereitet auf diesen kritischen Augenblick und wohl beraten durch Duprat, las aufmerksam und sagte gleichgültig: „Dies ist in der Ordnung. Ich habe dies Geld erhalten, und habe den Empfang bescheinigt, was ist sonst dabei, mein Sohn?“

„Was sonst? Mein Heer, mein Italien hast du mir verloren durch Wegnahme dieser Summe!“

„Das wolle Gott verhüten, mein Sohn! Warum hat man sie nicht zu diesem Ende von mir verlangt? Ich würde sie gern geopfert haben, obwohl ich sie mit mancher Entbehrnis erspart hatte."

„Wie das?" rief der König. „O, Madame!" rief Semblançay, dem große Schweißtropfen auf der Stirne standen, weil er wohl einsah, wie gefährlich ihm diese Wendung werden konnte. Der König aber hielt diesen Ausruf des alten Mannes für einen Ausruf der Bitte um Schonung, und drang auf nähere Erklärung. Die Herzogin gab sie dahin ab, das Geld sei ihr erspartes gewesen, das Semblançay zur Aufbewahrung gehabt, und das also nichts als die gleiche Zahlenhöhe mit der für Italien bestimmten Summe gemein habe. „Semblançay!" rief hierbei der König, „alter grauer Sünder! Mit welcher Geschicklichkeit hast du mich soviele Jahre über deine Ehrlichkeit getäuscht!" — Semblançay, die Hand aufs Herz legend, wollte beteuern, ward aber von der Herzogin unterbrochen, welche sagte: „Wenn der König von Frankreich seine Mutter Lügen strafen läßt, so sollte er es doch in gemessener Form tun, diesen Manu vor Gericht stellen und die Sache streng untersuchen lassen; denn es ist gegen meine Würde, einem Betrüger zu widersprechen!"

„O, o, wir waren unwürdig, ein Land schön wie Italien zu erobern!" rief der König, zweifelnd bald die Mutter, bald Semblançay ansehend. In diesem Augenblicke trat Bonnivet zu ihm und machte ihm leise eine Mitteilung. Der König ging sogleich ans Fenster, riß es auf und sah aufmerksam in den Hof hinab, rückwärts die Hand ausstreckend und mit langsamer Betonung sagend: „Geh hinunter, Budé, und empfange den Gast, wie ich dir befohlen!"

„Beschäftigt Euch mit Lautrec, Majestät," flüsterte Bonnivet dem Könige zu — „er steht unbeschäftigt noch in der Mitte des Saales; sobald er ans Fenster tritt und seiner Schwester ansichtig wird, so bemächtigt er sich auch

ihrer, und unſere Pläne werden erſchwert, wenn nicht gar vernichtet!“

Der König aber war in den Anblick verſunken, der ſich ihm bot: die junge Gräfin auf weißem Zelter, erhitzt von der Reiſe, unſicher in der Fremde, ſah halb neugierig, halb zaghaft umher, und begrüßte mit großer Freude den aus dem Schloſſe tretenden Budé, ja ſie reichte ihm beide Hände, und auf die ſeinigen geſtützt ſprang ſie mit anmutiger Geſchicklichkeit vom Pferde. — „Ihr habt ganz recht gehabt“ — ſagte der König, immer noch hinabſehend, nicht eben leiſe zu Bonnivet — „dies ſcheint ein reizendes Geſchöpf zu ſein.“

„Wenn aber Majeſtät Lautrec nicht beſchäftigen, ſo genießen Sie nichts davon als den jetzigen Anblick — die Frau Herzogin nähert ſich eben dieſem Fenſter und Lautrec dem andern, nur das gleichgültige Schlachtopfer Semblançay bleibt unbeweglich in der Mitte.“

Da wendete ſich der König, winkte Lautrec und ging mit ihm an die entgegengeſetzte Fenſterreihe des Saales, welche nach dem ſtillen Margaretenplatze mit Nußbäumen und Kirchlein hinausging, und ſprach mit halber Stimme zu ihm: „Kannſt du mir deine Hand darauf geben, Lautrec, daß der Mangel des Geldes allein die Verluſte herbeigeführt hat?“

„Nein, mein König, das kann ich nicht; ich habe ein Syſtem vorſichtigen Krieges verſucht, welches den beſten Vorzug unſerer Edelleute und Gendarmen nicht zur vollen Wirkung kommen läßt, ich meine den Ungeſtüm, welchen die Italiener furia francese nennen, dies Syſtem hat uns geſchadet, und der Mangel des Geldes hat nur den entſcheidend unglücklichen Ausſchlag gegeben.“

„Wir haben alſo doch gelernt, obwohl wir verloren?“

„Das haben wir.“

„Beſſern wir uns alſo! Wir haben Gelegenheit und du mußt ſogleich wieder — wenn du mir anders, lieber Lautrec, meine heftige Wallung verziehen haſt — in den

Steigbügel! Gib mir deine Hand! Deine Aufrichtigkeit hat mein Herz erfreut; Fortschritt ist nur möglich, wenn man aufrichtig ist gegen sich selbst. Wenn wir das nächste Mal Mailand sehen, so werden wir nebeneinander sein, und Ungestüm und Vorsicht nebeneinander sollen zum guten Ziele kommen, nicht wahr? — Herr Kanzler Duprat, dieser unglückliche Semblançay wird sich vor dem Gerichtshofe des Parlamentes in Paris um Hals und Kragen verantworten, ob Unterschlagung der 400000 Ecus, sorgt dafür!"

„Ich bin unschuldig, Majestät!"

„Das wollen wir sehen."

5.

So war denn die Intrige gegen die Gräfin bereits insoweit gelungen, daß sie allein und dem Anscheine nach schutzlos ins Haus des Königs geraten war. Trotz dringender Nachfrage erfuhr sie erst nach und nach, daß ihr Gemahl schon vor einigen Tagen, ihr Bruder vor einigen Stunden Blois verlassen habe. Aber ihr Gemahl werde wahrscheinlich binnen kurzem zurückkehren, denn sonst hätte er Nachrichten für sie, die ja auf sein Geheiß ankam, hinterlassen, und die wenigen Tage werde sie in dem Schutze der liebenswürdigen Margareta bestens aufgehoben sein.

Die Gräfin zeigte sich allerdings wie ein etwas verschüchtertes Reh. Hätte sie den Boden nur etwas fester, hätte sie nur irgend ein Zeichen von ihrem strengen Gatten vorgefunden, sie hätte sich ja so gern gefreut, plötzlich einmal aus der unwandelbaren bretonischen Einsamkeit in so lebhafte Umgebungen gekommen zu sein. Solange Budé, der ihr großes Vertrauen einflößte, bei ihr blieb, drang auch einige Male die helle Äußerung des Vergnügens mitten durch ihre tausend Fragen der Besorgnis, wie ein Sonnenblick durch umwölkten Himmel. Aber Budé konnte nicht fortwährend

bleiben, die Herzogin Margareta überhäufte sie mit Zuvorkommenheit, Bonnivet ließ fragen, ob er aufwarten könne, ja der König ließ sie willkommen heißen, und die Angst überwältigte sie dergestalt, daß sie in Tränen ausbrach, und unter dem nicht ungegründeten Vorwande des Krankseins sich auf ihre Zimmer zurückziehen mußte.

Sie wußte nicht, was ihr bevorstand, denn sie war in der Welt unerfahren, aber sie begriff mit jenem den Frauen eigentümlichen Instinkte, der wie ein sechster Sinn sie unterrichtet, daß ihrem Leben eine entscheidende Krisis nahe. Und jede Frau, auch die unzufriedene, auch die gelangweilte, scheut einen kritischen Wendepunkt. Sei es ihr angeboren — was die Emanzipation Begehrenden leugnen — sei es ihr anerzogen: die Frau entscheidet sich, auch wenn ihr die Wahl gelassen wird, viel eher für fernere Ertragung einer drückenden Existenz als für das Wagnis einer Änderung. Die junge Gräfin hatte in ihrem einsamen Schlosse oft bitterlich geweint über die Roheit eines Gatten, der all ihre feineren Gedanken nicht verstand und mit den Füßen beiseite stieß, der eben deshalb keine auf edlere Weise vermittelte, sondern nur die gedankenlose äußerliche Zärtlichkeit bieten konnte, eine Zärtlichkeit, welche immer zudringlich erscheint und Widerwillen erweckt, sobald sie nicht seitens der Frau mit dem unbegreiflichen Schauer der Neigung empfangen wird. Solche Neigung war der Gräfin bis dahin fremd geblieben; aber sie war so weiblich erzogen und in der Ehe so unterwürfig gewöhnt worden, daß sie selbst nicht wußte, wie widerwärtig ihr der Gemahl war. Ertragen wir doch oft jahrelang das Unangenehmste, weil wir erst durch einen plötzlich sich bietenden Vergleich oder Gegensatz entdecken, wie groß die uns aufgebürdete Unannehmlichkeit sei. — Sie hatte also in den ersten Tagen auf Schloß Blois kein anderes Trachten deutlich vor sich, als wie sie aus dieser ihrem Gemahl verhaßten Welt hinweg und nach Chateaubriant zurückkommen könnte.

Daß sie schon um ihres so unverschuldeten Eintritts in diese Welt der herbsten Behandlung vom Grafen entgegensehen durfte, das wußte sie wohl, aber sie wollte sich lieber solcher Strafe unterwerfen, als der wachsenden Pein des Gewissens. Denn obwohl sie mit einem prüfenden und den banalen Moralphrasen, welche der Graf hören ließ, weit überlegenen Geiste ausgerüstet war, so bildeten doch all jene Phrasen ein Gewissen in ihr, neben welchem ihr Geist, schüchtern und ohne Erfahrung, bei weitem nicht aufkam. Hinweg! Hinweg! drängte also alles in ihr. Aber sie war eben auch in Blois nach wenig Tagen nicht bloß durch äußere Bande gefesselt. Nicht etwa, daß sie ihr schüchternes Auge zu einem der schönen und geistvollen Männer erhoben und einer raschen Neigung sich ergeben hätte, o nein, einem wie sie gearteten Wesen war für den Übergang in andere Lebenskreise eine Frauenmacht viel gefährlicher oder doch wirksamer. Die Herzogin Margareta war ganz dazu geeignet, das Vertrauen der bedrängten jungen Frau schnell zu gewinnen, und den zu bewerkstelligenden Wechsel vortrefflich zu leiten; denn Margareta hatte die Ehe mit der Mittelmäßigkeit selbst zu ertragen und zu verbessern gehabt, sie war lebhaft, sie war geistig hochbegabt, sie besaß ein starkes Bedürfnis wahrhaftiger Tugend neben dem starken Bedürfnisse genußreicher Existenz, und sie war vielleicht in allem, was die Wünsche ihres geliebten Bruders betraf, weniger gewissenhaft als sonst in irgendwelchem Kreise. Und Galanterie war das junge Schoßkind jener Zeit! Es fand seine halbe Rechtfertigung im wiedererweckten Stile der als würdig gepriesenen Ritterlichkeit, und wurde übrigens beschützt von dem schmeichelnden Drange abenteuerlicher Erfindung, der mit einer Wiedergeburt schöner Künste und Verhältnisse Hand in Hand gehen müsse. Es ist also gar wohl erklärlich, daß die Verfasserin der „Geschichte beglückter Liebhaber", jener schalkhaften Novellen, es nicht verschmähte, diese unerfahrene Gräfin systematisch den Provinzialgrundsätzen

abwendig zu machen. Dieſe begabte Verführerin, ein äußerſt ſchwer zu beurteilender Charakter, war übrigens niemals gemeint, die alltägliche Libertinage ihres Bruders zu unterſtützen, im Gegenteile verbarg ihr Franz die unſaubern Seitenwege, welche er gar oft wandelte, ſorgfältig, denn ſie nannte ſolche Abenteuer trivial und verzieh ſie nicht. Die alten Romane der Chevalerie waren ihre Lieblingslektüre geweſen und hatten in ihr ein Syſtem zuwege gebracht, von welchem viele Kenner den Geiſt und das Weſen der ſeit drei Jahrhunderten mannigfach ausgebildeten, zuweilen entarteten, immer aber intereſſant ſich darſtellenden franzöſiſchen Geſellſchaft herleiten. Rückſichtsvolle und aufopferungsluſtige Freundſchaft ſollte Grund und Boden alles Verkehres ſein, auch des Verkehres zwiſchen den verſchiedenen Geſchlechtern, denen auf dieſem Grunde eine zarte und naive Vertraulichkeit geſtattet ſei. Margareta erfand dafür jene ſogenannten „Allianzen“, welche Freund und Freundin wie Bruder und Schweſter angeſehen wiſſen wollten, und welche, auf geiſtiger Zuneigung beruhend, den öffentlichen Ausdruck gegenſeitiger Liebe geſtatteten, und ſolcherweiſe ſyſtematiſch Tadel und Verdacht entfernen ſollten. Schon an ihrem kleinen Hofe von Alençon hatte ſie ſolchen Lebensſtil eingeführt, und neben ihrem Bruder konnte ſie ihm eine ſo große Ausdehnung geben, daß er Vorbild für Frankreich wurde. Natürlich blieben dieſe „Allianzen“ nicht ſo ſpirituell wie ſie gemeint waren, ja Brantôme ſagt von der Stifterin ſelbſt, „ſie habe in Sachen der Vergnüglichkeiten und Galanterien gezeigt, daß ſie mehr davon verſtünde, als ihr tägliches Brot“; aber es bildeten ſich doch Formen und Verhältniſſe, welche Geiſt und zierlichen Anſtand zur Grundbedingung hatten und das Unvermeidliche vor Roheit bewahrten. Hierin zeigt ſich ein intereſſanter Kontraſt des 16. und des 19. Jahrhunderts in Frankreich: im 19. Jahrhundert nämlich wurden dieſe Allianzen durch Simoniſten und Sozialiſten dergeſtalt wieder aufgenommen, daß man ſie

auf die ganze bürgerliche Gesellschaft ausdehnen und das bloß anmutige Spiel mit Formen in ein ernsthaftes Grundgesetz für freien Verkehr zwischen den Geschlechtern umwandeln wollte. Margareta, dem reformierenden Kalvinismus mit großer Teilnahme, ja einige Jahre später mit Parteinahme zugehörend, hätte wahrscheinlich, wenn der Simonismus neben ihr entstanden wäre, einzelne Teile desselben systematisch aufgenommen und ins Werk gesetzt, und darin die Grundverschiedenheit von ihrem ihr oft so ähnlich erscheinenden Bruder an den Tag gelegt. Denn Franz, als entschiedener Egoist, war allem verbindlich machenden Systeme abhold und fand seinen Lebensreiz just im Gegenteile, im Willkürlichen und Augenblicklichen.

Es ist nicht bekannt geworden, inwieweit Margareta von ihrem Bruder eingeweiht worden sei in die Absicht, welche er damals vorhatte mit der Gräfin Chateaubriant. Wahrscheinlich ist die Verständigung nicht weiter gegangen, als bis zu den allgemeinen Redensarten, daß es sich darum handle, ein liebenswürdiges und begabtes Geschöpf den rohen Händen eines Seigneurs zu entwinden, der solchen Edelstein nicht zu würdigen wisse. Und das war hinreichend, das Interesse und die Beiwirkung Margaretas zu erwecken. König Franz konnte auch in den ersten Tagen guten Gewissens sich solcher allgemeinen Ausdrücke bedienen, denn er hatte die Gräfin nur von weitem gesehen, und erst am dritten Tage verschaffte ihm Margareta, welche die Aufgabe als reizende psychologische behandelte und um keinen Preis übereilt sehen mochte, Gelegenheit, die schöne Françoise näher zu beobachten. Nicht daß sie ihn zu ihr geführt hätte, soweit war die verschüchterte Gräfin noch keineswegs ermutigt, sondern dadurch, daß sie ihm im offenen Nebenzimmer an einem Fenster, welches in der Zwischenwand angebracht war, einen Platz anwies. Es war das Glas dieses Fensters eine Beute aus Italien und hatte den damals in Frankreich noch

unbekannten Spiegelvorzug, daß es nur von einer Seite, natürlich von der, welche der König einnahm, durchsichtig war, von der andern aber bis zur Undurchsichtigkeit blendete. Dort sah und hörte König Franz die junge Frau in all ihrer lieblichen und reizenden Natürlichkeit, welche sie der freundlichen Margareta gegenüber bereits gewonnen hatte. Margareta galt wirklich in ganz Frankreich für diejenige Person der königlichen Familie, welche sittlich am höchsten zu achten sei, und dieser Ruf erleichterte ihr überaus die sogenannte Bekehrung der Gräfin. — „Aber es ist doch unerläßlich," sagte die letztere, „daß ich meinem Gemahle wenigstens ausführliche Kunde abstatte, wo ich mich befinde und wie ich lebe, wenn Ihr denn durchaus unveränderlich darauf beharrt, meine Rückkehr nach Chateaubriant sei ohne weiteres unpassend."

„Und ich denke," erwiderte Margareta, „Ihr gebt mir darin endlich recht! Euer Gemahl befiehlt Euch, hieher zu kommen, und achtet Eurer, ich will nicht einmal sagen Eures Rufes, sondern nur Eurer Sicherheit und Bequemlichkeit so wenig, daß er unbekümmert um Eure Ankunft sich von Blois entfernt und Euch dem Zufalle preisgibt. Verdient solche Unritterlichkeit Rücksicht von Eurer Seite? Strafe verdient sie. Die Männer sind das, wozu wir sie machen. Sie sind leidenschaftlich, aber roh und gedankenlos uns gegenüber, denn in dem eingerissenen Wahne, dem ersten und allein wichtigen Geschlechte anzugehören, sind sie eigensüchtig bis zum Grade der Gedankenlosigkeit. Wir müssen systematisch Formen erfinden und aufrecht erhalten, wir müssen die Männer täglich daran erinnern, wir müssen darin zusammenhalten wie für einen Kultus, und jede einzelne muß in ihren Verhältnissen Wohl und Wehe ihres ganzen Geschlechtes vor Augen haben, daß wir nichts Geringeres sind, denn sie. Glaubt nur, dies ist auch zum Besten der Männer: ohne strenge Schranken und Bildungsmittel nützen sie den Zauber ab,

welchen weibliche Schönheit gewähren mag! Sie vernichten durch plumpen, eintönigen Verkehr alle Möglichkeit unerwarteter Wendung, allen Reiz eines Glückes, das nur Glück ist, solange wir dessen nicht sicher sind."

„Aber die Frau hat ja kein Recht zu solchen Maßregeln, welche die Herrschaft des Mannes untergraben, denn es heißt ja selbst in der Religion: Er soll dein Herr sein!"

„O pfui doch, Gräfin, das ist ein altmodisches Mißverständnis."

„Kann denn die Religion auch altmodisch werden?"

„Wenigstens die Deutung derselben."

„Das mag sein. Aber heißt es nicht eine andere Gefahr heraufbeschwören, wenn man uns rät, ein System zu errichten auch zwischen Ehegatten? Die Gefahr der Verstellung und Lüge? In meiner Erziehung ist alles darauf hingeleitet worden, ich solle wahr und offen sein, dies sei die Grundbedingung aller Tugend und alles glücklichen Gewissens, und ich sollte nun demjenigen Manne gegenüber, dem ich mit Leib und Seele zugesprochen worden bin, wohl überlegt eine Kunst der Verstellung üben, ein Getriebe der Täuschung! Wie reimt sich das?"

„Unschuldig Mädchen, das Ihr geblieben seid! Habt Ihr noch nie zugesehen, welchen Gang jegliche Erziehung nimmt? Bei groben Gegensätzen beginnt sie, um bis zu feinen und feineren Unterschieden hinaufzuführen und dann den allmählich geübten Menschen dem eigenen Urteile zu überlassen. Der junge unerfahrene Mensch ist wie ein Kranker in der Gesellschaft, man gibt ihm Krücken, an denen er geht, bis er sich selbständig fühlt und sie hinter sich wirft!"

„Aber ich fühle mich noch nicht selbständig, und ist es denn überhaupt Bestimmung des Weibes, selbständig zu werden?"

„Dieser Zweifel ist ein Frevel gegen Gott, der in uns so vollkommene Menschen geschaffen hat, wie in den Männern."

„Erlaubt! Vollkommen in anderen Kreiſen, nicht aber in denen, welche Kraft und Mut und alle Vorzüge der Selbſtändigkeit erfordern. Wozu denn zwei Geſchlechter, wenn ein jedes ſelbſtändig, das heißt unabhängig vom andern leben könnte und ſollte? Und unabhängig voneinander können wir nicht leben, unſere Sinne verbieten es, und der ſüße Zwang des Gebärens, der uns auferlegt iſt zur Fortpflanzung des Menſchengeſchlechtes, ſpottet unſerer Unabhängigkeit; Selbſtändigkeit, meine ich, ſoll nicht die Deviſe des Weibes ſein!“

„Sieh da,“ rief Margareta und umarmte halb lächelnd, halb erſtaunt ihren Gaſt, der ſich eine ſchöne Röte ins Antlitz geſprochen hatte, „ſieh da, meine Liebe, Ihr ſeid ja geübter in Entwicklung von ſelbſtändigen Gedanken als all unſere Damen am Hofe es ſind! Ihr werdet ſie alle überſtrahlen durch ein lauteres und begabtes Naturell. Und was hat Euch ſo frühzeitig zu ernſthaftem Gedankenleben gebracht? Das ſtille eheliche Glück auf behaglichem, einſamem Schloſſe?“

„Ach, nein.“

„Das Glück ſoll nicht zum Nachdenken führen.“

„Das weiß ich nicht. Aus Euren Reden entnehme ich die Beſtätigung eines Wunſches, der ſich mir ſelber oft aufgedrängt hat, und der auch vielleicht unpaſſend für mich nach einem Syſteme ſchmeckt: Gäbe es nicht unſchuldige Mittel in unſerm, das heißt in der Frauen Vermögen, die Männer zarter und edler zu machen, ohne daß ihnen an Kraft und Stärke etwas geraubt würde?“

„Arme Gräfin, wie gern möchtet Ihr verbergen, daß Eure Jugend an rohe Hände preisgegeben iſt. — Widerſprecht nicht, und überzeugt Euch nach und nach, daß es das Weib preisgeben heißt, wenn man ihre Abhängigkeit vom Manne hingehen läßt, wie es der großen Mehrzahl gleichgültiger und des ſinnigen Weibes unwürdiger Männer beliebt.“

„Und doch geht auch soviel feines und zartes Werk von den Männern aus, es ist doch wohl nur einzelnes Unglück, nicht gerade solchen Männern begegnet zu sein! Welch eine wunderbar erhebende Welt ist nicht von Männern ausgedrückt worden in Gemälden, wie deren seit einiger Zeit aus Italien nach Frankreich gekommen sind, und wie ich deren, als ich von Foix nach Chateaubriant über Fontainebleau reiste, gesehen habe. Da habe ich staunend vor dem heiligen Michaels Raffaels gestanden, und habe mich entzückt in den edlen, ach so erhebenden Reizen einer heiligen Familie desselben Malers. Seht, da ist mir Kraft und Anmut, Größe und Zartheit, Schwung und Einfachheit in einem zum ersten Male in meinem Leben entgegengetreten, und es ist nie wieder aus meiner Seele geschwunden, daß solche Vollkommenheit nur von dem Genius eines Mannes ausgehen könne, und daß uns Frauen wohl immer die Macht einer so mannigfach bedingten Erfindung gebrechen möge — hört mich! Und weiter: War es nicht ein Mann, welcher den neuen großen Sinn fand, solch unerhörte Kunst auch unerhört zu feiern? Zahlte er dem Künstler nicht erstaunliche Summen, und was mehr ehrte und erregte — wir begegneten damals in Montargis dem Zuge, der von Lyon heraufkam — er empfing ein Bild, wie man bis dahin nur die wichtigsten Reliquien aus dem Heiligen Lande empfangen hatte; unter Fanfaren mit allem Pomp und mit aller Pracht der Feier, die all unsere Einbildungskraft belebte, ließ er das neue Wunder enthüllen und zum ersten Male anschauen. Dieser kühne Sinn konnte nur von einem Manne kommen, denn er schloß ein neues, seines Rechtes sich bewußtes Urteil, er schloß die Kraft einer Neuerung in sich, die uns Frauen von der Natur versagt ist."

„Und dieser Mann?"

„Es war Euer Bruder, es ist der König."

„Den Ihr nicht sprechen wollt, und doch so zu schätzen wißt!"

„Mein Gott, was hätte ich ihm zu ſagen in meiner unpaſſenden Lage.“

Während der letzten Rede war König Franz ungeſtüm aufgeſtanden, hatte dem neben ihm ſtehenden Budé die Hand gedrückt und zugeflüſtert: „Dies Weib iſt würdig einer Krone, Guillaume, ich danke dir,“ und hatte einen Schritt gegen die mit ſeidener Gardine verhangene Verbindungstür getan, als wollte er zu den Frauen eintreten. Budé hatte ſich erlaubt, die Hand feſtzuhalten, und ihn dadurch und durch Bittworte daran zu verhindern, als aber die Gräfin ſprach: „Was hätte ich ihm zu ſagen,“ da übermannte ihn der Drang ſeiner Galanterie, er ſchob alle vorgezeichneten Pläne beiſeite und trat ins Zimmer zu den Damen. Schon im Kommen, gerade auf die Gräfin zugehend, ſprach er zu ihr: „Der König aber hat Euch zu ſagen, daß er von allen Großen ſeines Reiches noch nicht ſo ſchön verſtanden worden iſt, als von Euch, meine gnädige Gräfin,“ und dabei ergriff er ihre Hand und küßte ſie, und bat um Entſchuldigung, daß er, das lebhafte Geſpräch vernehmend, einen Augenblick vor ſeinem Eintritt an der Türſchwelle ſtehen geblieben ſei, um zu hören, ob er auch ungelegen komme. „Aber ich hörte“, ſetzte er lächelnd hinzu, „ein ſolch Übermaß meines eigenen Lobes, daß ich daraufhin ſogleich einen Fehler begehen und Euch ſtören durfte.“

Mit dieſer Überraſchung ſchien der König den Beſtrebungen ſeiner Schweſter, die Gräfin zu ermutigen, weſentlich geſchadet zu haben. Dieſe entzog ſich eher kalt als ſchüchtern den Artigkeiten des Königs, und ſie war offenbar davon betroffen, daß ſie ein Aufpaſſen, Behorchen überhaupt und ein berechnetes Verfahren zu entdecken glaubte. Wie ſehr ihr auch in dem ihr ſelbſt verborgenen Innern der Anteil und Beifall des Königs ſchmeichelte, wie ſehr ſie auch in dieſer ihr ſelbſt verſchleierten inneren Welt ihres Herzens

ein Teilnehmen an dieſen Lebenskreiſen wünſchte, ja wie ſehr ſie mit Schauer an ihre Rückkehr nach Chateaubriant dachte: Erziehung, Pflichtgefühl und weibliche Zaghaftigkeit hielten ſie doch entfernt von jeder, auch der kleinſten Hingebung an dieſe lockenden Verhältniſſe, und trieben ſie zurück in den einſamen, freudeleeren Kreis des bretoniſchen Schloſſes. Sie ſah voraus, daß ſie ſchon für den unverſchuldeten Eintritt ins königliche Schloß zu leiden haben würde, aber ſie beſaß jenen Mut der Frauen, den Mut, allen Leiden gebückten Hauptes entgegenzugehen. Bis dahin von der ſanften Macht der Herzogin zurückgehalten, ſah ſie nun keine dringendere Pflicht vor ſich, als ihren Gemahl zu unterrichten. Eine treue Dienerin Louiſon, welche aus der Pyrenäenheimat der Braut gefolgt und der jungen Gräfin treu verblieben war, übernahm es, einen Boten über Paris nach Chateaubriant zu ſenden. Denn es war der Gräfin nicht verſchwiegen worden, daß ihr Gemahl eiligſt nach Paris gegangen ſei eines dringenden Geſchäftes wegen, aber obwohl man hinzugeſetzt, er werde unverweilt nach Blois zurückkehren, ſo war ſie doch bereits mißtrauiſch und dehnte die Sendung aus bis nach der Heimat.

Louiſon hatte ſich dies indeſſen leichter gedacht als es war. Sie fand zwar bald einen Boten, aber Florio, bereits vortrefflich bezahlt für das bisherige Gelingen der Intrige und auf der Wacht für den weiteren glücklichen Fortgang derſelben, hatte ſein Standquartier beſchaulichen Müßigganges im Torhüterſaale des Schloſſes aufgeſchlagen, wo alles, was kam und ging, vorüber mußte, und wo eine Niederlage ſämtlicher Dienerſchaft und aller auf gelegentliche Aufträge harrender Lungerer war. Es war ihm ein leichtes, der ſuchenden Louiſon nachzuſpähen und die Abſendung des Briefes zu unterſchlagen. Louiſon war klug und teilte ihrer Herrin offen mit, daß ſie, einigen Zeichen nach, die richtige Abſendung des Briefes nicht für hinlänglich geſichert halte,

und daß sie raten müsse, einen zweiten zurecht zu machen, wenn der Frau Gräfin besonders viel an zuverlässiger Bestellung desselben liege. Nur war zu befürchten, daß es dem zweiten nicht besser ergehen würde als dem ersten, und die Gräfin, durch dieses neue Anzeichen verborgener Umtriebe in noch größere Aufregung versetzt, entschloß sich zu einem ungewöhnlichen aber ihrem kindlichen Charakter allerdings ganz angemessenen Wege. Sie hatte sich nämlich, nachdem der König sie überrascht, nicht mehr aller Männergesellschaft entziehen können, welche sich des Abends bei der Herzogin Margareta einstellte. Der König war auf Anraten seiner Schwester nicht wiedergekommen, und es hatten sich zu Anfange nur die Künstler und Gelehrten eingestellt, die der Gräfin weniger Scheu erregten, und unter denen ihr der gewandte Marot eine Erheiterung, der würdige Budé ein Trost war. Aber auch einige der lustigen Ritter aus des Königs unmittelbarer Umgebung hatten sich allmählich eingefunden. Unter ihnen Bonnivet und Chabot de Brion. Letzterer, ein ganz junger, bildschöner Mann, zeigte sich sehr zurückhaltend und äußerst achtungsvoll gegen die Gräfin, ganz verschieden von Bonnivet, welcher die vorgefaßte Absicht der Zurückhaltung nicht lange durchsetzen konnte und sich bald in fröhlicher, kühner Galanterie gehen ließ. Es war ihm wohl zuzutrauen, daß er's im glücklichen Falle auf die Gefahr der königlichen Ungunst gewagt hätte, eine Eroberung zu machen, welche, wie er am besten wußte, der König selbst beabsichtigte. Aber diese freie Zuversicht, welche vom Betragen aller übrigen auffallend abwich, wirkte nicht mehr verschüchternd auf die Gräfin. Eben weil sie hier keinen Rückhalt sah, ging sie bald unbefangener ein auf das Spiel der Phrasen und Wendungen, und entwickelte darin eine unerwartete Munterkeit, so daß sie eine Viertelstunde lang ihre peinliche Lage zu vergessen schien. Einem Frauennaturell ist eine solche Hingebung an den gefahrlos reizenden

Augenblick viel leichter erreichbar als einem männlichen, und ein so geschmeidiges weibliches Naturell ist auch gar wohl imstande, mitten in solcher Bedrängnis und in augenblicklicher scheinbarer Selbstvergessenheit denjenigen Mann zu bemerken, welcher ihr innerlichst zuneigt, und welchem sie um jeden Preis vertrauen kann. So erschien ihr Chabot de Brion, und ihm beschloß sie, sich anzuvertrauen, seit sie in Budé für alles entschlossene Handeln eine gewisse Unsicherheit entdeckt zu haben glaubte. Es war dies einem jungen Lieblinge des Königs gegenüber ein Entschluß des unberechenbaren weiblichen Genius. Nicht der sicherste Freund würde ihr dazu geraten haben, auch wenn er gleich ihr entdeckt hätte, daß in Brion eine poetische Neigung für die Gräfin im raschen Aufschluß begriffen war.

Sie tat es. Bei der ersten Gelegenheit, da sie sich mitten in der Gesellschaft allein mit ihm sah in einer Fenstervertiefung, schilderte sie ihm mit fliegenden Worten ihre Lage und die Notwendigkeit, sichere Nachricht an den Grafen Chateaubriant gelangen zu lassen. Sie sprach nicht einmal von dem Vertrauen, welches sie für ihn hege, sie sprach's in der Bitte selbst aus, und Brion, ein unverdorbenes Gemüt, glücklichst überrascht durch dies Vertrauen, versprach die Besorgung des Briefes, den ihm Louison einhändigen würde.

Von diesem Augenblicke an fühlte sich die Gräfin frei und sorglos und ward gegen alle Umgebung die rückhaltlose Liebenswürdigkeit selbst. Die Herzogin glaubte sogar, sich dieser Umwandlung nicht freuen zu dürfen, weil sie selbige dem Einflusse des schönen Bonnivet zuschrieb, ein Einfluß, welchen sie von ihrem Bruder erwartet und gehofft hatte. Sie sagte also, als die Gesellschaft entlassen war, ziemlich unbedacht zur Gräfin, es schienen die schönen Männer ihr bessere Laune zu erwecken als die geistreichen.

„Die schönen?" erwiderte die Gräfin lachend, „ei natürlich! Was wirkt lieblicher auf unsere Stimmung als die Schönheit!"

„Und Ihr zieht die schimmernde Schönheit der ernsteren vor?“ setzte die Herzogin hinzu, welche sich des falschen Gegensatzes, den sie aufgestellt, bewußt geworden war, da ihr Bruder für einen stattlich schönen Mann galt.

„Allerdings, wenn es sich, wie Ihr Euch so fein ausdrückt, nur um Erweckung guter Stimmung und Laune handelt. Aber was ist gute Stimmung und Laune gegen den Eindruck, welcher den ganzen Menschen auf die Dauer des Lebens erregen und bewegen soll! Ich glaube nicht, daß ein schöner Mann so tiefe und dauernde Neigung erweckt, als ein unschöner. Die glatte, tadellose Schönheit, die wir in den Bildern wiederfinden, geht eben wie ein Bild an uns vorüber; aber das Eigentümliche prägt sich unserer Seele ein, und verläßt uns nicht mehr, wenn es einmal durch eine Neigung uns zugeführt worden ist.“

Diese Erklärung hatte für die Schwester des Königs nicht viel Tröstlicheres als die erste fröhliche Äußerung, und von diesem Abende an wurde diese Gräfin das unverstandene, aber um so lebhafter gesuchte Geheimnis für den Hof. Ihre Schüchternheit war verschwunden und zeigte sich nur noch, wenn der König unerwartet zu ihr trat. Dieser selbst war in immer größere Hast und Bewegung geraten, je unwahrscheinlicher es seiner Schwester und ihm erscheinen mußte, dieses rätselhafte junge Weib ohne weiteres für sich zu erobern. Er war eifersüchtig, ehe er noch die geringste Aussicht auf Besitz hatte, und diese Leidenschaft war ihm, dem zuversichtlichen, durch Glück bei Frauen verwöhnten Könige, bis daher völlig fremd geblieben. Sie steigerte also auch seine Wünsche und Absichten zum höchsten, und was er früher unbedacht und zur Hälfte lügenhaft gegen Budé geäußert hatte von Erhebung dieser Dame auf den Thron, das war ihm jetzt vollständiger Ernst für den Fall, daß er nicht ohne ein solches den Stolz mehr als die Liebe weckendes Versprechen die Neigung der Gräfin gewinnen könne.

Unter ſolchen Umſtänden war eine Woche vergangen, und ein aufmerkſamer Zuſchauer hätte ſagen müſſen, die Gräfin zeige Bonnivet den meiſten Anteil, mit ihm unterhielt ſie ſich am öfterſten, mit ihm lachte ſie am heiterſten. Gegen Brion konnte man ſie undankbar ſchelten, denn ſie ſprach wenig zu ihm und vermied bei dieſen kurzen Unterredungen, wie es ſchien, gefliſſentlich, alle tiefere Wendung des Geſpräches. Die Künſtler liebten ſie alle, denn ſie hatte ſelbſt Geſchick für Zeichnenkunſt, und kopierte eifrig und ſchnell die Skizzen, welche man ihr zeigte, ſo die Skizze des Grabmals Ludwigs XII., mit deſſen Ausführung in St. Denis damals der Bildhauer Jean Juſte beſchäftigt war. Von Lascaris und Budé ließ ſie ſich die Geſänge des Homer erzählen, und war dieſen älteren Herren ſtundenlang die andächtigſte Zuhörerin, die ſich auch nicht weniger angeſprochen zeigte, wenn der alte Grieche auf Schilderungen des griechiſchen Religions- und Gedankenlebens überging, oder wenn Budé ſein Thema vom Schloſſe Chateaubriant wieder aufnahm, und die täglich fortſchreitende Entwicklung der kirchlichen Reform in Deutſchland und der Schweiz ſchilderte. Kam der ſchalkhafte Meiſter Clément dazu, der übrigens auffallend genug den Streitpunkten kirchlicher Reform eifrig nachfragte, ſo endigte ſie mit irgend einer anmutigen Wendung das ernſthafte Thema und bat Marot, ſie franzöſiſche Verſe machen zu lehren, ſinnige Deviſen, welche damals in höchſter Gunſt und Mode waren. Eines Nachmittags trat der König unerwartet zu dieſem Kreiſe, ſetzte ſich und bat, teilnehmen zu dürfen. Auf der Stelle wurde ſie ſchweigſam und zurückhaltend, und hier wie ſonſt erfuhr er mehr von anderen als von ihr ſelbſt, daß ſie Talent und Geiſt mannigfachſter Art beſitze. Was braucht aber die Neigung ſolcher Zeugniſſe! Auch die des Königs achtete nicht darauf, und all die desfallſigen Verſicherungen Budés, Marots und der übrigen hielt er für Artigkeiten, die man ſeiner ſichtbaren Vorliebe

für den Gaſt und der ſchönen Dame erweiſen wolle. Indeſſen war er doch diesmal bereits ſo klug, die Galanterie beiſeite zu ſetzen und auf die ernſthaften Gegenſtände des Geſprächs einzugehen, hoffend, die Gräfin werde dadurch unbefangener und freier neben ihm werden. Und die Berechnung war ganz richtig. Disputieren und durch hundertfache Gedankenwendung erprüfen, lag nicht im Weſen des Königs, dies ging vielmehr darauf hinaus, gegebene Verhältniſſe, auch gegebene Spekulationen zu gruppieren, Pläne großen Stiles zu entwerfen, mit ſchöpferiſcher und künſtlicher Genauigkeit auszuführen bis in den Reiz und Wert jeder Einzelnheit, und ſich allmählich in Zuſammenſtellung mehrerer ſolcher Pläne etwas überſpannt aber immer geiſtreich zu berauſchen, dergeſtalt, daß nach einer halbſtündigen Hingebung an ſolche wohl gegliederte Ekſtaſe nicht nur Frankreich, ſondern Europa ein ganz verändertes Anſehen erhielt. Ein verändertes Anſehen, denn er hatte keinen Zug revolutionären Sinnes, der von innen und von Grund aus umgeſtalten will, in ſich, er wollte nichts Vorhandenes vernichten, er wollte nur hinzu tun und neu ſtellen, er wollte eben nur das Anſehen der Welt verändern, und was er dafür an innerem Geiſte der Welt verändert zu brauchen glaubte, das ſuchte er vielmehr in der Vergangenheit, im Mittelalter, als in der Zukunft. „Ach“ — ſchloß er ſolch einen Erguß, indem er aufſtand und den Männern durch eine flüchtige Handbewegung anzudeuten ſchien, ſie möchten ſich entfernen — „die Alltäglichkeit hemmt mich aller Wege! Es iſt nichts vorbereitet, und über den Vorbereitungen verliere ich die Hälfte der Hilfsmittel, und verliere im kläglichen Getümmel die eigenen Geſichtspunkte, von denen ich ausging, und niemand iſt neben mir, der meine Pläne in Liebe hindurchtrüge durch all die Störungen, welche das Regiment mit ſich bringt, und der mich in glücklicher Stunde daran erinnert, ſie wieder aufzunehmen!“

„Aber Eure Schweſter, königlicher Herr!“ erwiderte die Gräfin, welche ſolchen Kreis der Schöpfung nur dem begabten Manne zugänglich glaubte, und welche dafür ein glühendes Intereſſe, die eigentliche Seele ihrer Liebe zum Manne, in ſich trug. Aufgeregt davon, daß ſie dieſen Kreis ihres Ideals plötzlich von dem mächtigſten Manne neben ſich berührt ſah, achtete ſie im Anſchauen des Königs und in der Hingebung an dieſe Welt zum erſten Male nicht darauf, daß ſie allein gelaſſen war mit dem Könige.

„Meine Schweſter?!“ ſagte dieſer, zur Hälfte wirklich mitten in der Empfindung des Themas, zur Hälfte Empfindung kokettierend, um das unſchuldige Weib ſicher zu machen — „meine Schweſter iſt ein ſuchender Geiſt, die mich mit Einwendungen ermüdet, und ich will bilden! Und was mehr ſagen will, ſie iſt nur meine Schweſter, die einen Gatten und eine noch ganz andere Welt hat außer mir, ſie iſt nicht mein Weib! Nur wo Leib und Seele eins ſind, erſchafft man gemeinſchaftlich miteinander!“

Die Gräfin ſchwieg, der König ſchwieg. Sie ſtand im weißen Gewande, es war ein warmer Herbſtnachmittag, neben dem Lehnſtuhle, den ſie eingenommen hatte, ihr Arm ruhte auf der Lehne desſelben, ihr Kopf war gedanken- und teilnahmsvoll vorgebeugt und, wie ſich verlierend, blickte ſie auf das männlich ſchöne Antlitz des Königs, welches ſich zu Linien herber Trauer zuſammengezogen hatte und den Blick ſtarr auf den Teppich des Fußbodens oder auf die Füße der dicht bei ihm ſtehenden Gräfin geheftet hielt.

„Helft mir!“ rief er auf einmal, richtete ſich auf und ergriff mit beiden Händen die Hände der Gräfin.

Dieſe erzitterte am ganzen Leibe und betonte kaum hörbar die Worte: „Wie könnte ich, königlicher Herr!“

„Ihr könnt; die Königin liegt am Tode — werdet nach ihr mein Weib!“

„Ich bin“, erwiderte leiſe wie vorher die Gräfin, welche

zuſammengeſchrocken war, als ob ein Blitzſtrahl vor ihr in die Erde führe, „ich bin die Gattin des Grafen Chateaubriant!“

„Ihr ſeid da nicht am Orte, er iſt Eurer nicht wert, Ihr ſeid zu höherer Wirkung berufen!“

„Der Wille meiner Eltern, das Sakrament der Kirche haben mich ihm verbunden.“

„Was die Kirche bindet, kann die Kirche löſen — nicht dort liegen die Hinderniſſe; aber Ihr wendet Euer Haupt von mir, Ihr liebt mich nicht, Ihr fürchtet mich.“

„Ja, ich fürchte Euch,“ ſagte die Gräfin, und große Tränen rollten ihr über die Wangen, „gebt meine Hände frei. Wenn Euer Herz mir in Wahrheit zugetan iſt, hört meine Bitte, die Lage macht mir Pein, daß ich des Todes ſein kann jeden Augenblick — ich danke Euch! Gott helfe uns!“

Bei dieſen letzten Worten hatte ſie dem ſie freigebenden Könige mit zitternder, brennender Lippe die Hand geküßt und war hinweggeeilt. — Der König hielt ſie nicht auf, ſo ſchnell und ungewöhnlich überkam ihn dies alles, ſo ungewöhnlich war ihm, dem ſonſt immer verwegenen, jede Gelegenheit ausbeutenden Frauenhelden zu Sinne.

Auf den folgenden Tag war ein Feſt angeſetzt für die Vollendung des Schloßbaues, und der König ließ durch Brion bei der Gräfin anfragen, ob ſie ihm die Freude machen wolle, bei der Tafel zu erſcheinen. Schlüge ſie's ab, dann werde das Feſt ſo lange vertagt, bis ſie zuſage. Brion, der in etwas melancholiſcher Weiſe den Auftrag ausrichtete, fand die Gräfin in großer Aufregung. Aber ſie drückte ihm mit fieberhafter Feſtigkeit ihre Antwort dahin aus, daß ſie vor Ankunft ihres Gemahls nicht öffentlich erſcheinen könne.

„Graf Chateaubriant“, entgegnete Brion, „kann nicht mehr weit von Blois ſein.“

„Mein Gott!“

„Der Bote, welcher Euren Brief besorgt hat, bringt mir soeben die Nachricht, daß er ihm auf dem Fuße folge. Leider muß ich, ein treuer Berichterstatter, der nichts weiter als Treue zu Euren Diensten hat, hinzusetzen, daß sich der Graf sehr entrüstet bewiesen über die Kunde, Ihr wohntet hier auf dem Schlosse, und daß er den Brief ungelesen beiseite geworfen habe."

„Weh mir!"

„Gebietet über meine Dienste, gnädige Frau, wenn Ihr die unüberlegte Heftigkeit Eures Gemahls fürchten zu müssen glaubt! Ich will ihm entgegen, ich will ihn empfangen, ich will ihm erklären, wie zufällig Ihr daher geraten — denn ich weiß, oder vermute doch den ganzen Zusammenhang — ich will, wenn das offene Wort eines Edelmannes nichts über ihn vermag, ihn mit dem Degen in der Hand nötigen, ein edles Weib edel zu behandeln!"

„Um Gottes willen nicht, Brion, das erhöhte ja nur seinen Arg —, seinen Unmut will ich sagen, das verschlimmerte nur meine Lage, ich danke Euch vom ganzen Herzen."

Bei diesen Worten trat Graf Chateaubriant selbst ins Zimmer: er war erhitzt, daß ihm der Schweiß über das Antlitz troff, aber totenbleich, er hielt den Degen blank in seiner Hand, und dieser Degen war mit Blut bespritzt, denn er hatte mit ihm Florio, welcher sich ihm am Eingange zu den Zimmern der Herzogin von Alençon entgegengestellt, über den Haufen gestoßen.

„Ich störe?" rief er beim Eintritte, als er seine Frau und Brion nahe beieinander in so bewegter Unterredung sah.

„Der Graf!" rief sie schreienden Tones, der mehr Entsetzen als Freude auszudrücken schien, und eilte auf ihn zu.

„Euer Gemahl," sprach er, mit der unbewehrten Hand die ihrige heftig ergreifend, „dem Ihr folgen sollt auf der Stelle!"

„Auf der Stelle; eilen wir hinweg, eh' uns ein Hindernis in den Weg tritt."

„Was gäb's für ein Hindernis," ſagte er, ſich halb zum Gehen wendend und mit halb verwendetem Kopfe Brion zuſprechend, „wenn Graf Chateaubriant ſein verlocktes Weib aus dem Hauſe der Gewalt führen will?!"

Brion näherte ſich den Gehenden raſchen Schrittes und den Grafen am Arme faſſend, ſagte er mit unterdrückter Lebhaftigkeit: „Dies iſt des Königs Haus, kein Haus der Gewalt, Graf Chateaubriant, und dem Könige wie allen ritterlichen Edelleuten Frankreichs werdet Ihr verantwortlich ſein für ein geziemend Betragen gegen dieſen Ort und dieſe von aller Welt hochgeachtete Dame!"

„Junger Edelmann, der ſein Glück ſucht, dieſe Dame iſt mein Weib, und ſo wie du ſie nicht ſchmähen ſollſt, ſo ſollſt du ſie auch nicht loben, oder gar ihren Beſchützer ſpielen gegen mich, der ich ihr Herr bin!"

„Laßt uns, Brion," rief die Gräfin, „ich beſchwöre Euch, und wollt Ihr mir Gutes erweiſen, ſo eilt voraus und ſorgt, daß niemand uns in den Weg trete!"

Auf dieſe Worte ging Brion, ſich gegen die Gräfin verneigend, eiligſt an ihnen vorüber und nach dem Ausgangsſaale hinaus, von wo der Graf gekommen war. Dieſer aber ſchien durch jene Worte in noch erhöhteren Grimm verſetzt zu ſein, er preßte die Hand der armen Frau dergeſtalt, daß ſie wimmerte, und fuhr ſie wütend an, als Brion die Tür hinter ſich hatte: „Vortrefflich ſcheint Ihr bereits hier bekannt zu ſein, unwürdiges Weib, das meinen Namen und meine Ehre befleckt, und die ich mit dem Degen in der Bruſt in dieſen Zimmern der Schmach zurücklaſſen möchte, ein ſchreiendes Malzeichen für Mit- und Nachwelt!"

„Ihr tut mir entſetzliches Unrecht, Graf, ich habe ja nichts verbrochen."

„Weib!"

„Auf Euer Geheiß bin ich hierher gekommen."

„So frech haſt du lügen gelernt in ſo kurzer Zeit!"

Und damit stieß er sie von sich, daß sie zu Boden stürzte und ohnmächtig liegen blieb.

Unterdes war durch Florios Geschrei das ganze Schloß in Aufruhr geraten; man eilte schon von allen Seiten dem heraustretenden Brion entgegen, und er ward von den Rittern des Königs, Bonnivet an der Spitze, wieder in die Tür zurückgedrängt in dem Augenblicke, da die Gräfin zu Boden gefallen war. Bei diesem Anblicke zog er wie Bonnivet den Degen und stürzte auf den Grafen los, der sie mit Schmähungen und vorgehaltener Waffe empfing, aber schnell von der Überzahl entwaffnet und überwältigt wurde.

„Der König! Der König!“ scholl es die Treppe herauf, und ehe noch jemand sich zu der regungslos daliegenden und für tot gehaltenen Gräfin wenden konnte, stand König Franz bei der Gruppe.

II.

6.

Es war in den letzten Tagen des Monat März, also beinahe ein halbes Jahr nach der Katastrophe, welche der Gräfin Chateaubriant auf dem Schlosse in Blois begegnet war, da saß der König an der Mittagsseite des Schlosses von Fontainebleau und sah den Arbeitern zu, welche ihm Pflanzungen und Erdarbeiten für ein eigenhändig von ihm abgesteckтes Gartenparterre machten. Die Gebäude Fontainebleaus, damals von viel geringerem Umfange als jetzt — denn Franz, nur ein dürftiges Waldschloß mit Kapelle und Gotteshause vorfindend, ist als eigentlicher Gründer des Schlosses zu betrachten — waren damals schon in so ungewöhnlicher Wendung ineinander verschlungen, und Kirche, Kapelle, Galerie und Hof zeigten sich von Anfang an so verschränkt zueinander gestellt, daß dieser Aufenthalt ein noch

eigentümlicher romantiſches Weſen hatte als heutigentags. Und viel mehr denn ſpäter beherrſchte ihn der Wald, welcher wie ein dunkelgrünes Meer ringsum turmhoch wogte, und ſich trotz zahlreicher Axtſchläge gar nicht abdrängen laſſen wollte von dem alten Jagdhauſe der Könige. Es drangen die Winde nicht hindurch und keinerlei Geräuſch der Menſchen, die Sonne fand dieſen meilenbreit von tiefem Forſte umgebenen Schloßplatz erſt einige Stunden nach ihrem Aufgange, ein zauberhaft grüner Schein ſtrahlte in den Morgenſtunden herüber auf die niedrige Grasterraſſe, welche König Franz hier auf der Mittagsſeite vor einem großen Galerieſaale angelegt hatte, und die Vögel des Frühlings ſangen ihre kurzen, luſtigen Weiſen, welche die Stille nur unterbrechen, aber nicht ſtören. Auch der Kuckuck war in der Nacht angekommen, und der König blickte heiter auf darüber, ihn in guter Stunde das erſtemal wieder zu hören. Er zählte abergläubiſch, wievielmal er ununterbrochen rufe, denn das bedeutet die Zahl der Lebensjahre, und als der Kuckuck ſchon vor Berechnung des fünfzigſten Lebensjahres abſetzte, da rief König Franz halb betroffen, halb luſtig: „Nicht länger? Lange genug, wenn in Kraft und Stärke!“

Der viereckige Raum, welchen er dem Walde ausgehauen und ausgerodet hatte zu einem Gartenplane, war bereits in den vier Eckpunkten mit Pavillons geziert, welche dieſes Frühjahr ihre Ausſchmückung erwarteten, und dicht dahinter im noch hoch prangenden, jetzt mit den erſten Knoſpen geſchmückten Buchenwalde leuchtete ein Waſſerſpiegel und der ſchwarze Schein tief behangener Tannen und Fichten hervor, in deren Schatten er eine Grotte angelegt hatte. Wie dies alles im einzelnen zu vollenden ſei, dies beſchäftigte ihn eben, und er bat die aus dem Saale zu ihm tretende Mutter und Schweſter um Vorſchläge. Es geſchah dies mehr aus Artigkeit, denn aus Bedürfnis: ſelten gelang es, ihn für unbedingte Annahme eines Planes, der nicht von ihm ſelbſt

ausgegangen, zu bewegen. Im Bereiche des Geschmacks war er von hartnäckiger Selbständigkeit, und er hatte das Recht dazu, denn er war all seinen Umgebungen darin überlegen. Die Schwester neigte mehr zu Plänen in der Gedankenwelt und hatte einen bei weitem weniger ausgebildeten Sinn für Plastik als Mutter und Bruder. Die Mutter aber, in jener Zeit noch verdrießlich durch das Scheitern ihrer Absichten auf den Connetable, durch den immer noch schwebenden Prozeß Semblançays, welcher zu seiner Verteidigung allerlei Übles von ihr ausgesagt und ihr sonst so vortreffliches Verhältnis zum Sohne doch einigermaßen getrübt hatte, endlich auch durch Bonnivets Leichtsinn, der sich ihr als Galan nur allzuoft nachlässig und treulos erwies, und seit Erscheinen der Gräfin täglich unaufmerksamer geworden war, die lustbedürftige Mutter erwiderte: „Was fragst du uns, die wir doch nicht imstande sind, dir etwas zu Dank zu raten, besonders seit die eigensinnige Chateaubriant mit ihrem Geschmacke dir alles andere in Schatten stellt."

„Ach ja!" sagte der König hastig aufstehend, „die Chateaubriant! Und sie kommt nicht, und Brion bringt nichts zuwege."

„Du bist mir unbegreiflich, Franz," sagte die Mutter halb spöttisch, „wie du soviel Mühe an ein kindisch Weib verschwenden kannst!"

„Was willst du? Ich habe die letzten Monate in Paris nicht an sie gedacht, und du machst mir in diesem Augenblicke deutlich, daß ich sie doch nicht im geringsten vergessen, sondern im Herzen getragen habe, wenn auch gedankenlos — wunderlich, daß ich ihrer scheinbar so ganz vergessen konnte, ohne daß sich mir die Neigung im geringsten verändert hätte!"

Nachdem der König eine Weile schweigend dagestanden, wendete er sich plötzlich nach dem Schlosse und verließ hastig die angefangenen Arbeiten und die Damen. Es lag in seiner Natur, dasjenige völlig aus den Augen verlieren zu können,

was ihm aus den Augen gerückt war. Dies wußten die Seinigen, und es mußte ihnen auffallen, daß eine bloße Erinnerung ihn dergestalt in Bewegung setzen konnte; Erinnerung hatte sonst keine Macht über ihn.

„Die Gräfin wird lästig," sagte die Herzogin von Angoulême nach einer Pause, „er muß sie besitzen, damit wir sie los werden; dies unbefriedigte Hangen und Verlangen erhält sie mächtig."

Die Herzogin von Alençon schwieg.

Nach jener Katastrophe, nämlich in Blois, war die Gräfin in eine heftige Krankheit verfallen, die lange Zeit für ihr Leben oder ihre Geisteskraft fürchten ließ. Die Herzogin von Alençon hatte sich ihrer mit liebenswürdiger, ja aufopfernder Sorgfalt angenommen, der König hatte, solange die Gefahr nicht beseitigt war, die größte Aufregung und einen Anteil gezeigt, dessen ihn niemand fähig geglaubt hatte, und war nach Beseitigung der Gefahr mit so viel Rücksicht und Innigkeit täglich am Bette der Kranken erschienen, daß von seinen näheren Umgebungen niemand mehr an einer bei ihm ungewöhnlich tiefen Neigung zweifeln und niemand dem Gerücht widersprechen mochte, es werde Budé mit dem Frühjahre nach Rom gesendet werden, um die Scheidung der Chateaubriantschen Ehe und den Segen für eine neue Königin von Frankreich zu erwirken. Nur die Gräfin selbst wußte nichts davon: auch nachdem sie soweit wiederhergestellt war, um am Gespräch wieder teilzunehmen, war sie einer tief melancholischen Stimmung, sobald von Mann und Weib gesprochen wurde, nicht wieder ledig geworden, und hatte mit sichtbarer Angst vermieden, nur einen Augenblick mit dem Könige allein zu sein. So war die rauhe Jahreszeit hereingebrochen, welche den König und den Hof nach Paris rief. Die Gräfin war soweit wiederhergestellt gewesen, um mit der Herzogin von Alençon diese Reise machen zu können,

und es ſchien aller Welt unzweifelhaft, daß es alſo geſchehen und daß ſie dauernd dem Hofe angehören würde. Denn nur unter unverkennbaren Zeichen tiefſten Erſchreckens und Abſcheus hörte ſie ſeit jener Kataſtrophe den Namen des Schloſſes Chateaubriant und ihres dorthin wieder entlaſſenen Gemahles nennen. So kam der Tag des Aufbruches von Blois: der König war zu Pferde ſchon mehrere Stunden voraus, die Mutter des Königs war ihm unmittelbar gefolgt, und die von Maultieren getragenen Sänften der Herzogin von Alençon und der Gräfin waren um die Mittagsſtunde bereit geweſen, auch dieſe Damen zum erſten Nachtlager in Orleans zu bringen. Als aber die Sänften bei dunkler Nacht in Orleans angekommen waren, hatte man die der Gräfin leer gefunden. Alle nächſte Nachfrage war vergeblich geblieben, und erſt nach Verlauf einiger Wochen hatte man entdeckt, daß ſie ſich durch einen Diener des Grafen, welchen dieſer in Blois zurückgelaſſen, Pferde zu verſchaffen und ſich vom Reiſezuge des Hofes zu trennen gewußt hatte. Wohin ſie gegangen, war noch länger ein Rätſel. Man entſetzte ſich vor dem Gedanken, ſie ſei nach Chateaubriant. Florios Kundſchafter berichteten endlich, in Chateaubriant ſei ſie auch nicht, ſelbſt nicht in dem alten Turme des Schloſſes. Auch fehle Baptiſte, der Diener des Grafen, welchen man kurz vor Abreiſe des Hofes noch in Blois geſehen.

Die Gräfin war aber mit Baptiſte ſüdlich hinabgeritten, und zwar über Limoges nach den Pyrenäen, nach ihrer Heimat Foix. Es war dieſer Entſchluß das ſchmerzliche Ergebnis ihrer damaligen Charakterrichtung, einer Richtung, welche nach Opfern dürſtete, um ſich aller Männerroheit zu entziehen, um ſich der Manneswelt überlegen zu zeigen. Denn die Brutalität ihres Gemahls hatte ſie nicht nur für immerdar von aller näheren Gemeinſchaft mit ihm geſchieden und ihre frühere ſklaviſche Ergebenheit an dies Verhältnis mit einem Streiche beendigt, ach, der lange Aufenthalt in

Blois hatte auch die schlummernde Neigung ihres Herzens aufgeweckt. Sie liebte den König. Und sie erkannte mit durchdringendem geistigem Instinkte gar wohl, daß hinter dieser stürmischen Beflissenheit des Königs Franz der gefährlichste Leichtsinn, die gefährlichste Möglichkeit des treulosen Wechsels höhnisch lächelnd ruhe, ein Element, das ihr noch fürchterlicher dünkte als die Roheit des Gatten. Welch eine Pein hatte sich da in ihrer Seele erhoben! Daheim in Chateaubriant hatte sie ihr Kind, nach welchem sie schmerzlichst verlangte, und von welchem sie durch einen ausgesprochenen Bruch mit dem Gemahle wahrscheinlich für immer geschieden würde; rings um sich wußte sie eine Welt, welche ihr die also herbeigeführte Trennung von ihrem Gatten nimmer vergeben, oder selbige doch unwürdigeren Beweggründen zuschreiben würde; in sich selbst fand sie, in strengen Sitten auferzogen, keine vollständige Freisprechung für ihr völliges Lossagen vom ehelichen Bande, welches von der Kirche geknüpft und geweiht war für die Dauer dieses Lebens, und in dem glänzenden Ersatze, der sich für alles dies darbot, in der Liebe des Königs und zum Könige erkannte sie Rausch und Unsicherheit und völligen Mangel an Halt und Kraft! Das Herz trieb sie, dem Augenblicke und der Neigung sich hinzugeben, und flüsterte ihr zu, das höchste Gefühl frage nicht nach Dauer und Zukunft, sondern betätige sich auch in der Dauer eines Augenblicks; das Gewissen aber sprach, es sei ihre Pflicht unter also übel verschlungenen Umständen: zu entsagen und zu leiden. Und die weibliche Größe drängt nach Opfern hin: von der Natur nicht aufs Handeln angewiesen, sucht das Weib ihre höchste Genugtuung im Entsagen — die Gräfin entfloh, um sich in den heimatlichen Bergen, und wenn es not täte hinter Klostermauern der beunruhigenden Welt zu entziehen. Der strengen Mutter, die einsam auf dem Schlosse Foix lebte, wollte sie sich unterwerfen, nachdem sie ihr das gepeinigte Herz ausgeschüttet.

Und doch ſchlug ihr das Herz mehr in Angſt als Freude, da ſie auf der letzten Höhe ankam und das maleriſche Heimatland in rauher Färbung des hereinbrechenden Winters vor ſich ſah. Der Wind flog ſtreng und ſtürmiſch hinter ihr her und eilte in die Schlucht von Foix hinab, ſich an deren Felſen und Felſenſchloſſe zu brechen und den einzigen Ausweg nach Süden hinunter, wohin ſich die Grafſchaft erweiterte und abplattete, trockene Blätter hoch aufjagend zu ſuchen. Die in dunkle Trauer gekleidete Gräfin hielt ihr Pferd an, ſchlug den Schleier vom blaſſen Geſicht und folgte mit ihrem Blicke dem Sturmeszuge, leiſe vor ſich hinſprechend: Glücklicher Sturmwind, wenn mich der einſame Fels von St. Sauveur zurückſtößt, wo iſt mein Ausweg?!

Der damals noch dürftige kleine Ort Foix lag ſchwarzgrau zu ihren Füßen, die entlaubten Weinberge darum her ſahen dürr und troſtlos aus wie ein zerſtörtes Menſchenbild, das ſein Leben vergeudet hat. Schwarz und drohend erhob ſich weſtlich über dem Örtchen und deſſen Weinbergen das Schloß Foix mit zwei viereckigen und einem runden Turme, hinten hoch überragt vom Berge St. Sauveur, dem ein leichter Schneereif ſchon den Scheitel ſäumte. Und hinter dem St. Sauveur türmten ſich pyramidaliſch höher und höher, weißer und eiſiger bis an den Horizont die ſchon eingewinterten Pyrenäen nach der unnahbaren Maladetta hinauf. Alles ſchien ihr furchtbar und ſtarr, und auch die Arriège, der Hauptfluß des Ländchens, welcher von Nordoſten in dies Tal herabkommt, um den das Schloß Foix beſpülenden Arget aufzunehmen, kam ihr drohend entgegen mit hochgeſchwollenen Waſſern und mit Eisſchollen. Ihr Blick haftete unwillkürlich auf einem großen Kloſtergebäude, welches am Zuſammenfluſſe der beiden Ströme im Schutze des Talwinkels lag. In dieſer Abtei wurde die heilige Genoveva verehrt, und der Gedanke an dies unglückliche Weib und an dieſe Zuflucht, wenn auch die Mutter da oben ſich ihr entzöge,

ermutigte sie allein, ihr müdes Roß zum Hinabsteigen in das Tal anzutreiben.

Baptiste war ihren Blicken gefolgt und glaubte, sie verstanden zu haben. Er schüttelte das Haupt. Nicht daß er um seine Zukunft besorgt gewesen wäre, wenn die Herrin, für welche er dem Herrn untreu geworden, ihn an der Klosterpforte verabschiedet hätte, nein, er wäre nach Genf gewandert, die neuen Prediger zu hören und sich bei ihnen unterzubringen, denn auch die Gräfin hatte auf dem Wege daher über die neue Glaubensfrage gesprochen und durch Aufklärung ihn nur begieriger danach gemacht. Aber eben diese Richtung eines naiv suchenden Geistes, welche ihn schon in Chateaubriant zu der leutseligen Gräfin gezogen, hatte ihm die Klöster verdächtig gemacht, und ließ ihn für die geliebte Herrin nichts mehr fürchten als den Entschluß, sich in ein Kloster zurückzuziehen.

„Seht nicht da rechts hinüber, gnädigste Gräfin," sprach er denn halblaut, „in diesen Häusern wohnt Gott nicht mehr!"

„Aber Ruhe wohnt da, und im Notfalle Schutz, Baptiste."

In der Tat fehlte ihr die sichere Zuversicht, bei der Mutter da oben im schwarzen Schlosse Schutz oder Trost zu finden, denn sie kannte die rauhe Strenge der alten Dame nur zu gut, und sie erinnerte sich nur zu deutlich, wie herb deren Äußerungen gelautet, da Chateaubriant um ihre Hand gefreit und die kaum fünfzehnjährige Tochter einige Abneigung gezeigt hatte. Arme Françoise! Arm, denn sie konnte sich gegen ihr übles Schicksal nicht mit dem Gedanken waffnen, daß es durch Lieblosigkeit herbeigeführt sei, und daß es also dagegen nur eines geraden Widerstandes bedürfe. Nein, die alte Mutter liebte ihr letztes Kind, sie liebte es, wenn auch nicht so zärtlich wie die drei Söhne, welche alle drei ins rauhe Kriegsleben ihr zeitig entführt worden waren. Aber die Formen der Welt waren dieser alten Gräfin eherne

Mauern, ſie vergab auch nicht die geringſte unehrerbietige Berührung derſelben. Und dieſe Richtung war ſehr natürlich entſtanden: vornehmen Standes hatte ſie eine auf dieſe Kreiſe beſchränkte Erziehung genoſſen, und war durch Heirat und Verlauf ihrer Ehe darin beſtätigt worden. Phöbus Graf von Foix, ihr Gemahl, ſtammte aus einem uralten Geſchlechte, welches jahrhundertelang die Krone von Navarra getragen hatte; ein König von Frankreich war im alten Schloſſe von Foix nichts ſo Beſonderes, daß man deſſen Stellung und Rang auch nur die geringſte Unwürdigkeit nachgeſehen hätte, und eine geborene Foix war in dieſem Schloſſe nicht im geringſten entſchuldigt, daß ſie um des Königs von Frankreich willen eine Linie von ihrem pflichtgemäßen Gange abgewichen ſei. Und konnte ſie ſich, die gepeinigte junge Gräfin, konnte ſie ſich darauf ſtützen, daß ſie nicht abgewichen ſei? Nein; denn der Schein war gegen ſie, und ſie wußte nur zu gut, wie ihre Mutter ſtreng und unerbittlich das Weib verantwortlich machte auch für den bloßen Schein. Noch mehr: Gedanken und Herz der jungen Gräfin waren nur allzu geneigt geweſen, ſich abzuwenden von der reizloſen Welt ihrer Pflicht in der Bretagne, ſich hinzugeben der reizenden Welt des Königs Franz; ſie hatte kein freies Gewiſſen, und konnte nicht beſtehen, ſie wußte es voraus, vor dem ernſten Blicke der großen lichtgrauen Augen ihrer Mutter. Als Witwe hatte dieſe Mutter alle Schranken um ein Weib nur um ſo höher errichtet, und die Regeln des Anſtandes, deren ſie zum eigenen Schutz bedurfte, waren ihr im Intereſſe des Selbſtſchutzes aufgewachſen zu unerbittlichen Regeln einer geſellſchaftlichen Religion. Welchen Empfanges durfte ſich die in üble Stellung geratene Tochter verſehen?! Ach, und ſchlimmer und entſetzlicher als alle die Fragen und Bedrängniſſe lag auf dem Grunde ihres Herzens ein Gedanke, den ſie verabſcheute, und der doch nicht entwich. Sie wußte nicht, woher er gekommen ſei, ſie entſetzte ſich davor, und doch

begegnete es ihr zu wiederholten Malen, daß ſie ihre Phantaſie überraſchte, welche ſich in die Konſequenzen dieſes Gedankens wollüſtig vertieft hatte. Der Gedanke war: Graf Chateaubriant, der ſtörende Gemahl, ſei tot, tot. — „Mein Gott, mein Gott,“ ſchrie ſie auf, „dies iſt der Teufel, und ſo ergreift er die Menſchen, um ſie verbrecheriſch zu machen!“ Sie hieb auf ihr Pferd hinein, als entflöhe ſie bei ſchnellerer Bewegung den dämoniſchen Einflüſſen.

Es war auch alles von ſo übler Vorbedeutung! Im Städtchen Foix, durch welches der Weg nach dem Schloſſe hinauf führte, fand ſie die engen ſteil aufſteigenden Straßen menſchenleer, und die wenigen Menſchen, denen ſie begegnete, ſtarrten ſie an und waren ihr unbekannt. Sie vergaß, daß ſie eine Reihe von Jahren, ſeit ihrer Verheiratung, nicht mehr daheim geweſen war, und daß ſo mancher Bekannte währenddeſſen geſtorben oder verdorben ſein mußte, ſie vergaß, daß ſie von niemand erwartet wurde, daß ſie den Schleier wieder über das Antlitz geſchlagen hatte, und daß deshalb kein neugieriger Kopf aus dieſen rußigen Häuſerchen der Blech- und Eiſenſchmiede zum Vorſchein kam, ſie vergaß, daß der hereinbrechende Winter in dieſem rauheren Klima die Handwerksleute bereits von der Straße in die Häuſer hineingetrieben hatte. Traurig ritt ſie den Schloßberg hinauf und ſchrie plötzlich auf, hielt ihr Pferd an, ſchlug den Schleier zurück und ſtreckte die Arme aus: ſie glaubte ihre Mutter im öſtlichen auf den Weg herabſehenden Turmzimmer bemerkt zu haben. „Ach, ſie erkennt mich nicht,“ ſprach ſie halblaut, und die Arme ſanken ihr ſchlaff auf den Sattel, „ſie geht hinweg von ihrem Fenſter! Das Alter mag ſie drücken, denn ſonſt ſah ſie ſcharf wie der Falke auf unſeren Bergen!“

Langſam ritten ſie in den von Türmen umeckten Schloßhof: alles war menſchenleer, nur die Kettenhunde bellten, auch ſie erkannten die alte Freundin nicht. Ohne einem Menſchen zu begegnen kam ſie in die Halle, einen hohen

und weiten, mit grauem Marmor des Landes bekleideten Raum, in welchem ſonſt der Fremde empfangen, und ſonſt Mahl- und Erholungszeit verbracht wurde, als die Brüder noch das Schloß mit Geſang und Waffenlärm erfüllten. Die Halle war totenſtill, nur ein zahmer Rabe kam von einem entfernten Pfeiler herab auf ſie zugeflogen und erſchreckte ſie durch unerwartetes und zudringliches Herbeifliegen. Ja er rief, während er ſie kreiſend umflatterte, mit ſeiner grellen Stimme unaufhörlich „François! François!“ und rief ihr damit Entſetzen ins Herz, denn ihr erſter Gedanke war, ihr peinigendes Geheimnis werde bereits von allen Dächern und im Mutterhauſe drohend ausgerufen. Bald ſah ſie wohl den Irrtum ein: Jacques, ſo hieß der Rabe, war ebenfalls ihr Jugendfreund, und er hatte ſie ſogleich erkannt und rief ihr freudig ihren eigenen Namen entgegen, deſſen Endſilbe er von frühauf nicht ausſprechen konnte. „Guter Jacques, du bedeuteſt wohl Unheil!“ ſagte ſie traurig, als ſie ſich beruhigt hatte, ihn auf den Handſchuh treten ließ und ihn ſtreichelte.

Indeſſen verſuchte es doch die ihr inwohnende geſunde Kraft, alle die üblen Anzeichen auf den Zufall zu ſchieben: Man wird dich nicht geſehen haben, flüſterte ſie, die Diener werden beſchäftigt, es wird die Mutter nicht geweſen ſein oben am Turmfenſter, und in jetziger Jahreszeit iſt man keines Beſuches gewärtig, am wenigſten des meinigen! Dieſen Ermunterungen ſich hingebend eilte ſie haſtig die ſteinerne Treppe hinauf, den gewölbten Korridor entlang auf das Eckzimmer der Mutter zu, ſo daß Jacques ſich kaum auf der Hand erhalten konnte und hin und her ſchlug mit den Flügeln, unaufhörlich krächzend „François! François!“ Dieſer Ruf ſchlug allen Mut wieder danieder, ſie blieb atemlos ſtehen, eh' ſie noch die Tür von dunklem Eichenholze erreicht hatte. Da tat ſich die Tür auf, ſie ſah ihre Mutter, eine hohe in Schwarz gekleidete Dame, mitten im Zimmer ſtehen,

rechts neben ihr einen Prieſter in violettem Talare, links ein ſchlankes Mädchen. Der Haushofmeiſter, ihr den Rücken kehrend, verbeugte ſich vor der alten Gräfin, wendete ſich dann und trat aus dem Zimmer, welches unmittelbar hinter ihm geſchloſſen wurde, ihr entgegen.

Sie hatte verſucht, ihrer Mutter entgegenzueilen, aber der eiſige Blick derſelben hatte ſie gefeſſelt; ſie ſtand regungslos und ſtarrte dem ihr wohlbekannten Diener, der ſich jetzt vor ihr verbeugte, ohne ihr ins Auge zu ſehen, in das faltenreiche Angeſicht.

„Die gnädige Frau Gräfin von Foix“, ſprach er mit faſt tonloſer Stimme, „laſſen ſich erkundigen, was der Dame, welche in den Schloßhof geritten, zu Dienſten ſei.“

„Guernard! Ihr kennt mich nicht mehr?!“

„Die gnädige Frau Gräfin haben gemeint, es müſſe ein Irrtum, durch äußerliche Ähnlichkeit erzeugt, obwalten: die erlauchte Tochter des Hauſes Foix reiſe nicht allein durch das Land, ſondern lebe auf ihrem Schloſſe in der Bretagne neben ihrem Gemahle, dem Herrn Grafen von Chateaubriant.“

Die Gräfin, regungslos ſtehend, fand kein Wort der Erwiderung, und Guernard, der Haushofmeiſter, ſetzte nach einer Pauſe mit faſt weinerlicher Stimme hinzu, wenn die fremde Dame erlaube, ſolle ein Imbiß in der Halle aufgetragen, und der Diener mit den Pferden verſorgt werden für die Weiterreiſe.

„Für die Weiterreiſe?“ — Mit dieſen Worten ſchwankte die Gräfin auf einen der ſteinernen Sitze am Korridorfenſter und verhüllte ſich das Geſicht. Jacques war bei dieſer Bewegung aufgeflogen und war auf den Fenſterſims getreten, und Guernard hatte ſich, da die Gräfin verhüllten Antlitzes verharrte, in eine entfernte Fenſtervertiefung begeben, wo er den Entſchluß der Dame abwarten zu wollen ſchien; dicke Tränen rollten ihm über die gefurchten Wangen.

„Wodurch hab' ich dies verſchuldet?“ fragte ſich die

unglückliche Frau, und indem sie die Ereignisse der letzten Monate an ihrem Geiste und vor einem Richterstuhle, wie er im Schlosse Foix geltend war, vorübergehen ließ, brach sich die verhaltene Tränenflut freie Bahn, und es gewann die Selbstanklage von Minute zu Minute festeren Boden. Daß sie nicht unverweilt, als sie ihren Gatten am Hoflager verfehlt, umgekehrt sei, dies hielt sie jetzt für einen unverzeihlichen Fehler, für einen Fehler, der ihr ganzes Leben zerstört habe.

Aber ihre Seele hatte etwas vom granitenen Kerne der Foix, und sie fand nach einer viertelstündigen verzweiflungsvollen Not jenen wunderbaren Mut, welcher die Frauen so ganz und gar von den Männern unterscheidet, den Mut völliger Entsagung. Alles Glück, allen Reiz des Lebens gab sie auf und wollte leiden von dieser Stunde an, schweigsam und hoffnungslos.

Um dies zu können bedurfte sie aber eines verborgenen Bewußtseins der Unschuld und Selbständigkeit, wie ihr, einer für damalige Zeit aufgeklärten Frau, auf dem Wege logischen Räsonnements ganz wohl erreichbar war. Darauf stützte sie sich wie auf einen Halt, den ihr kein Unglück rauben könne.

Auch dieser Halt wurde ihr genommen. Als sie nach langer Pein zum ersten Male wieder aufsah, erblickte sie neben sich den Priester in violettem Gewande. Ein leiser Ausruf der Freude — so nahe hatte sie die Freude nicht geglaubt — drang von ihren Lippen: „Florentin, du kennst mich noch und verlässest mich nicht! Ich danke dir!“ — Und mit diesen Worten reichte sie ihm die Hand.

„Die Kirche verläßt kein verirrtes Lamm!“

„Bringt dich bloß die Kirche?“

„Bloß die Kirche? Françoise, was gibt es Größeres auf Erden?“

„Größeres vielleicht nicht, Florentin, aber — das Herz des Freundes ist wohl noch weicher und lieber.“

„Nicht jedermann kann einen Freund haben, aber die Arme der Kirche ſind jedermann offen. Françoiſe, erinnere dich unſerer Jugend, erinnere dich, was dir unſer Beichtiger ſo oft zu ſagen pflegte! Wovor warnte er dich zu wiederholten Malen? Vor ſündigem Selbſtvertrauen auf menſchliche Kräfte. Die Menſchen ſind Schilfrohr, das im Schlamme wurzelt; wie wenig braucht's, Schilfrohr zu vernichten! Du haſt dich deines Gatten, du haſt dich deiner Verhältniſſe überhoben in demſelben falſchen Vertrauen auf eigene Kraft."

„Das habe ich nicht, Florentin, ich bin vom Schickſal ergriffen und umhergeſchleudert worden."

„Schickſal iſt ein heidniſches Wort, und eine gute Chriſtin ſoll es nicht kennen. Du trachteſt nach Ungewöhnlichem, und nun ergreift dich das Ungewöhnliche in erſchrecklichſter Geſtalt. Du haſt den Gemahl verlaſſen für die Freuden des Hoflagers, wie die Kunde, welche, deinen guten Namen ſturmesſchnell in Nord und Süd zertrümmernd, uns verkündigt hat, du haſt dich in eitler Einſicht über unſern heiligen Glauben geäußert wie über etwas von Menſchen Erfundenes."

„Niemals, Florentin!"

„Sind nicht auf dem Schloſſe von Blois unter Anführung eines Budé, eines Marot, einer Herzogin von Alençon die Frevelgedanken deutſcher Ketzer mit Wohlgefälligkeit beſprochen worden, beſprochen worden wie etwas, was ganz in der Ordnung menſchlicher Beſprechung ſei? Habt Ihr nicht dergeſtalt unſern göttlichen Glauben herabgewürdigt bis zum prüfenden Maßſtabe unvollkommener und ſündiger Menſchen? Bleibt das Göttliche göttlich, wenn der Menſch es richtet? Und warſt du nicht dabei? Ja, warſt du nicht allen voraus in den ſündigen Spielereien mit heidniſcher Kunſt, denen der König ſich hingibt in Bauten und Bildnerei? War dies nicht der ſchlüpfrige Weg, auf welchem du dich verloren haſt vom Wege der Pflicht und Ehre?"

„Florentin, ich bin unſchuldig!"

„Unſchuldig? Unſchuldig an Leib und Seele?“

Françoiſe ſchwieg.

„Iſt der Leib mehr denn die Seele? War deine Seele unverrückt bei dem Gemahle, den dir das Sakrament der Kirche zugeweiht, bei dem Glauben, für welchen dich die Mutter erzogen? Siehſt du nicht, daß die Mutter ihr Kind nicht mehr erkennt, und warum ſie es nicht mehr erkennt? Was ſind Bande der irdiſchen Natur gegen die Bande mit dem Himmel! Und wo ſind die Bande irdiſcher Welt, die dich halten und ſchützen? Ein Lufthauch hat ſie gelöſt: wie ein Kind der Wüſte irrſt du umher im ſchönen Frankreich, und verdirbſt in Verzweiflung und Reue, wenn du noch die Kraft haſt, der gröblichſten Sünde auszuweichen, verdirbſt für Zeit und Ewigkeit, wenn du ſchwach genug biſt, bei der Sünde, welche augenblickliche Zuflucht und Luſt verheißt, augenblickliche Rettung zu ſuchen. Dies iſt deine Lage, und dieſe Lage iſt entſprungen aus dem Übermute deines Sinnes, welcher die göttlich geoffenbarten Formen entbehren zu können freventlich geglaubt hat.“

„Was ſoll ich tun?“

„Beten und büßen!“

„Ich büße und bete.“

„Und glaubſt doch unrecht zu leiden! Du leideſt aber recht, und dich trennt noch eine ganze Welt von der Buße und Vergebung. Unglückliche Françoiſe, der Boden dieſer Welt iſt von tauſend Abgründen durchkreuzt, und du hüpfeſt darüber hin, als ob er ein glatter und wohlgeſchloſſener Tanzſaal wäre! Du behaupteſt, unſchuldig zu ſein, und ſcheinſt nicht zu wiſſen, daß kein Menſch an deine Unſchuld glaubt.“

„Florentin!“

„Kein Menſch! Nicht einmal deine Mutter, nicht einmal ich!“

„Entſetzlich! Nun denn, ſo ſeid ihr grauſam, und mein Herz verliert wenig, wenn es euch verliert.“

Bei dieſen Worten erhob ſich Françoiſe, zum erſten Male unterſtützt von einer Wallung des Zornes, und ſchickte ſich an, indem ſie den Schleier über ihr verweintes Antlitz zog, den Prieſter und das Schloß der Ihrigen zu verlaſſen.

„Dein Herz verliert das Teuerſte auf Erden, es verliert die Mutter!“

„Es hatte ſie, jetzt weiß ich's, verloren, ehe ich hierher kam; heute verliert die Mutter ihr Kind.“

„Es iſt dir beſſer, ſagt die Schrift, kein Kind zu haben, als ein verworfenes. Das Mädchen, welches du neben deiner Mutter ſtehen ſahſt, iſt ein lebendiger Beweis dafür.“

„Wer iſt ſie?“

„Deines Vetters, des Herzogs von Infantado, Kind iſt ſie. Du haſt ihn in deiner Jugend geſehen, dieſen mit tiefer Trauer gezeichneten Mann; er iſt zu dieſer Trauer gekommen, weil er die Ratſchläge der Gottſeligen verſchmähte. Als er zwanzig Jahre alt war, verfolgte er mit ſeinem Freunde auf einem Maskenballe in Sevilla eine in ſchwarzer Seide verhüllte Dame. Sie hatte einen ſchönen Wuchs, einen ſchönen Fuß und einen, wie ſich die leichtſinnigen jungen Männer ausdrückten, verführeriſchen Nacken. Alles übrige war an ihr verhüllt, und in der Ferne war ſie von ähnlichen ſchwarzen Damen nur durch eine karminrote Schleife zu unterſcheiden, welche ſie an der Bruſt trug. Das Gewühl trennte ihn von ſeinem Freunde, und es gelang ihm, von der ſchönen Dame die Zuſage eines Rendezvous zu erhalten unter der Bedingung, kein Wort bei der Zuſammenkunft zu ſprechen und nicht die geringſte Erkundigung über Namen und Stand einzuziehen. Was kümmerte ihn Name und Stand, wenn er ſeine ſinnliche Luſt befriedigen konnte: er verſprach feierlich, was verlangt war, und ſuchte, da das Rendezvous erſt in einer Stunde ſtattfinden konnte, im Maskengewühl nach ſeinem Freunde, um dieſem die gelungene Eroberung mitzuteilen. Denn die gedankenloſe Jugend iſt auch immer

indiskret im Gelingen wie im Mißlingen. Nachdem er ein paar falsche Dominos angesprochen, fand er endlich den richtigen schwarzen, welcher ihn ebenso dringend und in ebenso indiskretem Drange suchte. Kurz, die Worte beider fanden kaum nebeneinander Platz: dem Freunde war ebenfalls von der schwarzen Dame mit karminroter Schleife ein Rendezvous nach Ablauf der nächsten Stunde zugesagt. ‚Wir sind genarrt!‘ riefen beide, und sie machten sich eiligst auf, die spöttische Dame zu suchen und zu Rede zu stellen. Aber sie fanden die Dame nirgends mehr, und da während des Suchens die Stunde verflossen war, so beschlossen sie, trotz der wahrscheinlichen Täuschung die von der Dame bestimmten Orte der Zusammenkunft — es waren zwei verschiedene Orte — aufzusuchen. Denn jeder dachte bei sich ganz im Sinne der weltlichen Freundschaft: Mir wird sie Wort halten, und mit dem stets überzuversichtlichen Freunde wird sie gescherzt haben.

In der Tat fand der junge Herzog von Infantado seine Dame, aber er fand auch, als er am Morgen nach Hause kehrte, die Leiche seines Freundes an der nächsten Gartenecke. Eine tiefe Dolchwunde hatte ihm das Herz durchbohrt, und neben der Wunde lachte wie ein Zeichen der Hölle die karminrote Schleife, zierlich angeheftet an der Brust des Unglücklichen. Wie hing das zusammen? Denn die jugendliche Sündhaftigkeit des Herzogs war so groß, daß er weniger dem Tode seines Freundes, als der Frage nachdachte, wie dieser zur karminroten Schleife gekommen, und ob er, der Herzog, nicht diese Schleife noch beim Stelldichein selbst am Busen seiner Schönen gesehen habe.

Daheim fand er indessen den Befehl seines Vaters vor, auf der Stelle nach Madrid an den Hof zu eilen, wo er eingeführt und befördert werden sollte, und da ihm dies viel wichtiger war als die Sorge um den verblichenen Freund und um Aufklärung eines bereits genossenen Abenteuers,

ſo reiſte er auf der Stelle, und vergaß zu Madrid in einer an Zerſtreuung reichen Lebensbahn das Abenteuer von Sevilla ganz und gar. Als beliebter Held der Damen dachte er, ſolange ihm Liebesfreuden ohne Verpflichtung hinreichend zum Genuſſe erreichbar waren, durchaus nicht an ein Eheband, und erreichte ſein vierzigſtes Jahr in ledigem Zuſtande. Nun wurde es Zeit, für rechtmäßige Erben und Hüter des Herzogshutes zu ſorgen, und er ſuchte unter den ſchönſten Töchtern des Landes eine Gattin. Die Sünde der frivolen höheren Geſellſchaftswelt nennt die verſchwelgte Jugend bloß eine galante Jugend, und findet die Helden derſelben als geſättigte und erfahrene Kenner beſonders empfehlenswert für die Ehe. Es hatte alſo keine Schwierigkeit für den Herzog von Infantado, ein ſchönes andaluſiſches Mädchen hohen Ranges und großen Vermögens heimzuführen. Vater, Mutter und Schweſter waren ihr geſtorben, und ſolche Unabhängigkeit empfahl ſie ihm obenein. Wie hätte es ihm nach ſoviel Erfahrung an Geſchick und Fähigkeit fehlen ſollen, ein neunzehnjährig Mädchen für ſich zu gewinnen! Beſonders nachdem ſie ihm eine Tochter geboren, öffnete ſie ihm alle, auch die kleinſten Geheimniſſe ihres Herzens. Unter dieſen war ein leichtſinniges Abenteuer ihrer Mutter und Tante in Sevilla. Mutter und Tante ſeien Zwillinge und unintereſſant verheiratet geweſen; gemeinſchaftlich alſo hätten ſie ſich zu entſchädigen gewußt, und wären eines Nachts in gleicher Kleidung auf einen Maskenball gegangen.

‚In gleicher Kleidung?‘ fragte der Herzog, dem eine Erinnerung und ein unbeſtimmter Schatten von Argwohn aufſtieg.

‚Ja, ſchwarz, wie es die Landestracht in Andaluſien, und wie es einen ſchönen Fuß, ſchönen Wuchs und ſchönen Hals am günſtigſten heraushebt. Und um ſich zu erkennen, ſteckte jede eine karminrote Schleife‘ —

‚Vor die Bruſt?!‘

‚Ja, mein Gemahl, vor die Bruſt — es intereſſiert Euch abſonderlich!‘

‚Abſonderlich! Weiter!‘

‚Wunderlich genug fanden ſie auch zwei junge Galane, die ihnen gefielen, von gleichem Alter, gleicher Größe, gleicher Maske —‘

‚Schwarze Dominos?‘

‚Schwarze Dominos! Ihr ratet vortrefflich! Ach richtig, Ihr ſeid ja um jene Zeit ſelbſt in Sevilla geweſen und habt wahrſcheinlich davon gehört!‘

‚Nicht das mindeſte hab' ich gehört!‘

‚Nun, der andaluſiſche lebhafte Sinn ſchloß raſch ein flüchtiges Bündnis; meine Mutter mit dem einen, meine Tante mit dem andern ſchwarzen Domino. Sie begegnen ſich des Nachts, wie ſie meinen, in vollkommener Sicherheit. Aber mein Vater, oder mein Onkel oder ſonſtwer, denn die ſchönen jungen Frauen waren viel umworben, hatten doch Verdacht geſchöpft, und einer der Dominos, als er am Morgen von dannen ging, wurde ermordet.‘

‚Der Galan deiner Mutter, oder der deiner Tante?‘

Hierin lag die Pein: ſie wußten es nicht!

‚O Gott!‘

‚Meines Vaters und meines Oheims Haus liegen nebeneinander, hundert Schritte entfernt von beiden war der Ermordete gefunden worden. Als Mutter und Tante von dem Morde erfuhren, war der Unglückliche ſchon beerdigt, und der zweite, wahrſcheinlich nicht getötete Galan war trotz aller Aufmerkſamkeit ſeitens der Mutter und Tante nirgends mehr in Sevilla zu ſehen. Unbegreiflicherweiſe bemächtigte ſich beider Frauen von Stunde an eine ſtete Traurigkeit, ſie zogen ſich von der Welt zurück.‘

‚Sie hatten beide Kinder?‘

‚Ihr meint, ob meine Tante deren hatte, denn Ihr werdet meine Exiſtenz doch nicht bezweifeln? Jawohl, mein

Couſin war gleichen Alters mit mir, und mein Spielgenoſſe, bis ihn in einem unerklärlichen Anfalle übler Laune mein Oheim hinwegnahm aus unſerer Mitte. Die Nachricht ſeines Todes brach das Leben meiner Tante, und meine Mutter, nach dem Kloſter ſich ſehnend, welches mein Vater ihr verſchloß, ſiechte ihr nach; ich verlor ſie, als mich mein Vater zum erſten Male in die Welt führte. Am letzten Abende ihres Lebens erzählte ſie mir dieſe Begebenheit, und als uns der Vater, der mich abzuholen kam, dabei überraſchte, erſchrak ſie heftig, ja ohne daß wir es ahnten, zum Tode. Sie war geſtorben, als wir vom Feſte heimkehrten. Aber was iſt Euch, mein Gemahl, Ihr ſtarrt mich an mit entſetzlichen Augen!'

Er hatte wohl Urſache. Ehe-, Familien- und Lebensglück war mit einem Streiche zerſtört: denn es war möglich, daß er ſein eigen Kind ſündlich in den Armen hielt. Er entſetzte ſich vor der Tochter, welche ihm die Gattin geboren, und entfernte ſie für immer aus ſeinen Augen: von Schloß zu Schloß, von Verwandten zu Verwandten, von Verwandten zu Fremden irrt die arme Chimene umher, gezeichnet von der Sünde des Vaters. Ihre Mutter hat ſich zu Tode gegrämt über das geheimnisvolle, erſchreckende Betragen ihres Gatten, der Herzog ſelbſt ſchwankt wie ein Geſpenſt umher, tiefſinnig und bis ins Innerſte zerſtört.

So, Françoiſe, führen die Wege der Welt! Vergnüglich und lockend erſcheinen ſie anfangs, und führen von Konſequenz zu Konſequenz in unendlich Verderben. Man beginnt nicht mit Fehltritten, man beginnt mit leiſen Wünſchen, die harmlos, ja unſchuldig ausſehen; Françoiſe, der Weg zum Tode, der Weg zu Gottes Schoß führt an tauſend Abgründen vorüber, und wer dies weiß, dem iſt es nicht zu vergeben, wenn er von der geoffenbarten ſicheren Straße abweicht, um dieſer oder jener flüchtigen irdiſchen Neigung zu genügen."

„Nicht die Neigung, Florentin, hat mich aus meiner Bahn geschleudert.“

„Und doch ist's geschehen!“

„Hilf mir!“

„Du mußt Hilfe wünschen um jeden Preis!“

„Um jeden Preis wünsch' ich sie!“

„Du mußt abschließen können mit deinem Leben!“

„Es ist zu Ende für mich in diesem Augenblick, hilf mir!“

„Unser Haus, das Haus zur heiligen Genoveva ist dir offen, wenn du ernstlich der Welt entsagen willst.“

„Ich will's.“

„So folge mir!“

Françoise, in überspannter Stimmung des Leides und der Furcht vor einer brutalen Welt, wollte, wie die Verzweiflung immer will, um jeden Preis endigen. Um nicht eine Schar peinlicher Szenen zu sehen, schließt der schwache Mensch die Augen völlig, und meint, völlige Blindheit sei besser. Die hohle Phrase wohnt nicht bloß in der theatralischen Sprache, sie wohnt in allen, auch wortlosen Entschlüssen der Schwäche.

Als der Priester und Françoise den Korridor entlang gingen nach der Treppe hin, ward der rasche Hufschlag mehrerer Pferde im Schloßhofe vernehmbar, und der Priester trat ans Fenster, während die zerstörte arme Frau mitten im Gange stehen blieb und starr vor sich nieder sah auf die steinernen Fliesen. Auch wenn sie hinabgesehen, sie hätte nicht erkannt, daß ein Retter für sie angekommen sei, Chabot de Brion, der mit dem Instinkt einer romantischen Neigung ihre Fußstapfen gefunden hatte von Blois bis Foix. Nur in der Entsagung sah sie in diesem Augenblicke Hilfe, jegliche Liebe war ihr in diesem Augenblicke erschrecklich, Florentins Erzählung machte ihr selbst Eltern- und Kindesliebe schauerlich. Einsamkeit, völlige Einsamkeit für immer, war ihr ganzer

und einziger Wunsch. Der Priester Florentin hätte also gar nicht nötig gehabt, sie durch abgelegene Gänge zur Hinterseite des Schlosses hinaus, und von da durch den dichten Tannenwald hinab zur Abtei zu führen. Chabot de Brion würde nichts über sie vermocht haben, auch wenn er ihr begegnet wäre, und Baptiste war doch nicht zu täuschen: er hatte auf der Treppe gestanden und gelauscht, er folgte ihnen durch alle Gänge wie das Gewissen, und an der Abteipforte trat er seiner Herrin entschlossen in den Weg.

Umsonst! Françoise war der geistlichen Macht Florentins völlig anheimgegeben, ja sie drang dem bestürzten Diener das Versprechen ab, sie und die Gegend zu verlassen, und niemand, aber niemand mitzuteilen, wohin sie sich gerettet.

Die Pforte schloß sich knarrend, und der alte Baptiste, Tränen im Auge, stand mit gefalteten Händen vor den grauen, im tiefen Schatten hohen Waldes verborgenen Klostergebäuden. Der Arget und die Arriège, welche hier zusammenströmen, rauschten hoch auf mit ihren vollen Wassern, und Baptiste warf einen scheuen Blick auf die Gegend, von wo die Fluten, verdeckt durch die Abtei und den dichten Wald, herübertosten, als ahnte er, es werde sich dort das Schicksal seiner Herrin ebenso geheimnisvoll und schauerlich entwickeln. Seine Neuerungsgedanken in Sachen des Kirchenglaubens waren nicht ausgebildet genug, um ihm eine sicher begründete Ansicht über den verfehlten Zweck klösterlicher Einrichtungen zu gewähren, aber die Neigung seiner Gedanken war schon stark genug für den leisen Ausspruch: „Arme Herrin, zu großen Dingen berufen, lässest du dich opfern der Furcht und dem toten Hinstarren!“

Traurig stieg er den Berg zum Schlosse wieder hinauf — was sollte er tun? „Nach Genf will ich reiten,“ murmelte er vor sich hin, „und wenn wir in unabsehbaren Haufen einfallen in Frankreich, den Glauben und die Kirche zu reinigen, da will ich das Heer der Unsrigen auch hierher

geleiten vor die Genovevenabtei, und will meine Herrin befreien. Ein paar Jahre wird's wohl dauern, eh' wir soweit kommen, und meine arme Frau Gräfin wird wohl in dieser Zeit ihres Irrtums inne werden."

Als er in den Schloßhof kam, begegnete er Herrn Chabot de Brion, der lebhaft und erfreut ihm entgegentrat, erfreut, nun endlich ein unzweifelhaftes Zeichen von der Nähe des geliebten Flüchtlings zu sehen. Die Gräfin von Foix hatte ihm soeben die herbsten Dinge sagen, ja ziemlich unverblümt die Tore weisen lassen, Baptiste war ihm also die erwünschteste Begegnung. Aber ach, Baptiste hatte seiner Herrin zugesagt, ihren Aufenthalt streng zu verschweigen! Wie gern hätte er dem jungen Edelmanne, den er um die schöne Neigung für die Gräfin und um die anmutigen ritterlichen Formen liebte, wie gern hätte er ihm alles mitgeteilt, ja wie gern ihn aufgefordert zur Rettung der Herrin! Die Zunge war ihm gebunden, und er war gewissenhaft: er ertrug sogar die Schmähungen, welche Brion gegen ihn ausstieß, ohne ein Wort der Widerrede. Denn daß Baptiste die Wahrheit verschwieg, war durch das abgetriebene Pferd der Gräfin, welches neben dem seinen in einem Turmwinkel des Hofes angekoppelt stand, nur allzu offenbar, und der Vorwurf Brions, Baptiste habe die Gräfin trügerisch vom Hoflager hinweggelockt, um sie an unerwarteter Stelle einem Hinterhalte des Grafen Chateaubriant auszuliefern, hatte nur gar zu große Wahrscheinlichkeit. „Ich werde dich binden und dir mit dem Steigbügelriemen das Geständnis öffnen lassen," rief der junge Edelmann, den die hartnäckige Schweigsamkeit des alten Dieners in immer größere Wut versetzte.

Aber während diese Szene inmitten des Schloßhofes vor sich ging, sammelten sich in der Halle alle Diener und Knechte des Hauses, welche vom Haushofmeister eiligst dorthin beschieden waren, und dieser selbst trat in den Farben des Hauses Foix, den großen Stab in der Hand tragend, ihnen

voran, und führte ſie in den Hof. Dort, in einiger Entfernung von dem Fremden, hieß er ſie warten, und ſchritt feierlich zu Chabot de Brion, ihn im Stile eines Herolds fragend, ob er inne geworden ſei, daß man ihn auf dem Gebiete der Foix nicht willkommen geheißen, und ob er dieſem Nichtwillkommen gemäß handeln werde?

Auch dieſem alten Diener wurde es ſchwer, die wahrſcheinlichen Freunde der jungen Gräfin hinwegzujagen, und diplomatiſcher als Baptiſte ſetzte er auf eigene Verantwortung hinzu: Dem Seigneur, welchen das Haus der Foix aus ihm unbewußten Gründen nicht aufnehmen könne, werde die reiche Genovevaabtei unten im Tale eine Herberge nicht verſagen.

Brion aber, voller Zorn, achtete nicht auf dieſen wichtigen Zuſatz, ſondern warf ſich aufs Pferd, nötigte den gutwillig folgenden Baptiſte, ſich mit den beiden Roſſen ſeinen Dienern anzuſchließen, und ritt hinab nach dem Städtchen.

Die alte Gräfin von Foix, Françoiſens Mutter, war bei der Geburt dieſes ihres letzten Kindes gefährlich erkrankt, und dies Kind hatte zur Auffäugung einer Amme anvertraut werden müſſen. Dies blieb nicht ohne wichtige Folgen: Françoiſe, der Bruſt ihrer Mutter fernbleibend, wurde auch noch durch ein anderes Unglück derſelben entfremdet. Die Gräfin nämlich genas erſt nach Jahren von dieſer Niederkunft, und genas nur auf Koſten ihrer Schönheit. Ihr Antlitz war für immer bleich geworden, und der Arzt kündigte ihr an, daß eine fernere Umarmung ihres Gemahls den Tod für ſie zur Folge haben würde. Der Graf von Foix war aber ein noch rüſtiger und lebensſtarker Mann zu jener Zeit, und nicht dafür angetan, ſeine Gemahlin ſolchen Verluſt durch zarte Entſagung vergeſſen zu machen. Es erwuchs ihr daraus mannigfache Kränkung und Pein, und die Gräfin, ein ſtolzer Charakter, ließ es, vielleicht ohne klares Bewußt-

ſein der Härte, die Tochter entgelten. Sie war kalt gegen das Kind und erzog es hart und ſtreng. Dennoch liebte ſie es, liebte es eben dieſer hemmenden Umſtände halber eigenſinnig und gewaltſam. Um ſo weicher ward es von Margot, der Amme, welche ihr mit Françoiſe gleichaltriges Kind durch den Tod verloren hatte, behandelt. Dieſe Margot war eines von jenen weiblichen Geſchöpfen, die bloß Weib und Mutter ſind, und denen man nachſagt, daß ſie aus bloßer Gefälligkeit imſtande ſeien, das zu tun und zu leiden, was charaktervollen Weibern eine Frage des Lebens, und charaktervollen wie charakterloſen der entſcheidende Punkt wird für glückliche oder unglückliche bürgerliche Exiſtenz. Solche Margots ſcheinen vorhanden zu ſein, um die gedankenloſe natürliche Menſchlichkeit zu vertreten neben aller Konvenienz. Mit vollſtändiger Gutmütigkeit ausgerüſtet, entwaffnen ſie zuweilen auch den Zorn des berechtigten aber billigen Moraliſten. Schön wie ein Madonnenbild war Margot ſchon als junges Mädchen, wie es hieß, von einem Seigneur von Foix, aus einer Nebenlinie der Grafen, verführt worden, und hatte ohne die geringſte Heimlichkeit einen Sohn geboren, den ſie Florentin taufen ließ, und über deſſen Vater ſie bei dringender Nachfrage lachend zu ſagen pflegte, es müſſe ein vornehmer Prinz ſein, denn er habe wunderſchön ausgeſehen, als er am Heuſchober auf der Wieſe, an dem ſie geſchlummert, zu ihr getreten und ſie bei der Hand genommen habe. Weiter wiſſe ſie nichts von ihm; aber daß ihr Florentin auch ſehr ſchön ſei, das könne doch jedermann ſehen.

Dieſer Florentin war fünf Jahre älter als Françoiſe, und wuchs mit ihr auf. Weil er wie ein Heiliger ausſähe, ſagte Margot, müſſe er auch ein Prieſter werden, und ſo ward er denn bis zum fünfzehnten Jahre Françoiſens und bis zu ſeinem zwanzigſten neben ihr teils auf dem Schloſſe, teils in der Abtei unterrichtet, und war ganz wie ein Milchbruder mit der jungen Komteſſe befreundet. Als Graf Chateau-

briant sie hinwegführte, betrübte es ihn sehr, und in dieser Stimmung trat er dem Plane Margots gemäß ganz in die Abtei und wurde Priester. Françoise durfte sich also von ihm der aufrichtigsten Teilnahme versehen, als sie in so unglücklicher Lage ihm wieder begegnete, und es war natürlich, daß sie sich ihm so sorglos überließ. Sie ahnte nicht, in welcher Richtung sich das Wesen dieses Florentin ausgebildet hatte.

Florentin war auch nicht böse geworden. Aber was bei seiner Mutter gedankenlose Gutmütigkeit, sinnliche Unbefangenheit gewesen, das hatte sich in ihm zu gedankenvoller Sinnlichkeit und zu berechnetem Genußtriebe ausgebildet. Er war ein offener Kopf, welcher dem theologischen Kreise gewöhnlicher Priester bald überlegen und deshalb von den überlegenen Priestern der Abtei bald in die höheren Verhältnisse der Priesterschaft eingeweiht wurde. Nicht sowohl durch die um sich greifende Reformation, welche hier an der spanischen Seite noch wenig Eindruck hervorgebracht hatte, als durch das luxuriöse Papsttum der letzten Jahrzehnte war ein Stamm aufgeklärter Priester in viele Teile der Christenheit verbreitet worden, welcher eine Art esoterischen Priestertums darstellte. Es war dies ein Jesuitismus ganz anderer Art, welcher dem echten Jesuitismus vorausging, ein sinnlicher und künstlerischer Jesuitismus, der nicht für die Kirche, sondern für sich, für die Schar der Auserwählten täuschen und erobern wollte. Er wendete sich auch vorzugsweise an die Großen und Mächtigen der Erde, aber nicht um durch diese den Massen beizukommen, sondern um mit den Mächtigen die Reize des Lebens zu genießen. Die Glaubenswelt war dieser Gattung eine Welt der Formel, welche durch gewandten Geist nach außen hin lebendig und wirksam erhalten werden müsse, welche aber mit den intimeren Bedürfnissen des aufgeklärten und geschmackvollen Priesters nichts zu schaffen habe.

So geartet trachtete Florentin schon seit einigen Jahren, aus dem Pyrenäenwinkel hinaus in die offenere Welt, sei's nach Rom, sei's nach Paris zu kommen. Er war viel eher als die alte Gräfin von der Anwesenheit Françoisens am Hoflager des Königs unterrichtet, denn er war Sekretär des Abtes, und der Abt verlor den König nicht einen Augenblick aus den Augen. Florentin kannte also auch die Geistesrichtung der Umgebungen des Königs, den aufgeklärten Sinn Margaretens und Budés, und konnte den Einfluß derselben auf Françoise ermessen. Ihm war es also zunächst schon aus vielfältigem, politischem Grunde darum zu tun, sich dieser politisch so wichtig werdenden Dame zu bemächtigen.

Aber die Gegenwart behauptet überall ihr Recht auch über die sorgfältigst gepflegten Pläne für die Zukunft, und jede Leidenschaft ist beredsamer als aller Verstand. Florentin hatte nicht gewußt, wie schön seine Milchschwester als Gräfin Chateaubriant geworden sei, und als sie ihm im staubigen, zerdrückten Reitkleide, halb verschleiert und von Tränen und krampfhafter Bewegung entstellt zum ersten Male wieder erschienen war, da hatte er es nicht bemerkt, erfüllt von Plänen, welche das junge Weib in andere Arme liefern sollten. In solcher Stimmung hatte er ihr das Zimmer angewiesen, nach ihrem Mantelsacke im Schlosse gesendet, und dem Abte Bericht abgestattet. Aber als er nun bei einbrechender Dunkelheit sie in häuslicher Kleidung am Kaminfeuer fand, eine bildschöne Frau, deren in Ergebung gefaßtes edles Antlitz von der hellen Flamme beleuchtet wurde, da kam ihm rasch der verwegene Gedanke, er sei ein ebenso schöner und zum Glücke ebenso berechtigter Mann als der König.

7.

Baptiste hatte es mit seiner Zusage des Stillschweigens an die Gräfin vereinbar geglaubt, daß er den höchst ver-

drießlichen Seigneur Chabot de Brion, der ihm wirklich die Steigriemhiebe angedeihen laſſen wollte, auf die Äußerung des Haushofmeiſters, der Seigneur ſollte bei der Genovevenabtei anfragen, aufmerkſam mache. Brion, im Städtchen Foix anhaltend, hatte ſich vorgenommen, dort jedenfalls den Reſt des Tages und die folgende Nacht zu bleiben, da es ihm unzweifelhaft war, die Gräfin ſei wenigſtens auf dem Schloſſe geweſen, und ſei entweder noch dort oder nicht weit entfernt, und da er auf irgend einen glücklichen Zufall hoffte, ſie zu entdecken und ihr nahezukommen. Der Wirt der Herberge erzählte denn auch auf Nachfrage, es ſei kurze Zeit vor ihm eine Dame mit einem Diener den Schloßberg hinaufgeritten. Brion warf einen drohenden Blick auf Baptiſte und fragte den Wirt, wieweit die Abtei vom Orte entfernt ſei.

„Einen Büchſenſchuß, Seigneur; wenn Ihr hinübergeht bis an die Waldecke am Strome und links hinumſchaut, ſo ſeht Ihr ſie. Der Pförtner iſt ein freundlicher Bruder und wird Euch für eine höfliche Zumutung höflich Rede ſtehen, ob eine Novize oder eine Fremde eingetroffen ſei.“

Brion machte ſich ſogleich auf den Weg und zog zehn Minuten darauf die Glocke an der Abtei. Der feiſte Pförtner öffnete den Schieber halb, um zu ſehen, ob es der Mühe wert ſei, ihn ganz aufzuſchieben. Der ſtattliche Herr im Federhute ſah allerdings danach aus, und der Pförtner zeigte ſich entgegenkommend. Wahrſcheinlich hätte Brion auf eine einfache Anfrage genügende Auskunft erhalten, da dem Pförtner kein beſonderes Stillſchweigen von Florentin auferlegt worden war, aber er begann damit, dem lächelnden Torhüter eine Handvoll Silbermünze in die verſtändig entgegenkommende Hand zu drücken, und ſo erhielt die unverfängliche Frage für dieſen ſeines Poſtens kundigen Mann ſchnell eine Bedeutung. Hat die Auskunft ſolchen Wert, philoſophierte der Pförtner in Eile, ſo wird der Wert ſteigen,

wenn die Auskunft schwierig ist. Er antwortete also ausweichend, und um Zeit für seine Politik zu gewinnen, bat er um den Namen der Dame, die einpassiert sein sollte. Kurz, Brion zeigte so unpolitischen Eifer, daß er vom Pförtner nichts als die Versicherung erhielt, er werde sich erkundigen und dem Seigneur am anderen Morgen Bericht erstatten. Brion hatte indes doch soviel entdeckt, daß die Gräfin wahrscheinlich im Kloster sei, und war auf dem Rückwege nach dem Städtchen zu der Überzeugung gekommen, daß er hier rasch verfahren müsse, wenn er auf irgend ein Gelingen hoffen wolle. Die ungeschickte Behandlung des Pförtners, deren er inne geworden, hatte den kundigen Mann des Hofes in ihm erweckt, und sich mit aller Zuversicht und Behendigkeit eines solchen wappnend, kehrte er an der Waldecke hastig um und schritt eilends wieder nach der Abtei zurück. Diesmal klingelte er scharf und rief dem ob solchen scharfen Zuges überrascht herausschauenden Pförtner gebieterisch zu: „Öffne!“ Dieser öffnete auch wirklich in der ersten Bestürzung die kleine Tür, welche zwar zunächst nur in seine Torzelle, aus dieser aber in den ersten Hof der Abtei führte, und sah fragend und verwundert dem eintretenden Seigneur ins Angesicht.

„Melde mich, den Seigneur Chabot de Brion, bei Seiner Hochwürden dem Herrn Abte! Rasch!“

„Melden? Ich? Ich bin bloß Pförtner.“

„So rufe einen Laienbruder oder wer sonst dafür bestellt ist!“

„Aber ich darf meinen Pförtnerposten nicht verlassen.“ — Obwohl er nicht wußte, ob etwas zu verbergen und ob diesem Manne der Zutritt zu versagen sei, so machte er doch, nicht bloß in der Absicht, ein neues Trinkgeld zu erhalten, sondern aus dem Instinkte der Verbrüderung, welcher alles Ungewöhnliche abhält von der Verbrüderung, dem Seigneur den Eintritt so schwer als möglich.

„Ich werd' ihn verſehen bis du wiederkommſt, deinen Pförtnerpoſten."

„Ich bitte; Ihr könntet wohl nach ungewöhnlichen Grundſätzen öffnen und ſchließen."

„Holla, ſchnell, ich bin nicht gewohnt, zu warten!"

Hätte Brion gewußt, wie ſehr hilfreiche Eile ſeiner geliebten Gräfin not war, er hätte ſich auf keinerlei Meldung eingelaſſen, ſondern hätte mit gezogenem Degen den Pförtner ohne weiteres genötigt, ihn nach dem Zimmer der fremden Dame zu führen. Mit Brions Hin- und Wiederkommen war es nämlich Abend geworden, und Florentin war in vollem Zuge, ſeine Überlegenheit als dialektiſcher Prieſter und junger Mann über die verſtörte und verlaſſene Gräfin geltend zu machen. Waren auch die Gründe ſeiner Rede jetzt himmelweit verſchieden von denen, die er ſelbigen Tages oben im Schloſſe entwickelt hatte — und ſie mußten es ſein, denn dort wollte er Furcht vor den Freuden der Welt, hier wollte er Zutrauen zu verſtohlener Freude einflößen — erſchreckte auch die unerwartete Wendung in Weſen und Wort Florentins die Gräfin einen Augenblick bis ins Innerſte, ach, ſie war doch ſo unglücklich, daß ſie ihrer eigenen logiſchen Kraft nicht mehr traute, und daß ſie ſich um jeden Preis eines liebevollen Entgegenkommens bedürftig fühlte. Es liebt das Weib, dem aller würdige Gegenſtand der Teilnahme entzogen wird, am Ende auch das Ausdrucksloſe und Unbedeutendſte; wäre es ein Wunder geweſen, wenn Françoiſe dem ſchönen Jugendfreunde vertraulich und entgegenkommend die Hand gereicht hätte? Seine männliche Schönheit war um ſo vertraulicher, da ſie im Kleide prieſterlicher Würde, alſo ohne den verſchüchternden Anſpruch der Schönheit erſchien, da ſie das Zutrauen auf eine uneigennützige Freundſchaft des Milchbruders für ſich hatte, und — und was mehr war als alles — da ſie aus dem ſichern Hafen einer würdigen Stellung heraus dem gepeitſchten Lebensſchifflein der armen

Frau Worte und Signale zurufen konnte. Der ſogenannte Teufel lebt davon, daß er die Hilfe, welche man braucht, wirklich leiſtet, aber auch vergiftet.

Kurz, es gelang Florentin, die laſtende Melancholie von Françoiſens Stirn zu ſcheuchen, denn er wußte ihr in ſchmeichelnder Entwicklung darzuſtellen, daß ſie eben nur um reizender Vorzüge willen in ſo peinliche Situationen verſetzt worden ſei, und daß die Pein dieſer Situationen vielmehr in ihrem furchtſamen Sinne als in den Situationen ſelbſt liege. — „Willſt du den grauen Stein beneiden“, fuhr er fort, „um die ungeſtörte Ruhe, welche er ſeiner Unſcheinbarkeit und Reizloſigkeit verdankt? Beſteht nicht Leben, wirkliches Leben bloß aus Furcht und Verlangen, und aus dem geſteigerten, ſich gegenſeitig im Gleichgewicht haltenden Fürchten und Verlangen?“

„Und doch, Florentin, rieteſt du mir ſelbſt, die Welt zu fliehen, weil ſie gefährlich. —“

„Und weil du für den Augenblick das Gleichgewicht deiner Seele verloren haſt! Wärſt du ſonſt nach Foix gekommen, wo du bei einer liebloſen Mutter der trockenſten und ungenügendſten Anſichten und Grundſätze gewärtig ſein mußteſt? Du brauchſt Sammlung, und es iſt ein gutes Zeichen, daß du dich bis zum Bedürfniſſe dieſer Sammlung haſt verſtören laſſen, denn du biſt verſtört worden, weil du nicht in wüſter Gedankenloſigkeit beherrſcht ſein wollteſt, und doch auch im Tumult eines neuen Lebenskreiſes nicht die Ruhe und die Macht in dir fandeſt, zu herrſchen. Du biſt zum Größten beſtimmt: du willſt Macht und Ruhe zugleich, und du täuſcheſt dich nur einen Augenblick über dieſe Ruhe, und verwechſelſt ſie mit der Lebloſigkeit. Wenn du dich einen Winter und einen Sommer in der Einſamkeit unſerer Täler geſammelt haben wirſt, dann wirſt du mit weitblickenden ſicheren Augen die Herrlichkeiten von Blois wiederſehen, wirſt die Angoulême und Alençon überſehen, und

wirſt verſtehen zu genießen, indem du herrſcheſt, zu herrſchen, indem du genießeſt und zu ſchaffen im Herrſchen und Genießen.“

O eile, eile, Chabot de Brion! Françoiſe iſt geiſtvoll genug, um in die Gefahr ſolcher Wendung einzugehen, und ſie iſt gerade jetzt aufgeregt genug, um der Gefahr zu erliegen. Errette ſie heute von dieſem Florentin, vielleicht iſt er ihr morgen ſchon nicht mehr gefährlich, wenn ſie ſich gefaßt und durch deine Nähe, dies Zeichen ſchöner und ſtarker Teilnahme, geſtärkt hat.

Leider war dies ungemein ſchwer. Nicht weil der Abt, dem Anſcheine nach ein gutmütiger Mann, der ſtrengen Meinung geweſen wäre, jeglichen Edelmann von der ſchönen Gräfin entfernt zu halten, ſondern nur weil der Abt noch nicht wußte, welcher Meinung er ſein ſollte. Die Ankunft der Gräfin in Foix, mit einiger Wahrſcheinlichkeit, aber doch nur mit Wahrſcheinlichkeit angekündigt durch einen Prieſter in Blois, der die Dinge am Hofe beobachtete, und dem Abte des Genovevenſtiftes ſeit einiger Zeit ungewöhnlich häufig Mitteilungen machte, weil der Abt durch ſeinen Bezug zum Hauſe Foix wichtig werden konnte, jene Ankunft der Gräfin, ſo fein vorausgeſehen durch den Prieſter in Blois, war dem Abte doch überraſchend gekommen, und Florentin, welcher jener möglichen Ankunft halber ſeit Wochen täglich die alte Gräfin beſuchte, hatte die junge Gräfin ſo überraſchend ſchnell in die Abtei ſelbſt gebracht, daß der Abt, ein Mann von langſamen und vorſichtigen Entſchlüſſen, nicht imſtande geweſen war, einen Plan auszubilden für alle einzelnen Fälle dieſer eingefangenen wichtigen Dame. Und Chabot de Brion, deſſen nahes und günſtiges Verhältnis zum Könige er ſehr wohl kannte, kam ihm ſo plötzlich und ſo heftig wie ein Sturzbach über den Hals. Er wollte ſich ihm ſo gern gefällig zeigen, und doch nichts voreilig gewähren, was den Preis des eingefangenen Kleinodes im geringſten herabſetzen

könnte! Dieſer Preis konnte aber durch den ſchönen Seigneur zweifach bedroht ſein: erſtens konnte dieſer auf eigene Rechnung die Gunſt der Gräfin ſuchen, und zweitens konnte er den Lohn für ſich allein beim Könige in Anſpruch nehmen, die ſcheue Dame wieder zur Rückkehr ermuntert zu haben. Dieſer Lohn ſollte ja den Prieſtern zukommen! Und dieſer Lohn wuchs, je länger die Rückkehr auf ſich warten ließ, und je unabhängiger von äußerer weltlicher Unterſtützung die Abtei allein die ſchüchterne Dame geſtärkt und ermutigt hatte, den Kampf mit den Freuden der Welt wieder aufzunehmen und zu beſtehen — „kurz," ſchloß mit einiger Ungeduld der Abt ſeine lange Rede, in welcher er von allem obigen das Gegenteil zu ſagen getrachtet, „kurz, mein Seigneur de Brion, dieſe Angelegenheit iſt eine äußerſt ſchwierige, und ganz und gar nicht angetan, um im Handumdrehen entſchieden zu werden."

„Im Gegenteile, hochwürdiger Herr, es iſt hier nicht die geringſte Schwierigkeit für Euch und für die Abtei, da es ſich in keiner Weiſe um Eure und um die Meinung der Abtei handelt, ſondern um die Meinung der Gräfin, einer ſelbſtändigen Dame, die Ihr mich hören laſſen ſollt."

„Mich dünkt, die Gräfin habe dieſe Meinung deutlich genug dadurch ausgeſprochen, daß ſie das Hoflager aus eigenem Antriebe und ſelbſt flüchtig verlaſſen."

„Kurz und gut, Ihr beſteht darauf, die Gräfin wie eine Gefangene zu betrachten?"

„Im Gegenteile: wie einen Schützling, der Zuflucht bei uns geſucht hat gegen die Zudringlichkeiten der Welt!"

„Ihr beſchuldigt den König Franz der Zudringlichkeit?"

„Der heilige Voluſian bewahre mich!"

„Er bewahrt Euch nicht, denn Ihr habt's getan und werdet's vertreten; bei meinem Schwert verſichere ich Euch deſſen!"

„Aber Herr Chabot de Brion —"

„Ihr sollt's an Euch zuerst erfahren, daß das Konkordat kein leerer Schall und Name ist, und daß der König von Frankreich von nun an die Prioren, Äbte und Bischöfe wählt, ja daß er die kürzlich geschehenen Wahlen seiner Bestätigung unterwirft! Wie lange heißt Ihr Abt, Hochwürdiger Herr?"

Der Abt antwortete nicht auf diese direkte Frage, denn er war allerdings gerade in der Zeit gewählt worden, als das berüchtigte Konkordat abgeschlossen, wenn auch noch nicht bekannt gemacht worden war. Er wendete sich aber in seiner Gegenrede unmittelbar auf die Zusicherung, daß der König in betreff dieser Dame kein Hindernis an der Genovevenabtei finden werde, da ja die ernste Absicht des Königs, diese ausgezeichnete Dame zur Königin von Frankreich zu erheben, hinlänglich bekannt sei. Es möge nur der König und der Bote desselben gestatten, daß die Formen im wesentlichen beobachtet würden. Sie würden allen Teilen von guten Diensten sein; namentlich würden sie allein die eingeschüchterte Gräfin ermutigen.

Durch diese Wendung ward Brion wieder zurückgeworfen und genötigt, von neuem auszuholen, ein Zeitverlust, welcher Florentin zustatten kam.

Florentin, der sich auf Frauenherzen verstand — der zweite Hof der Abtei war von Nonnenzellen umsäumt, und diesem jungen Priester lag es ob, die Novizen über ihre Pflichten und ihren Beruf zu belehren — Florentin ging ohne Umschweife an die Hauptfrage, welche auf dem Wege seiner Jugendfreundin lastete. Einige salbungsvolle Philosophie, pflegte er zu sagen, den verborgenen Wünschen des Weibes eingeflößt, und diese Wünsche werden mutig und lustig, denn die Weiber haben keinen Charakter, sondern nur Furcht und Verlangen, Furcht vor Grundsätzen und Verlangen nach Freude. Macht man ihnen die Grundsätze zustimmend, so sind sie dankbar wie die Kinder: sie küssen

den Lehrer, der sie zum Spiele hinausläßt. Nur nicht als gedankenlose Wesen wollen sie behandelt sein, und das sind sie auch nicht, wie beherrschten wir sie sonst durch Gedankenfolge! Gedanken haben sie so viel als wir, aber jagt ihnen diese Gedanken durcheinander wie eine Schar wilder Pferde, und dann zeigt ihnen, daß ihr sie fangen und fesseln könnt, die ungestümen; dies ist ihnen gegenüber der Charakter, dem sie sich beugen.

„Franziska," hob er an in dem halb spanischen Patois jener Gegend, welches die Gräfin seit ihrer Verheiratung nicht wieder gehört hatte, „Franziska, liebst du den König Franz?"

„Florentin!" schrie die Gräfin auf, und flog von ihrem Sessel in die Höhe, als ob sie ein Schuß ins Herz getroffen hätte.

„Du bejahst meine Frage stärker als mit Worten, sprich nicht, erwidere nichts, es wäre Umschweif, verweile ruhig auf deinem Sitze, und sieh mir ins Auge! Furchtsames Kind, wie deine Hand zittert und dein Herz klopft. Ich hatte geglaubt, du seist ein starkes Weib geworden, und es handelte sich bei dir um ein mannigfach durchkreuztes Gewissen, darum trat ich dich an mit greller Rede und grellem Bilde; vergib mir, Franziska, ich sehe, daß ich dich unnütz gepeinigt habe, du bist ja noch das unerfahrene Mädchen, das mit dem rohen Grafen von uns ging vor fünf Jahren. Arme Franziska, du leidest Pein, für eingebildete Sünden, deine Seele ist überreizt durch eine brutale Ehe, welche nicht vermögend gewesen ist, deine Seele zu nähren, und nicht vermögend, deine Seele zu erniedigen. So ist die Welt verworren! Sie mißt alles mit gleichem Maßstabe, und vergißt zu wägen: andere Frauen mit weniger reizbarer Seele könnten alles das tun, was du nur in der Einbildung vor dir siehst, und lebten glücklich und in gutem Gewissen, während du dich peinigst um die bloße Möglichkeit, die dir nahe getreten!"

„Und muß ich's nicht?" entgegnete leise die Gräfin,

„wenn meine Seele empfindlicher ist als anderer, sind nicht auch meine Pflichten feiner und strenger als die Pflichten anderer?“

„An deiner Übung im Philosophieren, Franziska, erkenn' ich, wie sehr du gelitten, wie sehr du gerungen. Arme Freundin! In falschen Skrupeln wirst du vielleicht die Zeit deiner schönen Jugendkraft verlieren, und wirst zu spät zu der Einsicht kommen, daß es nur Skrupel gewesen, die dich von der höheren Übersicht über die Fragen Gottes getrennt, die dich getrennt von dem Glücke, welches dir Gott beschieden, indem er dich ebenso reich begabte, wie er's getan, ebenso reich wie es nötig war, um einen sinnigen König zu fesseln, um ihn zu beglücken, und mit ihm ein großes Reich, das schöne Frankreich!“

„Was ist das, Florentin? Du redest einer sündigen Neigung das Wort? Du versuchst mich! Deine Hand bebt in der meinigen.“

„Meine Hand bebt, weil ich im Zorn bin gegen die schwache Welt, welche so allgemeine Grundsätze braucht, um sich im Gleichgewicht zu erhalten, so allgemeine, daß sie bei begabteren Menschen hundertfach Lüge werden und eine das Beste zerstörende Entsagung werden müssen. Denn diese allgemeinen Grundsätze können nur für die Mittelmäßigkeit berechnet sein. Meine Hand bebt, Franziska, weil ich zornig bin gegen mich selbst, gegen meine Unfähigkeit, geschlossen und überzeugend auszudrücken, was ich als unumstößlich richtig vor meinem Geiste sehe. Ich habe nicht genug Schule der Welt; ich habe nur genug Schule des Klosters, um einzusehen, der Lebenswandel tugendhafter Wahrheit liege nicht in den allgemeinen Maßstäben, nach welchen die Welt richtet, und liege noch weniger in der Flucht vor der Welt. Diese Flucht ist Ohnmacht, und diese ist unwürdig eines Geschöpfes, welches Gott reichlich ausgerüstet mit segensvollen Mitteln für sich und die Welt. Diese Flucht ist Undank gegen Gott

der den fruchtbaren Obſtbaum nicht gegeben hat, daß er in voller Fruchtbarkeit umgehauen und zu Zaunholz verwendet werde."

„Mir ſchwindelt vor deinem Gedankengange, Florentin!"

„Mir auch, weil ich ihn vor dir ausbreite ohne die Überzeugung, dir ihn einleuchtend zu machen."

„Und du biſt Prieſter?!"

„Ich bin es, weil ich dazu beſtimmt war, ehe ich ſelbſt entſcheiden konnte, ich bin es, weil ich arm und weil es der einzige Stand iſt, der den Armen eine Laufbahn der Macht eröffnet, ich bin es, weil die Macht über Geiſt und Gewiſſen der Menſchen die größte auf Erden iſt. —"

„Und du gehörſt zu den Reformatoren, deren Grundſätze aus Deutſchland kommen?"

„Nein. Die Formen ſind gleichgültig, und deren Wechſel iſt gefährlich. Jede Form, eine Hülſe des Geiſtes, vertrocknet, und wird über kurz oder lang zu enge; es mag ſich dafür intereſſieren, wem ſein Leben feil iſt, und wer an die Vollkommenheit einer menſchlichen Erfindung glaubt. Ich gehöre nicht zu den in ſo glücklicher Täuſchung Befangenen, ich kenne nichts Erdachtes, das nicht auch ſeinen Tod in ſich trüge, ich arbeite nur für eine perſönliche Welt, denn deren Ausdehnung allein iſt unberechenbar. —"

„Stirbt nicht die Perſönlichkeit auch, und ſicherer und früher als die Form?"

„Sie ſtirbt, denn ich ſterbe, aber meine Prätenſion ſtirbt mit mir, und ſo iſt mir der Tod eine Garantie gegen die Täuſchung."

„Und wenn deine Perſönlichkeit verdirbt?"

„Sind ihr die Arme des Todes nicht jede Stunde offen?"

„Du biſt ſchrecklich."

„Schrecklicher iſt die Tyrannei der Form!"

„Aber außer der Form iſt die Barbarei!"

„Du mißverstehst mich: ich gestatte, ja, ich fordere sie für jeden, der kein selbständiges Bedürfnis hat, und ich bewege mich streng in der bestehenden; ich finde den schönsten Lebensreiz darin, aus ihr zu machen, was mir gefällt, und ich finde die herrschende kirchliche Form, die geistreiche Erfindung eines Jahrtausends unendlich interessanter als den kahlen Versuch der Neuerer. Auch du hast nicht vor ihr zu erschrecken: sie gestattet dem Menschen die Freuden der Welt, sie verlangt nur, daß er sich dafür abfinde durch Bekenntnis und Buße. Und du, arme Franziska, übertreibst, du bekennst und büßest, noch bevor du genossen, du sorgst wie ein übermäßig guter Wirt für ein Kapital an Buße, von dessen Rente du ein ganzes Leben unbesorgt zehren kannst in Wohlbehagen. Denn du wirst mir nicht vorreden wollen, daß ein Weib deines Verstandes bloß aus beschränkter Ansicht und bloß aus Furcht vor dem Urteile beschränkter Ansicht seine schönste Lebenszeit kasteie. —"

„Florentin!"

„Sage nichts! Ich habe dich bewundert, daß du die Stärke hattest, den König so lange entfernt von dir zu halten, du hast dadurch für die Höhe der Neigung und für deine bürgerliche Stellung meisterhaft gesorgt, du bist jetzt sicher, einen festen Platz an seiner Seite zu gewinnen, und wenn du Königin von Frankreich bist; so magst du's mit Stolz sagen, daß du es nicht nur der Schönheit verdankest, welche dir Gott geschenkt, sondern auch der geistigen Geschicklichkeit, welche du dir selbst erworben."

„Aber du entsetzest mich zum Äußersten, Florentin!"

„Das glaub' ich wohl," sagte er lachend und ihr die Hand küssend, welche sie hinwegziehen wollte, und welche er festhielt, — „denn dies habt Ihr Weiber vor uns voraus, daß Ihr ohne Räsonnement handelt. Die Klugheit, welche wir mühsam in ein System stellen, ist Euch Instinkt, und deshalb heißt es auch so zierlich: Die Weiber denken mit

dem Herzen. Laſſen wir alſo die allgemeinen Phraſen, es gehört zum weiblichen Inſtinkte, für ſich keine allgemeine Regel einzugeſtehen, und, wie es heißt, dem Herzen, dem ſyſtemloſen nach zu handeln. Verliere dich nur nicht zuweit in der Selbſtpeinigung, welche dir die formelle Tugend auferlegt, beuge dich dieſer Tugend nicht gar zu furchtſam, erinnere dich, daß dein wahrhaftiger Menſch anders in dir ſpricht, und erinnere dich, daß du mit fortgeſetzter Selbſtpeinigung den Tempel, welchen Gott in dir errichtet, den ſchönen Leib zerſtöreſt oder doch beeinträchtigſt. Hinweg mit der Falte zwiſchen den reizend, geſchwungenen, ſchwarzen Augenbrauen und ziehe die vollen Lippen, die zum Kuſſe beſtimmt ſind, nicht ſo peinlich nach innen."

Die arme Frau wußte nicht, was mit ihr geſchah; die frechen Worte des Mannes, dem ſie ſchweſterliche Neigung und Vertrauen gewährte, hatten ſie ſo beſtürzt, daß ſie wie ſtarrend, und alles Leben nach innen drängend nur dieſen Worten nachdachte. Sie ſah und hörte und empfand in dieſen Augenblicken nicht, was mit ihrem Leibe vorging, und daß Florentin das Tuch von ihren Schultern ſchob, ihre Bruſt mit Küſſen bedeckte, mit ſtarken Armen ſie ganz an ſich zog; ihre Seele war himmelweit entfernt vom Reize der Sinne, der ſich doch körperlich ihren Nerven und ihrem Blute mitteilte, und ſie war durch die ſeltene Lage, in welche ihr Geiſt geſtürzt war, in unmittelbarer Gefahr, widerſtandslos und für das, was ſich zutrug, gedankenlos dieſem Manne zu verfallen, als an die Tür geklopft, und ſie durch Florentin ſelbſt, da er ſie aus ſeinen Armen plötzlich los ließ, aus Starrheit und unwillkürlicher Hingebung geweckt wurde. Damit riß auch der Nebel, in dem ſie verhüllt geweſen, ſie war ſich plötzlich der ganzen Situation bewußt und ſprang mit einem gellenden Schrei vom Seſſel auf, ihr Geſicht mit den Händen bedeckend. In einer andern Richtung außer ſich, ſtieß ſie ſchreiend den Kopf und die Hände

von sich, welche sich plötzlich wieder unter Küssen ihrer Arme bemächtigt hatten, und ward erst nach einer Weile inne, daß sie Margot, ihre zärtliche Margot von sich gestoßen habe. Sie hatte geklopft, sie war mit einer Dame ins Zimmer getreten und hatte ihre geliebte Franziska umarmen wollen.

Franziska blieb noch lange sprach- und regungslos und wendete ihre Augen nicht von Florentin, der anfangs ihren Blick zu vermeiden suchte, aber bald die Kraft über sich gewann, ihn mit einem für die Gräfin entsetzlichen Lächeln duszuhalten. Das schöne, jugendliche Antlitz des Priesters, aunkel gerötet in diesem Augenblicke, erschien ihr wie ein tückisches Gewässer, welches an der Oberfläche geglättet, Klippen und nirgends gesehene ungeheuerliche Tiere verberge. Ein Fieberschauer ergriff sie und schüttelte ihren Leib wie eisiger Frost. Margot, die gutmütige, war äußerst bestürzt, von ihrer Franziska so empfangen zu werden, und sah verlegen bald auf die junge Dame, welche sie mitgebracht, um sie mit der Gräfin bekannt zu machen, bald auf ihren Sohn. — „Ich fürchte, Florentin," sagte sie endlich langsam zu diesem, „du hast deine leichte Stunde am falschen Orte gehabt. —"

„Dies ist Fräulein Chimene von Infantado, „nahm Florentin hastig das Wort, um seine Mutter zu unterbrechen, — „Eure Mutter, die Frau Gräfin, sendet sie ohne Zweifel als ein Zeichen, daß ihr Sinn gegen Euch milder gestimmt worden sei!"

„Ach leider nein," rief Margot, „Gott weiß, was die Frau Gräfin für falsche Vorstellungen von ihrem schönsten Kinde hat, sie will nichts — Gott vergeb's ihr! — von ihm wissen. Vornehme Leute müssen doch eben anders sein als wir; ich habe auf eigene Hand die kleine Chimene hergeführt, die dich kennen und trösten wollte, Franziska."

Dabei näherte sich Chimene, ein schlankes Mädchen blassen Aussehens der Gräfin und blieb verlegen stehen, als

dieſe, den Blick noch immer nicht von Florentin verwendend, ſich nicht zu ihr kehrte. Rührend traurig war der Anblick dieſer Chimene, deren große, ſchwarze Augen ſtets in Tränen zu ſchwimmen ſchienen, deren Lippen nur blaßrot waren. Ein blaßgelber Hauch lag über dem edlen, kleinen Antlitze mit hoher Stirn und runden Schläfen, ein Hauch, wie er jungen Mädchen eigen zu ſein pflegt, wenn ſie aus dem Mädchenalter in jungfräuliche Reife treten. Knapp ſaß ihr das ſchwarze Kleid gewöhnlichen Stoffes bis an den Hals verſchloſſen, und nur der teuere Schleier, die edle Form des kleinen Hauptes, die ſchmalen länglichen Hände und der ſchmalſte, feinſte Fuß verkündigten eine Herkunft edlen Stammes und vornehmer Lebensweiſe, welche die Glieder ſchont und verfeinert. Wie es ſchien, mehr beleidigt als verlegen blieb ſie einige Schritte vor der ſie noch immer nicht anblickenden Gräfin ſtehen und ſchwieg. Da öffnete ſich die Tür und der Abt erſchien mit Chabot de Brion.

„Brion, mein Erretter," ſchrie die Gräfin auf, flog dieſem entgegen, faßte ihn bei beiden Händen und rief wie aus tiefſter gepeinigter Seele: „O, mein Gott, mein Gott, du haſt mich nicht verlaſſen!"

So glücklich Brion über dieſen Empfang, ſo beſtürzt war der Abt und trat eilig zu Florentin und nahm ihn zur Rückſprache in die Fenſterbrüſtung. Währenddeſſen ſagte die Gräfin haſtig mit halber Stimme zu Brion, er ſolle ſie ſogleich hinwegführen aus dieſem Hauſe, wohin es ſei und koſte es, was es wolle. Was hätte Brion lieber verſprochen!

„Tut's auf der Stelle!"

„Hier iſt mein Arm, Frau Gräfin."

Ehe ſie aber bis zur Tür kommen konnten, hatte ſich Florentin, ihre Abſicht bemerkend, mit unprieſterlicher Haſt zwiſchen ſie und den Ausgang geſtellt, und in demſelben Augenblicke auch eine an der Tür hängende Schnur gezogen.

Während davon eine Glocke in ungewöhnlicher Tönfolge durch die Bogengänge der Abtei läutete, sprach er selbst zu Brion: „Seigneur, diese Dame bleibt in der Abtei!“

„Priester, diese Dame verläßt die Abtei.“

„Nicht an Euerem Arm, nicht jetzt, Seigneur.“

„Warum nicht?“

„Es ist nicht der Augenblick, Euch die Gründe zu sagen. Wenn es Euch gefällig ist, uns zum Sprechzimmer Seiner Hochwürden des Herrn Abt zu folgen —“

„Das ist mir nicht gefällig. Seine Hochwürden wissen bereits, in welcher Absicht ich hier bin. —“

„Und bin ich,“ rief die Gräfin Chateaubriant und sah dem bestürzt herzutretenden Abt ins Auge, „bin ich denn eine Gefangene in der Genovevenabtei, daß ich nicht gehen könnte, wenn es mir beliebt?“

Der Abt, durchaus nicht sicher in der verwickelten Lage, erwiderte mit Höflichkeit, während sein Auge fragend an Florentin hing und seine volle Gestalt sich würdevoll nach der Türschwelle an die Seite Florentins bewegte, „Ihr seid nicht Gefangene, gnädige Frau, unsere Abtei, welche die heilige Jungfrau segnen möge, ist kein Gefängnis, sondern für bedrängte Frauen eine Zufluchtsstätte!“

„Doch nur für solche, die sie in Anspruch nehmen,“ entgegnete die Gräfin, „und zu denen gehöre ich nicht.“

„Also gebt Raum, fromme Väter,“ setzte Brion hinzu und tat mit der Gräfin einen Schritt gegen die Tür. Florentin hatte die kurze Erwiderung der Gräfin benutzt, um dem Abte zuzuflüstern: „Es ist alles für uns verloren, wenn sie jetzt das Haus verläßt, unterstützt mich und bestätigt alles, was ich anordne!“ und nach diesen Worten streckte er ihnen den Arm entgegen und rief: „Entfernt Euch von dieser Dame, Seigneur, wer Ihr auch seid. Sie ist uns anvertraut, damit sie geschützt sei gegen die Zudringlichkeit jeglichen Mannes!“

„Wer hat mich Euch anvertraut, lügnerischer Mann?“ rief die Gräfin, welche jetzt in der Entrüstung Stärke fand.

„Eure Mutter, die Frau Gräfin von Foix!“ Diese Erwiderung beschämte die Gräfin und machte sie stumm, veranlaßte aber Brion zu der heftigen Äußerung: „Was hat die Gräfin Foix zu gebieten über die Gräfin Chateaubriant? Ist es nicht genug, daß sie über ihr Kind einmal bestimmt hat ohne Rücksicht auf das Glück desselben? Ihr Mutterrecht ist dahin, und diese Dame ist selbständig!“

„Diese Dame heißt Gräfin Chateaubriant, und ihr Herr ist der Graf, dessen Namen sie führt. Und er gebietet, daß sie in dieser Abtei bleibe, bis er sie abfordere.“

Die Gräfin fuhr zusammen bei dieser Äußerung Florentins, und ein schmerzlicher Ruf drang aus ihrer Brust. Brion aber drückte ihren Arm fest an den seinigen und rief heftiger als zuvor: „Gebt Raum, lügnerische Priester, oder ich ziehe das Schwert aus der Scheide, und sichere Euch zu bei meines Namens Schwur, der König Franz, in dessen Namen ich hier handle, soll Euch und Eurer Abtei dafür einen Denkzettel senden für ewige Zeiten.“

Der Abt war außer sich, daß es zu solcher Szene kam, und versuchte es, beschwichtigend einzuschreiten, Florentin aber wich keinen Fuß breit, und zum zweiten Male an der Glockenschnur ziehend, erwiderte er kaltblütig: „König Franz ist unterrichtet von dem, was wir tun, noch ehe Euer Roß Euch nach Paris getragen; er kennt uns und vertraut uns, und achtet das Recht der Kirchenmauern. Sagt ihm, wir seien seiner Worte gewärtig und hielten es nicht für passend, eine um mangelnden Schutzes willen flüchtige Dame dem ersten jungen Edelmanne anzuvertrauen, der ohne nachweisbaren höheren Auftrag sie ohne weiteres von uns in Anspruch nehme. Begeht nicht unnütz Frevel, Seigneur, dadurch, daß Ihr Euer Schwert in Gottes Hause aus der Scheide zieht, die Tür ist offen für Euch, und wenn Ihr hinaus-

blicken wollt, so werdet Ihr entdecken, daß Kreuzgänge und Pforten besetzt sind von unsern rüstigen Klosterknechten, um niemand passieren zu lassen, als den, welchem wir die Türe weisen."

Bei diesen Worten öffnete Florentin die Tür, und man sah, daß er wahr gesprochen, und daß der Kreuzgang, welcher den einzigen Weg zu diesem Zimmer bildete, durch bewaffnete Leute versperrt war. Es entstand eine peinliche Pause. Dann wendete sich Brion plötzlich, die Gräfin fest am Arme führend, nach dem Innern des Zimmers, und als er weit genug von den an der Tür bleibenden Priestern entfernt war, um nicht von ihnen gehört zu werden, sprach er leise und hastig zur Gräfin: „Ich kann Euch nicht, ohne Euch Leib und Leben zu gefährden, durch jene Bewaffneten hindurchbringen. Bleibt, gnädige Frau, bis ich Euch sagen kann: Jetzt ist es Zeit. Sei's mit List, sei's mit Gewalt, ich befreie Euch aus dieser Haft. Gelingt es mir nicht, wie ich hoffe, den Abt fügsam zu machen —"

„Der Priester tritt zu uns, Brion!"

„Wenn ein weißes Tuch an einem der Bäume vor diesem Fenster flattert, dann ist der Augenblick da. —"

Als Florentin neben ihnen stand, schwieg er, küßte der Gräfin die Hand und ging nach der Tür, dem Abte ein Zeichen gebend, daß er von ihm begleitet sein wolle. Es lag Florentin alles daran, ihm auch den Abt nicht zu überlassen! Wenn Françoise mit den jetzigen Eindrücken die Abtei verließ und zum Könige kehrte, so war er nicht nur persönlich gefährdet — dies fürchtete er nicht, da er von Françoise keine persönliche Anklage fürchtete — sondern die Abtei, das Priestertum und die Laufbahn, welche er vor sich hatte, war gefährdet. Françoise durfte also, bevor sich ihr Sinn geändert, um keinen Preis aus der Abtei entlassen werden. Deshalb verließ auch er das Zimmer augenblicklich, um sich dem Abte anzuschließen.

Die Gräfin, in fieberhafte Aufregung versetzt durch all diese Vorfälle, vollendete nun durch einen unbedachten Schritt das Unheil ihrer Lage. Sie stürzte Margot, der Muter Florentius, in die Arme und beschwor diese, ihr aus der Abtei zu helfen. Margot, die Gutmütigkeit selbst, war auf der Stelle bereit: sie gelobte Verschwiegenheit gegen ihren Sohn und versprach Herrn Brion mit Rat und Tat an die Hand zu gehen. Da die Abtei ihr offen stand bei Tag und Nacht, und da sie Franziska liebte wie ihr eigenes Kind, und nicht unterrichtet war, wie sehr ihr leibliches Kind durch diese Flucht beeinträchtigt werden könnte, so schien sie allerdings das geeignetste Hilfsmittel für diesen Zweck zu sein. Sie folgte auch darin der drängenden Gräfin, daß sie gleich, noch diese Nacht ans Werk gehen und deshalb auf der Stelle Brion nacheilen solle; denn sie nahm die unbeachtete Chimene bei der Hand, und vor sich hinsprechend, wie das am Klügsten anzufangen sei, eilte sie aus dem Zimmer und den Kreuzgang hinab.

Es war unterdessen völlig Nacht geworden, und das Feuer im Kamine war am Verlöschen. Draußen stürmte der Wind und jagte die Wolken unter dem Monde einher. Die Bäume des Waldes, hundertjährige Tannen, knarrten, und einzelne Äste schlugen unweit des Fensters, vom Winde getrieben, von Zeit zu Zeit unheimlich an die Mauer. Françoise war, ohne die Tür zu schließen, ans Fenster getreten; fieberhaft beschäftigte sie nur der Gedanke an Flucht, und sie wollte sich zum ersten Male umsehen, wie ihr Zimmer nach außen gelegen sei. Es war ein einfenstriges Eckzimmer des Vordergebäudes der Abtei, und die von der Tür aus linke Seitenwand bildete das Ende der Vorderfront, welche nach Schloß Foix zu blickte und in deren Mitte der große Eingang mit dem Pförtnerzimmer war. Nach dieser Seite hin konnte sie nicht sehen, es konnte also auch andererseits von der Vorderseite nicht bemerkt werden, wenn

es ihr möglich wurde, aus dem Fenſter hinabzukommen. Das Fenſter war nicht vergittert, und es war nur einen Stock hoch. Offenbar hatte man bei der Wahl des Zimmers durchaus nicht an die Möglichkeit einer gewaltſamen Entweichung gedacht, denn dieſe war noch ungemein dadurch unterſtützt, daß die uralte verwitterte Mauer, welche ſämtliche Höfe der Abtei umſchloß, hier dem Gebäude bis auf einen Schritt weit nahe trat, daß dieſe Mauer hinreichend breit war, um auch einen Unerfahrenen darauf Fuß faſſen zu laſſen, und ſo hoch, daß ſie beinahe bis an den Fenſterſims reichte. Es war alſo, da auch die Fenſterflügel bis an den Fußboden des Zimmers ſich öffneten, nur ein wenig gefahrvoller Schritt über den ſchmalen Abgrund zwiſchen Haus und Ringmauer abwärts zu machen, und von der Ringmauer hinab boten die Tannenbäume, welche grade an dieſer Ecke bis dicht heranreichten, leichte Gelegenheit, den Erdboden zu gewinnen. Françoiſe, obwohl zitternd vor Furcht, erkannte doch mit augenblicklicher Freude, daß dies Zimmer das günſtigſte ſei, denn gleich hinter dieſer Ecke hörten die Bäume auf, und es breitete ſich, ſoweit ſie an den rundhin ſich wendenden Abteigebäuden hinabſehen konnte, eine freie Wieſe aus, die von Zeit zu Zeit grell erleuchtet war durch den Vollmond, und auf welche herab geſpenſtiſch weiß der St. Sauveurberg blickte.

Françoiſe öffnete das Fenſter, der Wind ruhte eben ein Zeitlang, und das Freie atmete ihr ſchweigend entgegen. Das Freie, denn es war ihrem Geiſte, als ob ſie ſchon viele Jahre lang gefangen ſei. War es nicht auch eine Gefangenſchaft, ſprach ihre Seele, als ich heimgeführt wurde als Gräfin Chateaubriant hinab in die Bretagne? Und waren es nicht die um mich klirrenden Ketten der Gefangenſchaft, welche mich in Blois inmitten der Freiheit verfolgten und hetzten bis daher, wo die Kloſterpforten ſich hinter mir zugeſchlagen haben? Und ach, war nicht die Er-

ziehung da oben auf dem Schloſſe ebenfalls eine Gefangenſchaft? Hielt mich nicht die ſtrenge — jetzt darf ich's wohl ſagen, da ſich's ſo ſchmerzlich beſtätigt — die rauhe Mutter in eiſernem Gitter die Vorſchriften? O, meine Konſtanze, mein Kind, mein Kind, nach welchem mein Herz ſchmachtet wie der Wüſtenwanderer nach einer Quelle, nein, meine Konſtanze, ich will dich leiten und führen, aber dich nicht in Wege zwingen, die — o mein Gott, mein Gott, verſtoße mich in die Wüſte, aber gib mir mein Kind und ſchütze mich vor der Welt!

Sie war zuſammengeſunken am Fenſter, und ihr Geiſt vertiefte ſich in die Möglichkeiten, ihr Kind zu holen und mit ihm fern von der Welt aber frei zu leben. Sie bemerkte es nicht, daß der Wind ſich wieder erhoben hatte und in ſcharfem Zuge durch das offene Fenſter über ſie weg ſtrich nach der offenen Zimmertür. Nicht daß ſie kalt wurde durch und durch, ſondern ein Gedanke ſchreckte ſie auf: Chimene, ein ihr ganz fremdes Geſchöpf, ein Mädchen, welches neben ihrer Mutter lebte, und welches ſie nicht einer Begrüßung gewürdigt hatte, war Zeuge geweſen ihrer Unterredung mit Margot über Befreiung und Flucht. Dies Mädchen, unerfahren und beleidigt, konnte kein Geſchick und kein Intereſſe haben, gegen die Gräfin Foix zu ſchweigen! „Weh mir!“ rief Françoiſe, „das Unglück hängt ſich an meine Ferſen! Ich bin verloren, wenn ich dies Haus nicht verlaſſen kann, ich verfalle dem ſchrecklichen Florentin!“

Dieſe traurige Überzeugung in betreff Florentins entſtand daher, daß Françoiſe die leiſen Schauer ſinnlicher Erregung, welche ihr Florentin wie eine Schlinge um den Hals geworfen, von Zeit zu Zeit auch in den eben verfloſſenen Szenen zornigen Streites am Arme de Brions immer wieder empfunden hatte, ja daß ſie ihr, der Durchkälteten, ſelbſt jetzt halb wie Schmerz halb wie Verlangen ans Herz traten. Wie der Ruf des Raben oben

im Schloſſe klangen ſie ihr wie Verkündigung des Unterganges.

Starr blickte ſie umher in dem leeren hohen Gemache, blickte zuſammenſchauernd nach der offenen Türe, durch welche der Schreckliche eintreten konnte, blickte hoffnungslos nach den Bäumen vor dem Fenſter, auf welchen das Rettungszeichen erſcheinen ſollte — Himmel, das weiße Tuch wehte von der nächſten Tanne, eine männliche Geſtalt ſtand auf der Ringmauer! Es wird de Brion ſein, und die Gräfin, zitternd vor Freude, iſt eben im Begriffe, ans Fenſter zu eilen, da hört ſie den Kreuzgang herauf raſche Fußtritte. Sie horcht, ob die Fußtritte näher kommen, ja! Sie verwünſcht ihre Unbedachtſamkeit, die Tür nicht geſchloſſen zu haben, ſie zögert, ob ſie es noch tun ſolle, denn ſie hört in dieſem Augenblicke Brions Stimme, welche unter dem Fenſter leiſe ihren Namen ruft, ſie fliegt nach der Tür, um ſie zu ſchließen, und ſteht vor Florentin, der eben auf die Schwelle tritt, und den ſie nur zu gut erkennt, trotz des erloſchenen Kaminfeuers und des nur dämmerigen Mondlichtes.

Sie hat die Kraft, den Schreckensruf, welcher ſich aus ihrer Bruſt heraufdrängt, zu erſticken, um Brion nicht irre zu leiten, aber es vergeht eine Minute, ehe ſie einen Entſchluß faſſen kann, was zu tun und wie die Entdeckung ihres Retters zu verhindern ſei. Unterdeſſen hört ſie nur zu gut das kniſternde Geräuſch außen am Fenſter, und um dies für Florentin zu übertäuben, beginnt ſie inſtinktmäßig laut zu ſprechen. Sie weiß anfänglich ſelbſt nicht, was ſie ſpricht, denn ſie will nur Geräuſch machen, aber alle ihre Organe ſcheinen unterrichtet zu ſein, daß gegen dieſen Mann nur Zorn auszuſchütten ſei, und ihr Geiſt wird bald inne, daß ſie dem ſchweigend zuhörenden Prieſter die ſchreiendſten Vorwürfe macht. Dabei iſt ſie inſtinktmäßig an der Türſchwelle ſtehen geblieben und macht nun den Verſuch, die Türe zu ſchließen. Da aber iſt die Grenze ihrer Macht: Florentin

ergreift ihre Hand, und mit dieſer Berührung dringt jenes gefürchtete Erbeben der Sinne von neuem zu ihrem Herzen; ſie bedarf aller moraliſchen Anſtrengung, um nur ihre Hand hinwegzuziehen und zurückzuflüchten in die Mitte des Zimmers. Florentin, der bis dahin nicht geſprochen, zieht die Tür hinter ſich zu und tritt zu ihr. „Franziska," ſagt er, „du haſt recht, alſo zu ſprechen, aber du tuſt mir unrecht mit der Anklage, daß ich auf dein Unglück und Verderben trachtete. Ich trachte nach Glück für dich, aber nach dauerndem. Ich habe dich verſucht, weil ich dich nicht mehr kannte, und ich habe eingeſehen, daß ich dich verkannt. Du biſt reiner, aber auch unerfahrener, als ich glauben mußte. Deshalb iſt dein Sieg über die Hinderniſſe der Welt ſchwerer, und du bedarfſt meiner Hilfe mehr, als du jetzt einzuſehen vermagſt. Nachdem ich dich ſo falſch beurteilt und unter ſo falſchen Geſichtspunkten empfangen und angeredet, erwarte ich nicht, daß du mir zunächſt glauben und mein Beſtreben um dich anerkennen werdeſt. Und doch bedarf's dieſes Glaubens an mich, wenn du ſiegen ſollſt. Deshalb, Franziska, mußte ich jetzt auf deinem Hierbleiben beſtehen. Aber auch wenn ich dich nicht aufklären und unterrichten müßte, nimmermehr würde ich dich mit einem leichtblütigen Seigneur ziehen laſſen. Das hieße allen Vorteil in die Winde ſtreuen, allen Vorteil, welchen dein furchtſam tugendhaftes Weſen bis jetzt zuwege gebracht. Wie, Franziska, du liebſt den König, und —"

Françoiſe, die unmöglich wollen konnte, daß Brion dergleichen hörte, unterbrach den Prieſter mit ſtarker Stimme: „Was berechtigt dich, Prieſter, zu ſolcher dreiſten Vorausſetzung?"

„Du liebſt ihn ſchwärmeriſch," fuhr Florentin ruhig fort, „den ritterlichen König Franz, du ſiehſt ihn bemüht, entbrannt für dich, und fliehſt ihn um jeden Preis, kurz, du handelſt ſo tugendhaft und klug zu gleicher Zeit, daß

man deine Tugend für klug, deine Klugheit für tugendhaft halten muß, und allgemein dem Augenblicke entgegensieht, da der König, welcher eine Geliebte gesucht hat, ausrufen muß: Ich habe eine Königin gefunden, ziehet hin mit allem Pomp der Herrlichkeit nach den Pyrenäen, ihr Würdenträger des Thrones, und werbt für mich um die Hand der Gräfin Françoise, und wartet am Tor der Genovevenabtei bis der Abt Euch verkündet: der Heilige Vater in Rom hat sie entbunden von früherer Verpflichtung, führet heim zu König François die Königin Françoise! Das alles hast du weise bereitet durch bloße Tugend, Franziska, und wolltest es mit einem Streiche vernichten, bloß weil der Jugendfreund dich, und weil du den Jugendfreund mißverstanden einen Augenblick lang? Oder wäre es nicht vernichtet, wenn du dich auf gut Glück einem jungen Seigneur anvertrautest, daß er dich hinbringe, wohin er wolle, mit dir beginne, was er wolle, und jedenfalls, er sei noch so gutmütig, deinen Ruf gefährde, durch abenteuerliches, aller Deutung ausgesetztes Geleit?"

Diese geradeaus auf ihn zielende Wendung des Gespräches mochte Brion, welcher von seinem Wachtposten aus alles anhören mußte, da er das Geräusch eines Rückzuges nicht wagen konnte, sie mochte ihn dergestalt entrüsten, daß er eine rasche, im Zimmer hörbare Bewegung machte. Florentin, der eben weiter sprechen wollte, hielt inne, sah und horchte nach dem Fenster, und ging, die unwillkürlich zwischen ihn und das Fenster tretende Françoise beiseite schiebend, leisen Schrittes darauf los. Es schien von dieser Seite für die Gräfin alles verloren zu sein, denn der Mond glänzte eben in voller Reinheit des Himmels, und einmal auf die bedenkliche, zur Flucht so geeignete Lage des Zimmers aufmerksam gemacht, zögerte Florentin wahrscheinlich keinen Augenblick, den unsichern Gast anders zu beherbergen. Der vordere Teil der Abtei, zwei Stockwerke hoch, war ganz zur Verfügung des Abtes und der Priester, da erst der zweite

viel größere Teil hinter dem erſten Hofe von den Nonnen bewohnt wurde. Die Abtei nämlich war von ihrem Urſprunge an einem unpopulär gewordenen Heiligen, des Namens Voluſianus, errichtet und als ein Sitz für Männer begründet worden. Die heilige Genoveva, deren Kultus moderner, hatte ihn verdrängt, aber aus Rückſicht für das alte Herkommen war ein kleiner Stock geiſtlicher Herren in dieſem vorderen, älteren Hauſe an der Spitze der Abtei herrſchend geblieben, welche denn, je weniger ſie für das eigentliche Kloſter Geſchäft und Dienſt zu verrichten hatten, um ſo eifriger den Dingen der Welt im niedrigen und hohen Sinne ihre Aufmerkſamkeit zuwenden konnten. Florentin, die unpaſſende Lage des Zimmers bemerkend, wäre alſo nicht einen Augenblick um einen Wechſel verlegen geweſen, und es ſchien auch, als ob ihn bereits ſolch ein Gedanke beſchäftige, denn als er an dem offenen Fenſterflügel, den er mit einer Hand faßte, angekommen war, ſah er noch einmal mit einem prüfenden Blicke rückwärts, maß das Zimmer mit den Augen von oben bis unten und verweilte dann mit dieſen Augen, welche der Gräfin feurig zu leuchten ſchienen, eine lange Weile auf dieſer armen Frau, ehe er den Kopf nach dem Freien zu kehrte, um ihn langſam und vorſichtig hinauszuſtrecken. Fürchtete er vielleicht, Françoiſe könne in Zorn und Verzweiflung ihn rücklings hinabſtürzen in die Spalte zwiſchen Abtei und Ringmauer? Wenigſtens fuhr er raſch wieder zurück ins Zimmer, als er eine heftige Bewegung derſelben vernahm — „was gibt es?“

„Man kommt den Kreuzgang herauf. —“

Die Tür öffnete ſich wirklich, das Licht einer Blendlaterne fiel ins Zimmer und beleuchtete die aufgeregte, blaſſe Gräfin und den Prieſter im violetten Gewande. Margot war's mit einer Dienerin vom Schloſſe, welche ein Paket trug. Sie benahm ſich ziemlich geſchickt, indem ſie den um das Paket ſogleich beſorgten Florentin mit lebhaften Vor-

würfen antrat, daß er die von langer Reise und fortwährenden Aufregungen erschöpfte Gräfin keinen Augenblick in Ruhe lasse, und wie es scheine wohl auch noch länger, sogar in dem notwendigen Wechseln der Leibwäsche, welche das Mädchen herbeigetragen, stören wolle. Wäre Margot nur auch auf dem Schlosse ebenso gewesen! Aber ihr gutes Herz hatte sie trotz wiederholten Abwehrens der verschwiegenen Chimene schwatzhaft gemacht gegen die alte Gräfin. In bester Absicht allerdings, nämlich um die Gräfin zu sofortiger Aufnahme ihrer Tochter im Schlosse zu bestimmen, da Françoise in der Abtei nicht bestehen könne und verderben oder fliehen müsse. Diese Absicht aber hatte zur unmittelbaren Folge, daß die alte Gräfin argwöhnisch und sogleich veranlaßt wurde, selbst Kenntnis zu nehmen von der Lage ihrer Tochter und ob eine Flucht derselben möglich sei. Wie starr und gleichgültig sie sich bisher über das Schicksal der Tochter gezeigt, sie war nur insofern gleichgültig, als sie der Festhaltung des entarteten Kindes in der Abtei versichert sein zu können glaubte, sie war aber nicht darüber gleichgültig, daß der ohnedies erschütterte Ruf ihres Kindes durch neue Flucht noch ärger betroffen werden könnte. Nicht für ihre Tochter, sondern für den Ruf derselben war sie besorgt, und Chimene, sonst überaus still und zurückhaltend, hatte es umsonst versucht, nachdem Margot die alte Gräfin verlassen, sie hatte es mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit umsonst versucht, die alte Dame von einem noch so späten Hinabsteigen nach der Abtei abzuwenden. Die Lebhaftigkeit Chimenens hatte den Verdacht der alten Gräfin erhöht, sie hatte gebieterisch ihren Mantel gefordert, und Chimenen befohlen, sie zu begleiten.

Günstiger schien es sich mit dem gefährlichen Gegner der Flucht zu gestalten: Florentin, welcher seiner eingeschüchterten Milchschwester wieder eine freundlichere Meinung von sich beibringen wollte, stand ab von der Untersuchung des

Pakets, und verließ unter einigen gütigen Worten das Zimmer. Sein Augenmerk war nur auf eine mögliche Flucht durch das Fenster gerichtet, und er ging also unverweilt zum Pförtner hinab und ließ den Außenwächter der Abtei, welcher von Stunde zu Stunde in der Nacht die Runde um die Ringmauer zu machen hatte, herbeirufen. Nachdem er ihm eingeschärft, diese Nacht vorzugsweise jenes Eckfenster in Obacht zu nehmen, erinnerte er auch beiläufig den Pförtner, seines Amtes sorgfältiger zu wachen, und nicht wieder, wie er getan, zudringliche Seigneurs geradezu eindringen zu lassen.

Sobald Florentin das Zimmer der Gräfin verlassen hatte, schickte Margot die Magd hinweg und drängte Françoise, unverzüglich das Kleid anzulegen, welches sie aus dem Pakete zum Vorschein brachte. Es war das weite härene Gewand einer Laienschwester, und während Margot es der Gräfin überwarf, zuhäkelte und zuband, erklärte sie ihr, daß sie als Laienschwester Martha, bekannt in der Abtei als kundigste Krankenwärterin, flugs mit ihr die Abtei verlassen werde, um, wie es heißen solle, der erkrankten Frau Gräfin von Foix Dienstleistung zu bringen. So käme sie hinaus, und bei der Waldecke an der Arriège warte Baptiste mit drei Pferden — „das dritte ist für mich, mein Herzblatt," setzte sie hinzu, „denn ich verlasse dich nicht eher wieder, als bis du wieder glücklich bist. Fürchte dich nicht, in zehn Minuten ist's abgemacht; gib mir nur noch dein Reitkleid, damit ich es in dies Tuch schlage, denn du brauchst es —"

Leider verloren sie einige Minuten Zeit, weil das dunkle Zimmer nur mit der Laterne durchsucht werden konnte und sie das Kleid nicht Augenblicks fanden. Endlich waren sie soweit, und Françoise, schon an der Tür, wollte noch einmal zum Fenster eilen, um Brion, den sie noch an der Mauer vermutete, mit zwei Worten zu unterrichten. Margot aber hielt sie fest und zog sie mit den Worten hinaus:

„Der fremde Herr ist nicht im Geheimnisse, nur Baptiste und ich sind es, willst du ihn haben, so genügt ein Wort im Städtchen an seine Leute, daß er uns zu finden wisse. Wir haben die größte Eile, wenn wir nicht die Nacht verlieren wollen, es ist nahe an zehn Uhr, um zehn Uhr wird das Tor des Städtchens geschlossen, und wir können dann nicht an die Arriègebrücke, die Arriège ist aber jetzt so groß und gefährlich, daß man sie nirgend anderswo passieren kann."

Unter diesen Worten waren sie, die Tür hinter sich angelweit offen lasseud, bis an die Treppe gekommen, wo der Kreuzgang des ersten Stockes endigte, und wo man hinabstieg in den Kreuzgang des Erdgeschosses, dessen eine Richtung geradeein auf die Wohnung des Pförtners führte. Françoise hielt Margot an der Treppe einen Augenblick fest, um Atem zu schöpfen, Angst und schneller Gang hatten ihr die Brust zugeschnürt. Es war alles still ringsum; durch breite Bogen, welche von viereckigen Pfeilern getragen wurden und den Kreuzgang nach dem Hofe öffneten, sah man in den ersten Hof der Abtei hinab. Der Mond beschien ihn klar, niemand war zu sehen. Da, als sie eben hinabsteigen wollten, da hörten die Frauen hinter sich, und sie schraken zitternd zusammen, ein Geräusch, und den gellenden Namensruf der jungen Gräfin, der sich in dem gewölbten Gange, in der totenstillen Nachtzeit und in solcher Lage entsetzlich durch die Luft verbreitete.

„Jesu Maria!" rief Margot und sah sich um, während die Gräfin in die Knie sank, ohne das Haupt zu wenden. „Gott steh uns bei!" stöhnte plötzlich Margot und fiel ebenfalls auf die Stufen nieder; sie hatte keinen Menschen gesehen, aber ein Rauschen, ein näher kommendes, und eine dunkle Masse unter der Decke des Gewölbes bemerkt, und die für sie übernatürliche Erscheinung, welche bereits nahe über ihrem Haupte war, warf sie zu Boden. Der Namensruf gellte plötzlich dicht an ihren Ohren, und Margot sprang auf und

griff in die Luft. „Abscheuliches Tier," halb ärgerlich, halb befriedigt ausrufend, „dummer Jacques, der uns die ganze Abtei aufrühren kann!"

Es war der Rabe, welcher wahrscheinlich durch das offene Fenster eingedrungen und durch die offene Tür ihnen nachgekommen war. Margot hatte ihn ergriffen und hielt den mehrmals Knarrenden fest, damit er ohne großen Lärm hinausgebracht würde. „Vorwärts! Vorwärts! Franziska!" rief sie, weiter schreitend.

Margot trug ihre Laterne verdeckt, und sie kamen ungehindert bis in die Mitte des unteren Kreuzganges, der wie der obere durch offene Bogen und Pfeiler vom Hofe geschieden wurde. Da inmitten des Ganges hörten sie Fußtritte von der Wohnung des Pförtners her kommen und blieben unentschlossen stehen. „Zieh die Kapuze dicht ins Gesicht," flüsterte Margot, „und sprich unter keiner Bedingung. Es ist uns niemand gefährlich als Florentin, und er wird es nicht sein. Still! Dies ist ein rascher Schritt, dies ist Florentins Schritt, er darf dich nicht sehen, er würde mir mißtrauen — kauere dich hier in den Schatten des Pfeilers."

Als Françoise dies tat, machte Margot ihre Laterne zurecht, um Florentin damit zu blenden, ließ aber dabei Jacques außer Acht, und konnte es nicht verhindern, daß dieser aufflog und sein gewöhnliches „François! François!" schrie, obenein um den Pfeiler herumfliegend, an welchem Françoise sich verbarg. Margot, ihrem Sohne gegenüber von sichrerer Geistesgegenwart als vielleicht sonst, rief ihm entgegen und stellte sich so, daß sie in der Entfernung von einigen Schritten vor Françoise gerade zwischen ihm und der Flüchtigen, diese decken könne: „Bist du es, Florentin?"

„Ja."

„Mit Aufzähmung dieses Beestes von Jacques hast du uns einen ewigen Schreckvogel aufgebürdet, eben ist er oben

zum größten Schreck Franziskas in deren Zimmer durchs Fenster gekommen geradezu ins Bett, in welches ich die arme Erschöpfte gebracht hatte."

Soviel hatte sie gesprochen, als Florentin insoweit bei ihr war, daß sie der Deckung Franziskas halber sein Stehenbleiben wünschte, und deshalb ihm plötzlich den schmalen Schein der Laterne ins Gesicht fallen ließ, hinzusetzend: „Ihr quält mir mein Kind ungebührlich, laßt ihm jetzt einige Tage Ruhe, damit es sich erhole."

Florentin wollte der Blendung ausweichen, und schritt deshalb weiter fort, aber Margot, mit ihm zurückgehend, blieb ihm zur Seite bis er über Françoise hinaus war. Dann blieb sie stehen und sandte ihm, dem Weiterschreitenden, noch eine Weile den Lichtschein nach, wohl wissend, daß dadurch ihre Nähe in stärkeres Dunkel gehüllt würde, und sich mit Scheltworten gegen Jacques den Anschein gebend, als bliebe sie deshalb stehen. Sobald Florentin im Dämmer des Ganges so weit war, um nicht mehr gesehen zu werden, schloß sie die Laterne und reichte Françoise die Hand, diese eilig fortziehend nach der Pförtnerei. Jacques flog zu ihrer Zufriedenheit schweigend. Unweit der Tür zum Pförtner flüsterte sie: „Mut, Franziska, hier warte eine Minute, damit ich nicht in deiner Gegenwart dem Pförtner die Erklärung zu geben brauche, und er keine Zeit hat, dich zu betrachten und Argwohn zu schöpfen."

Françoise, die Richtigkeit dieser Maßregel einsehend, blieb unter Zittern und Zagen zurück, denn an der Hand Margots hatte sie viel größeren Mut. Diese aber trat gleich mit der mürrischen Frage beim Pförtner ein, ob denn die Martha noch nicht da sei? „Wozu Martha?" „Mein Gott, unserer alten Gräfin ist übel geworden von der heutigen Alteration." — „Wegen der Gräfin Franziska?" — „Freilich, und da hilft die Martha immer am besten, ich begreife nicht, wo sie bleibt! Sie wollte doch gleich kommen,

und ich hab' mich noch mit meinem Sohne im Kreuzgange aufgehalten." — „Die dumme Magd vom Schlosse hat mir ja kein Wort davon gesagt." — „Was weiß die Gans! Da endlich kommt Martha!"

Margot eilte der eintretenden Françoise sogleich entgegen und schritt an der dem Pförtner zugewendeten Seite neben ihr durchs Zimmer.

„Nun," sagte dieser, nach dem Riegel greifend, „hat die Martha heute keinen Gruß für mich?"

„Laßt sie doch, sie ist erschreckt von der Krankheit, die sich übel anläßt."

„Habt Ihr denn," sagte der Pförtner, indem er sich zurückwendete nach der inneren Eintrittstür und das Aufschieben des Riegels solange verzögerte, „habt Ihr denn noch jemand hinter Euch, der an der Tür herumtappt und den Griff nicht finden kann?"

„Niemand mehr, mach nur auf!" In diesem Augenblicke aber hörte man hinter der inneren Eintrittstür den gellenden Ruf „François", und der Pförtner, nicht so vertraut damit, oder wenigstens im Augenblicke sich nicht darauf besinnend, lief hinweg vom Riegel, der noch immer nicht aufgezogen war, um erst zu sehen, wer noch von innen herein wolle. Margot war im höchsten Grade ungeduldig über die durch „das Beest", wie sie sich ausdrückte, verursachte Zögerung, konnte sie aber nicht abkürzen, da ein ausgeformter Drücker, den der Pförtner in der Hand trug, zur Beseitigung des Riegels nötig war, und mußte denn mit der fortwährend abgewendeten, schwer geängstigten Gräfin, deren Schweigen am Ende doch auffallen und zur Entdeckung führen konnte, in Geduld harren, bis der Pförtner all seine Verwunderung über den Raben, und sein Erstaunen über dessen ungewöhnlichen Besuch ausgeschüttet hatte. Dieser Zeitverlust wurde allerdings entscheidend, denn als der Pförtner nun endlich den Riegel hob, wurde eben auch von außen geklingelt, und

sowie die Tür sich öffnete, standen Françoise und Margot der alten Gräfin von Foix und Chimenen auf der Schwelle gegenüber, und zwar bis zur letzten Möglichkeit des Gelingens nachteilig für die junge Gräfin. Die Tür nämlich öffnete sich nach innen, Françoise und Margot hatten deshalb einige Schritte zurücktreten müssen, und es war somit auch für ein rasch entschlossenes Entrinnen der Weg verstellt. Françoise war auch, tief erschöpft von den immerwährenden Erschütterungen, weit entfernt von dieser Entschlossenheit: sie tat entsetzt einige Schritte rückwärts, und ehe sie irgend einen Entschluß gefaßt, war die Tür wieder verschlossen, denn der Pförtner, die krank genannte Gräfin erblickend, erachtete teils den Besuch Marthas hiermit für erledigt, teils folgte er einer Handbewegung der alten Gräfin, welche den Schluß der Tür zu befehlen schien.

Es folgte eine Pause, welche zuerst von der alten Gräfin gebrochen wurde, indem diese Margot zurief: „Geh voraus mit deiner Begleiterin!“ — Und dabei deutete sie auf die innere Eintrittstür.

Hierbei allein, denn es waren diese Worte von dem verächtlichsten und hochmütigsten Ausdrucke des steinernen Antlitzes der alten Frau begleitet, schwellte der unglücklichen jungen Frau der Zorn einen Augenblick lang das Herz, und ihre Verkleidung außer acht lassend, und sich hoch aufrichtend, sagte sie mit starker Stimme: „Öffne, Pförtner!“

Aber dieser, einigen Zusammenhang ahnend und sich jedenfalls mit der sogenannten Martha betrogen sehend, machte keine Anstalt zum Öffnen, und nach einer neuen aber kürzeren Pause sprach die Gräfin von Foix:

„Scheint es ratsamer, Madame, Gegenstände der Schmach zu verhandeln in Gegenwart von Zeugen und in einer Pförtnerstube?“ — Und als Françoise darauf schwieg, setzte jene hinzu: „Gehorche, Margot, und führe uns, woher du gekommen!“

Während sich dies ereignete, hatte Chabot de Brion — denn er war es selbst, welcher die Rettungsflagge an die Tanne geheftet, und welcher auf die Mauer hinaufgestiegen war, um der Gräfin Flucht zu bewerkstelligen — mit erstaunlicher Geduld geharrt auf den günstigen Augenblick. Florentin, den er bereits haßte, hatte ihn mit seinen Eroberungsplänen auf König Franz tief erbittert, denn wenn er auch ein Liebling des Königs und seinerseits ein Verehrer des ritterlichen Königs war, so ging doch die Hingebung nicht so weit, daß er ihm die schöne Gräfin neidlos gegönnt hätte. Ja, es war ein romantischer Zug der Uneigennützigkeit in seiner Neigung, aber was dieser Zug an Opfer fördern konnte, das mußte auf eine schöne Weise in Anspruch genommen, nicht aber in den gewinnsüchtigen Kalkul eines anderen eingerechnet werden. Dieser offen ausgesprochene Kalkul Florentins ergrimmte Brion dergestalt, daß es dem Priester wahrscheinlich das Leben gekostet hätte, wenn er, aus dem Fenster spähend, dem zornigen Seigneur nahegekommen wäre. Denn dieser hatte das Schwert gezogen, als die Stimme Florentins sich dem Fenster näherte, und die damals herzukommende Margot hatte somit ihrem Sohne das Leben gerettet. Als sie mit Françoise allein war, hörte Brion das Geflüster fremder Stimme und verhielt sich ruhig, da er nicht mit Bestimmtheit wissen konnte, es sei dies die befreundete Margot. Sobald das Flüstern aufhörte, rief er leise den Namen der Gräfin; es erfolgte keine Antwort, und es kam dem durch die lange Spannung aufgeregten Manne ein unerwarteter Schrecken: ein großer Vogel nämlich rauschte mit schwerem Flügelschlage dicht über seinem Haupte in das Zimmer hinein, und unmittelbar darauf drang der Name François gellend an sein Ohr. Brion war nicht besonders abergläubisch, aber er war nicht frei von dem Aberglauben seiner Zeit und aller Zeiten. Die Erscheinung und der Name des Königs, der von Zeit

zu Zeit aus dem tieferen Inneren der Abtei immer wieder heraufdrang, erschreckten und befingen ihn so, daß eine lange Zeit verging, ehe er einen Entschluß fassen konnte. Endlich, da alles ruhig blieb, rief er von neuem leise den Namen der Gräfin, und rief ihn nach langer Pause wieder, da keine Antwort erfolgte, und entschloß sich am Ende jählings, in das Zimmer hineinzusteigen. In demselben Augenblicke aber, da er es betrat, erschienen die vier Frauen auf der Schwelle desselben und das volle Licht von Margots Laterne fiel auf den erschreckten Seigneur. Françoise schrie entsetzt auf: „Brion!“ und die alte Gräfin, welcher Name und Beziehung des Mannes wohl bekannt waren, erhielt damit nur zu gerechten Grund für gesteigerte Entrüstung.

„Zünde die Lichter an, Margot,“ sagte sie hierauf mit scheinbarer Ruhe. „Schließe die Fenster und leuchte diesem Herrn, der mit dem richtigen Wege nicht bekannt zu sein scheint, zum Pförtner hinab!“

Brion, das Zweideutige seiner Stellung schmerzhaft empfindend, und nicht in Zweifel darüber, daß die befehlende Dame die alte Gräfin von Foix selber sei, fand nicht sogleich eine Wendung, vermittelst welcher er die verdächtige Lage hätte aufklären können — romantische Neigung ist arm an Ausflucht — und gab auch den Versuch einer Entgegnung auf, als er sah, daß Françoise ihm mit der Hand zu winken schien, er möge sich ohne weiteres entfernen. So ging er denn ohne ein Wort gesprochen zu haben mit Margot von dannen, und der Pförtner, schon überbeschäftigt mit Ungewöhnlichkeiten, mußte nicht wenig erstaunt sein, einen Mann hinauszulassen, den er nicht hereingelassen hatte.

Die alte Gräfin aber begann ein Gericht, welches eine minder ehren- und tugendhafte Tochter denn Françoise schwerlich erduldet und sicherlich zu glücklicherem Ausgange gewendet hätte, als Françoise es vermochte. Denn diese unglückliche Frau richtete sich selbst nach feinerem und deshalb

ſtrengerem Geſetze, als es dem Sinne ihrer Mutter geläufig war, und wäre deshalb ungeſchützt gegen Angriffe roher Gattung geweſen auch ohne die körperliche Ohnmacht, welche ſich ihrer in dieſem Augenblicke mit reißender Schnelligkeit bemächtigte. Was ſollte ſie erwidern, da ihr die Mutter mit ſchneidender Kälte ihr Leben ſchilderte von dem Augenblicke an, als ſie nach luſtigem Leben lüſtern Schloß Chateaubriant verlaſſen habe hinter dem Rücken ihres Gemahls! „Pfui über dich,“ ſprach die alte Frau, und das magere gelbe Geſicht derſelben von ſcharfen Formen einſtiger regelmäßiger Schönheit zog ſich in all ſeinen Falten um einen faſt lippenloſen Mund verächtlich zuſammen, während die lange, trockene, ſchneeweiße Hand quer durch die Luft ſtrich, als ſtreife ſie alle Blätter herunter von einem Zweige, „pfui über dich, herzloſe Mutter, die ihr Kind gleichgültigen Leuten überlaſſen konnte, um dem Kitzel ihrer Sinne nachzulaufen, die ihren Gemahl zu Spott und Hohn ausſtellen konnte vor einem leichtfertigen Hofe, die ihm frech die Stirn bieten konnte, als er, der die Ehebrecherin zu töten berechtigt war, nur ihre Rückkehr zu Haus und Kind heiſchte, die, um den Preis ihres verworfenen Lebens nicht einzubüßen, kokett ſich entfernt von einem Könige, der keine Anſtalt macht, ſie mit äußerlichen Ehren zu bezahlen, pfui über dich! Bis dahin hatteſt du genug getan, dich des Namens Foix und deiner Mutter unwürdig zu zeigen, genug um einer langen und ſchweren Büßung bedürftig zu ſein. Aber dein entarteter Sinn vertrug noch mehr! Auch die letzte Hoffnung deiner Mutter wußteſt du zu täuſchen: als ich dich hinweggewieſen hatte von der Schwelle deines Vaterhauſes, und deine Schritte hieher nach dem Hauſe Gottes gerichtet ſah, da hoffte ich, du würdeſt wenigſtens die Kraft der Reue und Buße zeigen, welche meinem Kinde, das ich verloren, das aber doch mein geweſen, eigen ſein müſſe. Wie täuſchte ich mich! Der Galan niedrigeren Ranges,

wahrſcheinlich der echte Liebhaber neben dem hochgeſtellten — ich hätte mich ehedem geſchämt, dergleichen nur denken zu müſſen von wildfremden zügelloſen Weibern, und muß es jetzt ausſprechen von dem Weibe, das ich ſelber geboren! — Der Galan folgte ihr ſchon auf dem Fuße, es war darauf abgeſehen, im Vaterhauſe das ſchamloſe Treiben fortzuſetzen, und da ſich dies verſchloß und das Gotteshaus ſich nicht zugänglich erwieſen hatte, ſo verſucht ſie eiligſt zu entweichen, ehe noch dem Galan das Rendezvous abgeſagt worden iſt. Über Mauern und durch Fenſter kletternd, im Hauſe Gottes, in der erſten Nacht, welche die reuig Geglaubte darin zubringen will, ſucht er ſie auf, die Verworfene! Ich ſelbſt, von Gott ſo hart geſtrafte Mutter, muß ihn überraſchen! Dies iſt dein Leben, unſeliges Kind meiner Schmerzen, und wenn du vor dieſem Spiegel zum Tode erſchrickſt, wie dein Antlitz und dein zitternder Leib zu verkünden ſcheinen, ſo werde ich Gott danken, daß er dich und mich erlöſt habe!"

Damit wendete ſich die alte Gräfin von Foix zum Hinweggehen, und die Hand der bebenden Chimene ergreifend, nahm ſie keine Kenntnis davon, daß Françoiſe mit einem Laute entſetzlichen Schmerzes zu Boden ſtürzte und mit der Länge des Leibes aufſchlug auf dem ſteinernen Eſtrich des Gemaches. Sie ſchien es auch nicht zu bemerken, daß Chimene ihre Hand zurückſtieß und im Zimmer blieb, ſondern ſie ging hinaus und warf die Tür ins Schloß, daß es weithin ſchallte durch die Kreuzgänge der Abtei.

8.

Chabot de Brion hatte den folgenden Tag mit nur zu zweifelloſer Sicherheit erfahren, daß die Gräfin Chateaubriant lebensgefährlich erkrankt danieder liege. Sie habe ſich im Fallen nicht nur ſchwer verletzt, ſondern ſie ſei auch

von einem so furchtbaren Nervenfieber ergriffen, daß sie von den rasendsten Phantasien gepeinigt fortwährend besinnungslos und vom Tode oder einer Verstandeszerrüttung bedroht sei.

Margot erzählte ihm dies unter solchem Schluchzen, daß er an der Wahrheit nicht zweifeln konnte, ja sie setzte von seiten Florentins hinzu, daß dieser über die Lieblosigkeit der Gräfin von Foix tief entrüstet und nun ganz auf die Seite Françoisens getreten sei, Herr de Brion würde ihn heute sogar verpflichten, wenn er sich zu ihm in die Abtei bemühen wolle, um für den freilich unwahrscheinlichen Fall der Genesung Françoisens Rücksprache zu nehmen, und desfallsige Nachrichten für den König zu besprechen. Chabot de Brion, ein noch unverdorbenes Herz, vergaß über die Krankheit der Gräfin alles übrige und eilte zu Florentin, dem es denn auch wirklich gelang, sein Benehmen am Tage vorher leidlich zu rechtfertigen, besonders dadurch, daß er Brion zugestand, er sehe sich jetzt getäuscht in seinen Vorstellungen von Charakter und Lage der jungen Gräfin und glaube nicht mehr, daß ein Zurückdrängen derselben in die alten, so gefährlich für sie ausgehenden Verhältnisse ratsam und möglich sei. Im Gegenteile schiene ihm für den Fall einer Genesung unerläßlich, daß die Gräfin sich ausdrucksvoll geschützt sähe gegen ihren Gemahl und ihre Mutter, und wenn der König nach dem bevorstehenden Tode der Königin Claude vom Heiligen Vater eine Scheidung erlangen könne, so würde dies der unglücklichen Frau unfehlbar die sicherste Stütze zur Wiedererlangung der Gesundheit werden. Herr de Brion möge dies dem Könige vorstellen, und ihn, der als Priester bis jetzt streng und vorsichtig habe handeln müssen, Seiner Majestät als einen Mann empfehlen, der nun nach so heftigen Anzeichen bereit sei, die Gräfin von einer ihr so gefährlichen Vergangenheit lösen zu helfen. Er sei zu diesem Ende bereit, Herrn Brion allwöchentlich genaue Nachricht vom Zustande der Gräfin zukommen zu lassen, und, falls

ſich dieſer beſſere, Verhaltungswinke vom Könige und Herrn Brion entgegenzunehmen.

Chabot de Brion, jung und gut genug, um uneigennützig zu ſein, faßte nur ins Auge, daß der Gräfin alle mögliche Hilfe bereitet werden müſſe, und bat nur, die Unglückliche vor ſeiner Abreiſe nach Paris noch einmal ſehen zu dürfen. Obwohl dies Florentin nicht wünſchenswert ſchien, ſo verweigerte er es doch nicht, und führte ihn, nachdem Margot über die Tunlichkeit des Eintrittes befragt worden, in das Zimmer, deſſen verhängnisvolles Fenſter jetzt verhüllt war, und in deſſen dunkelſtem Winkel jetzt die vor kurzem noch ſo ſchöne Frau durch Röte und Krampf entſtellt und der Beſinnung unmächtig auf dem Bette lag. Chimene ſaß neben ihrem Haupte, Margot, verweinten Antlitzes, ſtand neben dem Lager und ſah angſtvoll in das Geſicht der nun wirklich herzugerufenen Martha, ob Hoffnung vorhanden und was anzuwenden ſei gegen die hitzige Krankheit.

Brion litt große Pein: die Gräfin, obwohl die Augen offen haltend, erkannte niemand und ſprach nur von François, ihrem herrlichen Könige, ihrem geliebten Herrn — traurig ritt er noch ſelbigen Tages gen Paris. Ein wilder Schneeſturm flog durch das Tal der Arriège, als er auf jener Höhe angekommen war, von welcher die Gräfin und Baptiſte die Schluchten und Berge von Foix betrachtet hatten. Vom St. Sauveur herab rauſchte der Winterſchnee wie ein Leichentuch über das hohe, getürmte Schloß, über die tiefe Abtei und das dunkle Städtchen.

Baptiſte war bei ihm und hielt auf dieſer Höhe ſein Roß an, um noch einmal zurückzuſchauen. Der Schnee fiel ſo dicht, daß er bald den forteilenden Seigneur und deſſen Geleite nicht mehr ſah, die winterliche Einſamkeit übermannte ihn, er wendete ſein Roß zurück, hinab nach Foix, um dort in eine Schmiedewerkſtatt einzutreten und das Schickſal ſeiner Herrin abzuwarten.

Es war in damaliger Zeit, welche noch eines ausgebildeten Poſtweſens ermangelte, beſonders unter den höher geſtellten oder berufenen Ordensgeiſtlichen ein ſyſtematiſcher Verkehr im Gange, welcher ihnen ein gewiſſes Übergewicht ſelbſt über den mächtigen Adel verlieh. Dieſer unterhielt wohl mit Leichtigkeit eine rege Mitteilung in der Provinz, aber dieſe auch nur bei außerordentlicher und wichtiger Gelegenheit, während der geiſtliche Stand durch die wandernden Möchne, durch die Wallfahrer und durch ähnliche Verbindungsmittel, welche unter den zu höherer Leitung berufenen Klerikern ganz ſyſtematiſch geordnet waren, in rgelmäßigem Verkehr ſtand mit der ganzen chriſtlichen Welt. Auf dieſe Weiſe hatte Florentin früher allwöchentlich Nachricht von der jungen Gräfin gehabt, um dann der alten Gräfin mitzuteilen, was er für dienlich erachtete, und auf dieſe Weiſe unterrichtete er jetzt allwöchentlich Herrn de Brion über die Entwicklung und den Gang der Krankheit, über das, was ſie äußerte, und über das, was er erwartete. Nachdem er wochenlang die Phantaſien Françoiſens angehört, ſchien ihm de Brion nicht mehr gefährlich, und er war auch unbeſorgt, daß Brion dem Könige nicht alles mitteilen könne, teils weil das Verhältnis, wie es eben lag und ſtand, unverfänglich war auch für die ſtill einhergehende Nebenbuhlerſchaft Brions, teils weil er noch auf anderen Wegen den König benachrichtigen und bearbeiten ließ. Die Geiſtlichkeit mißtraute Guillaume Budé, welcher den Unterricht der höheren Wiſſenſchaften leitete, ſoweit dieſer vom Klerus nicht unmittelbar abhängig war, aber ſie hielt ſich eben deshalb in um ſo lebhafterer Verbindung mit ihm, mit kirchlicher Klugheit ſchließend, daß der Feind der gefährlichſte ſei, von dem man nicht wiſſe, und mit dem man nicht verkehre. Deshalb erhielt Budé, wenn auch nicht direkt von Florentin, ebenfalls zum öfteren Nachricht über die Gräfin Chateaubriant; denn Florentin wußte, daß dieſer gutmütige Gelehrte ein einfluß-

reicher Vermittler sei zwischen König Franz und Françoise. Florentin, längst darüber mit sich einig, daß er beim Empfange Franziskas eine Torheit begangen und diese um jeden Preis durch Wiedergewinn ihres Zutrauens auszulöschen habe, Florentin brachte in diesen Wintermonaten, während das Werkzeug seiner Pläne zwischen Tod und Leben schwebte, die Angelegenheit in Paris so weit zur Reife, daß ihm eine hohe Beförderung in Paris selbst gewiß war, wenn er diese Dame zur Macht am Hofe bringe und für seinen ferneren Einfluß auf sie haften könne. Man nahm dabei wenig Notiz von ihrer Neigung zu philosophischen Religionsgesprächen, weil man eben durch den vorausgesetzten Einfluß Florentins, der in Paris ihr Beichtvater werden konnte, dergleichen gesichert wußte, und weil man jedenfalls durch eine geistreiche, neben dem Könige waltende Dame die bereits entschieden ausgebildete reformatorische Richtung der Herzogin von Alençon vom Könige abhalten wollte. Ob der etwas schimärisch klingende Plan, sie zur Gemahlin des Königs zu erheben, ernsthaft aufzunehmen und zu fördern sei, das ließ man vorderhand auf sich beruhen, und das mußte natürlich davon abhängen, wie eifrig oder nicht die erhobene Dame sich der bestehenden Kirche erweisen werde.

Während so in der Stille über sie verfügt wurde, lag die Gräfin zwei Monate lang in einem hitzigen Fieber, dessen Ausgang nicht abzusehen war, und welches mitunter so heftige Paroxismen mit sich führte, daß die Vernichtung des Lebens zu befürchten stand. Aber die Politik rechnet auf Leben, wenn ihr Leben einträglicher scheint, und die Politik gewann ihr Spiel: die Jugendkraft der Gräfin überdauerte den Angriff der Krankheit. Als die Sonne wieder ihre ersten warmen Strahlen auf die Südwestseite der Abtei warf, und die ringsum steilen Höhlen wieder so weit erstiegen hatte, um ihren breiten Glanz unten auf die Wiese vor Françoisens Fenster zu werfen, ja bis ins Zimmer

ſelbſt, bis ans Bett der dem Leben wieder Gewonnenen zu kommen, da wurde die Seele der Geneſenden wieder lebendig, und ſie begann geordnet zu ſprechen und ſah ſich um nach ihrer Umgebung. Der Anblick Chimenens, die munterbrochen bei ihr geblieben war, ſchien ſie unangenehm zu berühren. Wachte denn der Verdacht wieder mit ihr auf, dies unſchuldige Kind habe damals das Geheimnis der Flucht verraten und die Mutter herabgeführt vom Schloſſe? Hatte die Erwachende denn überhaupt nach ſo verwüſtender Krankheit, welche das Gedächtnis für die letzte Lebensepoche zu ſchwächen pflegt, eine deutliche Rückerinnerung? Sie hatte dieſe nicht, aber auf überraſchende Weiſe war alles, was ſie in den letzten Tagen vor ihrer Krankheit erlebt, tätig in ihr geweſen, unerwartete Neigungen und Abneigungen in ihr zu begründen. Es war, als ob alles, was ihr vor der Krankheit begegnet, Samenkorn geworden und ohne Zutun während der Unbewußtheit des Geiſtes aufgewachſen ſei, ein wunderbar Beiſpiel, wie der menſchliche Organismus, der auch während unſerer Gedankenloſigkeit geiſtig arbeitet, und deſſen Tätigkeit während unſeres Schlafes von niemand bezweifelt wird, ſelbſt während einer ſcheinbar alle Seelenwelt vernichtenden Krankheit gearbeitet, gefördert, gebildet und ausgebildet hatte. Und zwar mußte er von den feinſten Spitzen des Eindruckes ausgegangen ſein, denn die Reſultate wichen ab von dem, was man hätte erwarten dürfen. Françoiſe hatte vor der Krankheit mit keinem Worte ausgedrückt, daß ſie Chimenen mißtraue, und doch war ein Verhältnis ſcheuen Mißtrauens in ihr aufgewachſen; Françoiſe hatte ferner die deutlichſten Beweiſe des Abſcheus vor Florentin an den Tag gelegt, und doch war jetzt ein Wohlwollen zärtlicher Art für dieſen bedenklichen Menſchen in ihr vorhanden; ſie war in kindlicher Scheu und ergebener Furcht vor ihrer Mutter zuſammengeſtürzt und erwachte jetzt mit einer ſo eiſigen Gleichgültigkeit gegen dieſelbe, daß ſie

mit keinem Worte nach ihr fragte, und daß sie, da nach Verlauf von Wochen der Mutter erwähnt wurde, teilnahmslos zuhörte, als sei von einer wildfremden Person die Rede. Noch mehr: sie fragte mit vollständiger Unbefangenheit nach dem Könige und wie er seinen Anteil ausgedrückt habe an ihrer gefährlichen Krankheit, ja ob er nicht einmal da gewesen sei, um selbst nach ihr zu sehen.

Florentin war entzückt. Er hatte sich darauf gefaßt gemacht, es würde der feinsten Überredungskünste bedürfe die Gräfin wieder in diese Bahn zu lenken, besonders nach einer so erschöpfenden Krankheit, nach welcher die Sinne, ein so gewaltiges Hilfsmittel für moralische Hingebung, schweigen würden. Mit Erstaunen sah er, daß ein schmachtender Zug allem andern voraus diesen noch schwachen, schönen Körper beherrsche, und daß nach den ersten Spaziergängen auf die sonnige Wiese hinab an warmen, alles Leben aufweckenden Märztagen dieser schmachtende Zug alle Pulse des rasch wieder aufblühenden Weibes erfülle. Sie erschien ihm wie eine Braut, die alle Freuden der Liebe ahne, und die in bräutlichem Stolze diese Ahnungen gar nicht zu verhüllen trachte! Er hatte Mühe, sich zurechtzufinden! Und doch war ihm eines deutlich genug: diese aufblühenden Wangen, diese meist gesenkten und dann so tief aufglühenden dunkeln Augen, dieser oft leise geöffnete Mund, der sich täglich höher rötete über den kleinen frisch glänzenden Zähnen, dieser Schmelz, der auf Schultern und Arme wiederkehrte, alles das war so wenig als früher ihm, dem sie jetzt freundlich lächelte, auch nur einen Augenblick zugedacht, es blühte eben darum so rasch wieder auf, weil es einer entschiedenen Neigung entgegenblühte wie einer aufgehenden Sonne. Deshalb hütete er sich auch wohl, seine eigene sinnliche Freude nur im mindesten wahrnehmen zu lassen, er hielt sich für hinreichend gewarnt, um noch einmal einer Wallung zu Liebe alles aufs Spiel zu setzen. Ein Mönch nach dem

andern trug dagegen die zuversichtlichsten Nachrichten nach Paris, ja er sah sich bald auf dem Punkte, der so wunderbar plötzlich entschiedenen Franziska Vorsicht und Zögerung anzuempfehlen. Denn mit tiefer Geringschätzung wies diese jedes schüchterne Wort Chimenens zurück, welche zuweilen Besorgnisse äußerte und Furcht ausdrückte vor hohen herausfordernden Stellungen im Leben. Die Gräfin war entrückt aller irdischen Rücksicht, und ging in den Plänen bald viel weiter als Florentin für gut hielt. Diesem war es sehr darum zu tun, nur unter wohlverbrieften Bedingungen in dieser Sache vorzuschreiten, und je rücksichtsloser die Gräfin die Zukunft hingab, desto vorsichtiger äußerte er sich nun in den Briefen nach Paris, desto bestimmter drang er nun darauf, daß genau verzeichnet werde, wozu der König sich verpflichte für den übeln Fall, daß eine Erhebung Franziskas zur Gemahlin unübersteigliche Schwierigkeiten finde, und daß eine solche Schrift als unumstößlich gültiger Kontrakt vom Könige unterschrieben und zur Aufbewahrung im Archive der Genovevenabtei ihm eingehändigt werde.

Sie lächelte, wenn er ihr nur annähernd davon erzählte, denn er hatte gar nicht den Mut, so verwirrte sie ihn mit ihrer Anschauungsweise, ihr etwas Bestimmtes und Genaueres darüber mitzuteilen. Und doch wußte er genau, daß eine solche Sicherung für ihre Zukunft unerläßlich sei, und es versicherten ihn seine Korrespondenten in Paris, des Lebens und der menschlichen Charaktere tief kundige Kleriker, daß mit dem Könige Franz ein fest verbrieftes Abkommen durchaus nötig bleibe. Von Tag zu Tag nämlich zeigte sich immer deutlicher, daß der leichtsinnige Wechsel, die gedankenlose Vergeßlichkeit eine Grundeigenschaft dieses Königs, nicht bloß eine Eigenschaft seiner Jugend sei. Er hat viel Gutes in und an sich, hieß es immer wieder, aber er hat keine Treue. Deshalb beharrte Florentin auf der Forderung eines festen Kontraktes und nahm sich vor, Françoise nichts davon wissen zu lassen.

So ſtanden die Sachen in der Mitte des Monats März, und Florentin ſchickte diesmal, denn die Frucht ſchien ihm nun völliger Reife nahe, einen Reitenden an Chabot de Brion mit den beſtimmteſten Forderungen und der beſtimmten Verſicherung, die Gräfin Chateaubriant werde jetzt unzweifelhaft dem Könige folgen, wenn er ſie einholen wolle wie ſeine Geliebte und Braut. Letzteres war Florentin von großer Wichtigkeit: es war nicht zu berechnen, wie lange noch Françoiſe mit dem Aufenthalte in der Abtei ſich begnügen werde, ſie fragte täglich, ob König Franz nicht bald komme, und es wäre ihm ſehr mißlich geweſen, ſie noch einmal gegen ihren Willen zurückzuhalten. Doch hätte er um keinen Preis geſchehen laſſen mögen, was gewiß in kurzem geſchehen wäre: daß ſie ſich allein nach Paris begeben hätte. Als ſchlauer Handelsmann wußte er, wie ſehr dadurch ihre anſpruchsvolle Stellung erniedrigt worden wäre.

Um Brions aufrichtige Vermittelung blieb er unbeſorgt: eine ſo einfache romantiſche Neigung war leicht auszurechnen in ihren Wendungen. Sie traf zuſammen mit Brions Hingebung für den König und mit der Hoffnungsloſigkeit in betreff Françoiſens. Florentin war geübt genug, dem jungen Seigneur überzeugend darzuſtellen, daß der Gräfin Liebe zu König Franz über alle Vorſtellung und Schranken gehe, nur in Erfüllung dieſer Liebe habe er Ausſicht, die Gräfin jemals wieder zu ſehen, und nur jenſeits der Erfüllung dieſer Liebe habe er ſeitens der Gräfin eine freundliche Beachtung ſeiner eigenen Anhänglichkeit zu erwarten.

Chabot de Brion benahm ſich denn auch, wie Florentin erwartete: er hatte keinen ausgebildeten Plan, als ihn der König nach Fontainebleau rufen ließ und zum erſten Male wieder dringend um die Gräfin befragte, aber er liebte den König, er wollte Françoiſens Glück, er war noch ziemlich unverdorben und wahr, die Fragen des Königs ſelbſt riſſen

ihn fort, er ſagte die Wahrheit, und wirkte damit um ſo tiefer auf den König, je zögernder und unwillkürlicher er ſie ſagte, je mehr er ſelbſt erſchrak vor den lichterloh ausbrechenden Flammen der königlichen Paſſion.

In der Abtei trieben unterdeſſen Françoiſens entſchiedene Hingebung an ihr Ideal und eine Woche ſpäter zwei Ereigniſſe das Verhältnis nach dem nämlichen Ziele: ein reitender Bote brachte nämlich einerſeits einen Brief an die Gräfin Chateaubriant, und die alte Gräfin von Foix andererſeits folgte zum erſten Male einer überwältigenden mütterlichen Regung und ſtieg von ihrem Schloſſe hinab zur Abtei, um ihre Tochter wiederzuſehen.

Es war ein lieblicher Vormittag, die Luft wehte warm von einem leicht bedeckten Himmel, den die durchſchimmernde Sonne jeden Augenblick durchbrechen zu wollen ſchien; vom St. Sauveur herab rauſchten die Waſſer geſchmolzenen Schnees in zahlreichen Kaskaden. Gräfin Françoiſe in leichtem weißen Kleide ſaß am offenen Fenſter und ſah nach der Wieſe hinab, auf welche einige Rehe herausgetreten waren, die erſten Grasſpitzen des Frühlings aufzuſuchen. Da ward ihr durch Margot ein Brief überreicht. Er lautete folgendermaßen:

„Es iſt eine Bitte der Verzweiflung, Madame, die ſich hiermit an Sie wendet. Sie allein in ganz Frankreich können uns helfen, denn auf Ihr Fürwort allein wird der König uns erhören. Mein Vater, Johann von Poitiers, Graf von St. Vallier, iſt unſeligerweiſe in den Aufſtand des Konnetabel von Bourbon verwickelt worden, und der harte Kanzler Duprat hat ihm ein Todesurteil ſprechen laſſen. Alle Bitten meines Gemahls, meiner Verwandten und zahlreicher Pairs des Reiches ſind abgepraallt an dem ehernen Willen des Königs, er verweigert den Gnadenſpruch, er will meinen Vater hinrichten laſſen, meinen Vater! Denken Sie meine Qual, meine Verzweiflung.

Die Herzogin von Angoulême hat mein Flehen zurückgewiesen, die Herzogin von Alençon hat umsonst ihren Bruder gebeten, es gibt keinen Menschen in Frankreich, der uns retten könnte als Sie, denn der König liebt nur Sie. Retten Sie uns, solche Tat der Barmherzigkeit wird Ihre Liebe segnen.

Diana de Brezé."

Und Françoise schrieb auf der Stelle zwei Zeilen an den König, er möge einer liebenden Tochter den Vater schenken, und schrieb dieser Tochter, sie möge diese Zeilen dem Könige überreichen. Eben war sie damit fertig und hatte Margot die zusammengefalteten Papiere für den Boten gegeben, als die Tür aufging und die Gräfin von Foix mit Chimenen eintrat. Françoise, einen Augenblick von übler Erinnerung und von dem Gedanken erregt, daß die Mutter, die harte Ursache ihrer Krankheit, nicht ein einziges Mal zu ihrem Schmerzenslager gekommen sei, im nächsten Augenblicke aber von einem Reste kindlicher Neigung und von dem Strome der Stimmung, welchen der Brief über sie gebracht, überwältigt, ging ihr entgegen, hielt ihr die Hand hin und sprach: „Du willst dich mit mir versöhnen, Mutter, und ich danke dir dafür!"

Solche Worte aus dem Selbstgefühle eines Glückes entsprungen, welches alle Frage und Untersuchung stolz hinter sich geworfen, waren nur geeignet, die sanftere Regung der alten Gräfin auf der Stelle wieder zu vernichten. Indessen blieb sie doch der wohlwollenden Absicht ihres Besuches noch so weit eingedenk, daß sie nur erwiderte: „Dich versöhnen? Eine Mutter vergibt, wenn sie ihr verirrtes Kind bestraft sieht."

„Was hast du mir zu vergeben?"

„Françoise!"

„Du hast mich mit liebloſen Worten an den Boden und in schwere Krankheit geworfen —"

„Dein Gewiſſen hat dich dahin geworfen!“

„Mein Gewiſſen? Ja, es war verwirrt, weil alle Welt ſo heftig und ſo verſchieden in mich hineinſprach. Jetzt iſt es ruhig; laſſen wir die Vergangenheit abgetan ſein.“

„Wohl dir, wenn dir die Prüfung ſo wohl gediehen iſt, ich hoffe, du wirſt nun auch tatſächlich dein Leben ins alte Gleis der Ordnung bringen; ich habe einen reitenden Boten unten gehört, der die Sprache des Nordens redet; ich freue mich, wenn er vom Schloß Chateaubriant kommt, und du im Begriff ſteheſt, Verzeihung deines Gemahls und Frieden mit ihm zu erhalten.“

„Er kommt nicht vom Schloſſe Chateaubriant, und ich habe nicht die Verzeihung eines Mannes zu ſuchen, der mich gemißhandelt hat und den ich nicht liebe. —“

„Françoiſe!“

„Der Bote kommt aus der Normandie vom Schloſſe des Seneſchal de Brezé, deſſen Tochter mein Fürwort beim Könige für ihren zum Tode verurteilten Vater in Anſpruch nimmt.“

„Was haſt du mit dem Könige zu tun?“

„Ich habe ihn gebeten, der unglücklichen Tochter das Leben des Vaters zu ſchenken. —“

„Was haſt du mit dem Könige zu tun?“

„Ich liebe den König, und der König liebt mich.“

„Iſt das — deine Beſſerung?“

„Ich befinde mich wohl.“

„Du biſt von Sinnen! Die entfernteſte Berührung mußt du vermeiden, den Namen nicht mehr ausſprechen, deinen Namen nicht mehr vor ihm ausſprechen laſſen, wenn du geneſen willſt!“

„Ich bin nicht krank, Mutter!“

„Schweig, du redeſt und handelſt kindiſch, und es tat not, daß ich herabſtieg, um für dich zu handeln. Heute noch

kannſt du ins Schloß hinaufziehen, damit ich ſicherer für dich ſorgen kann — hat der Bote ſchon Antwort?"

„Er hat Antwort."

„Eile hinunter, Chimene, und fordere ſie zurück, ich werde Antwort ſchreiben!"

„Nicht doch, der Brief war an mich, und von mir wird die Antwort erwartet."

„Eile, Chimene, ehe es zu ſpät wird, deine Antwort iſt töricht! Es iſt zu antworten, daß die Gräfin Chateaubriant mit dem Könige von Frankreich nichts zu ſchaffen habe und nichts zu ſchaffen haben wolle."

„Das wäre die Unwahrheit, Mutter — bleibt, Fräulein von Infantado!"

„Die Unwahrheit?!"

„Ich habe dir ja geſagt, daß ich den König liebe und daß er mich liebt. —"

„Sprich ſolche frevelnde Worte nicht mit ſo herausfordernder Gleichgültigkeit, wenn du denn doch nicht das Schamgefühl haſt, ſie zu verbergen. Wenigſtens iſt die Zeit vorüber, daß ſolche verbrecheriſche Neigung durch Worte oder Verkehr genährt werde. —"

„Sie iſt nicht verbrecheriſch dieſe Neigung, und ſie wird im Gegenteile jetzt erſt offen. —"

„Nicht mehr verbrecheriſch? Iſt die Königin begraben? Graf Chateaubriant tot?"

„Für mich iſt er tot. Du verſtehſt mich nicht, Mutter, ſprechen wir von andern Dingen."

„Wehe dir, wenn du bei Sinnen biſt und ich dich verſtehe! Wehe dir, wenn —"

Hier wurde die alte Gräfin unterbrochen durch ihren Haushofmeiſter Guernard, welcher eintrat und berichtete, es ſei eine unmittelbare Geſandtſchaft des Königs von Frankreich im Schloſſe von Foix angekommen und wünſche, der Gräfin von Foix vorgeſtellt zu werden. — Die alte Gräfin

— ihrer Tochter, wie sie glaubte, auch später noch sicher — wendete sich nach der Tür, und man sah in diesem durch Rede und Plan zum ersten Male belebten bleichen Antlitze eine Abfertigung der königlichen Gesandtschaft aufsteigen, wie sie Bonnivet sicher nicht erwartet hatte. Bonnivet nämlich stand an der Spitze jener Gesandtschaft. Ehe die alte Dame indes bis auf den Kreuzgang hinaus kam, trat schon wieder eine neue Botschaft ins Zimmer, und zwar gebracht durch Florentin selber: ein Abgesandter des Königs von Frankreich bitte um Gehör bei der Frau Gräfin Françoise von Chateaubriant.

„Er werde abgewiesen auf der Stelle!“ rief die Gräfin von Foix, an der Tür sich umwendend „und ich begreife Euch nicht, Priester Florentin, daß Ihr da noch ein Ankündigen erhebt, wo nur —“

„In einer Viertelstunde, Frau Gräfin von Foix, werd' ich auf Schloß Foix Euch meine Rechtfertigung vorlegen; handelt nicht eilig mit der Gesandtschaft des Königs, denn Euer Sohn Lautrec, der eben an mich geschrieben, bittet Euch dringend, dem Könige dankbaren und freundlichen Sinn zu zeigen, wie ihm der König seit Monaten einen freundlichen Sinn zeige, obwohl er ihm das schönste Heer und schönste Land nicht ohne Schuld verloren.“

„Mein Sohn Lautrec möge sorgen, daß er keiner Gunst mehr bedürfe — ich erwarte, Priester, daß du hier die Türen schließest und mir auf dem Fuße folgest.“

Dies sagend, schritt sie den Kreuzgang hinauf und sah mit Erstaunen, daß dieser Vorderhof der Abtei von den Klosterknechten geschmückt wurde, als bereite sich eines der großen Kirchenfeste vor. Schwere Teppiche hingen bereits von den Galerien der Kreuzgänge, mit Baumzweigen wurde der Boden belegt, das große Eingangstor war geöffnet, und von ihm aus über den ersten Hof bis zur marmornen Freitreppe, welche nach dem Kapitelsaale der Abtei im Mittel-

gebäude führte, und die Freitreppe selbst hinauf lag ein Fußteppich, als ob der Erzbischof erwartet würde. Ja hinter den großen Fenstertüren des Kapitelsaales, welche auf die Freitreppe und den Vorderhof gingen, glaubte sie den Abt selbst in großem Ornate einherschreiten zu sehen mit einem weltlich gekleideten Manne, den sie nicht erkennen konnte hinter dem vorschreitenden stattlichen Leibe des Abtes. Es befiel die alte tapfere Frau eine ihr ungewöhnliche Angst, die Angst des Alters, die Angst der Unzulänglichkeit für geheimnisvolle Angriffe, welche undeutlich, unkenntlich für altersschwache Kräfte von allen Seiten auf sie eindrängen; sie hatte keine klare Vorstellung von dem, was drohete, sie empfand nur bis ins Innerste die Drohung, und sie war zu stolz und zu eilig, um bei Nebenpersonen nach den Ursachen solcher Vorbereitung zu fragen. Ein Vorgefühl sagte ihr, als Herrin des Landes werde sie auf ihrem Schlosse den offiziellen Zusammenhang erfahren, und als Herrin befehlend darüber entscheiden müssen.

Aber auch Florentin fühlte sich gedrängt und übereilt, und zwar durch die Gräfin von Foix, von welcher er störenden Einspruch befürchtete in das, was sich vorbereitete, einen Einspruch, den er beschwichtigen zu können hoffte durch persönliche Überredung. Deshalb sprach er nur mit halben und eiligen Worten zu Françoise: daß des Königs Vollmacht eingetroffen sei, und daß sie die kontraktliche Form derselben ohne besondere Prüfung hinnehmen dürfe, weil er selbst den Inhalt genau vorher erwogen und ausbedungen habe. Françoise verstand nichts von alledem, als daß der König sende, und daß die Vollendung ihres Schicksals nahe sei. Florentin, der ein liebendes Weib am Ende doch nur nach gemeinen Verhältnissen berechnete, weil sein Herz oder seine Erfahrung nichts Höheres kannte, Florentin konnte nicht voraussehen, daß er all seine Vorsorge und all seine Eroberung für das weltliche Wohlergehen Françoisens aufs

Spiel setze, wenn er nicht zugegen und tätig oder im Notfalle hinderlich sei bei Überreichung des so mühsam vorbereiteten Kontraktes. Er hielt sich also nicht auf, sondern eilte nach dem Schlosse, wo er seine Nähe für die störrige alte Dame nötiger glaubte. So verließ er Françoise in dem Augenblicke, da der Abt bei ihr eintrat, um sie abzuholen nach dem Kapitelsaale. Denn dort sollte ihr die Botschaft des Königs überreicht werden.

Chabot de Brion und einige Ritter des Königs harrten ihrer dort, und der erstere, dem eine leichte Melancholie Auge und Stirn zu verschleiern schien, näherte sich ihr unter ehrerbietigeren Formen, als dies früher geschehen war, und entledigte sich unter einer gewissen Feierlichkeit des Auftrages, mit welchem ihn der König betraut habe. Es hielt die Rede, welche er vortrug, und welche genau vorgeschrieben zu sein schien, mit großer Feinheit die Mitte zwischen einer formellen Brautwerbung und einer schmeichelhaften Einladung, ans Hoflager des Königs zurückzukehren, des Königs — und dies war unumwunden ausgesprochen — der sie liebe, und der ihr die Ehren zu erweisen wünsche, welche sein Herz und ihr hoher Wert ihn drängten, der Dame seines Herzens und der schönsten wie begabtesten Frau des Königreiches zu erweisen. „Dies Dokument" — setzte er hinzu, indem er ihr eine zusammengefaltete Schrift überreichte — „sichert Euch, gnädigste Frau, die Zukunft auch für den unwahrscheinlichen Fall, daß weltliche oder kirchliche Hindernisse sich unübersteiglich zeigen sollten."

Françoise entfaltete das Papier und las. Eine hohe Röte stieg auf ihr Antlitz, und als sie kaum die Hälfte der Schrift durchflogen, sah sie davon auf und rief:

„Wer hat die Schrift verfaßt?"

„Eure besten Freunde," erwiderte hastig der Abt, der die sichtbare Unzufriedenheit der Dame einer Ursache zu-

ſchrieb, welche der wirklichen Urſache ganz entgegengeſetzt war, „und Ihr mögt ſicher ſein, daß alle möglichen Wechſelfälle der irdiſchen Welt und Gunſt darin zu Eurem Vorteile reiflich vorgeſehen und bedacht ſind.“

„Dann bin ich ſehr zu beklagen, daß meine beſten Freunde ſo unwürdig für mich geſorgt. Aber ich habe, Gott ſei Dank, einen Freund, der alle überragt: es iſt der König; zwiſchen ihm und mir bedarf's keines Vertrages über die Sorgen meiner ſonſtigen Freunde, und ich genieße bereits einer Gunſt und eines Vorteils, die keines Vertrages bedarf: ich liebe den König!“

Bei dieſen Worten faßte ſie das Dokument mit beiden Händen, und ehe der Abt, deſſen ſchweres Verſtändnis nicht zeitig genug den Ausgang vorherſah, ihr mit einem Schreckensrufe in den Arm fallen konnte, hatte ſie die Schrift zerriſſen.

In dieſem entſcheidenden Augenblicke wurde aber auch alle Aufmerkſamkeit von außen her in Anſpruch genommen: die Glocken der Abtei erklangen mit einem Male alleſamt, und ein volles Trompetengeſchmetter drang durch den Haupteingang der Abtei, einem gewölbten Tore, welches den geöffneten Glastüren des Kapitelſaales gerade gegenüber lag. Alle Blicke richteten ſich dahin, und man ſah eine Schar Trabanten in den Hof einreiten, welche auf hohen Pferden die Trompeten blieſen, daß es in dem von offenen Kreuzgängen eingeſchloſſenen Hofe ſchallte wie der Ruf zum Jüngſten Gerichte. Ihnen folgten Herolde mit himmelblauen Wappenröcken, von denen die goldenen Lilien blitzten, und hinter den Herolden hoch auf ſchwarzem Roſſe erſchien blühenden Ausſehens und prächtiger Miene der König Franz, dem ſo viele ſtattliche Reiter folgten, daß der Hof, bis an die Freitreppe mit berittenen Roſſen erfüllt, ſie nicht faſſen konnte. Françoiſe ſah ahnungsvoll von der Mitte des Saales hinab, als die blaſenden Trabanten erſchienen und

bemerkte es nicht, daß durch alle Türen des Kapitelsaales die Prälaten eintraten und rings den Raum erfüllten einfarbig aber prächtig mit ihren violetten Talaren, sie sah aber mit steigender Spannung die Herolde mit den wohlbekannten Wappenzeichen einreiten, sie erzitterte vor Freude, als, nachdem sich diese Vorreiter seitwärts an den Bogen der Kreuzgänge geordnet, das glänzende schwarze Roß im Torgewölbe sichtbar wurde — „er ist's! er ist's! mein König François!" rief sie jubelnd und eilte bis an die Glastüren der Freitreppe. Dort blieb sie einen Augenblick bebend, wie überwältigt von Freude stehen; der König sah sie, winkte ihr mit beiden Händen, sprang vom Rosse und eilte die Treppe herauf. Sie aber, hingegeben an Glück und Freude, breitete die Arme aus, flog ihm entgegen und sank vor aller Augen auf den Balkon der Treppe in seine Arme. Die Trompeten schmetterten, die Glocken läuteten, und die zahlreichen Begleiter, welche hinter dem Könige einritten, schwenkten ihre Baretts und riefen fröhliche Worte dazu. Sogar Jacques, der Rabe, welcher auf dem Kreuzgangbogen des ersten Stockes gesessen und durch den plötzlichen Lärm aufgestört war, flog kreisend über den Reitern und dem schönen Paare im Hofe umher und schrie heftiger als jemals „François! François!"

Der König führte Françoise in den Saal und machte dem sich zum Reden anschickenden Abte eine freundliche Handbewegung, die entweder ausdrückte, es sei die Förmlichkeit nicht nötig, oder er möge warten, bis der Lärm sich gelegt. Der Abt, einigermaßen in seiner Fassung gestört dadurch, folgte dem eintretenden Paare auf dem Fuße, und bemerkte, daß der König gerade den Pergamentstücken zuschritt, welche am Boden lagen, und welche Ordnung und Sauberkeit des Raumes beleidigte. Er machte also eine Anstrengung, dem Paare vorauszukommen, und die Fetzen zu beseitigen. Dies ging nicht von statten, ohne daß der

König, welcher die Versammlung der Prälaten grüßte, es bemerkt hätte, und sich ein wenig niederbeugend zu dem mühsam beschäftigten Abte fragte er denn hastig: „Was ist?“ Ehe aber der Abt so viel Haltung und Atem gewinnen konnte, ausführlich zu antworten und die entgegengestreckten Pergamentstreifen zu erklären, hatte Françoise schon den König auf ihre Seite gezogen, und es war von der Freitreppe herauf Bonnivet in größter Hast und sehr erhitzt eingetreten und hatte dem König leise aber lebhaft etwas mitgeteilt. Diese Mitteilung schloß mit den Worten: „Zögert nicht, Sire, da kommt der Zelter!“

Dies war das Pferd, welches Françoise mit dem Könige hinwegführen sollte: kaum aber hatte er sie darauf gehoben und mit einem leichten Purpurmantel, der auf dem Pferde bereit gelegen, ihre Gestalt von der Hüfte an eingehüllt, so erschien, wie Bonnivet voraus verkündigt, die alte Gräfin von Foix. In jäher Hast schritt sie auf dem Teppich über den Hof der Abtei und richtete ihren Gang gerade auf den König los. Dieser stieg eben an der Freitreppe auf sein Pferd. — „Halt,“ rief die Gräfin, und trat auf die ersten Stufen der Treppe, als wollte sie so hoch sein wie er, und streckte den langen magern Arm nach ihm aus, als wollte sie ihn greifen und halten — „hierher sieh, Franz von Valois, und gib Rechenschaft! —“

Bonnivet, welcher dies vorher gesehen, war unmittelbar vom Könige zu den Trabanten geeilt und hatte ihnen befohlen, zu blasen Fanfare auf Fanfare, daß kein menschlicher Ton hörbar bliebe auf dem Hofe der Abtei. Bei jenen Worten der alten Gräfin setzten sie dies ins Werk, und umsonst erhob nun die alte Frau ihre Stimme aus Leibeskräften, man sah nur mit Entsetzen, daß sie sprach, und ahnte, daß es ein Fluch sein möge gegen ihr Kind und gegen den König, die unbekümmert darum unter dem schmetternden Trompetenschalle hinausritten aus der Abtei.

Als ihre Geſtalten unter dem Torwege verſchwanden, ſtürzte die alte Gräfin auf der Freitreppe zu Boden vom Schlage gerührt um Zorn, Unmacht und Verzweiflung. Die Glocken läuteten ununterbrochen weiter und hörten erſt auf, als der königliche Zug über die Arriègebrücke gezogen und jenſeits derſelben hinter der Höhe verſchwunden war. Als man ſchon keinen Reiter mehr erblicken konnte, da ſah man noch den Raben, welcher hoch in der Luft den Zug begleitete.

Druck von Heſſe & Becker in Leipzig.

Heinrich Laubes
gesammelte Werke

in fünfzig Bänden.

Unter Mitwirkung von Albert Hänel

herausgegeben von

Heinrich Hubert Houben.

Elfter Band.

Gräfin Chateaubriant. II.

Leipzig.
Max Hesses Verlag.
1908.

Digitized by Google

Gräfin Chateaubriant.

Roman in drei Bänden

von

Heinrich Laube.

Zweiter Band.

Leipzig.
Max Heſſes Verlag.
1908.

III.

9.

Im Sommer 1524 hatte ein ſchweres Gewitter das Schloß Chateaubriant rundum eingehüllt wie in einen ſchwarzen Mantel. Es war gegen Abend, und die dichten, tief herabhängenden Wolken brachten eine graue Finſternis hervor, die viel unheimlicher wirkte als die Finſternis der Nacht. Der Donner grollte ununterbrochen rings um das Schloß, und einzelne heftige Schläge, von breiten Blitzen begleitet, zeigten an, es ſtehe ein furchtbarer Ausbruch des Wetters unmittelbar bevor, um ſo furchtbarer, da kein Tropfen Regen die Wolken erleichterte.

In alſo drohender Stunde ſaß der Graf Chateaubriant in dem alten Turmſchloſſe, welches durch die früher beſchriebene ſchmale Brücke mit dem neuen Schloſſe verbunden war. Dieſe Brücke führte unmittelbar in das Mittelgeſchoß des Turmes, welches einen einzigen Saal bildete, und die Tür an der Brücke war der einzig gangbare Eintritt zu dieſem jetzt ſo düſteren Raume. In früherer Zeit war eine der Brückenpforte gegenüberliegende Tür der Ein- und Ausgang dieſes Saales geweſen und hatte einige Stufen abwärts zu niedrigen Gebäuden geführt, welche ſich von der Weſtſeite an den Turm anlehnten. Aber ſeit Erbauung des neuen Schloſſes hatte man dieſe Gebäude, mit Ausnahme der Ställe, verfallen laſſen, und die Tür war vermauert worden. Der Turm ſelbſt beſtand aus drei Etagen, welche innen durch verkleidete Treppen von geſchwärztem Eichenholze miteinander

verbunden waren. Falltüren am Gipfel dieſer Treppen ſchieden oder verbanden, je nachdem man ſie öffnete oder ſchloß, die drei Stockwerke. Das unterſte, etwa zehn Ellen über dem Waſſerſpiegel der Chère, welche den Turm von der Oſt- und Nordſeite beſpülte, war das düſterſte, denn es hatte nur kleine Fenſter und dieſe waren mit Eiſenſtäben vergittert. Graf Chateaubriant hatte es zu ſeinem Schlafzimmer erwählt, ſeit die Gräfin ihn verlaſſen hatte. Das neue, ſchöne Schloß war ihm von da an verleidet, und das Turmzimmer im Mittelſtocke war ſeit der Zeit ſein Wohnzimmer geworden. Im dritten Stocke hatte er ſein einziges Kind, die kleine Konſtanze mit Louiſon, welche damals von Blois nach Chateaubriant heimgekehrt war, als die Gräfin ſich nach den Pyrenäen begeben hatte, wohnhaft eingerichtet. Er wollte das Kind nicht nur vor jeder möglichen Entführung ſeitens der Mutter, welche es zu wiederholten Malen verlangt hatte, ſicherſtellen, ſondern er wollte es auch in ſeiner unmittelbaren Nähe wiſſen, denn er liebte es ſehr. Louiſon war ihm durch die damalige Rückkehr aus Blois und durch ihre Äußerungen nach der Rückkehr wert geworden. Er wußte nicht, daß ſie der Gräfin viel mehr anhing als ihm, und daß ſie bei der Heimkehr nur darum ſtrenges Urteil über die Gräfin geäußert hatte, um den Grafen und die Nähe des Kindes zu gewinnen. Aber obwohl er dies und ihre Abſicht, bei erſter guter Gelegenheit das Kind der Mutter zuzuführen, nicht kannte, ſo hielt er doch an der Vorſicht feſt, ſie und Konſtanze nicht ohne ſeine Begleitung aus dem Turme zu laſſen. Wenn er allein hinausging, ſo ſchloß er ſtets die Brückenpforte, und vertraute den Schlüſſel nur dann, wenn er eine längere Abweſenheit vorhatte, einem erprobten Diener. In den erſten Monaten verließ er den Turm gar nicht, weil ihn die Untreue Baptiſtes mißtrauiſch gemacht hatte gegen jedermann. Erſt als Baptiſte zurückgekehrt war — denn er hatte ſich in Foix dem königlichen Zuge und ſeiner Herrin wieder angeſchloſſen und hatte

es von Fontainebleau aus auf Gefahr ſeines Lebens, ſeiner Herrin zu Liebe und zur Vereinigung mit Louiſon gewagt, ſich auf Chateaubriant einzuſtellen — erſt als dieſer verwegene Schritt Baptiſtes ihn über Dienertreue wieder in etwas beruhigt hatte, vertraute er einem alten Diener, deſſen Vorfahren den Chateaubriants gedient, ſoweit man ſich der Chateaubriants erinnerte, den Schlüſſel zur Brückenpforte für den Fall, daß er über Nacht ausbleiben könnte. Unglücklicher Graf! Eine einfache, beſchränkte Dame hätte ihm all das Glück eines Ehelebens bieten können, deſſen er bedürftig war. Die Vorzüge Françoiſens, vollkommen überflüſſig für ihn, ſtürzten ihn nicht nur in eheliches Unglück, ſondern verwirrten ihm auch alle übrigen Grundbedingungen eines geſicherten Lebens. Er hielt es nicht für möglich, daß dieſer Baptiſte durch die Heimkehr ſein Leben einſetzen könne für etwas anderes als für die das Gewiſſen beſtimmende Dienerpflicht, er glaubte den Verſicherungen des alten Lebensgenoſſen, daß er es für Schuldigkeit eines Chateaubriantſchen Dieners gehalten, die Gräfin Chateaubriant nicht mutterſeelenallein in der Fremde zu laſſen, und daß er bei ihr geblieben ſei, weil ſie geſagt, der Herr habe es befohlen. Erſt in Fontainebleau ſei er unſicher geworden, denn dort habe er zum erſten Male gehört, die Frau Gräfin wolle gar nicht mehr Gräfin Chateaubriant heißen, und da habe er ſich ein Herz gefaßt, heimzureiten und bei ſeinem Herrn anzufragen, wie er ſich zu verhalten habe. Graf Chateaubriant glaubte dieſen Verſicherungen auch darum, weil er Baptiſte immer brav und beſonders immer einfach, keiner beſonderen Klugheit fähig geſehen hatte, er glaubte ihm und ließ ihm nur die ordinäre Peitſchenſtrafe, die Strafe für eine alltägige Ungeſchicklichkeit zukommen, — aber er war in ſeiner Herrenſicherheit doch erſchüttert durch das Betragen dieſes Dieners. Kurz, der arme Graf fühlte ſich überall in Rand und Band des Lebens gelockert, und er muß deshalb nachſichtiger beurteilt werden,

wenn er im Verlauf der Dinge immer grimmiger und übergreifender ſich gebärdet.

Er ſaß während des grollenden Wetters im Mittelſaale des Turmes und ſpielte mit den Locken ſeiner Tochter, die ſich ihm auf den Knien ſchaukelte und ſich immer enger an ihn ſchmiegte, in je tieferes Dunkel der weite, öde Raum gehüllt wurde, von deſſen dicken Wänden lebensgroße, äußerſt gröblich gemalte Bildniſſe der verſtorbenen Grafen Chateaubriant geſpenſtiſch herabſtarrten. Der Stammvater des Hauſes beſonders, welcher dem Stuhle des Grafen gegenüberhing und wahrſcheinlich nur nach der Phantaſie der genealogiſchen Vollſtändigkeit zu Liebe gemalt war, hatte bei der dunklen, gewitterhaften Beleuchtung ein entſetzliches Anſehen durch ein paar Augen, welche wie Räder rund aus der Höhe herabſtarrten.

Dieſer Mann, welcher ſich an ſeinem Kinde letzen wollte, aber offenbar zerſtreut und mit ſeinen Gedanken anderswo beſchäftigt war, mochte ſehr unglücklich ſein. Wer mag entſcheiden, was am ſchmerzhafteſten in ihm fraß! Ob der eigentümliche Grad von Neigung, welchen er doch für ſeine ſchöne Frau gehegt und welcher ſich verworfen ſah; ob der beleidigte Mannesſtolz, der ſich bei öffentlicher Weibesuntreue rieſengroß und ſchmerzhaft in dem Manne zu erheben pflegt; ob der Stolz des Edelmannes, der ſeine Hausehre preisgegeben ſah? Wenn alles das zuſammen ihn peinigte, jetzt war eine ſehnſüchtige Wehmut vorherrſchend: ſein trauriges Auge drückte den Wunſch aus, der Gattin vergeben, ſie wieder aufnehmen, ihr ein Los bereiten zu können, welches ſanfter und lieblicher wäre, als ſie es vor der Entfernung vom Schloſſe Chateaubriant erfahren hatte.

Da öffnete Gillover, der eisgraue Diener des Hauſes, welchem der Graf die beſondere Wacht des Turmes übertragen hatte, die Brückenpforte und ließ einen Fremden eintreten, der höflich grüßend auf den Grafen zuſchritt. Dieſer

erkannte in dem beſtaubten, übrigens fein gekleideten Manne, ſchmalen, geſunden Angeſichtes erſt am Tone der Stimme ſeinen Freund Brezé, den Seneſchall der Normandie. „Wißt Ihr, was in der Welt vorgeht?“ fragte dieſer nach den erſten Begrüßungen.

„Nichts weiß ich ſeit faſt einem halben Jahre,“ erwiderte der Graf. „Seit drei Monaten peinigt mich eine Melancholie, die Gott weiß woher kommt, und die mich daheim gehalten hat in dieſem Zimmer, fern von jedem Edelmanne, den ich hätte fragen können nach der Welt. Und was vorher geſchehen war, hatte ſeinen Weg noch nicht gefunden in die ſtille Bretagne. Erzählt mir, wenn's was Tröſtliches iſt, und verſchweigt mir das Schlimme, ich bin jetzt kläglich wie ein Weib für alle ſchreckhaften Eindrücke.“

„Tröſtlich iſt's freilich nicht, Leidensgenoſſe.“ „Leidensgenoſſe? Iſt Diana von Brezé —“ „Wir ſprechen ſpäter von den Weibern!“ „Iſt Euer Schwiegervater frei oder tot?“

„Weder frei noch tot. Davon ſpäter! Glück hat's nirgends gegeben, auch für Frankreich nicht. Vielleicht erfreut's Euch aber doch, daß unſer aller Freund Bonnivet die Schuld trägt am neuen Landesunglücke, und Lautrecs Scharte ausgewetzt hat durch größere Scharte. Der König, den Gott erleuchten möge über ſeine Lieblinge alltäglicher Herkunft, hatte ihn dieſes Frühjahr an die Spitze der neu errichteten Armee von Italien geſtellt, und Bonnivet hat dieſe neue Armee wie ein Schüler verloren. Nicht etwa in einer tapferen Schlacht, nein, auf Rückzügen und Rückzügen, und an der Seſia hat er die Blume unſerer Ritterſchaft dem Verderben ausgeſetzt. —“

„Bayart?“

„Bayart ſelbſt, der Ritter ohne Furcht und Tadel, lebt nicht mehr. Nachdem er wie ein Löwe den über den Fluß nachdringenden Feind eine Zeitlang aufgehalten, hat ihm die Steinkugel einer Büchſe das Rückgrat zerſchmettert. ‚Jeſus,

mein Gott, ich bin tot!‘ hat er gerufen, hat den Kreuz ſeines Degens geküßt und ſich unter einen Baum ſetzen laſſen, das Antlitz gegen den Feind zugekehrt, denn auch im Tode ſollte der Feind ſeinen Rücken nicht ſehen. Und Bourbon iſt der erſte geweſen, der in der Begierde Bonnivet zu ſahen, bis an den Baum gekommen iſt. ‚Ach Herr von Bayart,‘ hat er ausgerufen, ‚wie jammert's mich, Euch ſo zu ſehen, Ihr, der Ihr ein ſo muſterhafter Ritter wart!‘ — ‚Mein Herr,‘ hat Bayart erwidert, ‚über mich iſt nicht zu jammern, denn ich ſterbe in Ehren, aber mich jammert Eurer, den ich fechten ſehe gegen ſeinen Fürſten, gegen ſein Vaterland und gegen ſeinen Schwur!‘ — So iſt er geſtorben unter dem Wehklagen der Feinde Frankreichs, die ihn liebten wie wir ob ſeiner Tugenden.“

„Es ſterben alle Tugenden in dieſem Lande, Brezé!“

„O es iſt eine grenzenloſe Klage über das ganze Land ausgebrochen, als man Herrn Bayarts Leiche über die Alpen gebracht hat in ſeine Heimat, das Dauphiné. Einen Monat lang iſt jegliches Spiel und jeder heitere Zeitvertreib von ſelbſt unterblieben, und alle Welt ſagt, es bedeute dieſer Tod dem Lande ſchweres Unheil.“

„Er bedeutet, was ſchon iſt: die Rittertugend geht zu Grabe, des Königs Laune erhebt ſich über Brauch und Geſetz, und die Emporkömmlinge, die Menſchen der Gunſt, ſtrecken ihre ſchmutzigen Hände aus über die Seigneurs des Landes. Und Ihr ſpracht mir noch in Blois von einem großen Frankreich, das ſich bilden werde! Ein Frankreich der Avanturiers, ein Schattenſpiel weniger Jahre!“

„Leider ſcheint Ihr recht zu behalten; Bourbon iſt mit den Spaniern und Italienern durch die Corniche herab über den Var gegangen, in die Provence eingedrungen und geht geraden Weges auf Lyon. Dort, fürchtet man, werden alle Seigneurs aus Bourbonnais, Auvergne, Forez, ſelbſt Languedoc ihm zufallen, und die Mehrzahl des Adels aus den übrigen

Provinzen wird ihm förderlich sein zum Sturze des Königs, dem Bonnivet das letzte und einzige Heer verloren. So soll der Plan, um deswillen Bourbon flüchtig geworden, mit reißender Schnelligkeit sich verwirklichen und Frankreich geteilt werden unter England, Spanien und Bourbon. Wir im Norden kämen an England. —"

„Und diese Nachrichten nennt Ihr nicht tröstlich, de Brezé?" rief Chateaubriant und sprang vom Sessel auf.

„Nein, Chateaubriant."

„Willkommen sei mir der Tag der Rache gegen diesen frechen Valois!"

„Vielleicht bedarf ich in kurzem der Rache ebenso gegen ihn, und dennoch —"

„Was ist mit Diana von Brezé?"

„Sie ist, wie Françoise von Chateaubriant gegen meinen Willen nach Fontainebleau gereist."

„Auch vernarrt in den Mann mit der großen Nase? Sie wird mir zu meiner Frau verhelfen, und eine Dritte wird dann die Eure wieder nach der Normandie bringen, denn der Sultan von Frankreich liebt zum Troste für die Seigneurs den Wechsel!"

„Ich hoffe, Ihr übertreibt. Diana will ihren Vater befreien, der noch immer unter dem aufgehobenen Schwerte im Louvre-Turme schmachtet. Das Fürwort der Gräfin Chateaubriant hat ihm die Strafe aufgeschoben, aber nicht aufgehoben."

„Kluger Valois, der gewußt hat, mit der Gnade einträglichen Handel zu treiben; so hat er doch für die schöne Diana auch noch einen Preis!"

„Um dies zu verhindern will ich selbst an den Hof, und da dort die Umstände so peinlich geworden sind, hab' ich Euch vorschlagen wollen, mich zu begleiten."

„Ich, nach Fontainebleau —?"

„Hört mich zu Ende. Die Not dort ist nicht allein um

des vordringenden Bourbon halber groß, es drängen noch andere Ereigniſſe; die Königin Claude liegt in den letzten Zügen."

„Tot?!"

„So gut wie tot. Den Phantaſien des Königs iſt nichts mehr im Wege, und da ein Kampf auf Leben und Tod bevorſteht, in welchem der König ſelbſt das Schwert ziehen muß, ſo könnt Ihr ermeſſen, wie die üblen Ratgeber der Gräfin, die Budé und Florentin und Konſorten, den König mit Zumutungen beſtürmen. Er ſoll ſie, da eine Scheidung jetzt ſchwer zu erlangen iſt, ſolange der Papſt mit dem Spanier verbündet bleibt, zur Regentin des Reiches ernennen während ſeiner Abweſenheit, ſolcherweiſe voraus verkündigend, was ſich ereignen werde nach Erlangung des Scheidekonſenſes und nach Verlauf des Trauerjahres. Ihr ſeht, nach dem Tode der Königin ſteht alles auf dem Spiele, und jetzt oder nie muß gehandelt werden, wenn Ihr Euer Weib nicht für immer aufgeben wollt. Und mich dünkt, Eurem Charakter nach müſſe es Euch widerwärtiger ſein, ſie als Königin von Frankreich denn als reuige Gräfin Chateaubriant zu ſehen."

„So iſt's. O, Brezé, ich ſchäme mich meiner Schwäche, ich liebe mein Weib noch, auch da ſie ſich und mich entehrt hat, und mein Herz iſt ſo ſchwach, daß es noch immer auf ein dürftiges, wenn auch ein ganz dürftiges Familienglück hoffen will; — es iſt ſchmachvoll!"

„Wir brauchen unſere Weiber fürs Haus und für die Ehre, wir können nicht gegen das Schickſal."

„Nein, Brezé, ich werde meiner Herr werden, ich habe mir eine Grenze geſteckt, ich habe mir geſchworen, und ich wiederhole dieſen Schwur bei Gottes Blitzen, die meine Ahnenbilder beleuchten: wenn mein Weib noch einmal die Hand zurückweiſt, die ich ihr noch einmal biete, dann laß ich Gericht halten über ſie, wie die Bretonen getan in grauer Vorzeit

gegen die Ehebrecherinnen und laſſe ſie töten von der Hand meiner Knechte, ſo mir Gott helfe!“

Es war unterdes immer finſterer geworden, und bei den letzten Worten Chateaubriants krachte Donner und Blitz zuſammen über dem Schloſſe, daß alles Bewegliche erbebte und die kleine Konſtanze ſchreiend ſich an den Vater klammerte, der ſelbſt totenbleich geworden war. Denn vor ſeinen Augen hatte ſich im grellen Lichte des Blitzes das Bild des älteſten Ahnherrn an der Wand bewegt, und es ſtürzte jetzt praſſelnd vor ihm auf den Boden. In demſelben Augenblicke öffnete Gillover die Brückenpforte und führte im Scheine einer Kienfackel Baptiſte ins Gemach. Baptiſte trug einen Brief in der Hand und überreichte ihn den Grafen mit den Worten: „Gnädigſter Herr Graf, es iſt nicht meine Schuld, daß die Frau Gräfin heimlicherweiſe dieſen Brief an mich ſendet, hier iſt er.“

Der Graf riß ihn auf, ohne auf das Siegel zu achten. Er enthielt die Nachricht, daß die alte Gräfin Foix geſtorben ſei, und Baptiſte um jeden Preis die kleine Konſtanze nach Schloß Foix bringen und Margot übergeben möge, die deſſen gewärtig ſei.

Das ungeſtörte Glück hat keine Geſchichte. Was wäre zu ſagen über die erſten Monate, welche Franz und Françoiſe im Schatten von Fontainebleau nebeneinander verlebten! König Franz beſaß die überaus beglückende Fähigkeit in hohem Grade, die Fähigkeit ganz und gar und lediglich einem einzigen Intereſſe zu leben und zu dienen, und die ganze übrige Welt darüber hintanzuſetzen. Er dachte nicht daran, daß es ein Ende nehmen würde, obwohl er ſchon ſo oft erfahren, daß ſeine ſtärkſten Neigungen ein Ende genommen hatten; er dachte nicht daran, weil ſein Naturell ſich der Energie bewußt war, auch am Ende eines Intereſſes neue Lebensreize zu ſchaffen. Und Françoiſe dachte noch weniger daran; ſie

war eben das poetiſche Weib, welches keine halben Verhältniſſe eingehen kann, und welches, einmal entſchloſſen und hingebend, rückhaltslos ſich hingibt, keine andere Grenze vor Augen ſehend als den Tod. Je lebhafter ſie gekämpft für Pflicht und Sitte, deſto völliger hatte ſich die Leidenſchaft ihrer bemächtigt, da der Gedankenkampf für Pflicht und Sitte ihr verwirrt worden und Pflicht und Sitte unterlegen war, da ferner ihr Körper durch die Nervenkrankheit eine Wendung erlebt hatte, welcher Florentins Umarmung unvertilgbar eingeprägt blieb. Denn auch die Sinne haben ihr hartnäckig Gedächtnis.

So ward ſie in Fontainebleau, wohin der König ſie von der Genovevenabtei führte, die freie, rückhaltloſe Gefährtin des Königs, und ihr Betragen gegen alle Umgebung und die ganze übrige Welt erlitt demgemäß eine völlige Umwandlung. Sie war nicht mehr ſchüchtern und beſcheiden, denn ihrem Sinne nach ſtahl ſie keineswegs die hohe und mächtige Stellung, nein, dieſe Stellung und Macht kam ihr zu durch das höchſte Recht der Erde, durch die Liebe.

Luiſe von Angoulême, des Königs Mutter, empfand dies natürlich zuerſt und empfand es mit dem größten Widerwillen, und ward zuerſt die Feindin Françoiſens, dieſer hochmütigen Kreatur, wie Luiſe ſie nannte, dieſer verſtellungskundigen Schlange, welche mit Sanftheit und Unſchuld kokettiert habe und ſich jetzt gebärde wie eine geborene Königin. War doch ſogar Duprat in den erſten Monaten ſchwankhaft geweſen, ob er nicht beſſer täte, ſich dieſer aufgehenden Sonne anzuſchließen, ſtatt ihr, wie Luiſe von Angoulême ſtürmiſch verlangte, Schatten werfend entgegenzutreten. Françoiſe nämlich, welcher auch die Verwandten Semblançays bittweiſe genaht waren, wie politiſches Unglück an jede neue Macht ſich klammert, Françoiſe hatte dieſen wie der Diana von Brezé ihre Hilfe verſprochen und war dadurch ſogleich auf den Boden Duprats geraten. Duprat, die kühne Logik der

Liebe nicht begreifend, ſuchte hinter dem königlich ſicheren Auftreten der Gräfin irgend ein anderes geheimnisvolles Verhältnis der Sicherheit, und zögerte deshalb mit dem Widerſtande. So geſchah es, daß er dem Könige nicht nachdrücklich abriet von irgend einer Milde für St. Vallier und Semblançay, ſondern daß er, um der Gräfin gefällig zu ſein, Aufſchub des Gerichtes und Erleichterung der Haft zuläſſig fand. Dadurch ward aber auch die Feindſchaft der Angoulême gegen Françoiſe zur unerbittlichen Schlacht geſteigert, denn ihr Duprat abwenden, hieß, ihr die Hauptſtütze entziehen, und Semblançay retten, hieß, ihren frechen Betrug ans Tageslicht fördern.

Nach dieſer Seite alſo ward die Gräfin ſogleich vom Äußerſten bedroht, denn es konnte der Herzogin von Angoulême nicht ſchwer werden, Duprat zu erweiſen, daß die Zuverſichtlichkeit der Gräfin nichts weiter ſei als Mangel an Erfahrung und die Unverſchämtheit einer Günſtlingsnatur. Die politiſchen Verhältniſſe kamen dieſem Erweiſe zu Hilfe. Duprat mußte einſehen, daß der König, ringsum von Spanien, Deutſchland und England bedroht, unmöglich ſo unpolitiſch ſein könne, im Falle einer Wiederverheiratung allem politiſchen Vorteile zu entſagen und eine unmächtige Gräfin des eigenen Landes zu ehelichen, die er bereits ohne eheliche Verpflichtung bei ſich habe. „Iſt denn mein Sohn“, ſetzte ſie hinzu, „von bürgerlicher Art, daß er des Reiches und des anmutigen Wechſels vergeſſen könne? Iſt denn etwa bisher die bürgerliche Treue ſein Fehler geweſen? Wählt raſch, Duprat, oder ich überhebe Euch der Wahl, indem ich Euch vernichte. Ich kann einen Teil meiner bedenklichen Handlungen meinem Sohne eingeſtehen, er iſt mein Sohn und vergibt mir, aber was dabei auf Eure Rechnung zum Vorſchein kommt, das vergibt er nimmermehr einem Manne, dem er ohnedies nicht zugetan iſt.“

Dieſe Logik war entſcheidend für Duprat, und die Gräfin

war demnach noch nicht zwei Monate in Fontainebleau, als dieſes gefährliche Paar bereits mit aller Kraft an ihrem Sturze arbeitete. Florio, der noch am Degenſtiche Chateaubriants ſiechte und deshalb ſeinen Herrn nicht zum Feldzuge nach Italien begleitet hatte, ward unverzüglich nach Mailand geſendet. Auf Bonnivet konnte ſich die Herzogin verlaſſen; im Herzen leer und gleichgültig wie der Stutzer aller Zeiten hatte er für keine Regung Gedächtnis. Ob ihm die ſchöne Gräfin Chateaubriant jemals gefallen oder nicht gefallen, ob ſie ihn erhört oder nicht erhört, das kam nicht in Betracht. Oder doch! Ein ganz kleiner Stachel zur Feindſchaft war dem eitlen Manne doch im Sinne hängen geblieben, daß dieſe Dame, welche er entdeckt und um welche er ſich bemüht hatte, ſtets gleichgültig, ja hochfahrend gegen ihn verharrt war. Dies machte ihn doppelt geſchickt zu der Aufgabe, die übrigens ganz in ſeine Günſtlingsrolle paßte. Wäre der König beſtändig und treu geweſen, ſo hätte der Günſtling am meiſten darunter gelitten. Er lebte vom Launenwechſel des Herrn; je mehr er Bedürfniſſe im Könige erwecken konnte, deſto mehr Gelegenheit fand er, ſich tätig und notwendig für deren Befriedigung zu erweiſen, und je tätiger und notwendiger er ſich erwies, deſto reichlicher belohnte ihn der König. Bonnivet, dem der eiferſüchtige Adel die Fähigkeit abſprach, eine Armee zu führen, war ganz gewiß der Mann, eine dem Geſchmacke des Königs gefährliche Schönheit in Italien zu entdecken. Und dies verlangte die Herzogin von ihm. Ganz anders verfuhr ſie in betreff Brions, deſſen Neigung zur Gräfin ihr wohlbekannt war. Die alltägliche Intrige würde getrachtet haben, dieſe Neigung zu nähren und zu irgend einem Ausbruche zu treiben, welcher die Gräfin in Verlegenheit bringen und den König eiferſüchtig machen könne. Die Herzogin Luiſe verſtand die Intrige beſſer: ſie wußte ſehr wohl, daß Eiferſucht die Pein iſt, welche das Leben der Neigung am ſicherſten friſtet. Ihr Plan war auf

eine ganz entgegengesetzte Anschauung gebaut: Brion wurde zum Heere nach Italien gesendet. So verlor die Gräfin nicht nur einen Freund und Beschützer, sondern, was der Herzogin von viel größerer Wichtigkeit war, einen Bewunderer. Sie kannte ihren Sohn auf und nieder; nicht dadurch, daß man ihm eine Sache streitig machte, verleidete man sie ihm, sondern dadurch, daß man die Sache wertlos und wohlfeil darstellte. Das durfte nicht unmittelbar geschehen, aber sie konnte dafür sorgen, daß ihr Sohn überall, wo von den Vorzügen der Gräfin die Rede war, nur jenes gefällige Zustimmen sah, welches dem Gebieter gar bald verrät, man lobe nur mit, weil er selber lobe. Rasche, künstlerische Menschen sind aber auf den Beifall der Umgebung gestellt, dieser Beifall ist ihnen die zum Leben, das heißt zum Genusse nötige Atmosphäre, und solche Menschen werden stets eine Neigung in sich erblassen sehen, welche niemand beneidet, ja die Neigung wird ihnen mehr und mehr entschwinden, je deutlicher sie erkennen, daß niemand ihren Geschmack teilt.

Die Herzogin sorgte dafür, daß ihr Sohn dies an sich erfahre, und stimmte alle Hofleute auf Töne, die in diesen Akkord ausgingen, wie man eine Laute stimmt. Es sollte keineswegs ein Ton wie der andere klingen. Die schwierigste Aufgabe hatte sie bei ihrer Tochter, welche weder hier noch sonstwo lebhafte Partei nahm, welche aber der Gräfin herzlich zugetan blieb; denn sie verstand das Herz und den Wert Françoisens. Nach einigen Versuchen kam auch die Herzogin Luise zu der Überzeugung, sie dringe hier nicht geradeaus zum Ziele, und es müsse ein Umweg versucht werden, um das Urteil Margaretens, das weniger bestechlich war als irgendeines, und das den größten Wert für den König hatte, verdächtig zu machen. Sie sprach also ihrem Sohne von dem übeln Einflusse, welchen die ketzerischen Grundsätze auf Margarete gewännen; es brächten sie diese Grundsätze mehr und mehr um den großen Blick, welcher fürstlichen Personen

zieme, ja sie wäre bereits so in kleinbürgerlicher Moralität befangen, daß sie bloß deshalb noch immer an der so zu ihrem Nachteil veränderten Chateaubriant hielte, weil sie dieselbe ihm zugeführt. Sie sei schuld, pflege sie zu sagen, daß diese Frau ihr häusliches Glück geopfert habe, und müsse nun zeitlebens für sie sorgen.

Diese Wendung war doppelt gefährlich. Franz war von Natur undankbar für veraltete Dienste, und hier wurde er an Dankbarkeit für Liebe erinnert! Daß Françoise rettungslos unglücklich sein würde, wenn sie seine Neigung verlöre, daß sie also ganz und gar und nur auf seine Neigung angewiesen sei, das war ihm eine unangenehme Gedankenfolge. Sie müßte dich also schon um ihrer selbst willen lieben! war seine nächste Idee; pfui doch, so umarmt man das Wasser mit aller Kraft, um sich oben zu erhalten und nicht zu ertrinken!

Herzogin Luise blieb bei diesen Vorbereitungen nicht stehen, sie wußte, daß sie noch zwei Hauptstützen der Gräfin zu erschüttern hatte: Budé und Florentin, den schönen Priester, welchem bald nach Françoisens Abreise von Foix die erwartete Beförderung nicht entgangen und der als reich dotierter Prälat nach Paris gekommen war. Mit irgend einer Verdächtigung der Gräfin bei Budé durchzudringen, das erwartete sie nicht, denn sie empfand sehr wohl, daß dieser einfache und unbefleckte Charakter außerhalb solcher Kreise lag. Aber eben die Gewissenhaftigkeit, welche ihn für solche Zwecke unnahbar machte, konnte benutzt werden gegen ihn und gegen die Gräfin; denn was könnte nicht durch geschickte Zutat und Wendung zu Gift gemacht werden in dieser Welt! Wenn Budé veranlaßt wurde, immer und immer wieder den König an seine Eheverheißung zu mahnen, so machte er sicher recht bald sich, die Verheißung und die Gräfin, welcher die Verheißung gewidmet worden, dem Könige lästig. Ferner mußte Budé tugendhafterweise vor dem Beichtvater Françoi-

ſens, vor dieſem klugen Florentin, gewarnt werden, damit er ſeinerſeits ſeinen Schützling, die Gräfin, warne vor dieſem bedenklichen Menſchen. Jedenfalls wurde dadurch wenigſtens Mißtrauen geſät, und die Gräfin mußte von ihren untereinander entzweiten Freunden widerſtreitende Ratſchläge und irgendwelches Unheil ernten. Florentin, Anhänger der beſtehenden Kirche, war bereits ein natürlicher Gegner des ketzeriſch geneigten Budé; in dieſer Richtung mußte die Gegnerſchaft geſchürt, und damit ſie nachdrücklicher würde, Florentin, der Zugänglichere, zu höherer Stellung befördert werden. Wenn Florentin wußte, woher ihm die Beförderung käme und ferner kommen könne, ſo durfte ſich die Herzogin von dieſem Lebepriester dauernder Dienſte verſehen. Weil er klug war, ſollte er jetzt von der Gegnerin befördert werden, und eben weil er klug ſei, meinte die Herzogin, würde er wohl bald zu wählen wiſſen zwiſchen der Freundſchaft mit einer Heldin vorübergehender Königsliebſchaft und der Freundſchaft mit der dauernd mächtigen Mutter des Königs. Daß er nebenher ein ſchöner Mann ſei, überſah die Herzogin Luiſe auch nicht.

Soviel Fäden nach allen Richtungen wurden gelegt und geknüpft, um nach einiger Zeit die harmlos in Liebe dahinlebende Françoiſe feſtzufangen in lauter Situationen und Verhältniſſen, die ihr des Königs Gunſt entziehen mußten. Da aber dies alles Zeit brauchte und die Herzogin von den Ärzten die beſtimmte Verſicherung erhielt, das lange Siechtum der Königin Claude im Hotel des Tournelles zu Paris nahe ſchleunigem Ende, nach dem Hintritte der Königin aber von der jetzt ſo leidenſchaftlichen Neigung des Königs ein voreiliger für die Zukunft verpflichtender Schritt zum Vorteile der Gräfin zu befürchten ſtand, ſo mußten außer dieſen ſicheren, aber langſamen Mitteln ſogleich einige raſche Streiche verſucht werden. Der erſte fiel mit dem Auftrage Bonnivets zuſammen und war auf des Königs Reizbarkeit in betreff eines ſchönen Weibes berechnet, der zweite betraf die Sicher-

heit der Herzogin selbst in betreff des Semblançayschen Prozesses. Wurde dieser bis über den Tod der Königin hinaus verzögert, so konnte die schon so deutlich an den Tag gelegte für Semblançay günstige Einmischung der Gräfin verderblich werden in einem Augenblicke, wo der König des einzigen äußerlichen Hindernisses einer förmlichen Erhebung der Gräfin ledig wurde. Die Herzogin schickte also auf der Stelle Duprat, den sie nach Fontainebleau berufen hatte, um ihn zur entschiedenen Parteinehmung zu bestimmen, nach Paris zurück, indem sie als tatsächliche Probe seiner dauernden Anhänglichkeit von ihm verlangte: binnen drei Tagen müsse Semblançays Verurteilung in ihren Händen sein, um durch sie und durch sie allein dem Könige zur Bestätigung vorgelegt zu werden.

Ferner schickte sie einen Boten nach der Normandie. Er trug einen Brief an Diana von Brezé, die sie vorigen Sommer in Blois, da ihr Sohn nichts sah als die widerstrebende Françoise, gesehen und sehr schön gefunden hatte. Dieser Brief versicherte Diana des lebhaftesten Mitgefühls seitens der Herzogin für das bedrohte Schicksal des gefangenen Grafen St. Vallier, und beklagte es, daß Diana ihr Gnadengesuch für den Vater durch die Gräfin Chateaubriant an den König gebracht habe. Diese sei von Glück und Zerstreuung berauscht und habe der Angelegenheit schwerlich die nötige Teilnahme gewidmet. Diana möge unverzüglich nach Fontainebleau kommen, am besten ohne Vorwissen ihres Gemahls, und bei ihr, der Herzogin, abtreten. Die Herzogin werde dann zu günstiger Stunde, und nachdem der König passend vorbereitet sei, ihr Audienz, und wenn nicht alles trüge, die Begnadigung des Vaters verschaffen.

Jean von Poitiers Graf von St. Vallier hatte kein besonderes Interesse für die Herzogin; es war ihr also einerlei, ob er am Leben bliebe, wenn mit dieser Bitte um sein Leben ihr sonstwie gedient werden konnte.

Alledem hatte Françoiſe nichts entgegenzuſtellen als ihre Liebenswürdigkeit und ihre Liebe! Freilich die zwei mächtigſten Waffen, aber doch nur mächtig regelmäßigen Naturen gegenüber. König Franz war auch in der Liebe eine völlig unregelmäßige Natur; geliebt zu werden ſchmeichelte ihm allerdings, wie jeder menſchlichen Natur, aber er war ein verwöhnter König und hatte ſein Naturell zu ſehr an Undankbarkeit gewöhnt, als daß Françoiſe aus Liebe zu ihm auf irgend eine ihm ungewöhnliche Milde hätte rechnen dürfen. Was aber die Macht ihrer Liebenswürdigkeit betraf, ſo hing dieſe ganz davon ab, daß Françoiſe all jener feindſeligen Abſichten gegen ihr Liebesverhältnis nicht gewahr wurde, daß ſie überhaupt in allem, was von äußeren Intereſſen den König mit berühren konnte, völlig unbefangen blieb. War dies nicht der Fall, zeigte ſie ſich geſtört oder nur betroffen, ſo gewann ſie nicht nur nicht — wie dies zwiſchen gleichmäßig Liebenden eintritt — für ihren Geliebten an erhöhter Lebensteilnahme, weil ihr eigen Lebensglück bedroht erſchien, ſondern ſie verlor für Franz den höchſten Reiz, den Reiz der Uneigennützigkeit, oder, wenn man es ſo ausdrücken darf, der Unperſönlichkeit. Es ſtörte ſeine Illuſion, es war dieſem bis in die unſichtbaren Faſern ausgebildeten Egoismus läſtig, wenn die Geliebte auch außer ihm noch Sorgen haben könne, obenein Sorgen, welche bei Gelegenheit ſeine eigene Aufmerkſamkeit und Hilfe in Anſpruch nehmen möchten.

Dies darf nicht dahin mißverſtanden werden, als ob er nicht bereit geweſen wäre, der Dame ſeines Herzens zarte und beglückende Aufmerkſamkeit zu widmen; im Gegenteile zeigte ſich ſein königlich-ritterliches Weſen verſchwenderiſch darin, und er ſchenkte wie ein Gott. Aber er mußte es ſchenken können, es mußte ihm nicht der leiſeſte Anſpruch von der anderen Seite ſichtbar werden; er ſchenkte mit Freuden eine Krone, aber es verſtimmte ihn, die Sorge auch

nur für einer Stecknadel Wert unter der Form moraliſcher Verpflichtung auf ſich zu nehmen.

Françoiſe war im geraden Gegenſatze hierzu Hingebung und Aufopferung ſelbſt in allen Gedanken der Liebe; es war ihr Seele der Liebe, in allem, aber in allem, auch in Sorge und Leid, ja ganz beſonders in Sorge und Leid dem Geliebten einverleibt und — wenn dies Wort geſtattet würde — eingeſeelt zu ſein. Es war vorauszuſehen, daß ihre poetiſche Unbefangenheit auch im Geliebten ſolche Stimmung vorausſetzen würde, und daß juſt dieſe liebenswürdige Vorausſetzung über kurz oder lang dem Könige einen unangenehmen Eindruck herbeiführen möchte.

So lag alſo auch in ihrer Liebe und Liebenswürdigkeit, welche allein ſie ſchützen ſollten, neue Gefahr für ſie, und dieſe Gefahr trat zuerſt ins Werk. Der König hatte ihr an einem der letzten Juniabende angekündigt, er werde am nächſten Morgen nach Paris reiſen, und es wäre ihm angenehm, wenn ſie ihn begleitete. Der drückend warmen Jahreszeit wegen ſollte die Reiſe auf der Seine gemacht werden. „Du ſollſt mich erheitern, Françoiſe," ſetzte er hinzu, „es dringen von allen Seiten ungünſtige Nachrichten auf mich ein, und der Gang nach Paris iſt mir ohnedies ein ſchwerer. Die Auflöſung Claudes iſt nahe bevorſtehend, und ich habe die peinliche Aufgabe, ein Weſen, das ich hochſchätze, noch einmal zu ſehen. Es wird mir gar zu übel ausgelegt, wenn ich mich dieſer Form entziehe, und man hat recht, auf Erfüllung einer ſolchen Lebensform zu beſtehen. Aber peinlich iſt ſie mir im höchſten Grade, denn die von der Krankheit zerſtörte Frau iſt kaum noch ein Schatten von dem, was ich an ihr geehrt habe, und wir wollen uns auch das Gebot der Form ſogleich zu einem anregenden Lebensakte ausbilden, wir wollen, nachdem ich den kurzen Beſuch erledigt, nach St. Denis hinüberreiten zu Jean Juſte, der noch am Grabe Ludwigs beſchäftigt iſt. Ich will den Eindruck des Sterbebettes zu

Vorstellungen über ein Grabmal Claudes benutzen, damit wir den Plan dafür sogleich mit Jean Juste feststellen können. Du magst bei Vincennes ans Land steigen, damit du dort die Kleider wechseln und dich zu Pferde setzen kannst. Reitest du dann langsam durch die Stadt, so hole ich dich bald hinter Paris wieder ein."

Françoise hatte von dieser Mitteilung lauter üble Eindrücke. Sie hatte bisher immer, soweit es anging, eben der Königin Claude wegen Paris vermieden, sie fand es unschicklich für ihre Stellung, gerade jetzt am bevorstehenden Todesaugenblicke mit dem Könige hinzugehen, und den König gewissermaßen nur auf eine Viertelstunde zu beurlauben für eine so heilige Pflicht! Noch mehr: des Königs also an den Tag gelegte Gesinnung für eine Gattin, welche ihm so lange treu und ergeben und auch wert gewesen war, diese erschrecklich gleichgültige, ja lieblose Gesinnung fiel ihr wie ein beängstigender Nebel auf das Herz. Nicht daß sie dabei sogleich an ihre eigene Zukunft, welche sich hierin spiegeln könne, gedacht hätte; ach nein, sie war noch zu hingebend in Liebe, um ihres eigenen Vorteils oder Nachteils eingedenk zu sein. Aber die Liebe hat einen weiten Horizont um sich, und dieser Horizont ist rein und schön, und jede Wolke, welche aufsteigt, sei es auch noch so weit ab, ist ihr augenblicklich sichtbar und bedrohlich, auch wenn diese Wolke niemals mit Regen und Sturm heraufsteigen könnte. Daß Franz so denken und empfinden, oder vielmehr so gedankenlos und unempfindlich sein könne, war für Françoise die Wolke, und sie erlaubte sich zum ersten Male mit sanften Worten anderer Meinung zu sein als er, und abzuraten von seinen Anordnungen. König Franz war nicht eben eigensinnig; er ließ sich leicht bestimmen, wenn er selbst noch keine ausgebildete Absicht hatte; hatte er aber eine solche, so war sie ihm fest und wert, wie eine Skizze dem Maler, wie das Modell dem Bildner, und der Vorschlag zur Änderung, der nicht von seinem Stand-

punkte ausging, war ihm verdrießlich. Er wurde bei ſolcher Gelegenheit ganz König und Herr, und mit einer kurzen, ſchneidenden Handbewegung wurde jeder abweichende Vorſchlag zerſchnitten. Françoiſe beſtand länger, als der guten Laune des Königs vorteilhaft war, auf der Idee, ihm das Unpaſſende einleuchtend zu machen und ihn dadurch von den Planen abzuwenden. So ſah ſie zum erſten Male, wie ſich die hohe Stirn des Königs über der ſchmalen, vorſpringenden Naſe in eine Falte zuſammenzog, welche dem Ausdrucke des Geſichtes eine bedrohliche Schärfe verlieh. „O pfui doch, François!“ rief ſie, und der weibliche Genius, welcher ſich mit dem glücklichſten Talente an äußerliche Erſcheinungen heftet, half ihr über die entſtehende erſte Entzweiung hinweg, „pfui doch, François! Das entſtellt ja dein ſchönes Antlitz wie ein Säbelhieb. Ei ei! ich ſehe, du kannſt gar keinen Widerſpruch ertragen, auch nicht den der Liebe.“.

„Gute Françoiſe, das Leben iſt viel breiter und geſchäftiger, als die Liebe glaubt; in allen Winkeln harren die Anſprüche! Wenn ich auf Viertelſtunden beſchränkt bin für ernſte Pflicht, ſo ſieht die Liebe nur auf die kurze Spanne Zeit, welche ich zu vergeben habe; wodurch aber die Spanne Zeit bedingt iſt, das ſieht ſie nicht. Ich fürchte, es wird ſchlimmer kommen! Was jetzt dem Tode gegenüber geſchieht, das kann gar bald auch dem Leben gegenüber eintreten; wenn die Nachrichten vom Heere in Italien ſo fortfahren, wie ſie heut begonnen haben, ſo wird der trübe Morgen unerwartet da ſein, an welchem mir kaum eine Viertelſtunde übrig ſein wird zum Abſchiede für dich.“

„O nein, Franz, du wirſt nicht von mir Abſchied nehmen, wenn du in den Krieg ziehſt; du weißt, ich dauere zwei, drei, ja wohl auch mehr Tage hintereinander zu Pferde aus; du nimmſt mich mit nach Italien, du zeigſt mir Mailand und Bologna, vielleicht gar Rom, wo Raffael noch vor kurzem gemalt hat.“

„Nein, liebe Françoiſe, das geht nicht.“

„Oh!“

„Es geht nicht, ſolange der Krieg dauert. Was man tut, tue man ganz. Schwert und Kuß hintereinander, nicht nebeneinander, und wenn der Kuß ſich hinzudrängt, ſo ſei er ein gedankenloſer und flüchtiger, wie er dem Weibe erprobter Neigung nicht gebührt. Laß dir von Budé erzählen, wie der tapfere Antonius, ſeine Kleopatra mit in die Seeſchlacht führend, daran zugrunde ging. Nein, in Fontainebleau ſollſt du mich erwarten, wenn mich die Drommete ruft, und über die Alpen ſollſt du erſt reiten, wenn ich geſiegt habe und gen Rom ziehe, Raffaels Wandgemälde zu betrachten.“

„Das wird eine traurige Zeit ſein, wenn du nicht da biſt! Ach deine Mutter, die ich gern lieben möchte, ſieht mich mit unfreundlichem Auge an!“

„Halte dich an meine Schweſter, die iſt dir hold! Klage nicht, Françoiſe, Weinerlichkeit verdirbt dem Weibe die Schönheit, dem Manne den Mut!“

„Nein, ich will nicht klagen, Franz, mit dir habe ich auch immer Mut, aus deinen Augen leuchtet er mir, aus deinen Gebärden fliegt er mir entgegen. Aber was bin ich ohne dich? Hilf mir darum zu einem Troſte! Ich habe geſtern erfahren, daß meine Mutter endlich ganz dem Schlage in der Genovevenabtei erlegen, daß ſie geſtorben iſt, ohne mich geſegnet zu haben. Sie hat mich mißhandelt, aber ſie tat es wohl aus Liebe; ſie war meine Mutter, und ihr Daſein war doch immer für mich ein Troſt, wenn auch ein ſchauerlicher. Ich wußte doch, daß jemand in der Welt ſei, dem ich zur Strafe angehörte, wenn ich dich überlebte.“

„Ich ſterbe früher denn du, Françoiſe, und langes Leben iſt auch ein Unglück, wenn man nicht einen zähen Leib hat wie die Eiche des Waldes. Den habe ich nicht, leider nicht! Es lauert ein feines Gift in irgend einem verborgenen Winkel meines Blutes und mahnt mich zuweilen in ſtillen Nächten

mit den Schauern der Ohnmacht. Dies treibt mich dann zu einer Haſt und Ungeduld, welche ich ſelbſt verwünſche, die ich aber nicht überwinden kann. Vergib mir, wenn du — und du wirſt es zumeiſt, denn dich allein liebe ich und verletze ich deshalb am tiefſten — wenn du oft jählings betroffen wirſt von dieſer Haſt meines Weſens. Es iſt dieſe Haſt der krampfhafte Verſuch meines von Hauſe aus ſo geſunden Naturells, den fremden Krankheitsſtoff auszuſcheiden und zu zerſtören. Ach, der Verſuch gelingt nicht! Es kauert ſich der feindliche Dämon zu unſichtbarer und ungreifbarer Kleinheit zuſammen, ſolange ich tobe, und wenn mein Toben erſchöpft iſt, da erhebt er ſich wieder langſam, aber mit entſetzlicher Sicherheit. — Du erſchrickſt davor, gute Françoiſe, du wirſt blaß! Beruhige dich! Ich übertreibe, weil ich nicht den kleinſten Krankheitsſtoff vertragen kann, weil ich eine kindiſche Furcht habe vor dauernden Schmerzen, vor ſiechender Unmacht. Ich weiß es, daß ich übertreibe, faſſe Mut, Françoiſe, es wird vorübergehen, und große Erſchütterungen, die mir wahrſcheinlich nahe ſind, wie ein Kampf um Krone und Leben, werden mich über dieſe Bagatellen hinausbringen. Was biſt du ſchön, Françoiſe! Deine Schultern und Arme ſind voll geworden, ſeit du in Fontainebleau, dein Haar ſtrahlt täglich größeren Glanz, deine Lippen ſchwellen täglich ſchöner, und dein großes Auge, immer noch unſchuldig, zeigt doch in ſeinem aufſteigenden Feuer, daß es immer kundiger geworden ſei der ſüßen Liebe!“

„Es freut ſich, daß du mich ſchön findeſt! O Gott, welch ein Glück iſt Schönheit! Man wohnt in einem goldenen, überall harmoniſchen Palaſte, und jede Bewegung unſeres Leibes wird uns ſelbſt ein Reiz!“

An einem mondhellen Abende ward dies geſprochen. Franz und Françoiſe kamen luſtwandelnd aus dem Waldgarten über jene Terraſſe herauf, wo im Vorfrühlinge der König die Kuckucksrufe gezählt hatte. Fünf Marmorſtufen

von der Terraſſe aufwärts begann, ſieben Bogenfenſter breit, die erſte und ſchönſte Galerie, welche der König in Fontainebleau angelegt und nach ſeinem Namen benannt hatte. Dieſe Galerien, lange, mit allem Aufwande jeglicher Bildnerei geſchmückte Säle, waren der verſchwenderiſchſte Ausdruck eines wiedergeborenen Kunſtſinnes. Alle wiedererweckte Beziehung auf das klaſſiſche Altertum wurde darin in Gemälden, Statuen und Verzierungen angebracht; von jedem Sims herab, aus jedem Knauf oder Schnörkel des Holzſchneiders entwickelte ſich ein Gedanke an antike Vorſtellungen, ja die zweite große Galerie, welche der König außer dieſer Franz-Galerie anlegen ließ, verſinnlichte nur das Leben und die Abenteuer des Homeriſchen Helden Odyſſeus, war eine Verbildlichung der Odyſſee und hieß auch die Galerie des Ulyſſes.

Eine ſo überreich aufquellende neue Kunſtzeit, welche ſich, wie die Renaiſſance tat, einen vergangenen Geſchmacke anſchloß und welche ſo maſſenhaft alle einzelnen Teile hervorbrachte und anbrachte, Türen und Tore, Treppen und Balkone, Geſimſe und Bogen, Karyatiden und Schnörkel, Chiffern und Wappen, Kreiſe und Flächen, Bilder und Statuen, Farben und Metalle, eine ſolche Kunſtzeit, ſollte man glauben, hätte leicht zur Überladung verleitet ſein können, da es ihr doch offenbar an einem ausgebildeten geiſtigen Prinzipe gebrach. Aber das ſpezifiſch ausgebildete Geſchmackstalent ſpottet hier wie anderswo unſerer theoretiſchen Vorausſetzungen. Ihr werdet immer wieder, flüſtert es uns ſpöttiſch zu, einen neuen Kreis der Notwendigkeit ausfinden, in welchen ſich alle menſchliche Hervorbringung fügen, von welchem ſie ausgehen müſſe, und das inſtinktmäßig bildende Talent wird doch immer wieder, unbekümmert um euren Notwendigkeitskreis, ſeine Formen erfinden, und dieſe Formen werden länger dauern in ihrer Vollkommenheit, als eure weiſeſte Theorie dauert. Gott offenbart ſich eben mannigfaltiger, als der nur mit dem Talente des Denkens begabte und vom Talente des Bildens

verlaſſene Theoretiker glauben oder doch ſagen mag. Und daß die Talente aufeinander neidiſch ſein können, eine Unwürdigkeit, welcher ſie nie und nirgends entgangen ſind, dies iſt ein traurig Zeugnis, wir ſeien in der Menſchengeſchichte noch niemals auf jener Höhe der Anſchauung geweſen, auf welcher alle Arten göttlicher Offenbarung im Menſchen gleich hoch gewürdigt werden.

Oder war es in jener Renaiſſancezeit nicht bloß die Kraft der Talente, war es die Jugend und der jugendliche Enthuſiasmus derſelben, welche die übervolle Hervorbringung vor Schwulſt bewahrte? Ach, es iſt ſo leicht, irgend eine neue Erklärung hinzuwerfen! Und daneben bleibt das Wunder ſtehen, unberührt, unerklärt in ſeiner Seele, das Wunder der Raffaelſchen Zeit. Mitten aus einer bis zum Tode überreifen, durch bloßes Raffinement überreifen Welt, welche allen Glauben erſchöpft hat und nur mit einem Aberglauben tändelt, deſſen ſie ſich bewußt iſt, mitten in einer im höchſten Prinzip bereits aufgelöſten und durch die aufſtehende Reformation am Leben bedrohten Welt erwachen die Künſte in höchſter, noch niemals wieder erreichter Vollendung, mitten in jener prinzipiellen Nichtigkeit malt Raffael mit einer bezaubernden Reinheit des Geſchmackes, mit einem himmliſchen Zauber der Schönheit! Und zwar einer Schönheit, die, züchtig und ſinnlich zugleich, den Mönch und den Lebemann gleichmäßig entzücken kann, als ob Gott ſelbſt ſeine Menſchen gemalt hätte mit dem Reize der Keuſchheit und Sinnlichkeit, welche er beide in ſie gelegt. Woher ward dieſem ſanft leichtſinnigen Künſtler, der lächelnd und genießend unter luſtigen Prälaten Roms lebte, woher ward ihm die Offenbarung?

Ebenſo tadellos in Geſchmack war des Königs Galerie, obwohl ſie den weiten Raum bis an die Decke angefüllt hatte mit Schmuck und Zierde aller Art, mit Wappen und Trophäen, mit Säulenverſchlingung und buntem Getäfel. Der Geſchmack, den alle Bildung ſteigert und vervollkommnet, iſt

ein so ursprünglich Talent, wie das Talent des Denkers und des Zeichners, und König Franz, dem es in hohem Grade eigen war, hätte ohne seine Primatice und Le Roux, und wie sie weiter hießen, Paläste entworfen und Galerien geschmückt ebenso schön, als er es mit ihnen tat. Er war darin so fein organisiert, daß er, mit Françoise in die Galerie eintretend und mit ganz anderen Gedanken beschäftigt, dennoch bemerkte, daß die aus Nußbaumholz geschnitzte, mit Mosaiken versehene Felderdecke Vergoldungen brauchte, um in Harmonie zu sein mit den bunt gefüllten Wänden. Das Mondlicht glitt wie ein Traum auf dem spiegelglatten Estrich des unabsehbaren Raumes dahin und beleuchtete hier einen der brennenden Salamander, des Königs überall angebrachtes Sinnbild, dort einen glänzend aufgeschirrten Elefanten, welcher den Triumph von Marignano ausdrücken sollte Und. unhörbar glitt das schöne Menschenpaar, Franz und Françoise, auf dem glatten Estrich dahin Arm in Arm bis zu einem schmalen Wandfelde, welches mit dem Basrelief eines schlafenden Nymphs angefüllt war, und vor welchem der König stehen blieb. Ein Druck auf die Wand, und das Wandfeld öffnete sich als Tür, und man sah in ein erleuchtetes Kabinett, auf dessen Fläche Semele gemalt war, Semele im Feuer Jupiters vergehend. Da hinein trat das Paar, das Wandfeld schloß sich hinter ihnen, und, aus dem Kabinett einige Stufen niedersteigend, kamen sie in die ebenfalls erleuchtete Zimmerreihe, welche Françoise bewohnte.

Es harmonierte mit ihrem Sinne und mit dem Geschmacke des Königs, daß sie, öffentlich überall als Herrin behandelt, geheimnisvoll und entfernt vom Könige wohnte. Denn des Königs Zimmer lagen auf der anderen Seite der Galerie, und noch geschieden von dieser durch Vorzimmer, Treppen und Gänge, und die Türe, welche der schlafende Nymph deckte, war unbekannt.

Das obige Gespräch verlor sich beim Eintritt in Lieb-

kosungen, und erst als der König Abschied nahm, gedachte Françoise wieder der Sorgen, welche die mögliche Abreise des Königs erregt hatte. Nur eine kurze Zeit war der Liebesrausch imstande gewesen, die Sehnsucht nach ihrer Tochter in den Hintergrund zu drängen; jetzt erhob sich diese Sehnsucht in voller Kraft. Ach nicht zu ihrem Heile! Hätte sie gewußt, daß ein neuer Wendepunkt ihres Lebens nahe bevorstünde, und daß es für diesen von größter Wichtigkeit sei, alles zu vermeiden, was dem Könige in bezug zu ihr einen verstimmenden Eindruck geben könne, sie hätte geschwiegen mit der Bitte um Entführung ihres Kindes von Chateaubriant.

„Ach das Kind!“ erwiderte er, den Kinder als unfertige, immerdar fordernde Wesen gar nicht interessierten, und dem das Geschöpf aus früherer Umarmung seiner Geliebten fast widerwärtig war, „laß es doch aufwachsen wie es mag! Es wird sich jetzt von dir entwöhnt haben, und die Entführung desselben von Chateaubriant, ohnedies mit großen Schwierigkeiten verbunden, würde einen Lärm verursachen, der mir im jetzigen Augenblicke sehr nachteilig wäre. Jetzt eben brauche ich die gute Stimmung der Seigneurs. Kinder sind überall im Wege! Erst beeinträchtigen sie Eure Schönheit, dann Eure Teilnahme, und am Ende erinnern sie uns gröblich, daß wir alt werden und Platz machen möchten. Wo wolltest du denn hin mit dem Geschöpfe, wenn es dem brutalen Grafen glücklich entrissen wäre?“

„Wohin —?“

„Doch nicht hierher nach Fontainebleau? Nicht doch! Solcher familienmäßige Anhang erinnert unangenehm an die Schattenseite der Liebe, an Sorge und Zukunft — das folgenlose Geheimnis ist auf der Stelle zerstört! Wo das Kind gesehen wird, gibt's ein Verwundern, ein Fragen und Flüstern und Erzählen! Denke nur an meine Mutter.“

„So will ich's nach Foix bringen, damit ich's zuweilen besuchen kann.“

„Besuchen! Die Lebenspläne kreuzen lassen für ein so kleines, noch unbedeutendes Wesen, — schlag dir's aus dem Sinne, Françoise, und schlafe wohl!"

Zum ersten Male hatte sie mit Tränen des Leides dem Könige gute Nacht gesagt; sie dachte nicht über den Charakterzug nach, welcher sich darin ausdrückte, sie folgerte nicht, sie empfand nicht einmal in voller Stärke die also enthüllte Liebloſigkeit, aber sie empfand Trauer. Sie liebte mit unbedingter Neigung, welche die Eigenschaften des Geliebten wie das Schicksal selbst hinnimmt; es lag ihr der Gedanke unendlich fern, daß es von den Eigenschaften des Geliebten abhängen könne, ob die Neigung Dauer und Berechtigung habe. Ebenso felsenfest war aber auch ihr mütterliches Gefühl, und ehe sie am anderen Morgen nach der Seine hinabritt, wo das Fahrzeug sie erwartete, schrieb sie an Baptiste jenen Brief, welchen dieser dem Grafen von Chateaubriant mitteilte.

Leider wurde sie während der Wasserfahrt ihrer traurigen Stimmung nicht so weit Herr, um sie dem Könige zu verbergen. Er war ohnedies nicht guter Laune; der Gang zum Sterbelager, die bedrohte Politik, die Einwendungen, welche ihm Françoise gemacht, und die ihm um so unbequemer waren, je mehr er einen Teil ihrer Richtigkeit anerkennen mußte, die lästige Mutterſorge endlich seiner Geliebten, die ihr nicht kommen sollte an seiner Seite, alles das belegte seinen Sinn. Niemals noch hätte Françoise, um ihm zu gefallen, ihres Anteils an heiterem Naturell so sehr bedurft, als auf diesem mit bunten Teppichen und Flaggen ausgeschmückten Schifflein, welches zwanzig Ruderer pfeilschnell den Strom hinabtrieben, und welches außen so lustig, innen so traurig erschien. Unter einem Baldachin saß der König, abgesondert vom Gefolge, seiner Herzdame gegenüber und blickte mit halb geschlossenen Augen prüfend auf sie. Wer

ihn kannte, mochte ihm anſehen, daß der Groll, jener alltägliche, das Behagen zerſtörende Umgangsgroll, immer höher und breiter in ihm aufſtieg und bei erſter Gelegenheit ſchneidend hervorzubrechen drohte. Ein fröhlich Lächeln auf dem Geſichte Françoiſens, eine lebensfriſche Bemerkung von ihren Lippen wäre hinreichend geweſen, dieſen Groll auf der Stelle zu zerſtreuen; denn ſo ſehr ihn zuſammengekauerte Traurigkeit an Leuten, die ihm lieb waren, quälte und verſtimmte, ſo ſehr war er der geringſten heiteren Wendung zugänglich. Ja, ſein Weſen, der Heiterkeit wie der Lebensluft bedürfend, griff oft um jeden Preis nach ſolcher Wendung, weil es ſich gar zu ſehr gedrückt fühlte von trüber Luft des Umganges.

Françoiſe wußte das nicht, und ſie fühlte ſich ihm zu eng verbunden, und war zu natürlich, als daß ſie an eine Koketterie gedacht hätte. So kamen ſie ſchweigſam nach Mélun, an deſſen Häuſern die Seine hinſtrömt. Ärgerlich ſah der König, daß Boten und Seigneurs ſeiner harrten, und daß deshalb einen Augenblick angehalten werden müſſe. Während er die überreichten Depeſchen aufriß, traten Budé und Florentin an Bord, eines Blickes vom Könige harrend, damit ſie ihm vortragen könnten, was ſie von Paris auf den Weg nach Fontainebleau getrieben und in Mélun angehalten hatte bei der Kunde, König Franz komme den Waſſerweg herab.

Unglücklicherweiſe benutzte Budé die Pauſe, um der Gräfin zuzuflüſtern, Semblançays Schickſal ſei auf dem Punkte der Entſcheidung, und zwar einer für den alten ehrlichen Diener lebensgefährlichen Entſcheidung. Budé ſetzte mit leiſem Vorwurfe hinzu, ob ſie denn des unglücklichen Mannes beim Könige vergeſſen habe. Sie hatte das nicht, aber es gab keinen übler gewählten Augenblick, den König in dieſer Angelegenheit anzutreten, als den jetzigen, keinen übleren für die Bitte und für den Bittenden.

Das gute Herz Françoiſens ließ ſie aber keine Rückſicht

darauf nehmen, und als Budé und Florentin durch eine Handbewegung des Königs eingeladen waren, in das wieder in Bewegung gesetzte Fahrzeug einzusteigen, erinnerte sie mit sanfter Stimme den König daran, daß er ihr gnädige Rücksicht auf Semblançays Schicksal versprochen habe, sie aber eben von Budé erfahre, er sei mehr als je in Gefahr.

„Madame," unterbrach sie der König, „Ihr habt zu allen Dingen größeres Talent als zur Politik; denn Politik heißt: das Nötige zu richtiger Zeit tun. Lustig sein, wenn andere lustig sind, wird nicht zum Verdienst angerechnet, verstimmt sein, wenn andere verstimmt sind, und Segel wie Steuer gehen lassen, wie es dem Winde gefällt, das ist jedermann erreichbar; in solchem Zustande aber von dem gelangweilten Nachbar noch eine Rücksicht in Anspruch nehmen, welche leicht unabsehbare Mißlichkeiten in sich schließen kann, dies, Madame, ist so über die gebräuchliche Politik hinaus, daß Ihr selbst unmöglich auf ein Gelingen rechnen könnt."

„Ich verstehe Euch nicht mein König."

„Das wird mir einleuchtend!"

„Eure Rede ist dergestalt eingehüllt in Gewänder von Voraussetzungen und Nebenblicken, daß mir mein schweres Verständnis sehr natürlich scheint."

Auf diesem Wege konnte König Franz zum Äußersten getrieben werden. Denn er wollte es sich schon als etwas Besonderes angerechnet sehen, daß er seinen Unmut nur in einer verdeckten Rede ausgesprochen; diese Rede nun auch noch richtigerweise unklar nennen zu hören, das brachte ihm zum Zittern vor Unleidlichkeit. Wie wir denn immer da am ungezogensten werden, wo es zur Hälfte unsere eigene Schuld ist, daß eine ursprünglich gute Lage sich in Pein verkehrt hat; aus tiefem Hintergrunde hören wir schon die Vorwürfe unseres Gewissens, und, um sie zu betäuben, entrüsten wir uns ungebührlich. Fehler, die uns ganz fremd sind, lassen uns immer kalt. König Franz suchte zitternd nach einem all

ſeinen Ärger ſattſam und giftig ausdrückenden Worte für Françoiſe; denn er gehörte zu den jähen Naturen, welche im Zorne nicht nur keinen Unterſchied machen, gegen wen ſich der Zorn ausſchütte, ſondern welche im Gegenteile juſt die ſonſt geliebten Perſonen am empfindlichſten treffen wollen. Ehe er indes dies Wort finden konnte, ſprach Florentin, welcher das Gefährliche der Situation vollſtändig überſah, dazwiſchen und leitete den Ärger des Königs auf ſich, oder vielmehr — denn er war von raffinierter Klugheit — auf Budé. Er ſchilderte nämlich mit ſalbungsvoll geiſtlichen Worten Semblançays Lage, eine Lage unſchuldig wie die des Kindes im Mutterleibe, und ſchilderte den bevorſtehenden Juſtizmord, und alles dies, wie er weislich hinzuſetzte, auf Budés Bericht. Natürlich fuhren die Wetter des Königs auf dieſen in Fragen und Vorwürfen, die hintereinander herſtürzten wie Donner und Blitz. Budé aber, oft zu ſanft und unentſchloſſen, hielt immer Stand, wo offenbarem Unrecht gegenüberzutreten war, und dieſe gemeſſene und wohlbegründete Oppoſition brachte den König in die allerübelſte Stellung. Nachzugeben war ihm nicht mehr möglich, denn er war in all ſeinen Behauptungen allzu maßlos geſteigert worden, und es miſchte ſich in die Rechtfertigung Semblançays allzuviel Sünde ſeiner Mutter und Sünde ſeines eigenen, gar oft leichtſinnigen Regimentes. Dieſe Sünden aufzuhäkeln wie ein verworrenes Gewebe, das war am wenigſten in ſolcher Stimmung des Königs Abſicht, wohl aber ward es von Minute zu Minute ſeiner Stimmung angemeſſener, mit einem einzigen blutigen Streiche all dieſen läſtigen Kram zu erledigen, und mit einem ſchneidenden Worte der Ungnade und Verbannung die läſtigen Umgebungen abzuſchütteln. Wer die unbeſchränkte Gewalt hat, iſt gar leicht in der Verſuchung, alle läſtige Logik mit einer tyranniſchen Gebärde zu erſticken.

„Genug!“ rief denn endlich auch König Franz, und es lag in dieſem Worte und in dem Geſtus, der ſie begleitete, und

der von den Augenbrauen herabzuckte über Schulter und Arm bis in die ſtarr ausſpreizenden Finger, — es lag darin eine Wut, und es ging davon ein Schrecken aus, daß Françoiſe ein ſchmerzliches „Ach!“ ausſtieß, und daß Budé wie Florentin entſetzt einen Schritt zurücktraten. Keiner wagte es mehr, die eintretende Totenſtille zu unterbrechen. Sie ſahen ſchüchtern — denn die Gewaltſamkeit des Königs wirkte gebieteriſch durch deſſen vornehme und mächtige Perſönlichkeit — und ſchlimmer Dinge gewärtig auf den Herrn, welcher niemand anblickte, ſondern ſtarren Auges hinabſah auf die Waſſerfläche, als ob er den Wald von Vincennes heranziehen wolle, um ſogleich dieſer unangenehmen Fahrt und Geſellſchaft ledig zu werden.

So ſtieg er auch ohne ein Wort zu ſprechen ans Ufer und zu Pferde, und ritt ohne ein Wort zu ſprechen von dannen, nur begleitet von den Leuten des unmittelbaren Dienſtes.

Françoiſe ſah ihm lange Zeit nach, und erſt als Florentin fragte, ob es verabredet geweſen ſei, daß ſie nicht mit dem Könige nach Paris reite, deutete ſie mit der Hand auf das Schloß von Vincennes, welches fernher aus dem Eichen- und Buchenwalde ſchimmerte, und ſchritt langſam, geſenkten Hauptes voraus in den Waldesſchatten, denn die Sonne brannte blendend auf dem Ufer.

Während die Freunde Françoiſens dieſe um Aufklärung über das Betragen des Königs und mit Ratſchlägen für die nächſte Zukunft beſtürmten, ritt König Franz in grimmigſter Stimmung nach Paris hinein. Die Depeſchen, welche er in Mélun erhalten, berichteten nichts Geringeres, als daß Bonnivet, wie früher Lautrec, allein auf dem Wege ſei, ihm den Verluſt des Heeres anzuzeigen, und daß die Feinde, von Bourbon und dem Marquis de Pescaire geführt, geraden Weges auf die Provence marſchierten. Es mußte von ſeiner

Seite Entſcheidendes geſchehen; aus den Trümmern des zerſtreuten Heeres und mit energiſchen Maßregeln mußte ein neues Heer errichtet, er ſelbſt mußte an der Spitze desſelben geſehen werden, um die Macht der franzöſiſchen Waffen wiederherzuſtellen. Solche Verhältniſſe, die raſcheſten Entſchlüſſe heiſchend, waren nicht geeignet, dem ergrimmten Manne viel zarte Rückſicht irgend einer Art zu geſtatten, nicht gegen ſterbende, nicht gegen lebende Weiber. Die Königin Claude fand er auch in einem Zuſtande, daß weder Hilfe noch Unterredung angebracht ſein konnte; er entfernte ſich alſo auch ſchnell wieder von einem Anblicke menſchlicher Kläglichkeit, der ihm unter allen Umſtänden zuwider war, und ließ Duprat rufen. Bevor dieſer erſchien, fertigte er Befehle aus nach allen Seiten des Reiches, und ordnete leider in dieſer üblen Stimmung gegen Françoiſe und deren Freunde bereits alles Weſentliche, was die Regierung des Landes während ſeiner nun ſicher bevorſtehenden Abweſenheit anging.

„Wer genießt das meiſte Anſehen im Lande," rief er Duprat entgegen, „um die Regentſchaft kräftig zu führen, wenn ich plötzlich ſtürbe oder außer Landes müßte?"

„Das Parlament, Sire."

„Ach was! Und wer regiert das Parlament am leichteſten?"

„Die Königin Mutter, die Frau Herzogin von Angoulême."

„Deren rechte Hand du biſt, gelte es Recht oder Unrecht; — das Pergament in deiner Hand iſt gewiß nichts Geringeres als Semblançays Todesurteil, deſſen meine Mutter ſo bedürftig iſt?"

„Der Parlamentshof fragt nicht nach Bedürftigkeit, ſondern nach Recht."

„Biſt du" — und bei dieſen Worten nahm der König das Pergament und hielt, es mit ſeinen Augen überfliegend,

in seiner Rede inne — „bist du von der Schuld Semblançays überzeugt?“

„Sire —“

„Warte mit deiner Antwort, bis ich vollständig gefragt. Ich werde diesen Prozeß, der meine Mutter so nahe betrifft, untersuchen lassen von drei unparteiischen und gewissenhaften Leuten, die ihr alle nicht kennen sollt, dies sage ich dir voraus, nun gehe mit deinem Gewissen und deiner Zukunft zu Rate, denn sie stehen beide auf dem Spiele bei deiner Antwort; du hast Zeit, bis ich das Urteil sorgfältig gelesen, dann erst erwarte ich deine Antwort!“

Der König las, der bleiche Duprat verriet durch keine Miene, was in ihm vorging. Als der König nach sorgfältiger Durchlesung den Blick wieder auf ihn richtete, fand er dasselbe starre Antlitz des Parlamentspräsidenten.

„Jetzt sprich!“

„Das Urteil ist zu Recht!“

„Was Recht! Das Recht macht ihr, je nachdem die Tatsachen zugerichtet sind — hast du hier ehrlich zugerichtet?“

„Sire —!“

„Ist der alte Semblançay der peinlichen Frage unterworfen gewesen?“

„Nicht mehr als der Rechtsgang gestattet.“

„Und der gestattet so viel als nötig ist zu einem Geständnisse, das man braucht!“

„Unsere Mittel, die Wahrheit zu erforschen, sind allerdings beschränkt. —“

„Beschränkt! Sie sind so unbeschränkt, daß Ihr die Angeklagten auch zum Geständnisse der Unwahrheit bringen könnt! Beschränkt! Grausam sind sie — aber darum handelt sich's nicht in diesem Augenblicke, sondern um deinen Schwur bei Leib und Leben“ — und unter diesen Worten stand der König auf und trat dicht vor Duprat, ihm in die grauen Augen blickend, als wollte er ihm bis ins Innerste

blicken — „um deinen Schwur, ob du Semblançay für schuldig hältst!“

„Ich halte ihn für schuldig.“

„Und zwar des Verbrechens, dessen er angeklagt ist? Antworte ohne Winkelzug!“

Es war auf solche Frage allerdings kein Winkelzug, wie ihn das jesuitische Gewissen Duprats bisher gesucht und gefunden, mehr übrig, das Verbrechen mußte ganz und blank begangen sein und ohne verdächtiges Säumen. Duprat, nie auf halbem Wege stehen bleibend, war der Mann dazu, und nach einem kaum bemerkbaren Zucken des Halses, als ob eine Voreiligkeit hinabgeschluckt werde, wiederholte er des Königs Worte: „Schuldig des Verbrechens, dessen er angeklagt ist.“

Es entstand eine lange Pause. Dann sprach der König wie für sich: „Armer Semblançay! Mut ist die größte Tugend und beherrscht die Welt!“ — Dann setzte er für Duprat hinzu: „Ich gratuliere meiner Mutter zu deiner Freundschaft.“

„Ich bin erst Richter, ehe ich Freund sein darf.“

„Laß das! Wir kennen uns. Bewahre ihr so nachdrückliche Freundschaft, auch wenn ich fern bin. Entschlossenheit gibt ein starkes Regiment, und ein starkes Regiment ist, wenn auch nicht das beste, doch das sicherste. Wirst du meiner Schwester ebenso zugetan sein, wenn sie Regentin wird?“

„Sire, die Frau Herzogin von Alençon ist Gemahlin eines Vasallen, und forderte als solche und als mißtrauisch angesehene Katholikin zum Widerspruche heraus.“

„Seitens deiner?“

„Seitens der Vasallen des Reiches; ich selbst widerspreche keiner Wahl meines Herrn.“

„Auch der Françoisens von Foix nicht?“

„Wenn es nur eine Françoise von Foix gäbe! Noch aber gibt's nur eine Françoise von Chateaubriant und Eure

Majestät werden nicht einen bretonischen Boudeur zum Titularregenten machen wollen."

„Possen! Die Foix sind ein energisch Geschlecht!"

„Man rühmt die Liebenswürdigkeit der Gräfin, ich kenne weder ihre Energie, noch ihre politischen Fähigkeiten. —"

„Das weiß Gott, ich kenne sie auch nicht."

„Und Sie ermessen, Sire, welch eine Erfahrung, welch eine Sicherheit nötig sein werden, ein Reich zu verwalten, welches seit beinahe zehn Jahren alle Fäden in die starke Hand eines einzigen Mannes gegeben hat."

„Du meinst, meine Mutter kenne allein den Zusammenhang der Fäden?"

„Unerläßlich wäre es jedenfalls, Sire, daß die Semblançaysche Angelegenheit erledigt würde, bevor die hohe bei diesem Prozeß beteiligte Person an die Spitze des Regiments träte."

„Und ihren Gegner selbst hinrichten ließe?"

„Sie könnte ihn ja auch begnadigen."

„Eins wäre so unschicklich wie das andere. Und wenn ich ihn begnadigte?"

„Dann setztet Ihr Eure Mutter mit einem garstigen Flecken des Mißtrauens auf den höchsten Platz in Frankreich!"

„Bist du so gewiß, daß ich sie dahin setze?"

„Ich bin Eurer Weisheit gewiß."

Halb zerstreut, denn er betrachtete bald Duprat, bald die Bilder im hohen Zimmer des Hotels des Tournelles, wo diese Szene sich begab, ergriff der König die Feder und zeichnete stehend, langsamen Zuges seinen Namen unter das Todesurteil. Dann ging er rasch aus dem Gemache, ohne Duprat oder das Papier weiter anzublicken.

Während sich dies begab, waren Françoise und ihre Freunde in einem mit Hirschgeweihen ausgeschmückten Parterresaale in sorgenvoller Betrachtung über das Benehmen des Königs und über die Zukunft der Gräfin. Florentin

war am tiefſten niedergeſchlagen und wiederholte, ſo wie es egoiſtiſche Freunde zu tun pflegen, ſeine ſtehende Klage, daß Françoiſe im Kapitelſaale der Genovevenabtei den Kontrakt zerriſſen habe. „Großmut der Jugend“, ſetzte er predigend und ärgerlich hinzu, „bezahlt die Schulden der Welt und darbt dafür im Alter! Wer ſich Wallungen hingibt, iſt des Bettelſtabes gewiß! Nichts bindet und dauert als gerichtlich niedergeſchriebenes Wort.“

Françoiſe ſah ihn gleichgültig an, während Tränen über ihre Wangen liefen.

„Nach dieſer Probe übler Laune und Gleichgültigkeit,“ fuhr Florentin fort, „ſind wir kaum noch eines lockenden Erfolges gewiß, wenn ich dich mitnehme zu unſeren Nonnen in Paris und dem Könige vorenthalte, bis er den zerriſſenen Kontrakt erneuert. Wer weiß, ob er nachfragt!“

„Jedenfalls, gnädige Frau,“ ſprach Budé, der im Saale auf und nieder gegangen war und jetzt vor ihr ſtehen blieb, „jedenfalls müßt Ihr ihm ein Zeichen Eures Unwillens geben und nun Eurer erſten ganz richtigen Regung folgen, Paris in dieſem Augenblicke zu vermeiden. Dies Schloß iſt ein würdiger Aufenthalt; verweilet hier; ich werde alle unſere Freunde unterrichten, und von morgen an ſollen die Duchatel, Marot, Primatice, Juſte und Lascaris einen Hof um Euch bilden mit mir und Couſin, der drüben in der Minimenkirche malt, daß der König mit Scham erkennen ſoll, wie wir ihm zum Trotz Anmut, Schönheit und Verdienſt zu würdigen wiſſen, und wie wir in Euch ſo gut wie in ihm den Mittelpunkt unſeres geiſtigen Lebens verehren. Herzogin Margarete, die ich ſogleich unterrichten werde, zögert gewiß nicht einen Augenblick, neben Euch an die Spitze des Vincenner Hofes zu treten, und nur was langweilig und abſichtsvoll iſt, ſoll in Fontainebleau bleiben. Unſer ſanguiniſcher Herr bereut jetzt ſchon, was er getan, und einſehend, wo ſein beſſeres Leben weile, wird er büßend zum Hofe von Vin-

cennes kommen wie ein Troubadour, der gegen die Devise seiner Dame gefehlt. Dies ist dann der Augenblick, Semblançays Begnadigung als Sühne zu heischen und eine würdige Stellung Euch auszubedingen neben der übelwollenden Frau von Angoulême für den Fall, daß der König selbst in den Krieg zöge. Nicht wahr, Ihr billigt meine Ansicht und folgt meinem Rate, gnädige Frau?"

„Ich danke Euch," erwiderte diese, indem sie Budé die Hand reichte, „lieber Budé, aber ich finde weder in meinem Herzen, noch in meiner Stellung ein Recht zu solcher Opposition gegen den König. Was Florentin sagt, begreife ich kaum, und was ich davon begreife, das ist mir zuwider. Ich liebe den König und bin von ihm geliebt. Er ist übler Laune gewesen und hat mich des Ansehens nicht gewürdigt, als er schied. Die Männer sind doch wohl alle mitunter rauh; mein Gott, wieviel schlimmer war ohne Veranlassung oft Chateaubriant und hatte doch nicht die tausend Regierungssorgen, und meinte doch auch, mich zu lieben! Ihm fügte ich mich, und sollte Franz die Übereinkunft brechen um einer herben Stimmung, um einer Grille willen? Nicht doch! Wie möchte ich ihm wehe tun, der zu einer sterbenden Gattin ging und bestürmt ist von allerlei schwerer Sorge und Pflicht! Wie nähme ich mich aus neben einer Gattin, die ihm so viel wird verziehen haben, auch um meine Schuld wird verziehen haben?! Zu seinem Troste bin ich da, in solchem Augenblicke mehr als je; und auch wenn er mich so unwillig empfängt wie er mich verlassen, es ist ihm doch eine kleine Genugtuung, daß ich ihm folge und angehöre auch bei trüber Zeit."

Dabei winkte sie nach den Pferden, und Budé küßte ihr gerührt die Hand und führte sie hinaus, Florentins mißbilligende Äußerungen und Gegenvorstellungen aber blieben teils unbeachtet, teils erfolglos. Als sie mit ihrem Dienergefolge die Allee nach Paris hinabritt und er und Budé ihre

Maultiere bestiegen hatten, um ihr zu folgen bis ans Tor von St. Denis, da sagte jener mehr erbittert als verdrießlich zu diesem: „Sie wirft sich ihm dergestalt an den Hals, daß es mich nicht im geringsten verwundern soll, wenn er sie eines Tages wegwirft wie etwas, das er am Wege gefunden!“

„O nein, hochwürdiger Herr, ein gutes Weib übertrifft ebenso weit einen guten Mann an Höhe des Sinnes, als ein schlechtes Weib den schlechten Mann in niedriger Gesinnung überbietet. Und unser König versteht sich auf hohen Sinn. Was ist's im schlimmsten Falle? Ein Weib wie unsere Freundin kann unglücklich, aber niemals elend werden.“

Florentin sah den Sprecher halb verächtlich über die Schulter an und erwiderte nichts. Erst nach einer Weile, als Budé sein Tier antrieb, um die Gräfin einzuholen, sprach er ärgerlich: „Nehmt doch den Zügel an, ich kann nicht füglich in diesem Augenblicke, da die Königin im Verscheiden liegt, mit der Geliebten des Königs durch die Straßen meiner Gemeinden reiten!“

„Tröstet Euch! Am Tore von Bercy nimmt die Gräfin ihre Maske vor!“

„Als ob man nicht die halbköniglichen Farben ihrer Leute erkennte!“

„Ihr schämt Euch, dessen sich der König nicht schämt?“

„Der König ist ein weltlicher Herr!“

Die Pariser, damals wie jetzt politisch aufmerksam bis in die Geheimnisse der Schlafzimmer und dem Familienanstande strenger zugetan als jetzt, empfanden es allerdings unwillig, daß im Augenblicke des Verscheidens ihrer Königin die Gräfin Chateaubriant mit königlichem Gefolge durch die Hauptstadt reite. Und sie waren im voraus unterrichtet davon: die Herzogin von Angoulême, welcher eine Beleidigung der Gräfin auf offener Straße höchst erwünscht gewesen wäre, hatte am Morgen einen Eilboten mit dieser Nachricht an ihre

Freunde gesendet. Zahlreiche Menschenmassen waren von der Bastille an nach der damals erst im Entstehen begriffenen Place royale vom Mittage an versammelt und gerüstet gewesen, ihr Beleidigungen zuzurufen. Zum Erstaunen der Masse war dagegen der König allein erschienen, und die Masse, halb geschmeichelt von einer Änderung, welche sie ihren Maßnahmen zuschreiben mochte, halb geärgert durch solche Entziehung des anzugreifenden Gegenstandes, um deswillen sie stundenlang gewartet, entschädigte sich durch ein Vive le roi, welches zur Hälfte gutmütig war, zur Hälfte nur gerufen wurde, damit man doch, einmal zum Schreien versammelt, etwas rufen könne.

König Franz, ein König der Seigneurs, liebte den Zuruf der Masse nicht, auch wenn er ein beifälliger war. Er hatte die seinem Charakter gemäße Empfindung, daß man auch zum Zeichen des Mißfallens berechtige, wenn man das Zeichen des Beifalls erkenntlich hinnehme. Er war also ganz wie immer vornehm und ohne das geringste Wohlgefallen darüber auszudrücken durch die Menge hindurch geritten. Nur darin, daß er obenhin und leicht, kaum merkbar einige Male mit Augenlidern und Kopfe gegrüßt hatte, war er von seiner gewöhnlichen Weise abgewichen. Denn gewöhnlich grüßte und dankte er einer Volksmenge oder einzelnen Manans, wie man jahrhundertelang die Nichtedelleute nannte, gar nicht. Es war dies nicht Hochmut, es war jene egoistische Gleichgültigkeit gegen alles, was nicht eine charakteristische Beziehung zu ihm hatte. Und was nicht Seigneur war oder sonstwie bevorzugtes Geschöpf, das hatte keine Bedeutung für ihn. Dennoch war ihm der Zuruf des Volkes an jenem Tage von einiger Bedeutung gewesen; er hatte ihn daran erinnert, daß Françoise mit ihrer Bedenklichkeit recht gehabt, denn er empfand jetzt selbst, daß ein so aufmerksam beachteter Einzug mit ihr an solchem Tage etwas Unpassendes gewesen wäre.

Was Françoiſe dadurch für die Zukunft vielleicht gewann im Sinne des Königs, das verlor ſie tatſächlich durch die Überreſte der Volkshaufen, welche ſich noch in den Straßen herumtrieben und welche ſie ſogleich erkannten. Zweideutige und mitunter auch gröbliche Zurufe empfingen ſie an der Rue royale, und verletzten nicht nur ihr Schamgefühl, ſondern auch ihren Stolz bitterlich. Das Volk haßt mit einer wunderlichen Hartnäckigkeit überall die Finanzbeamten, als ob dieſe allein die Veranlaſſung ſeien, daß es Steuern bezahlen müſſe. In Frankreich beſonders iſt es ſeit vielen Jahrhunderten dem Volke immer eine Genugtuung geweſen, wenn ein hoher Finanzbeamter geſtürzt wurde. Semblançays, eines würdigen, rechtlichen Mannes peinlicher Prozeß war den Pariſern alſo auch ein ſehr willkommenes Ereignis geweſen, und die Chateaubriant hatte ſich ihnen unmittelbar dadurch verhaßt gemacht, daß ſie dem alten Manne beim Könige das Wort geredet habe. Sie wollten ihn hängen ſehen den alten Fuchs, an den ſie ſchon ſo viele Taillen bezahlt, ja der ihren Vätern ſchon Geld abgenommen!

Darauf bezügliche Verhöhnungen mußte denn Françoiſe in reichlichem Maße anhören. Entſetzt von dieſer Lage blickte ſie hinter ſich, um Budés und Florentins, welche ſie nahe bei ſich glaubte, Schutz in Anſpruch zu nehmen. Sie waren nicht da; wohl aber ſchloß ſich die vom Geſchrei anwachſende Volksmenge hinter ihr zuſammen und trennte ſie immer weiter von Budé, der gleich darauf um die Baſtillenmauer bog, und ſich der nicht ausweichenden Menge halber nicht mit ihr vereinigen konnte. Sie litt unerhörte Pein, beſonders da ſich in der enger werdenden Gaſſe rohe Männer bereits an ihr Pferd drängten und der Augenblick perſönlicher Mißhandlung nahe zu ſein ſchien.

Wie in Traumbildern, die vom Winde gepeitſcht gleich Wolkenſchatten einander jagen, ſo flog ihr Leben der letzten Zeit an ihren faſt geſchloſſenen Augen vorüber. Alles

Entſetzen ihrer Stellung ſchaute ihr ſo erſchrecklich daraus und aus dieſem öffentlichen Skandale, dem Höhepunkte ihres Schickſals, wie ſie meinte, entgegen, daß ſie einen Augenblick allen Willen und alle Tatkraft verlor und unmerklich ſelbſt ihr Pferd anhielt, als ob es ihre Beſtimmung ſei, ſich zur Sühne den Mißhandlungen des Volkshaufens preiszugeben. Zwei der verwegenſten Männer des Haufens benutzten dieſen Moment, und der eine vertrat dem langſam ſchreitenden Pferde den Weg, der andere ſtreckte die Hand nach ihr ſelbſt aus. „In die Seine! In die Seine mit ihr! Damit die gute Königin Claude eine Kammerfrau finde unterwegs!“ ſchrie der Haufe mit wildem Gebrüll, als er ſah, daß ſich der Gegenſtand der Entrüſtung ſo gutwillig ergab. „Ein gutes Pferd iſt Goldes wert, wenn man's zu führen weiß!“ ſang in dem Augenblicke, da die ſchwere Hand des Handwerkers ſie berührte, eine ſchallende Stimme neben ihr, und Françoiſe fuhr aufgeweckt wie eine Nachtwandlerin, ſei es von der ſie entſetzenden Berührung, ſei es von dem Geſange, mit Kopf und Hand in die Höhe. Das Blut der Foix war in ihr erregt, und der Entſchluß ſchoß auf in ihrer Seele wie ein glühender Wetterſchein, der Entſchluß, den Kampf anzunehmen auf Leben und Tod mit dem Schickſale. Mit aller Gewalt ſchlug ſie ihre Reitgerte raſchen Streiches einmal dem Bürger, der nach ihr griff, ins Angeſicht, das andere Mal auf den Kopf ihres Pferdes. Der Mann, in die Augen getroffen, taumelte zurück, während das Pferd in heftigem Satze den anderen umwarf und vollen Laufes auf der ſchlecht gepflaſterten Straße dahinflog, daß die Funken ſprühten und die Menſchen auseinander ſtoben. Die Diener, längſt mit Ungeduld dieſes Tempos harrend, ſtürmten ihr nach, und bei der plötzlich eingetretenen Ruhe in der Rue royale hörte man das Stampfen der galoppierenden Roſſe bald ferner und ferner.

„Marots Chanſon hat ſie gerettet!“ rief lachend der

Bürger, welcher umgeworfen worden war und sich unbeschädigt aufrichtete. „Wo ist er?“ setzte er hinzu, „der Schelm war doch eben neben uns!“

„Aber schön ist sie und reiten kann sie wie die Königin Isabeau!“ rief die Stimme des Sängers aus einem Haufen.

„Das ist wahr!“ schrien andere, und ein allgemeines Gelächter folgte. Es war schwer zu sagen, ob man den Bürger auslachte, der sich die gepeitschten Augen in ungeschickter Stellung rieb, oder ob es dem Attentate aus dem Stegreife galt, welches durch die Entschlossenheit einer schönen Frau so plötzlich geendigt war.

Françoise aber jagte unaufhaltsam durch Paris, bis sie dergestalt verirrt war, daß sie halten und einen Diener um Rat fragen mußte. Es war später Nachmittag, als sie außerhalb der Stadt den Turm von St. Denis vor sich sah.

Einer jener heißen Sonnentage war es, an welchen die Luft des Tages verdickt und dunstig, gegen Sonnenuntergang aber in rotgelbem Scheine wunderbar durchsichtig erscheint. Es wandelt dann alles unter dem Himmel in dieser Beleuchtung einher, wie man es auf alten Heiligenbildern zu sehen gewohnt ist: scharf abgeschnitten von der Luft und wie angehaucht von einer gewissen steifen Feierlichkeit. In dieser wunderbaren Beleuchtung sah sie weithin über die Ebene von St. Denis den König reiten, der bereits auf dem Rückwege begriffen und nur von wenig Kavalieren begleitet war. Sein Anblick hatte bei dem grellen Himmelslichte etwas Gespenstisches; auf ungewöhnlich hohem schwarzen Pferde erschien er, ein sehr hochgewachsener Mann und den Begleitern weit voraus, wie ein unterirdisch Wesen, das im Brande der Sonne aus den Erdklüften an die Oberfläche heraufgestiegen sei, um in unheilvoller Absicht einen Teil der Welt zu besehen.

Er ritt auch wirklich ohne Weg und Steg querfeldein weil es seinem Naturell zuwider war, denselben Weg zweimal

hintereinander zu machen, und Françoiſe hatte Mühe, über Gräben und allerlei Hinderniſſe zu ihm zu kommen. Trotz ihrer Vorliebe für ihn empfand auch ſie jenen geſpenſtiſchen Eindruck, welchen ſo oft ein unerwartetes Zuſammentreffen innerer und äußerer Umſtände hervorbringt. Aber dieſer geſpenſtiſche Eindruck übte keine Macht aus auf ihre jetzt eben hoch geſteigerte Stimmung; einen Augenblick zerſchmettert von dem Attentate in Paris, hatte ſich der ihr angeborene Mut ein für allemal zu der Einſicht und dem Entſchluſſe erhoben: ſie wandle am Abgrunde und ſie müſſe ſich wehren auf Tod und Leben gegen jegliches Hindernis, das ihr bedrohlich in den Weg trete. Schwärmeriſch und wie alle Schwärmerei uneigennützig liebend, hatte ſie bis dieſen Tag ihre Stellung neben dem Könige niemals vom politiſchen Standpunkte betrachtet; was kümmerte ſie äußeres Anſehen und äußere Macht! Jetzt hatte ſie plötzlich dicht nacheinander ihre Liebeswelt bedroht geſehen von innen her durch den launiſchen König, der offenbar durch politiſche Verwickelung zu liebloſer Laune getrieben war, und von außen her durch Zudringlichkeit der Volksmaſſen. Hier wie dort war es alſo, wie ſie glaubte, Mangel an politiſcher Macht, der ſie bedrohte, und ſo bildete ſich in ihr mit einem Male der auffallende Wechſel, daß ſie für ihre Liebe und trotz ihrer Liebe von Stunde an eine mächtige politiſche Stellung erzwingen wollte.

Dadurch war ihr Weſen außerordentlich verändert, und der König zeigte ſich bald davon betroffen. Als er ihrer auf dem Felde anſichtig geworden, hatte er nicht eben mit wohlwollendem Auge auf ſie geblickt; daß ſie nach den Szenen am Vormittage dennoch ſeinem Vorſchlage von geſtern gefolgt ſei und ſich nach ſo herber Behandlung dennoch ſtreng gehorſam zeige, das machte ihm, dem eigenſinnigen Manne, keinen günſtigen Eindruck. Was ſich ſo widerſtandslos behandeln läßt, das reizt denjenigen Mann nicht, welcher keiner

ſich ſelbſt verläugnenden Liebe fähig iſt. Er empfing die Gräfin alſo hochmütig und lieblos, und machte ihr Vorwürfe, daß ſie ſo ſpät eintreffe. Wie war er verwundert, als ſie erwiderte:

„Das iſt Eure Schuld, König Franz, der Ihr Euer Volk in Paris ſo ſchlecht im Zügel habt, daß es ſelbſt Eurer nächſten Freundin mit Brutalität den Weg vertreten und ſie mit Hohn und Spott, ja ſelbſt mit Mißhandlung bedrohen kann.“

„Die Pariſer?!“

„Die Pariſer, die Eurem Regimente ſo wenig Ehre machen. Doch davon handelt ſich's nicht eben, denn man kann ſchwach regieren und doch ein ſtarker Freund ſein. Aber daß ein als ritterlich geprieſener König die Dame ſeines Herzens gedankenlos einem offenbar vorbereiteten Attentate des Pöbels ausſetzt, das Sire, iſt erſtaunlich!“

„Françoiſe?!“

„Gräfin von Foix iſt mein Name, König von Frankreich, ſeit ich dem Namen meines Gemahls entſagt, und ſeit ich eingeſehen habe, daß die vertrauliche Benennung, welche ich Euch geſtattet, nicht nur keine Liebe, nein, nicht einmal alltägliche, jeder Dame gebührende Achtungsbezeugung mit ſich bringt.“

Man ſollte glauben, die Gräfin habe ſich nur mit großer Mühe eine Zeitlang in dieſem Tone erhalten können, da er ihrem Weſen fremd, und da er ihr, dem Könige gegenüber, den ſie liebte wie nur jemals vorher, äußerſt ſchwer geweſen ſei. Aber dem war nicht ſo. Ihre Liebe blieb ungeſtört davon; die Liebe hätte ihr mitten in dieſem Geſpräche, welches ſich durch des Königs beſchwichtigende Gegenrede immer mehr belebte, — die Liebe hätte ihr in dieſer halb zornigen Aufregung jedes Opfer möglich gemacht, wenn ein ſolches im Augenblicke notwendig geworden wäre, denn die Liebe zum Könige war ebenſo friſch und ſtark in ihr wie je vorher. Die Weltdame nur, die Frau der Geſellſchaft war

zum ersten Male, war endlich in ihr zum Bewußtsein gekommen. Daß sie sich der rohen Gemeinheit ausgesetzt gesehen, dies hatte endlich all das in ihr wachgerufen, was von seiten ihrer Freunde immer und immer neben ihr gesprochen worden und was immer ohne Widerhall in ihren Sinn gefallen war. Jedes dieser Worte wachte wie von langem Schlummer in ihr auf; was Budé, was Brion, was Florentin von Stellung und Schutz jemals gesagt, die ihr der König schuldig sei, das alles erhob sich jetzt gesammelt und geschlossen in ihr. Es war leblos geblieben, solange die Liebe ohne Arg vertraut hatte auf den liebenden König; es wurde lebendig, da sich von allen Seiten die Überzeugung aufdrängte, dies Vertrauen könne getäuscht und in diese Täuschung des Vertrauens könne wohl auch die Liebe selbst mit hineingerissen werden.

Vielleicht auch war sie durch Florentin und durch das Hofleben so weit verdorben worden, daß der Ehrgeiz in ihr Macht gewann neben der Liebe, daß der Eigennutz eine Stelle fand in diesem sonst so uneigennützigen Herzen. Oder sind nicht all diese Ausdrücke zu hart? Tat es denn ihrem Herzen und ihrer Liebe irgend einen Eintrag, daß sie sich eines Stolzes bewußt wurde, welcher ihr zukam durch Geburt und Erziehung, und welchen sie hegen durfte nach so viel rücksichtsloser Hingebung, als sie dem Könige bewiesen? Königliche Herrin zu sein war ja den Ansprüchen eines Herzens nicht fremd, welches Liebe zum und Liebe vom Könige klar und fest in sich trug, und welches Leib und Leben für diese königliche Liebe ohne weiteres hingegeben hätte! Im Grunde konnte nur der oberflächliche Zuschauer von dieser endlich eintretenden Wendung im Wesen eines Weibes überrascht sein, eines Weibes, welches überall, sowohl in Gehorsam als in Kraft zur Selbstopferung, als in endlicher voller und offener Hingebung an ihre Liebeswelt stark ausgeprägte Züge offenbart hatte.

Der König freilich war ein so oberflächlicher Zuschauer gewesen; denn seine Eitelkeit, durch Mannesschöne und hohe Stellung begünstigt, hatte ihn über die geheimen Widerstandskräfte des Weibes völlig sorglos und gedankenlos gelassen. Völlig unerwartet traten sie ihm jetzt entgegen und bestürzten ihn, soweit sie ihm gegründete Vorwürfe unritterlichen Betragens vors Angesicht hielten. Denn ein ritterlicher König, ein ritterlicher Herr in aller Ausdehnung des Wortes zu sein, dies war der Grundton seines Stolzes. Deshalb war er anfangs zum Äußersten bestürzt, und verwirrte sich in der Scham vor seinen eigenen kleinlauten Erwiderungen, eine Scham, die ihm neu und empfindlich peinigend war. Er achtete nicht auf Weg und Richtung und ritt planlos neben der Gräfin dahin, welche überaus prächtig aussah in dieser stolzen Wallung auf schaum- und schweißbedecktem Zelter. Von Aufregung und Tageshitze glühte ihr Angesicht, der runde Federhut mit breiter Krempe war aus dem Gesichte nach hinten zurückgewichen, das schöne schwarze Haar drängte sich hervor, die Wangen glühten, und die Spange des grüngoldenen Reitgewandes, welche es über der Brust zusammenhielt, war ausgesprungen, so daß die Oberbrust, von rastlos strömender Rede und Erhitzung gehoben, dem Blicke entgegentrat.

Solche Schönheit verdrängte ihm in etwas die Pein der Erniedrigung, und sobald diese Pein ein wenig zurücktrat, gewann auch das Interesse die Oberhand, das Interesse, eine so überraschende Wendung in dem Charakter seiner Herzdame zu erleben. „Warum hast du nicht einige Stunden früher so gesprochen!“ rief er unwillkürlich und ohne weitere Erklärung aus.

„Erst seit einigen Stunden“, erwiderte Françoise rasch, „hast du solche Worte nötig gemacht!“

Lediglich mit sich beschäftigt, waren sie solcherweise absichtslos auf eine Anhöhe vor Paris gekommen, die man

ſonſt nicht gern betrat, und die der König an jenem Tage um jeden Preis vermieden hätte, wäre er frei und der Umſicht fähig geweſen. Jetzt war es zu ſpät, dem Anblicke zu entgehen, der ſich entgegendrängte. Dichte Volksmaſſen wälzten ſich von Paris den Berg herauf, und in ihrer Mitte zeigte ſich, umgeben von berittenen Trabanten, ein bärtiger Menſch mit blutrotem Mantel und auf ſchwarzem Karren ein alter, totenbleich ausſehender Mann.

Der König fuhr ſich mit der Hand über die Augen, wie um ſich zu beſinnen, wo er ſei und was dies zu bedeuten habe. Unterdes war die Menge, die ihn geſehen und erkannt, haſtig näher gerückt mit wildem, die Luft erſchütterndem Geſchrei. Franz hatte ſich mit Entſetzen überzeugt, er ſei auf Montfaucon, der Hochgerichtshöhe bei Paris, und der bleiche arme Sünder mit ſchneeweißem Barte, der ihm die magern Hände entgegenſtreckte, ſei niemand anders als Semblançay, den Duprat ſchleunigſt zum Galgen befördern laſſe.

„Was iſt das?“ rief Françoiſe. „Schon wieder dieſe brutalen Töne, dieſe erſchrecklichen Maſſen! —“

„Hinweg! hinweg!“ rief der König und griff nach dem Zügel ihres Pferdes.

„Horch! einen Augenblick noch!“ ſagte haſtig Françoiſe und beugte ſich nach dem Halſe des Tieres, als ob ſie deutlich hören wolle, was die Leute ſchrien, „um Gottes willen! Franz, hörſt du? Sie ſchreien dir Vivat für — für — das Todesurteil, — dieſer Greis, wer iſt's?“

„Hinweg! hinweg!“ und mit dieſen Worten ſpornte er ſein Pferd bis aufs Blut, und riß Françoiſens Zelter am Zügel mit hinab, ſeitwärts biegend von der Volksmaſſe und über Stock und Stein dahinjagend nach der Stadt, über welcher eben die letzten Strahlen der untergehenden Sonne zitterten.

Aber auch hier fand er keine Ruhe; in den dunkelnden

Straßen war alles in Bewegung, und ſämtliche Glocken läuteten, daß man in der Nähe der Kirchen wie betäubt war. Françoiſe, öfter in Gefahr, vom Pferde zu fallen, und fieberiſch aufgeregt durch alle Vorgänge des Tages, rief ihm umſonſt zu wiederholten Malen zu, was vorgehe? und wer der Unglückliche geweſen ſei? was die Aufregung und das Glockengeläute bedeute? Er antwortete nicht, und im Lärm der galoppierenden Pferdetritte und der überall tönenden Glocken ging es fort und fort durch die immer finſterer werdende, brauſende Stadt.

Am jenſeitigen Tore aber, welches nach Corbeil hinausführte, war der König genötigt, einen Augenblick zu halten, weil das Tor ſchon geſchloſſen war. Während die Diener vorritten und ſchrien: „Öffnet das Tor für den König!“ fand ſie Zeit, einen Trabanten zu fragen.

„Semblançay wird gehenkt, und die Königin Claude iſt geſtorben,“ antwortete eintönig der Trabant.

10.

Die Dinge waren ihrer Entſcheidung nahegerückt; Bourbon belagerte Marſeille, Bonnivet ſelbſt war angekommen in Fontainebleau, des Königs Abreiſe zum Heere ſtand vor der Tür, und vor dieſer Abreiſe mußte das Wichtigſte entſchieden werden. Die Regentſchaftsfrage und die Stellung der Chateaubriant erſchien aber allen Leuten am Hofe als das Wichtigſte, und niemand wußte darüber etwas vorauszuſagen, ſelbſt die Herzogin von Angoulême nicht, obwohl ſie, vom Hotel des Tournelles aus am Sterbetage der Königin Claude datiert, eine ziemlich poſitive Zuſchrift ihres Sohnes in Händen hatte, daß ſie in ſeiner Abweſenheit die Zügel der Regierung führen ſolle. Sie kannte ihren Sohn zu gut, als daß ſie ſich mit dieſer Zuſchrift des Ausgangs

ſicher geglaubt hätte. „Er bindet ſich nicht, ſelbſt nicht durch ſeine eigenen Ausſprüche und Beſchlüſſe, er geſtattet jedem Tage ein neues Recht, und die letzte Stunde vor ſeiner Abreiſe wird erſt entſcheiden, wer die Herrſchaft an ſeiner Statt erhalten wird.“ So ſprach ſie zu Duprat, der ihr über Semblançays Ende berichtet hatte, und trug ihm auf, den feinen Prälaten Florentin ihr unverzüglich nach Fontainebleau zu ſchicken. Sie wußte, daß er in Vincennes mit der Gräfin geweſen, und ſie war der Meinung, von ſeinen Ratſchlägen rühre es her, daß ſich von jenem Tage an eine ſo auffallende, der Gräfin günſtige Änderung zeige im Verhältniſſe des Königs zu ſeiner Herzdame, eine Änderung, von welcher die Herzogin in der entſcheidenden Stunde das Schlimmſte befürchtete. Dieſer Florentin alſo müſſe um jeden Preis gewonnen werden, damit er eiligſt wieder vernichte, was er geſchaffen.

Ach! und das war ſo leicht! Er hatte in Vincennes nicht geraten, er war ſeiner Milchſchweſter bereits ſo gut wie abtrünnig, weil er die Unmacht derſelben zu erkennen glaubte, er hatte von da an den höflichen Verſicherungen der Herzogin bereits ein gefälliges Ohr geliehen, er harrte nur ihrer poſitiven Aufträge.

Den vollen Grund zu ſagen: Florentin ward durch den Aberglauben, welcher damals mehr als je unter dem höheren Klerus ſyſtematiſch herrſchte, von ſeiner Milchſchweſter abgedrängt. Alle geheimnisvollen Zeichen waren gegen ſie; je tiefer er eingeweiht wurde durch die Kundigſten ſeines Standes in Paris, je feſter und ſicherer er ein Horoſkop ſtellen lernte, deſto hoffnungsloſer wurde er für Françoiſe, und infolgedeſſen auch deſto kälter; denn er verband ſich nur mit dem, was Erfolg verhieß in der Welt.

Als er nun auf Duprats Mitteilung ſogleich hinübereilte nach Fontainebleau, und, zuerſt in Françoiſens Zimmer eintretend, den Raben Jacques wieder bei ihr fand, den er

ſeit dem Aufenthalte in der Heimat nicht wieder geſehen, da gab der Anblick dieſes Vogels den letzten Ausſchlag, wenn es noch eines ſolchen Ausſchlages bedurfte.

Jacques, welcher damals die Gräfin und den König nur eine Strecke Weges begleitet hatte, war jetzt mit Chimene nach Fontainebleau gekommen, als dieſes verlaſſene Mädchen nach dem Tode der alten Gräfin Foix eine Zuflucht bei Françoiſe geſucht hatte. Bemerkte ſie's nicht, oder wollte ſie es nicht bemerken, daß Françoiſe ihr abgeneigt, wenigſtens mißtrauiſch gegen ſie geſinnt ſei? Sie ſah und hörte nicht darauf, ſie liebte Françoiſe, wie ein junges Mädchen imſtande iſt, ein älteres mit Schwärmerei zu lieben. Und wenn ſie ihr den Raben mitbrächte, der ihr von Jugend auf angehört hatte, ſo glaubte ſie ihr eine beſondere Freude zu machen.

Florentin, der zuerſt bei der Gräfin eingetreten war, um ſich erſt an der aufrichtigen Quelle über den jetzigen Stand der Verhältniſſe zu unterrichten, fand weder Françoiſe noch Chimene, aber er fand den Raben. Er kannte die verborgene Tür in der Galerie, und war durch das Semele-Kabinett eingetreten; denn wir dürfen nicht vergeſſen, daß er Françoiſens Beichtiger war. Als er in den leeren Zimmern zu ſeinem Schrecke nur von Jacques begrüßt wurde, deſſen Ankunft ihm unbekannt geblieben, da fühlte er ſich auf einmal zweifellos beſtimmt, und ging von da ſtehenden Fußes zur Herzogin.

Iſt es ſo gar wunderlich, daß ein mit großen Verſtandeskräften ausgerüſteter Menſch dergeſtalt gemeinem Aberglauben unterworfen war? Der herrſchende Ton unter den damaligen Prieſtern erklärt es hinreichend. Außer denen, die immer beſtehen und alle Revolutionen überdauern, das heißt außer den gedankenloſen, welche der hergebrachten Formel blindlings folgen, zerfielen ſie in zwei Teile: ein Teil neigte zur Reform, und der andere Teil entſchädigte das geheimnisvolle Bedürfnis, welches den Menſchen inne-

wohnt und welches die Bürgschaft unserer höheren Bedeutung und ewigen Bestimmung ist, durch Hingabe an die Glaubenskünste aller Zeiten. Solche Glaubenskünste werden Magie und Zauberei genannt, sobald sie nicht zu einer geläuterten, das heißt auf einfache Sätze zurückgeführten und allgemein angenommenen Religionsform gediehen sind, oder sobald sie sich in verwegener Spekulation von der allgemein angenommenen Religionsform trennen. Solche Parteiung ist bei allen Völkern, denen eine ausgebildete Geisteswelt erreichbar gewesen, und ist zu allen Zeiten eingetreten. Prometheus und Sisyphus hat man mit Recht die Fauste der alten Welt genannt, und Hekate wurde mit ihrem Hofstaate von Hunden, Schlangen und Scheusalen eine vom Dogma abliegende Königin der Unterwelt für die Griechen, eine Zaubermutter, deren Reich Horaz in dem bekannten Verse meint: Wenn ich die Überirdischen nicht rühren kann, so werd' ich die Unterwelt bewegen! Die Unterwelt wurde überall das weite, unfaßbare Reich der Zaubergewalten. Wie tief hatte Moses diese Gefahr für den beweglichen Menschensinn erkannt, und wie streng hatte er die Teilung der Gottheit, in welcher Teilung er all diese Gefahr erblickte, in seiner Lehre verdammt. Aber auch sein Volk entging diesem Dualismus nicht, welcher im ganzen Oriente herrschte, und aus der babylonischen Gefangenschaft brachten die Juden das Heer der Dämonen mit, denen Satan gebietet. Durch allerlei Hintertüren stahlen sich diese unmosaischen bösen Geister in die jüdische Religion, und sie finden sich als anerkannte Gewalten vor, als das Christentum auftritt, welches die Dämonen austreiben, der alten Schlange, dem Satan, den Kopf zertreten will, und sie also unmittelbar anerkennt. Mehr und mehr traten diese feindlichen Gewalten unmittelbar hervor in den sich ausbildenden Glaubensbekenntnissen des Christentums, und der Satan heißt bald überall der Fürst der Welt. Mit diesem Gedankengange erbten sich hundert Traditionen

in der Prieſterſchaft fort, wie dieſe böſen Mächte zu beherrſchen ſeien. Was wir beherrſchen, das iſt uns dienſtbar, was uns dienſtbar iſt, das wollen wir ausbeuten, — alſo iſt die Folge im Menſchengeiſte. Die Magie alſo, die Kenntnis geheimnisvoller Gewalten, ward wieder errichtet unter dem erlaubten Titel der Teufelsbeherrſchung und Teufelsaustreibung, und gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts war bereits eine ganz ausgebildete Theorie des Zauberweſens vorhanden, deſſen Adepten beſonders aufgeklärte Prieſter waren. Der ſogenannte „Hexenhammer", ein Kriminalkodex, nach welchem man Hexen richtete, und aus welchem man ſich zu ſeinem Privatzwecke unterrichtete, iſt ein Zeugnis, wie ausgebildet und bis ins einzelne ausgebildet dieſe Theorie damaliger Zeit war. Und es war dies Zauberweſen damals eines von jenen öffentlichen Geheimniſſen, deſſen Benutzung nur unter gewiſſen beſchwerenden Umſtänden beſtraft wurde. Der aufgeklärte italieniſche Klerus, welcher den Ton angab für Europa, machte aus ſeinen derartigen Neigungen gar kein Hehl, und Pomponazzi lehrte in Padua und Bologna öffentlich Magie, das heißt: die Wiſſenſchaft, das verſiegelte ſymboliſch magiſche Hieroglyphen- und Wunderbuch Natur zu entſiegeln. Die bibliſchen Wunder zum Beiſpiel ſchrieb er der natürlichen Magie zu, und die bizarrſten Vorſtellungen, wie man ſich in ein Tier verwandeln oder ſeinen Geiſt einem Tiere einhauchen könne, waren gang und gäbe. Daß ſich Adam und Eva an der Schlange verſehen und dadurch den jetzigen Menſchenleib erhalten hätten, das war keinem Adepten zweifelhaft. Der Menſch ſei viel ſchöner geweſen und die Schlange wohl auch. Wenigſtens habe ſie auch Hände und Füße gehabt, die ihr nun in die Haut eingewickelt ſeien wie einem Wickelkinde. Zur Zeit der Wiederherſtellung aller Dinge, und wenn wir erſt den vollſtändigen Höllenzwang gefunden, dann würde alles wieder in ſeine ſchönſte Geſtalt zurückkehren. Tiefſinnige Gedanken alter und moderner Philo-

ſophen waren in Beiſpielen geläufig, wie die Vorſtellung vom Baſilisk zeigt, der durch ſeinen bloßen Blick tötet. Er töte nämlich bloß durch die Begierde zu töten, welche er in ſeinen Blick zuſammendränge, wie denn der philoſophiſche Gedanke, daß Gedachtes dadurch, daß es gedacht worden, auch zur wirklichen Exiſtenz gekommen ſei, ſchon von Plotin herab der magiſchen Wiſſenſchaft eigen war.

Wie mußte dies alles einen von ſonſtigem Glauben entblößten, aber an Phantaſie und Verſtand reichen Mann wie Florentin locken, da er es halb verſchleiert und von den ſtattlichſten Prälaten hochgeachtet in Paris vorfand! Mit ſolch einem Glauben fand man ein Bedürfnis des Glaubens ab, deſſen man ſich doch dem ſtets gefürchteten Schickſale gegenüber nie ganz entſchlagen kann, und tauſchte doch nur einen Glauben ein, den man ſeinem Bedürfniſſe anmaß, den man erweiterte oder verengte, je nach Belieben! Florentin wurde ein eifrigſter Adept, um ſo eifriger, je neuer ihm dies Gebiet noch war, je tiefer er es verwachſen glaubte mit der Hierarchie. Und in dieſem erſten Stadium ſeines Glaubens fand er jetzt den Raben bei Françoiſe, denſelben Raben, der ihr in der Abtei, das wußte er, ſo verhängnisvoll geweſen war. Der Rabe war von erſchrecklicher Wichtigkeit in aller magiſchen Kunſt! „Dr. Johann Fauſtens Mirakul-, Kunſt- und Wunderbuch, oder der ſchwarze Rabe, auch der dreifache Höllenzwang genannt, womit ich die Geiſter gezwungen, daß ſie mir haben bringen müſſen, was ich begehret habe, es ſei Gold oder Silber, Schätze groß oder klein, auch die Springwurzel, und was ſonſt mehr dergleichen auf Erden" — dieſes wichtige Buch war in Frankreich und auch ihm bereits nicht bloß dem Titel nach bekannt, und mit Schauer floh er vor dem ihn erkennenden und verfolgenden Jacques durch die Tapetentüre in die Franz-Galerie hinaus.

Die Herzogin Luiſe von Angoulême bewohnte die abgelegenſte Seite des damaligen Schloſſes; Florentin hatte

über einen Hofplan zu schreiten, welcher nach der jetzigen Stadtseite zu die Wohnung des Königs begrenzte, und mußte dann durch einen kurzen, aber düsteren Bogengang hindurch, um in das von der Herzogin eingenommene Seitengebäude zu kommen. Sie wohnte gern abgesondert, denn sie hatte immer besondere Dinge vor, welche die neugierigen Hofleute nicht sehen sollten. Sonst hätte man nicht gewußt, warum sie diesen ältesten und engsten Teil des Jagdhauses von Fontainebleau mit schmalen Fenstern und schmalen Gemächern sich auserwählt, der vielleicht schon von Ludwig dem Heiligen zur Herberge benutzt worden war, und der später in dem fünffach eingeschachtelten Gehäuse von Schlössern Fontainebleaus verschwunden ist.

Als Florentin eintrat, verabschiedete sie eben Bonnivet, welcher eine junge schöne Dame an der Hand führte. Bonnivet war es durchaus nicht anzusehen, daß er eben aus einem höchst unglücklichen Feldzuge, dessen übler Ausgang besonders ihm zugeschrieben wurde, heimgekehrt war; der heitere Leichtsinn war ihm eigen wie sonst, er küßte der Herzogin bedeutungsvoll die Hand wie ehedem, und fragte mit einem unnachahmlichen Seitenblick auf die junge Dame nach den Befehlen der ihm stets gnädigen Luise.

„Keinen Leichtsinn!“ flüsterte diese rasch, als ob sie unmittelbar auf jenen Seitenblick antwortete, „der Augenblicke sind wenig und der günstige will ergriffen sein. Mein Sohn badet im roten Pavillon, und er ist am günstigsten gestimmt für das Gesuch dieser Dame, wenn er im Begriff ist, den Pavillon zu verlassen. Seid mutig, Madame, und sprecht mit voller Hingebung. Adieu! Ihr möcht mir Bericht erstatten, Bonnivet, ich gehe nicht aus vor Tafelzeit.“

Als Bonnivet mit seiner Dame das Zimmer verlassen hatte, wendete sich die Herzogin mit einem lange forschenden Blicke zu unserem jungen Priester. Sie sprach nicht, als ob sie gefürchtet hätte, durch Sprechen die Prüfung zu stören.

Und der verschmitzte Florentin hatte nicht so viel dreiste Haltung des Auges, wie sie Kraft der Herausforderung besaß; er schlug es nieder und begann das Gespräch gegen seine Absicht. Denn von zwei Unterhändlern ist derjenige im Nachteile, welcher die Rede anfängt, auch wo es sich nur um Abschluß längst besprochener Dinge handelt.

„Die Frau Herzogin haben befohlen —“ sagte denn Florentin, um ihr wenigstens solcherweise die ersten Schritte zuzuschieben.

„Nicht daß ich wüßte!“ entgegnete sie lächelnd.

„Dann bitte ich um Verzeihung, denn es ist dann ein Mißverständnis von seiten des Herrn Kanzlers, auf dessen Einladung ich heute nach Fontainebleau und hierher gekommen bin!“

„Habt Ihr Euer Beichtkind schon gesprochen? Ihr werdet sie sehr befriedigt gefunden haben von der neuen Koketterie, die sie angewendet hat gegen meinen Sohn, und deren Erfindung ich Euch zuschreibe, um weswillen Ihr mich erstaunt seht über Euren Besuch.“

Florentin fühlte nach diesen Worten keinen Boden unter sich. Françoise war also in voller Macht, und er selbst, im Begriff sie zu verraten, war im Begriff eine Torheit zu begehen. — Er stotterte ungeschickt einige ablehnende Worte.

Die Herzogin hütete sich wohl, ihn zu unterbrechen, und als er seine unvollständige Phrase beendigt hatte, fühlte er wiederum den zudringlich prüfenden Blick auf sich ruhen, und die Pause dehnte sich wieder.

„Ihr seid nicht unterrichtet, Herr Prälat,“ sagte sie darauf langsam, „und kommt, mir Euren Rat anzubieten! Ihr seid nicht entschieden, welche Partei Ihr ergreifen sollt, und kommt, Euch als mein Parteinehmer die Belohnung auszubedingen! — Laßt es gut sein mit halben Worten, Ihr braucht noch Übung, um damit zu täuschen, Ihr braucht noch Übung, nicht getäuscht zu werden. Wenn die Gräfin wieder

in voller Macht wäre, würde ich Euch, den Schwankenden, mit solcher Nachricht empfangen?"

„Ich schwanke nicht mehr —" entgegnete Florentin, der sich dahin gefaßt hatte, rein mit der Sprache herauszugehen — „seit ich am Todestage der Königin die politische Unfähigkeit meines Beichtkindes gesehen, und seit ich in der Zukunft gelesen, daß sie ungeschützt vom Könige zugrunde gehen werde!"

„Ei, sind Eure Bücher der Zukunft in so deutlicher Sprache geschrieben?"

„Ich schwanke nicht mehr, erlaubt, daß ich endige, ob ich sie verlassen müsse, denn ich diene nur dem, was Macht und Erfolg hat, und nicht dem Vergeblichen. Aber ich weiß noch nicht, wo ich die dauernde Macht an diesem Hofe suchen soll."

„So? Euren Mangel an Klugheit bedeckt Ihr mit Unhöflichkeit. Vielleicht war diese Dame, welche eben mit Bonnivet hinwegging, vielleicht war sie die Mächtige der Zukunft?"

„Der Zukunft? Das ist wohl möglich, aber einer Zukunft, die noch zwanzig Jahre Zeit hat, und das ist Zukunft für den Schwärmer, nicht für uns."

„Was? Zwanzig Jahre! Das ist wenigstens originell, wenn es sich bloß um Waffen der Jugend und Schönheit handelt! Ihr habt heute keinen guten Tag, Herr Florentin."

„Diese sechzehnjährige Dame hat große Anlagen, aber sie werden langsam reifen, und jetzt hat sie nichts als den augenblicklichen Reiz der sechzehn Jahre."

„Kennt Ihr sie denn?"

„Diana von Brezé war bei mir, ehe sie nach Fontainebleau kam, und zwar schon vor acht Tagen, ehe ich das weltliche Schicksal meines Beichtkindes aufgegeben hatte. Ich hielt sie aber für so ungefährlich, daß ich ihr selbst dringend geraten, hierher zu gehen, und daß ich sie mit guten Rat-

ſchlägen ausgerüſtet habe, an den König zu kommen, dem Könige zu gefallen, den König zu bewegen."

Hiermit war die Reihe der Überlegenheit an Florentin gekommen, er hatte das Geheimnis und die Maßregeln der Herzogin überholt. Ihr Stillſchweigen war alſo jetzt von anderer Art, und als ſie es enden wollte, winkte ſie Florentin, einen Seſſel einzunehmen, und ſetzte ſich ſelbſt, indem ſie ſprach: „Es iſt ſchade, daß eine ſichere Übereinkunft mit Euch ſo ſchwer, faſt unmöglich iſt!"

„Sicher iſt nur der Tod, und ich bin ſicherer als die Mehrzahl der Menſchen, weil ich mich keinen Leidenſchaften hingebe, und die einzige Neigung, welcher ich nachhänge, von meiner Herrin befriedigt werden kann."

„Welche Neigung iſt's?"

„Eine hohe Stelle im geiſtlichen Regimente, zunächſt eine biſchöfliche."

„Und wer ſie Euch verſpricht, dem dient Ihr treu, bis Ihr ſie habt?"

„Wer ſie mir verſchafft, dem diene ich treu, ſolange er mir mit Wahrſcheinlichkeit eine höhere verſchaffen kann."

„Und glaubt Ihr nicht, daß dies die Regentin von Frankreich könne?"

„Gewiß glaub' ich's."

„Und zweifelt Ihr, daß ich in wenig Tagen Regentin ſein werde?"

„Nein."

„Ihr habt alſo die Schimäre, daß Eure Gräfin ſo raſch und hoch erhoben werden könne, aufgegeben?"

„Ich will ſorgen helfen, daß dieſe Hoffnung eine Schimäre geweſen!"

„Iſt da noch Sorge nötig? Ich begreife mich ſelbſt nicht, daß ich ſo überſpannte Furcht einen Augenblick habe berückſichtigen können. Mein Sohn ſelbſt hat mich poſitiv darüber beruhigt."

„Der König ſelbſt weiß noch nicht, wie der entſcheidende Moment auf ihn wirken wird, und was er Euch verſprochen, iſt um ſo unſicherer, wenn Eure vorige Bemerkung aufrichtig gemeint iſt und die Liebesgewalt der Gräfin neue Gewalt errungen hat. Das kann nur dadurch geſchehen ſein, daß ſich die Tochter der Foix energiſch erhoben, daß ſie die Hinopferung Semblançays als ein unwürdig Betragen gegen ſie, die ſtets beſchwichtigte Bittſtellerin, geltend gemacht, daß ſie Erſatz oder Trennung geheiſcht hat. In alledem iſt der König des Irrtums und der Schwäche überwieſen; er ſieht ſie kräftiger als er geglaubt, und ſieht ſich in beſchämendem Fehl gegen ſie in betreff Semblançays. Er hat alſo gut zu machen, und ein Liebhaber, der gut zu machen hat, übertreibt immer, keine Entſchädigung iſt ihm groß genug, und hier liegt die größte Entſchädigung zur Hand, die Verleihung der Regentſchaft. Was der Nüchterne Schimäre nennt, das iſt dem in Leidenſchaft Befangenen das Willkommenſte, eben weil es über das Maß des Herkommens hinausragt. Rechnet dazu den Tod der Königin, der von unermeßlicher Wichtigkeit iſt für den Charakter und alſo für den Anſpruch der Gräfin. Dieſer Tod hat wahrſcheinlich zuwege gebracht, daß ſie, die bis daher ſchüchterne Geliebte, das Haupt erhoben hat, und daß ſie es erſt nach dieſem Todesfalle getan, muß dem Könige die vorhergehende ſchüchterne Hingebung doppelt im Preiſe ſteigern! Nein, Frau Herzogin, die Schimäre kann Euch bei dem poetiſchen Sinne des Königs gefährlich werden, ſobald noch irgend eine überſpannende Gelegenheit hinzutritt, oder ſobald wir nicht eine herabſtimmende Gelegenheit herbeiführen.“

„Ihr müßt Euren Übertritt wertvoll machen, Prälat.“

„Das iſt er auch, ſelbſt wenn ich Euch nur abraten wollte von dem Experimente mit der ſechzehnjährigen Diana, welches Admiral Bonnivet ohne Zweifel vortrefflich leiten wird.“

„Und warum abraten?“

„Dieſe noch bedeutungsloſe Diana, welche ſich ohne Widerſtand hingibt, wird im Könige keine andere Neigung erwecken, als wie er die flüchtig begangene Untreue der wahrhaft Geliebten beſchönigen und vergelten könne durch blendende Zeichen der Ergebenheit.“

Bei dieſen Worten trat Bonnivet allein ins Zimmer, und ſein faunenhaftes Lächeln verkündigte, daß alles wohlgelungen ſei.

„Erzählt!“ rief die aufſtehende Herzogin, „dieſer Prieſter iſt mit uns!“

„Das Glück war äußerſt günſtig,“ ſprach Bonnivet mit Selbſtgefälligkeit. „Florio hatte das Bad des Königs und den Spaziergang der Chateaubriant ſo paſſend einzurichten gewußt, daß der König eben aus dem Pavillon trat, als die Chateaubriant hinten aus dem Walde trat. Sie hat es alſo aus der Ferne geſehen, wie ich die ſchöne Brezé dem Könige zuführte, wie ſie ihm zu Füßen fiel und wie er ſie aufhob und in den Pavillon geleitete. Ich habe mir das Vergnügen gemacht, ihr den Zuſammenhang zu erklären, die Schönheit der liebenden Tochter Valliers, die gnädige Stimmung des Königs zu ſchildern, und ihr auf eine, ich ſchmeichle mir, intereſſante Weiſe auseinanderzuſetzen, warum die junge Dame denn doch ganz richtig am Ende vorgezogen habe, ihr Heil ſelbſt zu verſuchen für die Begnadigung ihres Vaters, ſtatt ſich länger auf eine unwirkſame Fürſprecherin zu verlaſſen. Solch eine Herzdame iſt aber einzig! Sie bittet für Semblançay, und er wird gehenkt, ſie bittet für Vallier, und wir müſſen deſſen ſchöne Tochter zur Unterſtützung der Bitte herbeiholen.“

„Ich fürchte,“ unterbrach hier die Herzogin mit erhobener Stimme den etwas geckenhaft ſich gebärdenden Admiral, „ich fürchte, Florentin, Ihr habt recht, und wir haben einen törichten Streich gemacht!“

„Den gefährlichſten von der Welt," ſprach dieſer mit Nachdruck, „da er in ſo frivoler Weiſe die Tochter Valliers gröblich bloßgeſtellt und die Gräfin auf die gerechteſte Weiſe entrüſtet hat. Das war eine paſſende Veranſtaltung, wenn es dem Könige darum zu tun war, eine läſtige Geliebte zu verabſchieden. Da aber ſeine Liebe für ſie in vollſter Kraft ſteht, ſo führt dieſe Szene unfehlbar zu nichts anderem, als daß es ihn den leidenſchaftlichſten Szenen mit Françoiſe ausſetzt, Szenen, die mit überſchwenglichen Liebesopfern ſeitens des Königs, Hand und Krone einbegriffen, endigen können."

„Mein Gott, Bonnivet, Ihr habt ſeit einiger Zeit kein Glück! Eilt, und beſtimmt den König zu eiliger Abreiſe, damit er ohne Verſöhnung mit der Chateaubriant und ohne den Einfluß dieſer Verſöhnung ſcheide und die letzten entſcheidenden Anordnungen treffe."

„Aber ich verſtehe nicht —"

„Eilt, erfindet Nachrichten, laßt Marſeille gefallen, Bourbon vor Avignon angekommen ſein, macht, daß mein Sohn heute abend reiſt!"

„Hab ich nicht recht?" fragte die Herzogin beſorgten Ausdruckes Florentin, als Bonnivet das Gemach verlaſſen; denn die Klugheit des Prieſters hatte ihr bereits durch dieſe Proben richtigſter Bemerkung eine Achtung eingeflößt, welcher ſie bereitwillig ihre eigene Fähigkeit unterordnete. Sie wich dem Manne, der klug und ſchön zugleich war, und Florentin war ſcharfſinnig und verwegen genug, vorherzuſehen, daß er auf dieſem Wege ſelbſt Regent von Frankreich werden könne.

Er küßte alſo feurig die dargebotene Hand und öffnete all ſeine Kenntniſſe und Ratſchläge für glückliche Erledigung der bevorſtehenden Kataſtrophe. Und ſeine Kenntniſſe, täglich genährt durch die Mönchspoſt aus allen Teilen des Reiches, waren unſchätzbar in dieſem Augenblicke; denn er wußte, daß

binnen vierundzwanzig Stunden wichtige und ganz unerwartete Bundesgenossen gegen die Gräfin in Fontainebleau eintreffen würden, Brezé und Chateaubriant. Deshalb billigte er den Plan, des Königs Abreise möglichst zu beschleunigen. Wenn die entrüsteten Seigneurs nur einige Stunden freien Zutritt im Schlosse hätten, meinte er, so gebe dies einen für den König so widerwärtigen und namentlich die Gräfin so bloßstellenden Lärm, daß ihm der Gedanke einer Regentschaft Françoisens völlig verleidet und er nur danach trachten würde, aus diesem Chaos hinwegzukommen.

Und das Glück des Aberglaubens, das Glück der Verwegenheit war auch an diesem Tage in bester Laune! Während er noch sprach, meldete man der Herzogin, welche bereits die nächsten Sorgen der Schloßwacht und Schloßherrschaft versah, daß die beiden Seigneurs in Fontainebleau eingetroffen seien, und daß der Hauptmann der Trabanten um Verhaltungsmaßregeln bitte über Zutritt oder Nichtzutritt dieser Herren.

„Man hindere sie in nichts, und den Seneschall Herrn von Brezé führe man zu mir," entgegnete sie und verabschiedete den Diener. — „Noch eins!" setzte sie hinzu, „Florio, Bonnivets Diener, soll zu mir kommen."

„Entwickelt mir", sprach sie hierauf zu Florentin, „Eure Vorstellungen, wie der Hergang im einzelnen am besten zu veranlassen sei. Ich erkenne den Vorteil nicht, welchen Chateaubriants Anwesenheit bringen kann — Brezé ist ein Hofmann und hat weder als Widerstand noch als Förderung viel zu bedeuten — aber es ist mit Chateaubriants Anwesenheit auch unmittelbare Lebensgefahr verbunden!"

„Glaubt Ihr, daß die tote Françoise gefährlich sei?"

„Ach!"

„Da sie nicht siegen konnte neben dem Könige, so erwartet sie jedenfalls früh oder spät Jammer und Elend; ein rasches gewaltsames Ende ist ihr eine Wohltat."

„Nicht doch, was kümmert ſie mich! Mein Sohn kann aber gefährdet ſein von der Brutalität des bretoniſchen Grafen!“

„O nein! Nach alledem, was ich höre, iſt dieſer Seigneur zur Hälfte Polterer und ermangelt des nachdrücklichen Kerns. Er rächt ſich an ſeinem Weibe, das iſt alles. Und wir können zutun, daß er dem Könige nicht zu nahe komme.“

„Und der Hergang?“

„Ich denke mir ihn ſehr einfach. Die Gräfin, entrüſtet über den König, läßt dieſen um keinen Preis zu ſich und erfährt nichts von der bevorſtehenden Abreiſe, wir aber laſſen den Grafen Chateaubriant zu ihr, und erwarten, was ſich zwiſchen ihnen begibt.“

Die Herzogin, belebt und gerötet durch die Verhandlung einer für ſie ſo wichtigen Intrige, bat Florentin, ihr in ein kühleres Gemach zu folgen, und ſchritt ihm voraus, lächelnd und heiter.

Françoiſe war um dieſelbe Zeit in Verzweiflung. Infolge der Todestage der Königin und Semblançays war unerwartet ein neues Leben in ihr Verhältnis zum Könige gekommen. Dem Aufſchwunge ihres Charakters gemäß, welchen ſie an jenem Tage gewonnen hatte, war ſie, obwohl tief verletzt durch die Nichtbeachtung ihrer Semblançayſchen Fürbitte, zu ſtolz geweſen, auch nur ein Wort der Klage gegen den König auszuſprechen. Er dagegen, ſeines Unrechts ſich bewußt, und erniedrigt durch die ſtolze Haltung Françoiſens, hatte all die ſchönen Anlagen ſeines ritterlichen Herzens erregt gefühlt, hatte ſich dem Tadel gegen ſich ſelbſt mit der liebenswürdigſten Aufopferung hingegeben, hatte mit Übertreibung und poetiſcher Erfindung ihr aufgezählt, was er alles gegen ſie unterlaſſen, was er alles gegen ſie begangen habe, war mit einem Worte hinreißend geweſen. „Du ſollſt mir nicht vergeben,“ hatte er ſie unterbrochen, als ſie

ſeinen Selbſtanklagen Einhalt tun wollte, „du ſollſt mir wenigſtens nicht ſogleich vergeben! Buße ſollſt du mir auferlegen, ſtrenge und ſchwere, und erſt wenn ich ſie würdig ertragen, magſt du meine Bitte anhören nnd entſcheiden, ob ich wieder zu Gnaden aufgenommen werden könne an der Pforte des Semelezimmers!“

Françoiſe war ſelig geweſen. Ihr Ideal zeigte ſich gerechtfertigt, für Vergangenheit und Zukunft glaubte ſie nun zu wiſſen, alle Störungen ihrer Liebe ſeien nur äußerliche! Und der Aufſchwung ihres weiblichen Stolzes war ihr nun auch gerechtfertigt. Sie hatte wohl mitunter gezweifelt, ob er aus ihrem reinen Herzen, oder ob er nicht vielmehr aus eigennützigem, ihrer Liebe unwürdigem Triebe entſprungen ſei! Aber ſie ſah nun eine ſo ſchöne Wirkung desſelben, ſie hörte vom Könige ſelbſt, daß dieſer Aufſchwung ihm ein prächtiges Glück ſei, das ihn vor Selbſtvergeſſenheit jetzt und in Zukunft bewahren ſolle. Wie liebte ſie ſich deshalb, daß auch in ſchlimmer Lage und bei gewaltſamem Anſtoße, den ſie ſich ſelbſt gebe, nur Würdiges von ihr ausgehe! Und was iſt es ein Glück, ſich ſelbſt lieben, ſeinem Naturell, des Adels ſicher, vertrauen zu können!

Hätte nicht der König, dem alles eine künſtleriſche Rundung erhalten mußte, mit Entſchiedenheit darauf gedrungen, von ihrer Huld mindeſtens eine Woche lang ausgeſchloſſen ſein zu müſſen, o, ſie hätte ihn ja feuriger als je in die Arme geſchloſſen bei jener nächtlichen Rückkehr nach Fontainebleau!

So war das Verhältnis geweſen bis zu jenem entſcheidenden Tage. Franz hatte bis zu dieſem Tage ſtreng Wort gehalten mit anſpruchloſer Befliſſenheit, und noch am Morgen dieſes Tages hatte er ihr ein zärtlich Billett geſchrieben in naiven Verſen Marotſcher Gattung, welche die Bitte ſchüchtern genug ausdrückten, ob er heute abend nach der Tafel die Pforte des ſchlafenden Nymph befreit vom

inneren Riegel finden, und ihr ſein reuiges Herz zu Füßen legen dürfe.

Die Ankunft Chimenens, welche Guernard vom Schloſſe Foix bis Fontainebleau begleitet hatte, war der Gräfin in ſolcher Stimmung ganz willkommen geweſen. Es drängte ſie, jemand wohlzutun. Sie vergaß ihr Mißtrauen gegen das in der Tat unſchuldige Mädchen, welches mit ſchwärmeriſcher Neigung an ihr hing, und lieber zu ihr, die ſie immer zurückgedrängt, als heim nach Spanien gewollt hatte, da ihr Aufenthalt im Schloſſe Foix ſeit dem Tode der alten Gräfin unpaſſend geworden war.

Chimene, ein ſonſt verſchloſſenes, ſchweigſames Kind, drückte ihre Hingebung an Françoiſe ſo ſtark und innig aus, und zeigte ſich ſo gereift, daß Françoiſe eine Vertraute, die ſie bis daher nicht gehabt und freilich auch nicht entbehrt hatte, gefunden zu haben glaubte. Dies überſchwengliche Glück drängt ja am meiſten zur Mitteilung.

Daß König Franz aber am letzten Tage liebeheißer Erwartung, mit der es ſeinem Herzen innigſter Ernſt war, daß er an ſolchem Tage freche Untreue begehen konnte, wer erklärte es nicht aus der körperlichen Leichtfertigkeit ſinnlicher Männer, die am ſchwächſten ſind, je länger ſie des Kuſſes ihrer Geliebten entbehrt haben, und je näher ſie die heiß erſehnten Küſſe der Geliebten vor ſich ſehen! Übrigens muß zu des Königs Entſchuldigung bemerkt werden — wenn ſein, ſolcher Untreue ganz angemeſſenes Naturell der Entſchuldigung bedarf — daß niemand mit Gewißheit hat behaupten können, König Franz habe Diana von Brezé in jenem Pavillon aufgenommen, wie Bonnivet es darſtellte. Man weiß nur, daß er ihr die Begnadigung ihres Vaters Jean von Poitiers, Grafen von St. Vallier, an jenem Tage bewilligte, und man weiß nur, daß ſie ſich ſpäter der Umarmung eines Königs nicht abgeneigt zeigte. Den Namen ihres Gemahls aufgebend, iſt ſie als Diana von Poitiers unwandelbare Lebens-

gefährtin Heinrichs II., Königs von Frankreich geworden, welcher ein Sohn war Königs Franz. Ob sie um deswillen eine Umarmung dieses letzteren stets in Abrede gestellt hat, da eine solche jeglichem moralischen Gefühle peinlich und dem Könige Heinrich doppelt peinlich sein mußte, das ist nicht zu entscheiden. Françoise von Chateaubriant aber, welcher die Begnadigung Jean von Poitiers bisher versagt worden, und welche unter solchen Umständen erfuhr, sie sei der Diana von Brezé bewilligt, Françoise, selbst in leidenschaftlicher Liebe, konnte nicht zweifeln an schreiender Untreue und verbrachte die andere Hälfte jenes Tages in fast besinnungsloser Verzweiflung.

Als der Tag sich neigte und es dunkel wurde, lag sie auf einem Ruhesitze in jenem Zimmer, welches an das Semelekabinett grenzte. Ihre Tränen waren versiegt, aufgelöst hing ihr schwarzes Haar über das verweinte und von Schmerz entstellte Gesicht, über die stürmisch arbeitende Brust herab. Chimene, welche Bonnivets giftigen Bericht unten im Garten mit angehört hatte, war zu ihr getreten, und hatte um irgend etwas Tröstliches zu sagen, ihre Hand ergriffen. Aber jetzt war ihr, der Unglücklichen, wiederum gegenwärtig, was ihr in den Tagen des Glücks keiner Beachtung wert geschienen hatte: daß ihr nämlich diese Chimene überall Unglück gebracht habe, überall! Entsetzt stieß sie die Hand des armen und ihr so wohlwollenden Mädchens von sich! Ach, und wir sind alle so, und die tiefsinnigen Grübler weisen uns nach, daß wir ein Recht zu dem Glauben an glückliche und unglückliche Hände neben uns haben. Denn der Rapport zwischen den Menschen wirke ringsum in der Welt wie auf elektro-magnetischer Kette, und die zusammenpassenden Geschöpfe förderten, die unpassenden verdürben einander das Schicksal.

Währenddessen klopfte es an der Tür, welche das Zimmer mit den andern Gemächern der Gräfin verband.

Traurig ging Chimene hin, um nachzusehen; Françoise aber sprang auf, eilte in das Semelekabinett hinein und drückte den Riegel an der Tapetentür, der übrigens vorgeschoben war, womöglich noch fester in seine hemmende Lage. Nicht um die Welt mochte sie den Mann, welcher ihr Herz und seine eigene Liebe so arg verraten, jemals wieder durch diese ihr bis dahin so reizende Tür eintreten sehen.

In der Tat war es eine Nachricht vom Könige, welche Chimene im vorderen Zimmer gefunden hatte, die Einladung zu einem nächtlichen Gastmahle, und die Kunde, von diesem Gastmahle hinweg mitten in der Nacht gehe der König zum Heere.

„Sage dem Diener, ich sei krank — nein, nicht krank! Ich will nicht krank sein, ich will ihm wenigstens nicht selber sagen lassen, daß ich krank sei um seinetwillen. Sage einfach, ich könne nicht! Sage, was du magst, es ist nichts mehr zu verderben, das Leben ist aus!“

Als Chimene die Tür öffnete, um hinauszugehen, stand Budé, der unterdessen angekommen, auf der Schwelle, und Françoise, die seiner ansichtig geworden, stürzte ihm entgegen, fiel an seine Brust und weinte bitterlich.

Budé suchte sie zu beruhigen, aber er steigerte dadurch nur ihren Schmerz.

„Ihr fragt nicht,“ schrie sie auf, „Ihr fragt nicht, warum ich weine? Ihr wißt es also, es ist also öffentlich! Jedermann weiß es! O Barmherzigkeit!“

„Nein, liebe Gräfin, nein, es ist nicht öffentlich! Bonnivet, dem es ein Vergnügen ist, mich zu kränken, und der Euch abgeneigt ist, weil Ihr Euch niemals ihm geneigt bewiesen habt, Bonnivet hat es mir mit seiner gemeinen Schadenfreude zugeflüstert. Françoise, höret den König! Es ist wahrscheinlich nicht wahr, es ist wahrscheinlich nur eine Kriegslist Eurer Gegner, um Euch wenige Stunden vor der Abreise des Königs mit diesem zu entzweien, damit er

keinerlei Anordnungen für Euch treffe, während seiner Abwesenheit."

„O guter Budé, so ist es nicht. Mit meinen eigenen Augen hab' ich sie zu seinen Füßen gesehen unten vor dem Pavillon! Er erfuhr ihre Bitte, er sah ihr Flehen, er kennt die Angelegenheit Jean von Poitiers bis auf die geringste Nebensache — was braucht er sie in den Pavillon zu führen, wenn nicht — geht, geht, laßt mich allein! Es tötet mich, davon zu reden!"

„Ich gehe zu ihm und dringe auf Wahrheit!"

Damit entfernte sich Budé nach der Seite, von welcher er gekommen war, und Françoise lag wieder regungslos und vor sich hinstarrend auf dem Ruhesitze. Es war allmählich ganz dunkel geworden, Chimene, nicht sowohl verletzt als traurig, kam nicht wieder zu ihr, die Gräfin blieb eine lange Zeit allein im finstern Gemache, dessen hohe Fenster erst oben am Gesims leise gefärbt wurden vom aufgehenden Monde. Der Mond kam immer später in die Gemächer von Fontainebleau, weil er erst den hohen Wald zu übersteigen hatte. Ach, diese beneidete Gräfin, welcher die politischen Zuschauer nach Claudes Hintritte die Krone Frankreichs zuteilten, sie war die unglücklichste Kreatur im königlichen Lustschlosse Fontainebleau. Sie dachte nichts, die Gedanken fuhren kreuzweis wie Schwerter in ihrem Sinne umher und vernichteten einander, sie empfand nur, und sie empfand nur Schmerz. Da — was begegnet ihr? — da weicht mit einem Male das Zittern aus ihren Gliedern, sie spannen sich, und der ganze Körper springt auf, gespannt horchend.

Der Tritt des Königs ist es, der eiligst über die Franzgalerie schreitet, und den sie erkennt, ach, so genau erkennt. Jetzt ist er am schlafenden Nymph, er drückt an der Feder, umsonst! — er rüttelt, umsonst! — Da ruft er, und durch die Spalte kommt ihr deutlich die Stimme zu, der Name, den er ruft, ihr Name, Françoise!

Digitized by Google

Wunderbar war sie anzuschauen bei dem schwachen Monddämmer, der sich allmählich im Zimmer verbreitete: vorgebogenen Leibes, den nur ein leichtes weißes Gewand dürftig verhüllte, vorgesenkten Armes, der eine schöne Linie bildete von der länglichen, glänzenden Schulter herab, die kleine Hand zur Faust geballt, das Auge blitzend, man weiß nicht, ob von Zorn allein, der Körper leise, kaum merklich bebend! Wer aber das Antlitz deuten konnte, auf welches mehr und mehr ein blasser Rückschein des Mondschimmers fiel, dem wurde es offenbar: diese schmerzlichen Linien um den Mund, sie verraten mitten durch allen Zorn hindurch die unzerstörbare Liebe, und wenn der König noch mehrmals ruft, so siegt die Liebe, und Françoise öffnet; — der König wiederholt seinen Ruf, und pocht dabei an die Tür! Dies Pochen verletzt sie, ihre Augenbrauen ziehen sich zusammen, das Beben der Glieder erstarrt zur Unbeweglichkeit.

Da öffnet sich die Türe zu den inneren Gemächern, und Guernard leuchtet mit Kerzen Florentin voraus, der ungemeldet hinter ihm eintritt. Die Gräfin schreit auf und bedeckt sich das Gesicht mit den Händen: „Hinweg mit den Kerzen! Sie zerstören mir das Augenlicht!“

Florentin hatte nichts dagegen, im Mondesdämmer mit der Gräfin allein zu sein, obwohl ihn nichts weniger als Liebesgedanken daherführten. Einmal zur Parteinahme gegen sie getrieben, hatte er nur rasche, entscheidende Mittel vor Augen, und er hatte viel erfahren und viel vorbereitet in der letzten Viertelstunde: zuerst die Nachricht, es seien nicht bloß Bonnivets erkünstelte Besorgnisse vorhanden, um den König noch in dieser Nacht zum Heere zu rufen, sondern Brion sei eingetroffen von Lyon mit der beunruhigenden Kunde über die Fortschritte der Feinde, über die unerläßliche Notwendigkeit, daß der König selbst in Lyon, dem Sammelpunkte eines neuen Heeres, erscheine, wenn dieses Heer überhaupt zusammenkomme, und wenn der Adel in Beaujolais,

Bourbon und der Auvergne nicht offen auftreten ſolle für den heranrückenden Connetable.

Daß der König alſo ſcheide, war nicht mehr zweifelhaft; daß er vor ſeiner Abreiſe ferner durch einen nun öffentlich ausgedrückten Machtſpruch die Regentſchaft beſtimmen werde, war ebenfalls gewiß: die Feierlichkeit und das Bankett waren bereits angeſagt. Daß man in betreff der Gräfin des Ausgangs nicht ſicher ſei, ſobald noch eine Viertelſtunde übrig bleibe zur Verſöhnung zwiſchen zwei Liebenden wie Franz und Françoiſe, das war dem Prieſter nur allzu deutlich, ſeit er im Vorübergehen wenige Worte einer Szene zwiſchen dem Könige und Bonnivet angehört hatte. Es waren noch nicht fünf Minuten verfloſſen, ſeit er durch die offenſtehende Tür jene Worte gehört, und des Königs furchtbare Stimmung daraus erkannt hatte, furchtbar gegen Bonnivet, furchtbar für alle die, welche mit all ihrem Heil an die Regentſchaft der Herzogin gefeſſelt waren. Der König nämlich zeigte ſich unterrichtet von der Mitteilung und Deutung, welche Bonnivet der Gräfin über das Rendezvous mit Diana gemacht, wahrſcheinlich war er im Augenblicke vorher durch den von der Gräfin kommenden und noch neben ihm ſtehenden Budé unterrichtet worden, er war purpurrot vor Zorn geweſen und hatte die Hand an den Degen gelegt, als wolle er Bonnivet über den Haufen ſtoßen.

Er wird nun zu ihr dringen, hatte Florentin weitereilend gedacht, er wird ſie, verſöhnt oder nicht verſöhnt, auf den Thron ſetzen, um ihr einen außerordentlichen Beweis ſeiner Neigung zu geben, und wenn dies nicht verhindert oder in gefährliches Zuſammentreffen anderer Art verwandelt werden kann, ſo iſt die Schlacht für uns verloren!

Alſo denkend war er durch die Vorzimmer geeilt, um über Hof und Garten — denn es gab außer durch die Franzgalerie keine andere unmittelbare Verbindung mit den Gemächern, die Françoiſe bewohnte — in die Wohnung

der Gräfin zu bringen und dieſe zu ſtimmen und dergeſtalt unnahbar zu machen, wie es ihm paſſend erſcheinen würde. In den Vorzimmern hatte er Florio angetroffen, mit welchem er ſchon bei der Herzogin den Hauptſchlag der Intrige eingeleitet, und hatte ihn beauftragt, nach Verlauf einer Viertelſtunde ans Werk zu gehen, denn nach Verlauf einer Viertelſtunde werde die Tapetentür am Semelekabinett geöffnet, das heißt zum Öffnen aufgeriegelt ſein.

Florio nämlich, deſſen Verſchmitztheit in wenig Worten ein hinreichender Überblick im Zimmer der Herzogin gegeben worden, hatte es übernommen, den Grafen Chateaubriant durch die Franzgalerie an die Tapetentür, durch die Tapetentür in die Gemächer der Gräfin einzuführen, wenn ihm von Herrn von Brezés eigener Hand ein Zettel ausgeſtellt würde, des Inhaltes: „Vertraue dieſem Manne, er iſt auf unſerer Seite.“

Dieſen Zettel hatte der Seneſchall auf die Verſicherung der Herzogin, er ſolle nur dafür dienen, den Grafen in die Gemächer ſeiner Frau zu bringen, ausgeſtellt, beſonders da man hinzuſetzen konnte, das Verhältnis zwiſchen dem Könige und der Gräfin ſei in dieſem Augenblicke dermaßen zerſtört, daß die perſönliche Erſcheinung des Grafen Chateaubriant bei ſeiner Frau wahrſcheinlich hinreichend ſein werde, dieſe zur augenblicklichen Rückkehr mit ihm nach der Bretagne zu veranlaſſen.

Mit dieſem Zettel und einer Maske vor dem Geſichte, welche bei ſo gefährlichem Dienſte nicht auffallen konnte, und welche wegen des früheren Zuſammentreffens zwiſchen ihm und Chateaubriant dem Italiener nötig ſchien, hatte dieſer Florio es übernommen, den bretoniſchen Seigneur anzutreten, ſobald ihm Florentin den Zeitpunkt bezeichnen würde, und ihn an Ort und Stelle zu führen. Der Tod der Königin, die bevorſtehende Abreiſe des Königs und die damit verbundene Regentſchaftsernennung hatte eine große Menge

Seigneurs nach Fontainebleau geführt, und Graf Chateaubriant konnte sich wohl von irgendeinem derselben eines solchen Freundschaftsdienstes versehen, und es auch begreiflich finden, daß ein Edelmann die Hand böte zur Schlichtung eines den Haus- und Landesfrieden störenden Verhältnisses, ohne doch dafür seine persönliche Mitwirkung offenen Gesichtes eingestehen zu wollen. Es bedurfte also nicht einer übergroßen Courage Florios zur Übernahme dieses Auftrags, und seigneurmäßig aber unscheinbar gekleidet, machte er sich also flugs nach Florentins letzter Order auf, den Grafen Chateaubriant aus einem der Sommerhäuser, welche seit einigen Jahren für Unterkunft fremder Herren nahe am Schlosse entstanden waren, rufen zu lassen, um ihm mit halber Stimme, gestützt auf den Empfehlungszettel, seinen Dienst anzutragen.

Er war vorsichtig genug, seinen Herrn, den der König eben verlassen hatte, von dem zu unterrichten, was vorgehen solle, und dieser, obwohl voller Wut über den schmählich ausgedrückten Zorn des Königs, war doch Günstling genug, diese Gelegenheit für einen dem Könige wahrscheinlich notwendigen Dienst zu ergreifen. Denn er hatte gesehen, daß der König von ihm hinweg seinen Weg gegen die Franzgalerie hin genommen, und setzte voraus, da er soeben von Florio die Existenz der Tapetentür erfuhr, der König sei zur Chateaubriant geeilt, und es könne sich ein gefährliches und ihm, dem Bonnivet, doch willkommenes Zusammentreffen zwischen dem Könige und dem Grafen Chateaubriant ereignen. Willkommen, denn es setzte den König in einige Gefahr und in sichere Verlegenheit, strafe ihn also auf der Stelle für seine Schmähung gegen Bonnivet, und es gebe ferner Gelegenheit für Bonnivet, sich unerwartet und höchst erwünscht für den König dienstbar und hilfreich zu erweisen.

Dies alles bereitete sich vor, als Florentin bei der Gräfin eintrat.

Da mit dem Verſchwinden Guernards, der die Lichter wieder mit ſich nahm, eine Pauſe eintrat, ſo hörte er das wiederholte Rütteln an der Tapetentür. Vermutend, dies ſei der König und eines Vorwandes bedürftig, hinaus an den Riegel zu kommen und dieſen für die ſpätere Ankunft des Grafen Chateaubriant zurückzuſchieben, ergriff er dieſe Veranlaſſung und trat in das Kabinett, indem er leiſe zu Françoiſe ſprach:

„Du wirſt ihn doch nicht ſehen wollen, nachdem er ſich ſo unwürdig betragen?!“

„Um Gottes willen nicht! Um Gottes willen laß den Riegel unberührt!“

„Sei ohne Sorge, ich will die Tür unterſtützen, daß ſie nicht einer Gewaltſamkeit weiche.“

Und ſo trat er hinauf dicht an die Tür, ſein Ohr daran lehnend und horchend, ob der König ſich entferne, während Françoiſe, über des Prieſters Abſicht beruhigt, in das größere Zimmer zurückgegangen war. — Er hörte den ſich entfernenden und ſchallenden Schritt des Königs, welcher nach der gegenüberliegenden Flügeltür der Galerie ſich verlor, und als Florentin vernahm, daß dieſe Flügeltür ins Schloß geworfen wurde, da zog er leiſe den Riegel auf und ging zurück ins Zimmer der Gräfin. Eine nochmalige Rückkehr des Königs war ihm unwahrſcheinlich, und das Ziel der Überredung, welche er vorhatte, glaubte er nun dahin ſtecken zu müſſen, daß es unverträglich mit der Würde Françoiſens ſei, in der nächſten Zeit öffentlich zu erſcheinen. Daß damit nur der heutige Abend und die einbrechende Nacht gemeint ſei, brauchte nicht erwähnt zu werden. Für den Fall, daß Françoiſe die ſo nahe bevorſtehende Abreiſe des Königs ſchon erfahren hatte oder noch erfuhr, durfte ſeines Erachtens nur das unverzeihliche Betragen des Königs in grelles Licht geſtellt werden. Er ſetzte alſo in ſeiner Anrede die Untreue des Königs und die ſkandalöſe Öffentlichkeit derſelben am heutigen

Tage wie eine unzweifelhafte Sache voraus, und fügte die Frage hinzu, was die Gräfin in solcher zum Äußersten gesteigerten Lage zu tun gedenke?

Françoise schwieg. Sie lag mit dem Haupte auf der Lehne des Ruhesitzes, und der sinnliche Priester sah mit Neid und Lüsternheit auf den stolzen Nacken, der von dem unterdrückten Schluchzen der armen Frau zu zucken schien. Mit Neid, weil er diese junge, kräftige Schönheit mit der welkenden Luisens von Angoulême verglich. Die Hoffnung tauchte ihm wieder auf, welche er in der Genovevenabtei so rasch hatte aufgeben müssen, und er fing an zu bedauern, daß er dem rohen Grafen die Bahn geebnet — vielleicht könnte er die zerschmetterte Frau, wenn sie heute noch einige Stunden vom Könige getrennt gehalten wurde, dahin bewegen, hinter Klostermauern von neuem eine Zuflucht zu suchen, und vielleicht gelänge es ihm mit der Zeit —

Aber er unterbrach seinen eigenen Gedankengang; denn die Zeit der Einwirkung war ihm karg zugemessen.

„Françoise," hob er feierlich an, „was beschließest du für deine Zukunft?"

Françoise schwieg.

„Ich habe das Unglück gehabt," fuhr er fort, „bei dem Eintritte in deinen jetzigen Lebenskreis wirksam gewesen zu sein; ich werde zeitlebens daran büßen. Aber ich tat's, weil ich einen großen Wirkungskreis dir geöffnet glaubte, und weil man ein Unrecht gegen einzelne wohl begehen darf, um große Zwecke zu fördern. Es ist anders geworden: du hast deinen Gatten gefährlich verletzt, hast alle häuslichen Pflichten hinter dich geworfen, hast das Ärgernis der Gesellschaft aufgeweckt, hast durch übles Beispiel unberechenbar geschadet, und — hast für all das keinerlei Ersatz geboten. Du hast deine Aufgabe nur als eine Aufgabe deiner persönlichen Neigung, deines persönlichen Vorteils angesehen und hast nicht der Kirche, nicht dem Staate, nicht einmal unglücklichen

Bittſtellern, irgend einen Vorteil, irgend eine Hilfe zu verſchaffen gewußt; ja, in dieſer beſchränkten, in dieſer eigennützigen Auffaſſung deiner Lage haſt du ſogar die Sicherheit und Dauer deines perſönlichen Verhältniſſes ganz und gar nicht zu ſchützen verſtanden. Françoiſe, du biſt deiner Aufgabe nicht gewachſen! Wo man keine Tugend ſucht, da erwartet man wenigſtens Klugheit, wo man weder Tugend noch Klugheit findet, da erwartet man wenigſtens Glück, das beſchwichtigende Glück der Welt! Nichts von alledem iſt hier vorhanden; — was iſt nun allein noch übrig, um vor dem gemeinen Loſe der Gedankenloſigkeit zu bewahren? Der Stolz, Françoiſe, der Stolz allein! Habe ihn! Wiſſe zu endigen! Nie ſehe dieſer König dein Antlitz wieder, und kein gleichgültiger Zuſchauer ſei imſtande, dir ſein lächelndes Bedauern auszudrücken. Hier iſt meine Hand, um dieſem Stolze, welcher dir not tut, behilflich zu ſein! Ich führe dich von hinnen in eine ſtille Verborgenheit, wohinein kein Ton dringen ſoll, kein Hauch dieſer für dich vergifteten Welt! Ergreife meine Hand! Je früher du fliehſt, deſto edler, deſto leichter iſt deine Flucht!“

Françoiſe hatte ſich erhoben, und ſie ſchien bereit, ſich mit ihm nach der Tür zu wenden, welche durch ihre Gemächer hinausführte ins Freie; aber wer möchte entſcheiden, welche Regung in ihr die vorherrſchende geweſen ſei bei jener Wendung nach der Tür! Ihr Stolz war allerdings aufgeregt, aufgeregt ohne Florentins Rede; der trotzige Gedanke, ſich raſch und für immer dem unwürdigen Geliebten zu entziehen, dieſer Trotz war ihr willkommen; — aber auch der andere Pol magnetiſcher Kraft zog ſie nach jener Tür! Sie hörte Tritte, Geräuſch, unverſtändliche Rede, ſie ſchrie auf — denn der König trat aus jener Tür in ihr Zimmer. Von der Tapetentür abgewieſen, war er über den Hof geeilt, um durch den äußeren, öffentlichen Eingang zu ihr zu dringen, und an Guernard wie an Chimene haſtig vorübereilend, war

er unaufhaltſam bis in das letzte, ihm wohlbekannte Gemach geſchritten.

Als Françoiſe aufſchrie und zurücktrat, wollte er ſie ergreifen; aber Florentin, der alle bisherigen Bemühungen aufs Spiel geſetzt ſah, ſtellte ſich verwegen zwiſchen ihn und ſie, und ſprach: „Sire, dieſe Dame gehört von heute an der Kirche und will von keinem weltlichen Arme mehr berührt ſein!“

„Du biſt von Sinnen, Prieſter! Françoiſe!“

Françoiſe ſchwieg, aber ſie erhob abwehrend ihren Arm, und es lag ein Ausdruck in dieſer Bewegung, der ſo Zorn wie Abſcheu ausdrücken konnte, ein Ausdruck, welchen der König niemals an ihr erfahren hatte.

Des Königs Verrat an ihrer Liebe und Florentins Rede hatten die gewaltſamſten Entſchlüſſe in ihr aufgeregt. Bei der erſten Nachricht durch Bonnivet war ſie betäubt worden; es hatte ihr ſolch eine Untreue, ſolch eine rohe Untreue unmöglich geſchienen, und doch hatte ſie nach ſo greller Anzeige keine ſichere Kraft zum Zweifel gehabt. Das liebende Herz hatte indeſſen bald die Oberhand gewonnen und hatte ihr zugeflüſtert, eben weil die Untreue ſo roh wäre, ſei ſie unmöglich oder ſie ſei — ſo ſophiſtiſch iſt ein der Liebe bedürftiges Herz! — von keiner Bedeutung. Budé hatte dieſe Beſchwichtigung, welche ein furchtſames, unerfahrenes Herz ſich zurechtlegen wollte, ganz ihrem Bedürfniſſe gemäß in einen leidlichen Zuſtand eingewiegt, und wenn der König zu ihr gedrungen wäre vor Florentins Ankunft, ſo hätte er ſie wahrſcheinlich beruhigen können, ja ſie hätte ihm vielleicht ſogar verziehen, wenn er ihr eine gedankenloſe Untreue der Sinne eingeſtanden hätte. Jetzt aber war durch Florentins Wendung des Geſichtspunktes alles in ihr verändert, jetzt war aller Gegenſatz der Liebe in ihr aufgeregt, der Zorn loderte, der Haß, bis dahin unerhört in ihrer Seele, erhob ſeine alles übertäubende Stimme, und es war in dieſem Augenblicke keine Verſöhnung möglich.

Digitized by Google

Der König vermochte entweder im unſicheren Mondesdämmer nicht, ſolche Stimmung im Antlitze einer Frau zu erkennen, welche ihn bis dahin ſtets hingebend geliebt hatte, oder der Gedanke an die Möglichkeit ſolcher Stimmung lag ſeinem hochmütigen Sinne überhaupt zu fern, kurz, er verſah ſich in ſeiner Geliebten durchaus nicht einer aufs Äußerſte getriebenen Gegnerin und veranlaßte durch eine ſeiner unwiderſtehlich befehlenden Handbewegungen, welche die Schulter des Prieſters ſtreifte, dieſen Prieſter, ſeine trennende Stellung zwiſchen ihm und der Gräfin zu verlaſſen und ſich nach der Tür zurückzuziehen. Eine zweite Handbewegung nötigte ihn, der doch den unmittelbaren Zorn des Königs nicht auf ſich ziehen mochte, aus der Tür zu weichen und das Paar allein zu laſſen. Komme was mag! dachte der weichende Kleriker, welcher bei einem jähen Tode des Königs eine lange Regentſchaft der Herzogin nicht ungern vorausſah.

Sobald er hinaus war, eilte der König auf Françoiſe zu, und war des Glaubens, als dieſe ihm ebenſo haſtigen Schrittes entgegenkam, die Szene der Ausſöhnung beginne mit jener leidenſchaftlichen Umarmung, welche dergleichen Szenen zu ſchließen pflegt. Wie war er erſtaunt, als Françoiſe ihm den Dolch, welchen er neben dem Schwerte an der Hüfte trug, aus der Scheide riß und einen Schritt zurücktretend ihm die im Mondeslichte blitzende Waffe entgegenhielt mit dem Ausrufe:

„Es iſt dein Tod, Verräter, wenn du es wagſt, auch nur den Saum meines Gewandes zu berühren!“

„Françoiſe!“ war das einzige Wort, welches der wirklich erſchrockene König hervorbrachte. Er ſtand wie eingewurzelt, und bedurfte einer minutenlangen Sammlung für eine weitere Frage.

Ehe er dieſe ausgeſprochen, hörte er die Tapetentür des Semelekabinetts öffnen, hörte er den ſporenklirrenden Tritt eines Mannes, ſah er eine lange dunkle Geſtalt hinter

Françoiſe eintreten. — „Wer iſt da?“ ſchrie er auf und zog ſein Schwert.

„Chateaubriant!“ ſchrie Françoiſe, welche ſich entſetzt von dieſen Schritten wie von der Annäherung eines Geſpenſtes umgewendet hatte nach einer Seite, die ihres Wiſſens für einen Menſchen unzugänglich war. Sie ſchrie's mit einem gellenden Laute, und der Dolch fiel dabei aus ihrer Hand klirrend auf den Fußboden. Mit emporgehobenen Armen blieb ſie wie erſtarrt ſtehen, ihre Augen drängten ſich aus den Höhlen, als ob ſie mit aller menſchlichen Kraft des Sehens unterſcheiden wollten, ob es das Geſpenſt oder der irdiſche Leib ihres Gemahls ſei, ihr Mund war halb geöffnet, keine Miene, keine Fiber zuckte an ihr. — Da ſah ſie, daß auch er das Schwert zog, da hörte ſie die ihr, ach ſo traurig! wohlbekannte Stimme:

„Chateaubriant, der Euch zu richten kommt, Ehebrecher!“

Und mit einem herzzerſchneidenden Wehrufe ließ Françoiſe ihre Arme und ihr Haupt ſinken, ohne einen Schritt zu weichen. „Tötet mich,“ ſagte ſie nach der Pauſe einer Sekunde, und ſagte es mit ſchwacher, aber deutlicher Stimme, „tötet mich, Chateaubriant, und Ihr werdet wohltun Euch und mir!“

Als König Franz in dieſem Augenblicke das Schwert Chateaubriants ſich erheben ſah, trat er eiligſt vor und ſtellte ſich, das ſeine ausſtreckend, zwiſchen Françoiſe und den Grafen, ſprach aber kein Wort. Er hatte gleich nach dem Eintritte Chateaubriants die Samtmaske, welche er im Bruſtkleide getragen hatte, vor das Antlitz geſteckt, teils aus ritterlicher Achtung für die Dame, bei welcher er betroffen wurde, teils aus dem ihm eigentümlichen ritterlichen Übermute, welcher in Sachen der Galanterie niemand hindern wollte, ſich an ſeine Perſon zu halten. Es konnte Chateaubriant nichts erwünſchter ſein, als mit dem Schwerte gegen einen Mann

einzudringen, der sich nicht als sein König und Lehensherr ihm gegenüberstellte, sondern als einfacher Edelmann. Dennoch überfiel ihn die eingeborene Scheu des Vasallen vor dem Lehensherren, und als ob er diese beschwichtigen wollte — denn er erkannte die Gestalt des Königs vollkommen — rief er noch, als sich schon ihre Degen kreuzten:

„Françoise von Chateaubriant, ist dies der Verräter?"

Françoise schwieg einen Augenblick und sagte dann mit fester Stimme: „Es ist der Verräter!"

Dies war das Signal zu einem Kampfe, der bei dem unsicheren Mondlichte und in einem mit den hohen Sesseln und langen Tischen damaliger Sitte angefüllten Gemache nicht regelmäßig, aber leicht mörderisch werden konnte, und in welchem gleich nach den ersten Paraden und Wendungen der Graf im Nachteile erschien, weil er mit der Räumlichkeit unbekannt und dem Könige an Geschicklichkeit in der Fechtkunst nicht gewachsen war.

Die Gräfin war anfangs, als gehöre sie nicht zu dieser Welt des blutigen Zwistes, unbeweglich stehen geblieben wie eine bewußtlose Klippe im Meere, um welche herum sich die Wogen brechen. Nach jenem jähen Anlaufe, welchen zum ersten Male Zorn und Haß in ihrem Herzen genommen hatten, war sie aufrechtstehend besinnungslos geworden, oder vielmehr es hatte sich eine Vergessenheit alles Irdischen ihrer bemächtigt, daß sie wie ein gleichgültiger Zuschauer inmitten eines Kampfes bleiben konnte, der sich so dicht um sie her bewegte, daß Arme und Schwerter oft an ihrem Gewande hinstreiften. Sie sah und hörte nicht nach außen, sie hatte ein Gesicht in ihrer inneren Welt, das all ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. In der Genovevenabtei sah sie die Gräfin Françoise schlafen im Mondenscheine, und bei ihr stand die alte Gräfin Foix, die strenge, ach die lieblos gescholtene Mutter, und sie sprach langsam der Schläferin ins Ohr: „Du wirst nirgends Ruhe finden, weil du all deine

Pflichten verlassen hast, um deiner Lust nachzugehen; der Mann, dem du dich hingibst, wird dich lachend verraten und wird dein Herz mit dem unsauberen Dampfe des Rachegefühls erfüllen, und du wirst die Menschen zu gegenseitigem Morde treiben, und wirst elend sterben eine von Gott, von der Hoffnung und jedem tröstlichen Gefühle verlassene Kreatur."

Diese Stimme des Inneren wurde aber hier unterbrochen, weil sie übertäubt ward durch den dröhnenden Fall eines der Kämpfer, ein Fall von ausgestoßener Verwünschung begleitet, und durch das aufklirrende Schwert so verstärkt, daß Françoise dadurch in die sie umgebende Welt zurückgebracht wurde, und daß sie, entsetzt über inneren und äußeren Graus, aufschrie und entfloh.

In dem Augenblicke, da dies geschah, trat auch, von der Gräfin indessen unbeachtet, durch das Semelekabinett ein neuer Kämpfer ein mit blankem Schwerte und mit dem Rufe: „Hierher Bretone, hierher mit dem Schwerte der Felonie!"

Dies war Bonnivet, welcher in der Franzgalerie das Klirren der Schwerter gehört und für nötig erachtet hatte, seinem Herrn beizuspringen. Der König aber fand dies Nachschleichen und Beispringen sehr vorwitzig, und sagte dem Günstlinge, der seinen schwarzen Tag zu haben schien, unsaubere Worte. Der König nämlich war aufrecht und Chateaubriant lag am Boden, regungs- und lautlos.

Als König Franz seinen Degen einsteckte und nach der Franzgalerie hinausschritt, ohne sich des Geringsten um den erlegten Gegner zu kümmern, wagte Bonnivet, der im dämmerigen Gemache nirgends, auch nicht am Fußboden den Gegner des Königs entdecken konnte, eine bescheidene Anfrage, ob Chateaubriant entflohen sei —?

„Woher weißt du, daß es Chateaubriant war?"

„Durch Florio, der ihn hergeführt," entgegnete zögernd

Bonnivet, der in der Haſt eine Kenntnis verraten hatte, die er in der Beſonnenheit nicht gezeigt hätte, der aber, einmal ſo weit, die Wahrheit für zweckmäßiger hielt als eine ſchwer zu ſchürzende Lüge.

„Woher weiß Florio dieſe Tür? Und wer hat ihn beauftragt, den Grafen hier einzuführen?“

„Soviel ich weiß, Eurer Majeſtät Mutter.“

„Soviel du weißt? Als ob du nicht wahrſcheinlich alles wüßteſt, da du ſelbſt hier im Finſtern herumgekrochen und mir beigeſprungen biſt wie einem Pagen, der ſeinen Degen noch nicht feſthalten kann. Segne dein Geſchick, daß er geworfen war, ehe du neben mir warſt — und laß dich nie wieder in einer Intrige meiner Mutter betreffen, in einer Intrige, welcher ich nicht ſelbſt wildfremd bin. Hierbei bin ich ſelbſt ein genarrter Teil.“

„Mein König! —“

„Laß! foi de gentilhomme, ich ſehe nun ein, daß ich in einem Labyrinthe umhertappe, und doch habe ich wahrhaftig keine Zeit, mich zurechtzufinden. — Daß Euch die Peſt! So habt Ihr mir doch alles verwirrt mit Françoiſe!“ — und nachdenkend blieb der König bei dieſen Worten inmitten der Galerie ſtehen, welche ihrer ganzen Länge nach vom Monde beſchienen wurde, ſo daß die glatten Eichenholzvierecke des Bodens und die goldenen Verzierungen der Wände und Deckenflächen zauberiſch ſchimmerten.

„Ich begriff ſie nicht, ich verſtand ſie nicht,“ fuhr er fort, „ihr Benehmen war von einer Heftigkeit, die ich nie an ihr geſehen! Was mag da alles vorgegangen ſein?! O Mutter!“

„Sage,“ ſetzte er nach einer Pauſe und in anderem Tone hinzu, indem er hinausſchritt aus der Galerie, „iſt ein Beſuch bei der Gräfin? Eine junge Dame mit wunderſchönen Augen?“

„Ich glaube, ja.“

„Wer iſt's?“

„Eine Infantado.“

„Eine ſpaniſche Familie?“

„Zu Befehl, Sire.“

„Sie wird ſehr ſchön. — Was macht ſie hier? Uns behorchen im Dienſte des Kaiſers?“

„Sie iſt mit den Foix verwandt.“

„So? Die Gräfin iſt mir unerklärlich!“

„Was Schönheit betrifft, ſo werden Majeſtät zu Mailand in der Signora Clariſſa ein Wunder der Welt ſehen.“

„Warum biſt du denn nicht in Mailand geblieben bei dieſem Wunder der Welt!“

„Sire —“

„Laß nachfragen, ob der Erzbiſchof und die Deputationen von Paris gekommen ſind, in der Franzgalerie ſoll der Abſchied gerüſtet werden!“

Mit dieſen Worten ſchritt der König in die Zimmer ſeiner Schweſter, zu der er immer flüchtete, wenn ſein Herz beunruhigt war. Dies war es aber in hohem Grade über Françoiſe, deren geheimnisvolle Leidenſchaftlichkeit ihn überaus beſchäftigte. Herriſche Gleichgültigkeit dieſes Mannes! Kein Gedanke, kein Auftrag für den niedergeſtreckten Grafen Chateaubriant kam ihm! Das war für ihn erledigt. Aber innigſte Teilnahme für Françoiſe war in ihm lebendig, denn ſeine Seele war viel reicher als ſeine Handlungsweiſe darzutun ſchien.

Während der Unterredung des Königs mit ſeiner Schweſter unterrichtete Bonnivet die Herzogin von Angoulême von dem, was vorgefallen, und von der bedenklichen Stimmung des Königs. Dieſe Dame war damals nur von zwei Gedanken beſchäftigt, nämlich von dem, welcher ſie ſeit der Geburt ihres Sohnes beherrſchte, von dem Gedanken an ſein Glück und Wohlſein, und von dem Gedanken, es könne ihr

die Gräfin Chateaubriant als Regentin des Reiches vorgezogen werden. Sie geriet also bei Bonnivets Mitteilung, nachdem ihre Angst wegen des Zweikampfes beruhigt war, von neuem in quälende Unruhe über ihres Sohnes Absichten mit der Gräfin, und eilte, Bonnivet mit den Vorbereitungen des Abschiedsfestes beauftragend, nach den Gemächern des Königs. Daß der Erzbischof von Paris nach Fontainebleau beschieden sei, schien ihr eine geheimnisvolle und überaus bedenkliche Vorbereitung.

Der König war noch nicht zurückgekehrt in seine Zimmer, und sie wollte deshalb eilig wieder hinweg, um ihn bei Margareta aufzusuchen. Der Kammerdiener versicherte aber, es sei soeben Befehl gekommen, den schönsten Anzug des Königs bereitzuhalten, er werde sogleich erscheinen und die Kleider wechseln. Mit diesen Worten legte der Diener einen dunkelroten mit goldenen Lilien besäten, mit goldenen Fransen umsäumten Samtmantel über die Stuhllehne, stellte die Schuhe zurecht und legte das Barett auf einen Marmortisch. „Eure Hoheit", setzte er hinzu, „können ihn auch leicht auf dem Wege zu der Frau Herzogin verfehlen; Seine Majestät läßt alle Wochen neue Geheimtreppen und Geheimtüren in diesem Schlosse anbringen, und erscheint immer unerwartet bald von dieser, bald von jener Seite."

Während sie noch schwankte, trat Budé ein und Chabot de Brion, lauter Parteinehmer für die Chateaubriant, wie die Herzogin mit immer steigernder Unruhe bemerkte.

„Seid ihr hierher beschieden?" fragte sie hastig.

Die Männer machten eine bejahende Verbeugung. Brion, von der südlichen Frühlingssonne stark gebräunt, hatte ein melancholisches Ansehen. Auch dies steigerte die Besorgnis der Herzogin. „Er liebt sie", sprach sie zu sich, „und weiß vielleicht, daß sie ihm heute noch für immer entrissen wird. Denn wenn der König sie wirklich erhebt, so hat ein junger Liebhaber keine Aussicht auf Verzweiflung seiner Schönen,

und keine Aussicht, im Trösten der Verzweiflung endlich selbst an die Reihe zu kommen."

„Kanzler Budé," fragte sie plötzlich, „ist's von Euch ausgegangen, daß der Erzbischof von Paris für heute nach Fontainebleau beschieden ist?"

„Nicht daß ich wüßte!"

„Was soll er hier?"

„Wohl nicht mehr und nicht weniger als die übrigen Großwürdenträger des Reiches, welche alle herbeschieden sind, damit ihnen der König die Sorge fürs Land, welches er auf unbestimmte Zeit verläßt, ans Herz lege."

„Budé!" — und dabei winkte sie ihm mit den Augen, nahe an sie heranzutreten, und sprach leise — „sagt mir die Wahrheit, und betrachtet mich nicht im entscheidenden Augenblicke als eine vom Neide ganz verblendete Feindin. Wenn mein Sohn die Françoise dergestalt liebt, so wird sie auch mir lieb werden als Freude meines Sohnes, und wird in mir die treueste Stütze finden. Hat der König mit ihr und dem Erzbischofe etwas vor?"

„Was könnte er?! Sie ist ja noch Gräfin Chateaubriant und gute Katholikin, und zu ihrer Scheidung bedürfte es ja erst eines Dispenses vom heiligen Vater in Rom."

„Stellst du dich schwerfällig? Was in den Formen fehlte, das käme hintennach; es gäbe bloß eine Art spiritueller Verlobung, um der Dame eine offizielle Anwartschaft zu verleihen. — Aber, Budé, es wäre ein Mißgriff, der beiden Teilen Schaden brächte, Françoise und dem Könige; das ganze Land würde aufschreien, denn Claude hat kaum die Augen geschlossen."

„Und doch wäre es ein Unglück, wenn der König gar nichts für die Gräfin täte. In welch einer bedrängten Lage ließe er sie zurück?!"

„Weshalb bedrängt?"

„Sie ist durch ihre offen bewiesene Neigung dem ge-

rechten Vorwurfe aller Welt bloßgegeben, der Hof, den Ihr, königliche Frau, bis daher geleitet, ist ihr nicht günstig gesinnt, denn Ihr seid es nicht, und man ist einer bevorzugten Person nicht leicht aus freiem Antriebe geneigt, hier hat die Gräfin also nach der Abreise des Königs kein Bleiben, wenigstens hat sie kein Heil zu erwarten."

„Habt Ihr nicht gehört, daß ich ihr nicht abhold sein werde, wenn sie nicht unzeitige Ansprüche erhebt?!"

„Der Graf, ihr Gatte, ist bekannt als harter, schonungsloser Mann."

„Ach was! das ist vorbei!"

„Wie? — Tut der König nichts für sie, bevor er, vielleicht auf Jahre, scheidet, so hat sie keine Stätte in Frankreich."

„Übertreibung; das hinge alles von ihr allein ab. Und wäre ihr Bescheidenheit unerreichbar, so gäbe es ja Klöster genug für anständiges Zuwarten, und Schloß Foix steht ihr ja jetzt ebenfalls offen."

„Königliche Frau! Euer Sohn der König verlangt überall für die Krone eine Macht und Bedeutung, wie sie bisher in Frankreich unbekannt waren."

„Darin helf' ihm Gott weiter!"

„Ich wünsche es auch; — soll dies aber gelingen, so muß alles, was mit dem Könige zusammenhängt, großmütig und großartig erscheinen. Das Weib, welches der König liebt, muß schon durch diese Liebe den Widerwärtigkeiten der Gesellschaft enthoben sein, und wer da vollends rät, solch ein Weib rücksichtslos in diese Widerwärtigkeiten hinauszustoßen, der ist kein Freund des neuen Königtums."

„Schulweisheit! Ihr könnt doch Euer Lebtag nicht verleugnen, daß Ihr ein bürgerlicher Gelehrter seid!"

„Das will ich auch nicht."

„Nun, es sei daran etwas Wahres! Will ich denn Widerwärtigkeiten für sie? Ich will ihr im Gegenteil ein

Aufſehen verhüten, das ihr Widerwärtigkeiten bringen müßte, ich will ſie ſchützen, ich! Ihr tätet viel klüger, dieſen meinen guten Willen, der aus Liebe für meinen Sohn erwächſt, in Anſpruch und dankbar hinzunehmen. Denn aller politiſche Geſichtspunkt ſpricht gegen Euch; ein Vernichtungsſtreich gegen die Chateaubriant träfe ja auch den übermütigen Adel, welcher auf gleicher Höhe mit dem Könige zu ſtehen meint, und für jede ſeiner Damen die Krone paſſend findet!"

„Solcher Streich träfe aber den Adel an einer Stelle, an welcher er tüchtig und ehrenhaft, er träfe die Hausehre. Die beneidet der Bürger dem Adel nicht, denn auch der Bürger will ſie und hat ſie. Wen verwundete alſo der Streich? Den, von dem er ausginge. Und wer wäre das?"

„Der König!" rief es aus den Vorzimmern, und man ſah ihn raſchen Schrittes durch die Gemächer daherkommen.

„Mein Sohn! mein Sohn!" rief die Herzogin, und eilte ihm entgegen und umarmte ihn, wie eine Braut einen Bräutigam, deſſen Ankunft verzögert worden iſt, umarmt. — „Mein Sohn, was haſt du vor?" ſetzte ſie hinzu, nachdem er ihre Zärtlichkeit erwidert.

„Was ich vorhabe? — Woher dieſe Aufregung, Mutter? Was iſt geſchehen?"

„Tu' nichts, Franz, was deine Mutter kränken müßte!"

„Wie ſollte ich! Aber was iſt vorgefallen?"

„Nichts, François. Ich bin nur in Sorge, ich ſehe in allen Vorbereitungen zu deinem Abſchiede üble Anzeichen für mich — was ſoll der Erzbiſchof?"

„Er ſoll mich verheiraten! — Du wirſt blaß? Vergib meine gute Laune, wenn ſie dich erſchreckt, und verliere deine Zeit nicht, dein Anzug verlangt ſie heute gebieteriſch, denn du mußt heute in voller Pracht erſcheinen, und ſpäteſtens in einer halben Stunde. Wer von den Damen zu ſpät kommt, wird's bereuen! Adieu, Mama, ich küſſe deine Hände, adieu! Du wirſt mit mir zufrieden ſein. Schweizer Boten haben

zwei Prachtgewänder aus Genua mitgebracht, eins ist schon verschenkt — bist du neidisch? — das andere erwartet dich auf deinem Zimmer. Du weißt, wie gern ich dich in italienischem, in königlichem Glanze sehe, du hast so königlichen Wuchs, adieu! — Martin, meine Kleider!"

Bei diesen Worten führte er die Herzogin hinaus aus seinem Zimmer und kehrte sogleich zurück, angesichts der Männer seine Oberkleider zu wechseln. Brion, an den er einige Fragen und Befehle über militärische und Reiseangelegenheiten richtete, ward bald entlassen. — „Noch eins!" rief er ihm nach, „du hast die günstigsten Augen für die Gräfin Chateaubriant!"

„Sire! —"

„Wie liebenswürdig, er wird rot darüber, Budé. Sieh diese beneidenswerte Jugend! Und du hast die Dame seit deiner Rückkehr noch nicht gesehen?"

„Nein, Sire!"

„Ah, ich muß dich belohnen für deine Kriegesmühen! Eile zu ihr, es wird ihr einen guten Eindruck machen, dich zu sehen, denn sie ist dir sehr gewogen, sage ihr, und sage es ihr herzlich, daß ich sie inständig bitten ließe zur Abschiedsaudienz und zum Bankett in die Franzgalerie zu kommen. Sie wäre im Unrecht gegen mich, und ich wollte ihr ausdrücken, wie sehr ich ihr verziehe. Käme sie nicht, so müßte ich glauben, ihr Unrecht wäre nicht aus einem Drange ihres Herzens entstanden, sondern aus unlauterer Quelle entsprungen, und sie sollte mich nicht mit so traurigen Gedanken von ihr scheiden lassen, der Himmel weiß auf wie lange, denn wir hätten einen Krieg vor uns auf Tod und Leben, und nur Aussicht auf Sieg, wenn wir alles einsetzten und alles Tag für Tag! Gutes Glück für deine Botschaft, Brion!"

„Nun, Kanzellar," wendete er sich, als Brion also verabschiedet war, zu Budé, „was bringst du? Du willst

Anweiſungen für deine Schulen und Anſtalten während meiner Abweſenheit, du willſt Geld, nicht wahr? — Ja, lieber Freund, es iſt böſe Zeit, Künſte und Wiſſenſchaften ſind für den Augenblick abgeſetzt, denn es handelt ſich ums Beſtehen des Reiches. Ein Mann mit dem Schwert iſt auf ein Vierteljahr mehr wert als mein Primatize und dein Kollegium. Die Landsknechte wollen Sold, und ſelbſt wenn ich uns gerettet habe, ſo muß ich mir Truppen halten, um von den hochmütigen Vaſallen unabhängig zu werden, 's iſt wenig Ausſicht für unſere Pläne, Budé, das weiß Gott, aber wir wollen hoffen, das koſtet nichts und tröſtet doch! Runzle nicht die Stirn, ich kann's im Augenblicke nicht ändern. Deine Seele weiß, wie ich unſerm Plane anhänge, einen dritten Stand heraufzubilden als Widerhalt gegen die großen Seigneurs, laß mir nur Ruhe, bis ich den Kaiſer beſiegt und Italien in Händen habe, friſte dein Kollegium, ſo gut es gehen will! Ich kann doch nicht meine Künſtler verabſchieden, die alle in voller Arbeit ſind."

„Sieh mal genau zu, Martin, ob Flecken am Wamſe ſind und ob ich's wechſeln muß! — Nein? — Das wundert mich! — Übrigens, Budé, freu' ich mich doch ſehr, Italien wiederzuſehen, und ich denke, wiederum reichlich Künſtler und Kunſtſchätze mitzubringen."

„Ich bewundere Euren guten Mut, Sire, da jetzt noch Frankreich ſelbſt in Gefahr und der Weg nach Italien von einem ſiegreichen Feindesheere verlegt iſt."

„Foi de gentilhomme, die Welt ſagt immer, ich ſei zu zuverſichtlich, und du tuſt desgleichen. Ihr mögt recht haben, aber Zuverſicht iſt mein ſtärkſtes Schwert, ich kann's nicht miſſen. Du ſollſt dich wundern, wie dieſer Bourbon, den Gott ſtrafe, und Pescaire aus Frankreich eilen werden ohne einen Schwertſtreich von meiner Seite, ja, ohne daß ſie mich und Frankreichs Heer geſehen haben. Nicht doch, man ſoll die Zukunft nicht berufen und ſeine Erwartungen

nicht aussprechen, die Zukunft sieht's nicht gern, erraten zu sein, und ändert dann ihr Antlitz über Nacht. Martin, schlage drei Kreuze vor meinen Mund, damit das leichtsinnige Wort gebannt sei, und sieh nicht ungläubig drein, Budé, du stehst ohnehin im Verdachte der Ketzerei."

„Möge das Glück Euch so stattlich krönen, wie Ihr's zu nützen wißt, mein König, der Ihr ein König des Glückes seid. Aber Ihr werdet doch einige Vorsorge gegen mögliches Unglück treffen?"

„Warum nicht gar! — Den linken Schuh zieh' schärfer an, Martin! — Wer das Unglück bedenkt, der beleidigt das Glück!"

„Auch für die Oberverwaltung des Reiches trefft Ihr keine besondere Anordnung?"

„Du erwarteſt eine solche? — Ich weiß, wo du hinaus willst, Budé, und tadle es nicht. Du hältst unter allen Tugenden die Ehrlichkeit am höchsten, darum bist du der Kanzler meiner Volkserziehung. Glaubst du, daß du ein besonderer Herrscher wärest mit der Ehrlichkeit um jeden Preis? Ich fürchte, mir ist die Liebe so gefährlich an der Spitze des Regiments, wie es dir die Ehrlichkeit wäre. Wer kennt die Weiber! Wer mag etwas über sie voraussagen! Weiber und Wetter, wer ist ihrer Herr?!"

„Es gibt doch stetige, Sire."

„So? Ich glaube, in diesem Punkte ist meine Wissenschaft reicher und wichtiger als die deine. Nun, Gott mag Frankreich regieren, wenn der König außer Landes, Frankreich wird's brauchen. Auf Wiedersehen, Budé, in der Galerie!"

Unterdes war es in und um Françoise gar wechselvoll hergegangen; der rasche Wechsel ist ja das Los aller unerlaubten Liebesverbindung, ist die Pein und die Lebensquelle derselben! Françoise war aus dem Zimmer des Kampfes durch alle ihre übrigen Gemächer an Chimenen vorübergeeilt, als flüchtete sie vor lebensgefährlicher Ver-

folgung. Chimene folgte ihr hinaus über den Hof, durch den Garten in den Wald hinein; sie drängte sich ihr nicht auf, sie ließ die Gepeinigte, welche endlich unter einer Eiche niedersank, eine Zeitlang ungestört; aber sie wollte ihr für den Fall der Not nahe sein. So stand das mitleidende spanische Mädchen geduldig und furchtlos im schauernden Walde, den die Mondesstrahlen geisterhaft beleuchteten, und blickte auf die unglückliche Freundin, welche regungslos am Eichenstamme lehnte und nur erkennbar war durch ihr weißes Gewand.

Diese Lage hätte wohl stundenlang dauern können, wenn nicht der nach dem Schlosse zu wehende Wind einen Trupp Wildbret ungestört hätte daherkommen lassen bis in die unmittelbare Nähe der beiden Frauen. Das Wild suchte nächtlicher Weile die saftigen Wiesen ums Schloß, und wurde des Windes wegen der Menschennähe erst inne, nachdem es zum Teil schon an Françoisen vorüber war. Nun stürzte es mit heftigem Gepolter erschreckt zurück und schreckte Françoise auf, in deren quälerischen Phantasien die schwarzen, ungestümen Wildgestalten augenblicklich eine fürchterliche Bedeutung fanden. Dies war der Augenblick für Chimene, deren Nähe die überreizte Gräfin zunächst gar nicht befremdete. Erst als sie wieder in der Nähe des Schlosses waren, zeigte sich Françoise gefaßt, übersah den Zusammenhang, dankte ihr mit krampfhaftem Händedrucke, erzählte ihr, was vorgefallen, und bat sie, mit Guernard nachzusehen, was der Kampf für einen Ausgang gehabt habe, und ob vielleicht ein Verwundeter oder gar Getöteter im Zimmer geblieben sei. „Ich selbst habe nicht den Mut dafür," setzte sie fieberhaft zusammenschauernd hinzu, als sie wieder in den vorderen Gemächern angekommen waren.

Chimene war von Natur herzhaft und erbot sich, allein nachzusehen, damit auch Guernard, obwohl ein erprobter Foixscher Diener, nicht ohne Not in ein solches Geheimnis

gezogen würde. Die Wohnung war nämlich so beschaffen, das bis jetzt die Dienerschaft der Gräfin unbeteiligt von den Vorfällen geblieben sein konnte. Sie bildete einen abgesonderten Flügel, der seitwärts der Franzgalerie von einem Hauptgebäude des Schlosses abstand, und erst später in stumpfwinkliger Verlängerung einen inneren Hof bilden half. Jetzt war er ein verlorenes Ende des Schlosses, welches nur nach der südlichen Seite durch ein im Bogen sich hinziehendes Gitter mit dem Gartenzugange oder Gartenhofe des Hauptgebäudes in Verbindung stand. Die Treppe zur Eintrittstüre teilte diesen Flügel in zwei ungleiche Teile, den rechten Teil bewohnte Chimene und die Dienerschaft der Gräfin, den linken nach dem Semelekabinett hin die Gräfin allein. Das Eintrittszimmer an der Treppe bildete das Vorzimmer für beide Teile, und dort hielt sich an jenem Abende nur Guernard auf. An ihm vorüber war Florentin eingetreten, und er hatte durch Chimenens Fürsorge den bald darauf ankommenden König nicht gesehen. Chimene nämlich, in einem der vorderen Zimmer Françoisens am Fenster stehend, hatte den König, dessen Gestalt sie aus Tausenden heraus erkannt hätte, eiligen Schrittes über den mondhellen Gartenhof kommen sehen. Dieser Weg führte nirgends anders hin als zur Gräfin, sie wollte aber nicht, daß Guernard, der ernsthafte, mit den Verhältnissen des Hofes noch unbekannte Diener, den König, der ohne Begleitung war, zu solcher Stunde in der Gräfin Zimmer erblickte; sie lief also hastig ins Vorzimmer, schickte Guernard unter einem rasch erdachten Vorwande in ihr eigenes Zimmer, und war solchergestalt allein beim Eintritte des Königs zugegen. So hatte Guernard, der den Priester wieder hinweggehen gesehen — denn Florentin hatte keinen Beruf gefühlt, einem wahrscheinlich blutigen Ausgange dieser Dinge nahe zu bleiben — keine Ahnung, daß noch sonst jemand in den Zimmern sein könne, und deshalb wollte ihn Chimene erst im Falle der Not in Anspruch

nehmen. Sie nahm alſo einen Armleuchter und ging mutigen Schrittes bis an die letzte Tür vor dem Kampfgemache. Die Tür war durch Françoiſe ins Schloß geworfen — Chimene horchte; ſie hörte nichts. Sie faßte ſich ein Herz, die Tür zu öffnen, gewärtig, daß der Anblick eines Verwundeten oder gar der eines Toten ihr entgegenſtarren werde. Nichts iſt ſchauerlicher, als nachts mit Licht in ein finſteres Gemach treten, und einen blutigen Gegenſtand erwarten zu müſſen. Es überrieſelte ſie auch kalt, als die Tür in Schloß und Angeln knarrte; aber ſie trat ein mit vorgehaltenem Lichte: es war totenſtill, kein Seufzer, kein Röcheln war zu hören, kein Menſch war zu ſehen! Ein Tiſch, ein Stuhl waren umgeſtürzt, die Vorhangtür zum Semelekabinett war geöffnet — ſie wagte ſich leiſen Schrittes auch dahin, auch hier war es leer! Hätte ſie gewußt, daß ſie nur ſorgfältiger zu ſuchen brauchte, um eine erſchreckende Entdeckung zu machen: der Mut wäre ihr wohl geſunken und ſie hätte Gueruard zu Hilfe gerufen. Aber wann wir zu finden fürchten, dann ſuchen wir auch oberflächlich.

Raſch eilte ſie zurück und teilte fliegenden Wortes der Gräfin mit, daß es glücklich abgelaufen zu ſein ſcheine; dann ging ſie zu Guernard, zweideutig fragend, ob etwas vorgefallen? Denn ſie wollte wiſſen, ob einer der Kämpfer während ihrer Abweſenheit im Walde den Ausgang durch die Zimmer geſucht habe. Guernard verneinte ohne Arg. Sie mußten alſo beide nach der Galerie hinaus ſein.

Während ſie noch neben Guernard im Eintrittszimmer ſtand, leuchtete Fackellicht über den Gartenhof daher, zwei Pagen ſchritten vor einer Dame die Treppe herauf, die Dame war Margarete, Herzogin von Alençon.

Es wäre die würdige Aufgabe eines ganzen Buches, alle die Übergänge im Herzen Françoiſens zu beſchreiben, welche im Zeitraume einer halben Stunde vor ſich gingen, und welche nötig waren, ihr beſtürmtes Weſen wiederum

ruhig, vertrauensvoll und harmoniſch zu ſtimmen. Gelang dies, ſo war es eine natürliche und leicht zu bewerkſtelligende Folge, daß ſie einwilligte, bei der großen Abſchiedszeremonie zu erſcheinen. Und Margareta war die geeignete Dame, ſolche Übergänge zu leiten, die Umſtände waren verwickelt und unklar genug, die in der Tiefe mächtig herrſchende Neigung Françoiſens, welche ſtets zur Verſöhnung mit dem Könige und zum Könige trieb, mächtig zu unterſtützen. Die größere Beweglichkeit des weiblichen Charakters macht ihn ja ebenſo reizend, ſo ſchwach und ſo unerſchöpflich zugleich. Was war denn auch — flüſterte die Neigung in Françoiſe — für ſicherer Grund zum Zorn gegen den König vorhanden? Die Szene mit Diana von Brezé war offenbar durch Bonnivet, der gegen die Stellung der Chateaubriant arbeitete, verleumderiſch übertrieben worden, um Franz und Françoiſe im entſcheidenden Augenblicke zu entzweien. Würde die in ſolchem Punkte gegen ihren Bruder ſtrenge Margareta davon ſprechen wie von einer Nichtigkeit?! Und war nicht vorauszuſetzen, daß ſie genau unterrichtet ſei, ſie, welche inmitten aller Parteiungen des Hofes ſtand, und das Vertrauen aller beſaß, ſie, welche der König ſelbſt ausgerüſtet hatte mit ſeinen Entſchuldigungen und Wünſchen?! Würde er den Hauptgrund der Entzweiung unbeachtet gelaſſen haben? Gewiß nicht! Und doch ſprach Margareta nur in gleichgültigem Tone und beiläufig von Diana, und alle Entſchuldigung des Königs war dahin gerichtet, daß er ſein Verſprechen gebrochen und vor Ablauf der acht Tage ohne Erlaubnis zu ihr gedrungen ſei. „Mein Gott," ſprach Françoiſe zu ſich, „danach wäre ja ich mit meiner Härte, mit meinem Widerſpruche in ſchreiendem Unrechte! Die Liebe nur hat ihn zu mir getrieben, iſt das ein Grund des Zornes für mich? Ja, nachdem ich ihn dem racheluſtigen Chateaubriant in meiner Verblendung wie einen Verräter bezeichnet, tritt er vor mich und ſchützt mich gegen das

ausgeſtreckte Schwert des blind eindringenden Grafen, und nachdem ein ſo gefährlicher Kampf beendigt iſt, hat er keine andere Sorge, als mich, die ungerecht Zürnende, zu verſöhnen! Er ſendet die Schweſter, er ſendet Brion, der mir ſo zugetan, der mir ſo wert, und den wiederzuſehen nach langer Trennung mir eine Freude iſt!“

Noch mehr: ein genueſiſches Kleid ward gebracht, welches der König geſendet für die Gräfin, ein prachtvolles Gewand von braunrotem Samte!

Hätte Françoiſe nüchtern hinzugedacht, daß im Betragen des Königs alles von übertriebener Buße ſei für ein ſo kleines formelles Vergehen, welches die Liebe ſtets entſchuldigt, ſie wäre wahrſcheinlich der Wahrheit näher gekommen. Aber ſie war nicht in der Lage, nüchtern zu prüfen! Der Augenblick drängte: wenn der Mond unterging, dann war der König fort, vielleicht auf Jahre, und ſie hatte ihn aus Eigenſinn nicht mehr geſehen, hatte ſich in Liebloſigkeit von dem Manne getrennt, der ihre einzige Liebe und Hoffnung auf Erden war, hatte verſcherzt, daß er ihr eine Stellung anwies während ſeiner Abweſenheit, eine würdige Stellung unter neidiſchen Widerſachern! War es nicht natürlich, daß ſie aufſprang, Margareten umarmte, und mit Chimene hinwegeilte, um ſich zu ſchmücken für die Audienz, zu ſchmücken mit allem Glanze, wie er paßte für ſolche Feierlichkeit und für ein ſo prachtvolles genueſiſches Gewand! Schöne Françoiſe, freue dich des ſchimmernden Augenblicks, du haſt der Freuden ſo wenige im Leben!

Chabot de Brion war glücklich, die Königin ſeines Herzens zum Feſte zu führen: er hätte gern ein gutes Zeichen für die Zukunft darin geſehen, wenn er nicht eine zu wahrhafte Liebe für Françoiſe gehegt hätte. Ach, er wußte nur zu gut, daß ihr Glück geſcheitert ſein mußte, wenn das ſeinige ſich erhöbe.

In den Gartenhof herab ſchimmerte die Franzgalerie

wie von tausend Kerzen erleuchtet: die Fenstertüren und Fenster nach dieser Seite standen offen, und als sie die Marmortreppe vom Gartenparterre hinaufgestiegen waren, dehnte sich der prachtvolle Raum vor ihnen aus in unabsehbarer Länge wie ein Feengedanke. Darin erhebt sich jene Renaissanceepoche besonders in Bauwerken, daß sie danach trachtete, Ungedachtes, bloß Geahntes durch Gruppierung von Massen anzudeuten und das lockende Geheimnis, diese Seele der Romantik, in der Fülle und unerhörten Wendung klassischer Formen, lebendig und wirksam zu erhalten.

Diese Galerien der Renaissance waren nicht nur die Säulengänge der Alten, sie boten in ihrer lang aufsteigenden, dem Auge entweichenden Flucht, in ihrem kühnen Stile der Verzierung und in ihrer überladenen, aber durch Vollendung jedes einzelnen Teils gebieterischen Fülle des Schmucks, sie boten in alledem einen Zauber der Phantastik, welcher die verwegensten Gedanken und Pläne im sinnigen Beschauer weckt.

Die Menge der Hofleute und Würdenträger des Reiches, welche zum Feste beschieden waren, wandelte in unregelmäßigen Gruppen auf und nieder, denn der König war noch nicht eingetreten, und der schimmernde Thron, den eine kolossale Lilienkrone überragte, stand noch leer. Fünfzig Pagen umgaben ihn mit Kerzen, denn Menschen waren damals noch wohlfeiler als Geräte, und der ungeheure Raum nahm außer andern fünfzig Kerzenpagen auch noch hundert Kandelaber in Anspruch.

Die Gruppen ordneten sich und begrüßten achtungsvoll die Schwester und die Geliebte des Königs. Einer flüsterte dem andern zu, in der nächsten Stunde werde sich verwirklichen, was bisher als schüchternes Gerücht umhergewandelt sei, die Gräfin werde zur Herzogin von Romorantin erhoben und zur Regentin des Reiches eingesetzt werden, der Erzbischof von Paris werde ihr die Herzogskrone und außerdem

einen Marmorblock ſegnen, den Grundſtein eines neuen Wunderſchloſſes, welches ihr der König in der Sologne bauen wolle.

Alle Künſtler, welche ſie früher in Blois geſehen, drängten ſich zu ihr, um ihr zu huldigen: ſie waren alle voller Freude, daß eine der Kunſt ſo günſtige, des Geſchmacks ſo kundige, daß eine ſo wunderſchöne Dame ihre gebietende Herrin werden ſolle — da rauſchte ſchmetternde Muſik aus dem inneren Hofe herauf, die Flügeltüren öffneten ſich, und der König erſchien, ſeine Mutter an der Hand führend, der Erzbiſchof in vollem Ornate, umgeben von farbigen Prieſtern und Chorknaben, folgte ihm auf dem Fuße.

Der König führte ſeine Mutter bis an die Stufen des Thrones, dann machte er ihr eine Verbeugung und ging auf ſeine Schweſter zu, welche mit Françoiſe inmitten der Künſtler ſtand, dankte ihr, daß ſie ihn mit ſeiner Freundin verſöhnt und dieſe hergeführt habe, und richtete dann an Françoiſe ſelbſt die liebevollſten Worte. Die Macht ſolcher Worte war immer außerordentlich, denn es lag ein ſeltener Zauber in ſeiner Freundlichkeit und eine unwiderſtehliche Kraft männlicher Zuverſicht in all ſeinem Benehmen und all ſeiner Gebärde. Denn mochte er auch der Tat nach oft leichtfertig werden, er hatte nie den Anſchein der Leichtfertigkeit, und er hatte, um noch mehr zu ſagen, auch nicht die Abſicht der Leichtfertigkeit. Jeder Wunſch, der ihm aufſtieg, war ihm wichtig, und deshalb betrieb er eigentlich auch die leichteſte Galanterie, ſobald ſie ihm eben von einem ernſtlichen Wunſche geboten war, mit Gewiſſenhaftigkeit. Das heißt allerdings nur: mit Gewiſſenhaftigkeit für den Zweck ſeines Wunſches. Und darin lag ſeine Macht. Es kam aber bei ſolcher Eigenſchaft nur darauf an, ihm mit geiſtiger Überlegenheit den Wunſch niemals ganz zu erfüllen und immer durch neue Wendung zu beleben. Mit ſolcher geiſtigen Gewalt war er dauernd zu feſſeln, wie in ſeiner ſpäteren Zeit die Made-

moiſelle de Heilly bewieſen hat. Bloße Liebe freilich, echte, weil hingebende Liebe, Liebe wie ſie Françoiſe für ihn hegte, war mit dieſem Manne in größter Gefahr des Unglücks. Sie mußte ihm zum Beiſpiele an jenem Abende widerſprechen, da er ſie bat, ihm zu ſeiner Mutter zu folgen, ſie dieſer Mutter für die Dauer ſeiner Abweſenheit empfehlen zu dürfen wie ſeine Braut — denn in dieſem Schritte lag dasjenige, was man ſtets mit ihm vermeiden mußte: das Abtun einer Angelegenheit, einer Verpflichtung. Mit dieſem Abtun befreite er ſich, und es war von da an ein neues Glück, eine neue Eroberung nötig, um ſeines Anteils ſicher zu werden.

Die Herzogin von Angoulême, welche eben gegen Florentin, der im Geleite des Erzbiſchofs gekommen war, in haſtigen Worten ihre tödliche Beſorgnis ausdrückte vor dem, was bevorſtehen könne, wurde bleich wie der Tod, als ſie den König, die Gräfin an der Hand führend, gerade auf den Thron zuſchreiten ſah, an deſſen Stufen ſie ſtand. Und ihre Beſorgnis war ganz gerecht, ſie war gerecht, auch wenn ſie wußte, daß ihr Sohn für den Augenblick nicht mit der Abſicht, die Geliebte hinaufzuführen, auf den Thron zuſchritt. Eine plötzliche Wallung war hinreichend, daß der König tat, was er ſelbſt nicht beabſichtigt hatte, was ſich aber als Gelegenheit ſeinem romantiſchen Sinne ſo verführeriſch darbot.

Geübt in kühner Faſſung, fand ſie, als das Paar noch etwa fünf Schritte vom Throne entfernt war, als die Verſammlung, totenſtill werdend, den König ſelbſt aufmerkſam zu machen ſchien, ſie erwarte etwas Außerordentliches, als dem Könige wirklich die Hand unter dem Drucke der geliebten Hand zuckte und die Wallung zum Herzen ſtieg, für ſeine Françoiſe die allgemeine Erwartung nicht zu täuſchen — die Herzogin von Angoulême fand in dieſer bedrohten Lage augenblicks den Mut, dem Paare entgegenzugehen und ſolcherweiſe den Weg nach dem Throne zu vertreten. Wäre dies herb

oder irgendwie protestierend geschehen, es hätte die Wallung des Königs zugunsten Françoisens beflügelt. Aber die Mutter kannte ihren Sohn: sie tat sich die äußerste Gewalt an, und trat mit Honig auf den Lippen zu der verhaßten Gräfin, mit kluger Berechnung deren beide Hände ergreifend und sie dadurch vom Könige trennend. Als der König die Liebesversicherungen der Mutter für die Geliebte, die eifrigsten Versicherungen derselben in betreff der bevorstehenden Zukunft hörte, entschwand ihm die Wallung, denn der Drang des verborgenen Antriebs und Widerstandes hörte auf, es war erreicht, was er im voraus beabsichtigt hatte: die beiden Frauen, die er vereinigt wissen wollte, sah er Hand in Hand, und allein, in ritterlich königlicher Majestät schritt er auf den Thron hinauf und winkte mit der Hand dem Erzbischofe, welcher mit seinem Gefolge auf einer dafür errichteten, mit Purpur bedeckten Estrade Platz genommen hatte. Der Erzbischof, ein ehrwürdiger Greis, trat einen Schritt vor und erhob beide Arme, ein Zeichen, daß er sprechen wolle.

Es trat eine lautlose Stille ein, und der Erzbischof sprach in kurzen würdigen Worten aus, daß es Befehl des Königs und eine Aufgabe seines heiligen Amtes sei, in so verhängnisvollem Augenblicke, da der König das bedrohte Reich verlasse und in mörderischen Kampf ziehe, jedermann zu ermahnen, im Namen Gottes zu ermahnen zur leutseligsten Eintracht. „Aller Neid," fuhr er fort, „aller Zwist möge abgetan und unter die Füße geworfen sein auf dieser Stelle, und Gott möge unser Gelübde, welches wir hiermit feierlich ablegen, gnädig aufnehmen, das Gelübde, all unsere persönlichen Absichten und Wünsche abtun zu wollen zum Besten des Reichs, solange der gesalbte Herrscher desselben fern von uns weilet."

Bei Aussprechung des Gelübdes hatte sich der Erzbischof auf die Knie niedergelassen, und die ganze Versamm-

lung in der Galerie war diesem Beispiele gefolgt, es herrschte eine feierliche Pause.

Die überraschendste Erscheinung unterbrach dieselbe: aus der Tapetentür des Semelekabinetts, welche mehr nach der Gartenseite der Galerie und frei von der im oberen Teile der Galerie versammelten und jetzt knienden Gesellschaft war, trat mit Geräusch ein verstört aussehender Mann. Seine Kleidung war in Unordnung und bestäubt, sein Antlitz bleich und mit Blut befleckt, er hatte keine Kopfbedeckung und hielt ein blankes Schwert in der Hand — es war der Graf Chateaubriant.

Über einen Stuhl rücklings fallend während des Kampfes mit dem Könige hatte sich sein Kopf gegen die Stufe des Himmelbettes geschlagen, welches in einer mit seidenem Vorhange versehenen Nische stand. Der Schlag hatte ihm die Besinnung geraubt, der wieder zufallende Vorhang hatte den größten Teil seines Körpers verdeckt, und der umgestürzte Sessel hatte den Augen der oberflächlich suchenden Chimene die unter dem Vorhange hervorragenden Füße entzogen. So hatte er unentdeckt und ohne Hilfe stundenlang besinnungslos gelegen, bis die Erschütterung der von Chimenen im Hinweggehen zugeworfenen Tür die Lebensgeister wieder in ihm erweckt hatte. Allmählich, aber sehr langsam, waren sie wiedergekehrt, und jetzt erst war er zu der Fassung gekommen, daß er wieder gehen und die Tür, durch welche er eingetreten, beim Mondeslichte wieder aufsuchen konnte.

Die blendend erleuchtete Galerie fiel ihm wie Blitzesfeuer auf die geschwächten Augen, und er stand eine lange Zeit, ohne zu wissen, was um ihn her sich begäbe.

Der Versammlung aber erschien er als ein drohend Herausfordernder; die Wirkung der frommen Worte des Erzbischofs war augenblicks vernichtet, jedermann erhob sich und sah bald auf den Grafen, bald auf den König, welcher letztere eine Stufe herunterschritt vom Throne, starr hinblickend auf

die für ihn dreifach überraschende Erscheinung. Er hatte den Grafen erstochen geglaubt, und als er vorhin mit Françoise Hand in Hand ging, hatte er sich vorgesetzt, Bonnivet vor der Abreise noch zu befehlen, daß der Leichnam in dieser Nacht ohne Wissen der Gräfin durch Florios Fürsorge beseitigt werde. Jetzt aber sah er diesen Mann in vollem Kerzenscheine aufrecht stehend vor sich — ist er ein Gespenst? Ist er lebendig? Uneingedenk dessen, daß alle Blicke auf ihn gerichtet seien, zog der König seinen Degen, um nachzusehen, ob denn kein Blut an der Klinge hafte, die seines Erachtens den Grafen durchbohrt. Sämtliche Seigneurs aber, diesen Grund nicht erratend, zogen ebenfalls ihre Degen, und es gewährte einen prachtvollen Anblick, all die gespannten, glänzend geschmückten Menschen mit blanken Schwertern zu sehen, denen unbeweglich ein einziger totenbleicher Mann gegenüberstand. Da schmetterten die Kriegsfanfaren des kriegerischen Reisegefolges, welchem der König die Stunde bestimmt und als Sammelpunkt den Gartenplatz vor der Galerie angewiesen hatte, durch die offenen Türen und Fenster herein und brachten Bewegung in die gespannte Szene: man sah Fackellicht den Platz vor der Galerie erfüllen, hörte das Wiehern der Pferde, das Klirren der Waffen, und bemerkte, daß der König den Degen wieder einsteckte und sich wegwandte, zum Zeichen, daß er die Erscheinung des Grafen nicht weiter beachten und die Erledigung des Abschiedsaktes nicht weiter verzögert sehen wollte. Alles kam in Bewegung, vermischte sich und drängte sich nach dem Throne, und kaum gewahrten es einzelne, daß auf einen Wink der Herzogin von Angoulême der Prälat Florentin die Hand der bestürzten Gräfin Chateaubriant ergriff und die Willenlose dem jetzt gefaßten und ihr entgegentretenden Grafen Chateaubriant zuführte.

Françoise sah und hörte nichts, bis ihr Gemahl sie anrief: „Gräfin Chateaubriant!“

„So nennt man mich," ſprach ſie, nachdem ſie tief Atem geholt, kaum hörbar.

„So wird man Euch nennen bis zu Eurem Tode — hört, was ich Euch zu ſagen habe, und blickt mich an dabei, wenn Ihr es könnt!"

„Ich kann es nicht —"

„Gott iſt gerecht!"

„Ich kann's!" rief ſie plötzlich und richtete ſich auf.

„Wehe dir! Ich erwarte dich auf Schloß Chateaubriant, damit du deine Tochter ſegneſt und dein Gericht erleideſt."

Bei dieſen Worten trat Chabot de Brion, wahrſcheinlich ohne Auftrag, aber getrieben vom Drange, der Gräfin beizuſtehen, hinzu und ſprach:

„Der König fragt, was Euch hierher geführt. —"

„Sagt dem Könige: ein bretoniſcher Edelmann brauche keine beſondere Veranlaſſung, um vor den Thron zu treten, denn er ſei Pair des Reiches. Ich aber ſuchte nicht den König von Frankreich, ſondern Franz von Valois, der mir Rede zu ſtehen habe."

Währenddeſſen war der wichtigſte Akt am Throne vor ſich gegangen, die Herzogin von Angoulême war zur Regentin des Reiches ernannt, der Herzog von Vendôme zum Generalleutnant von Ille de France, der Herzog von Guiſe zum Statthalter der Champagne und Burgunds, der Großſeneſchall de Brezé zum Statthalter der Normandie, der Graf de Laval zum Statthalter de Bretagne und der Marſchall Lautrec zum Statthalter von Guyenne und Languedoc. Dieſe letzte. Ernennung allein ſchien einige Rückſicht auf Françoiſe zu verraten. Alles drängte ſich nach dem Ausgange, von welchem her aufs neue Kriegsfanfaren ſchmetterten, und welchem auch der König ſich zuwendete. Der Graf Chateaubriant wurde durch die herzudrängende Menge getrennt von ſeiner Gemahlin, und dieſe ward an Brions Arme hinaus auf die

Treppe geführt. Der König, an der Hand ſeiner Mutter nach dem Ausgange ſchreitend, ſchien ſie überall unruhig mit den Augen zu ſuchen, und als er ihrer endlich beim heraufdringenden Fackelſcheine anſichtig wurde, eilte er auf ſie zu, ergriff ſie, die auf den Füßen Schwankende, bei der Hand und legte ſie an die Bruſt der lächelnden Mutter, mit Blick und Handbewegung eindringlicher, als Worte es vermocht hätten, die verlaſſene Frau der mit dem Reiche belehnten anempfehlend.

Dann wendete er ſich raſch, warf allen mit der Hand einen Kuß des Abſchiedes zu, umarmte die herbeieilende Margareta flüchtig, aber herzlich, und ſtieg die Treppe hinab nach dem harrenden Roſſe, unter unaufhörlichem Rufe der Verſammlung „Es lebe der König! Es lebe der König!“ ſich aufſchwingend und hineinſprengend in den ſchwarzen Wald, den viele hundert Fackeln nur um ſo ſchwärzer erſcheinen ließen.

IV.

11.

Der Marſchall Lautrec an Françoiſe Gräfin von Chateaubriant.

„Du fragſt mich zum erſten Male um Rat, Françoiſe, und fragſt mich um Nachrichten über den König. Die eine wie die andere Frage iſt erſtaunlich. Neben der Regentin des Reiches lebend biſt Du ohne zuverläſſige Nachricht vom Schickſale des Königs und Heeres, und nachdem Du mit größter Verwegenheit aus dem wohlanſtändigen Kreiſe Deines Lebens herausgetreten biſt, nachdem Du das Äußerſte getan, frägſt Du mich um Rat! Ich würde meinen Augen nicht

trauen, ſähe ich nicht aus einzelnen Äußerungen Deines Briefes, daß Du über Deine Lage und über die Lage der Dinge unklar und in Täuſchung befangen biſt. Vom Könige haſt Du Vorſtellungen und Erwartungen, als ob er ein Jüngling von ſiebzehn Jahren und in den Wallungen ſeiner erſten Liebe begriffen ſei. Armes Geſchöpf! König Franz iſt der grauſamſte Liebhaber, weil er der leichtſinnigſte iſt! An das Abenteuer mit Diana von Brezé haſt Du nicht glauben mögen, und biſt der Meinung geweſen, es ſei der König treuen Herzens zu Dir von Fontainebleau gegangen, und eben dieſes treuen Herzens halber dürfteſt Du ihm nicht zürnen darüber, daß er Dir keine andere als eine vertrauliche Stellung neben ſeiner Mutter hinterlaſſen. Das Herz könne doch nicht mehr tun, als die Geliebte ans Herz der Mutter legen, und wenn die Mutter dies Vertrauen zu Deinem Schaden mißbrauche, ſo ſei dies doch nicht die Schuld des Königs. Armes Geſchöpf! Wußte denn etwa der König nicht, daß ſeine Mutter Dir immer abhold war bis zum Vergiften, daß dieſe Mutter nichts liebt als ſich und ihn, daß ſie ihm wohl eine anſpruchsloſe Maitreſſe, nicht aber eine anſpruchsvolle Geliebte wie Dich für erſprießlich hält?! Was tat er alſo, als er Dich ſeiner Mutter empfahl? Er überantwortete Dich Deinem Schickſale. Willſt Du zur Beſtätigung meiner Anſicht hören, wie er ſich einige Tage nach ſeinem Abſchiede von Dir benommen hat, der Mann, welchem Du ſo zarte Empfindung zuſchreibſt? Als er durch Manosque ritt, ſah er eine junge Dame von großer Schönheit, ein Fräulein von Voland, und hielt auf der Stelle an und bewarb ſich auf die zudringlichſte Weiſe um die Gunſt derſelben, und überließ das Heer in der ſchwierigſten Lage von der Welt gedankenlos ſeinem Schickſale, denn er, Dein treuer Liebhaber, hatte alle Gedanken auf Eroberung eines ſchwachen Mädchens geſtellt. Dieſes Fräulein von Voland war keuſch, und beſaß ſelbſt einen heroiſchen Sinn der Keuſchheit; dadurch

iſt ein Abenteuer, deſſen Gleichen König Franz dutzendweiſe ſucht, landkundig geworden. Sie hat nämlich nichts Geringeres vorgenommen, als ihr ſchönes Geſicht ſtechendem Schwefeldampfe auszuſetzen, damit es entſtellt werde, und dem Manne, welchem jedes Lärvchen gefährlich, nicht mehr begehrenswert erſcheine! Dieſer Skandal hat alle Welt entrüſtet, aber Deinen Liebhaber nicht gebeſſert und deſſen Kuppler Bonnivet nicht entmutigt.

Aber man ſpricht, es ſei unmöglich, verliebten Leuten die Wahrheit zu ſagen über den Gegenſtand ihrer Neigung; wenn dieſe Wahrheit ihnen nicht wohlgefällig ſei, ſo glaubten ſie nicht daran, möge ſie von der heiligen Jungfrau Maria ſelber kommen. Das muß wohl ſo ſein, denn es wird Dir doch wahrhaftig nicht an Gelegenheit gefehlt haben — baſta! ich verſtehe mich nicht auf dergleichen Dinge; glaube Du Gutes oder Übles von Deinem Götzen, aber höre nun auch den Rat eines in der Welt erfahrenen Bruders zu Ende, da Du ihn doch einmal begehrt haſt. Du hätteſt ihn nur früher begehren ſollen! Übrigens habe ich gar nichts dawider, daß Du Dich an mich gewendet haſt und daß Du Dich wieder an mich wendeſt, wenn es Dir ein Bedürfnis iſt. Helfen freilich werd ich Dir nicht können, wie Du im Verlaufe dieſes Schreibens aus meinem Temperament in betreff Deiner Lage erkennen wirſt.

Deine Lage hängt genau zuſammen mit der des Reiches und des Königs, denn Du haſt Dich dem Könige und Reiche preisgegeben — um alſo über Deine Lage etwas Gründliches zu beſtimmen, muß ich Dir zeigen, was meinen Erfahrungen nach aus König und Reich werden wird.

Der König iſt von gar viel ſchön geputzten Herren umgeben bei dieſem Feldzuge; es ſind darunter ſehr würdige Führer, wie der Graf von Saint-Pol, der Herr von la Trémoille und die Marſchälle la Paliſſe, unſer Bruder Lescun und Montmorenci, welche letztere nur noch etwas jung und

vielleicht nicht hinreichend umsichtig sein mögen. Aber wie sie auch seien, sie haben in den Anordnungen nichts zu bedeuten neben dem schwatzhaften und vorlauten Bonnivet, welchem leider der König mit einer unbegreiflichen Verblendung zugetan ist — ach, was sag' ich ‚zugetan', das täte ja nichts! aber der König folgt ihm, und dies wird zum größten Unglück führen; denn dieser Bonnivet, welcher übrigens nicht ohne vielfache Geschicklichkeit ist, hat keine gründlichen Kenntnisse des Krieges und hat keinen gründlichen Charakter. Deswegen faselt er und verfährt bald nach diesem, bald nach jenem Systeme und hat nirgends Nachdruck. Der König neben ihm wird zwar manches ergänzen an diesen mangelhaften Eigenschaften, denn im Kriege ist Franz durchaus nicht flatterhaft, sondern eigensinnig und halsstarrig tapfer. Aber er ist, was ihm kein Mensch wird sagen mögen, weil er besonders stolz darauf ist, er ist des großen Krieges nicht mächtig, weil er dessen nicht kundig ist. Es mag schwer sein, dies einleuchtend auseinanderzusetzen. Er hat nämlich oft, und besonders aus der Ferne einen großen Blick für die Kriegspläne, weil er ein sehr lebhafter und geschickter Geist ist. So hat mich der Beginn des jetzigen Feldzuges, der mich nach den ersten Nachrichten bestürzte, doch bald überrascht durch das kühne Manöver, den Feind in der Provence als Nebensache zu behandeln und links über die Alpen nach der Lombardei hinabzusteigen, als führte dort eine Landstraße und als wäre der Feind in der Lombardei. Dies ging offenbar vom Könige aus und gelang vortrefflich; Pescaire und Bourbon mußten, um nicht von Italien abgeschnitten und in den Rücken genommen zu werden, eiligst über die ligurischen Alpen zurück, und der König war bereits in Verceil, als sie ins Monferrat hinabkamen. Gutes Glück lohnte den gescheiten Plan; das gefährliche Mailand war durch eine mörderische Epidemie erschöpft und konnte sich nicht verteidigen, Pescaire und Bourbon konnten nur eiligst

ſchwache Beſatzungen ins Schloß von Mailand, nach Aleſſandria und nach Pavia werfen und mußten bis an den Oglio zurück. Nun kommt's, was ich vorhin ſagte: mitten im Kriegsgetümmel verläßt der große Überblick den König; da fehlt's an Ruhe; da fehlt's an Erfahrung und an Einſicht in den neuen Krieg. Denn der Krieg iſt ſeit Karl VIII. in immerwährender Umwandlung begriffen, und es iſt ein Unglück, daß der König gerade unſern Gaſton und den braven Bayart zu ſeinen Vorbildern erwählt hat, denn die Vorzüge dieſer ausgezeichneten Männer gehören eben zu einer Kriegsmethode, welche alle Tage unwirkſamer wird. Der König inmitten der Manöver fühlt, daß er der Übung ermangele, und wirft ſich, um doch etwas Tüchtiges zu tun, auf den Stil des Rittertums. Die geputzten Herren neben ihm — Gott gebe, daß es nicht verderblich wird, dem unfähigen Herzog von Alençon ein Kommando anvertraut zu haben, und unſer Vetter von Navarra braucht auch Gottes Hilfe! — dieſe Krieger von Gnaden des Fechtmeiſters haben ihn nun unſeligerweiſe darin beſtärkt, und da hat es denn links und rechts geheißen: Nein, wir dürfen das Mailänder Schloß und Pavia nicht ungenommen hinter uns laſſen, und das hat in ſeinen Ritterkram gepaßt, und nun verliert er Zeit und Mühe und ſetzt Himmel und Erde in Bewegung, Pavia zu nehmen, und läßt den Feinden alle erſinnliche Muße, daß ſie ſich wieder ſammeln und erholen. Ich zittere, ich zittere, wenn ich daran denke, wie Pescaire und Bourbon mit aufgelöſten Truppen ängſtlich dem Augenblicke entgegengeſehen haben, an welchem der König kommen, ſie angreifen und tief ins Venezianiſche hinaufwerfen würde! Oh!

Das iſt nun nicht geſchehen, der günſtige Augenblick iſt verloren, der famoſe ſpaniſche Kapitän Antonio de Leyva vom Schlage der Cortez und Pizarro verteidigt Pavia mit grauſamer Zähigkeit, eine Woche nach der andern vergeht, Pescaire faßt ſich in Lodi, Bourbon wirbt friſche Landsknechte

in Deutſchland und der Franche-Comté, trennt Savoyen von der Allianz mit uns, und mit Entſetzen ſehe ich den Tag kommen, da unſere Armee eine Schlacht annimmt zwiſchen Pavia, dem Teſſino und dem anrückenden Pescaire und Bourbon. Denn die Karuſſellkrieger werden dem Könige den Kopf anfüllen mit den altmodiſchen Phraſen: man dürfe ſich nach ſolchen Anſtrengungen nicht zurückziehen! Gott bewahre uns vor einer Kataſtrophe! Und ſie iſt nur gar zu wahrſcheinlich, da der König obenein lauter ausgreifende abenteuerliche Expeditionen angeordnet hat, als handelte es ſich darum, durch haltloſe Eroberungen die Welt und ſich ſelbſt über das Mißliche ſeiner Lage zu täuſchen; ſo hat er den Marquis von Saluces gegen Genua und den Herzog von Albanie gar gegen Neapel geſendet und ſich geſchwächt, daß meine Eingeweide ſich vor Angſt zuſammenziehen, wenn ich denke, daß er in dieſer Lage zu einer Schlacht getrieben werde.

Alſo: wenn es gut geht, ſo iſt nichts gewonnen, denn alles bis jetzt Errungene iſt hohl und an Frieden und Sieg und Ausſichten für Dich iſt auch im günſtigen Falle nicht zu denken. Geht es aber ſchlecht, und dies iſt leider wahrſcheinlich, ſo muß der König an eine politiſche Heirat denken, und ich, Dein leiblicher Bruder, würde ihm dazu raten, wäre Deine Anwartſchaft auf die eheliche Verbindung mit dem Könige auch noch ſo ſicher, denn Frankreich iſt gänzlich erſchöpft und kann kein neues Heer aufbringen. Was ſteht Dir alſo jeden Falles bevor?

So liegen die Dinge von außen, armes Geſchöpf! Wie ſehen ſie innerlich aus? Deine Hoffnung iſt auf Wind gebaut, Deine Ehre iſt beſchädigt, Deine Pflichten ſind aufs gröblichſte verletzt, dergeſtalt, daß der Fehl nicht wegzuwiſchen wäre, auch wenn morgenden Tages der Heilige Vater Deine Ehe mit Chateaubriant löſte und Dich einſegnete zur Königin von Frankreich. Eine Foix wird um nichts erhoben dadurch,

daß sie Königin von Frankreich wird. Ich mag rechts, ich mag links hin sehen, ich sehe Dich verloren, arme Françoise! Ich sehe für Dich nur die traurige Wahl zwischen zwei Abgründen, denn ich bin gewohnt, die Dinge bei ihren nackten Namen zu nennen: entweder Du mußt nach Chateaubriant zurück und über Dich ergehen lassen, was Dein Gemahl über Dich verhängt, oder Du mußt Dich ins Kloster zurückziehen und für immer aus der Welt verschwinden. Dies ist Deine Lage, wähle!

Und da ich raten soll, so rate ich das letztere; denn es ist würdiger, Du führest mit Entschlossenheit zu Ende, was Du mit verwegenem Leichtsinn begonnen, als daß Du kläglich auf halbem Wege umkehrest und Dich und unsern Namen der Rache eines gekränkten Bretonen aussetzest. Das mütterliche Stöhnen um Dein Kind muß dann freilich aufgegeben werden; ich begreife es auch nicht. Hast Du es für Dein Glück aufgeben können, so magst Du es auch im Unglücke missen! Und es ist ein Mädchen; schlag Dir's aus dem Sinn. Es zu rauben ist unehrenhaft gegen einen Gemahl, dessen Ehre Du preisgegeben.

Hast Du den Mut, meinen Rat anzunehmen, so will ich in der Genovevenabtei Deine anständige Aufnahme vorbereiten und Dir Gefolge senden, welches Dich von Fontainebleau sicher nach der Heimat bringt."

Dieser Brief war für die Gräfin ein neuer Schmerz; nicht bloß weil er neue Anklagen des Königs enthielt, sondern weil er leidenschaftslos ein herbes Urteil über den König fällte, eine ruhmlose Zukunft für ihn voraussagte, und weil er ihre Liebe zu ihm wie ein entschiedenes Unglück behandelte, für welches ohne Umschweife Abhilfe gesucht werden müsse. Wie entschlösse sich ein liebendes Herz, das heißt mit andern Worten ein auf Glück hoffendes Herz, seine Welt plötzlich und mit einem Male zu vernichten! Dazu bedarf's

eines langen Kampfes, denn die Hoffnung iſt des Menſchen gewaltigſte Lebenskraft, man lebt nur vermöge derſelben, und die Kriſen der Verzweiflung bewegen ſich immer darum, daß man in der Unfähigkeit, ſich ein neues Ziel der Hoffnung zu errichten, dem Selbſtmorde verfällt, oder daß man eben das Ziel der Hoffnung wechſelt. Niemand will das letztere glauben, weil es herkömmlich iſt, im Beharren auf einer Hoffnung die Einheit und Stärke des Charakters zu finden, aber es iſt dies im menſchlichen Herzen die ſtets belebte Szene der Täuſchungen. Der ſtärkſte, aber des Lebens bedürftige Charakter iſt ſo reich und erfinderiſch darin! Kein Wunder, daß man ſo zuverſichtlich immer von Dämonen und kleinen Teufeln in uns geſprochen hat; dieſe Akte der Täuſchung, welche das Leben verlängern und wohl auch beleben, ſolange es ſich nicht um einen Wechſel zwiſchen grellen Gegenſätzen handelt, dieſe Akte der Täuſchung werden oft in uns bewerkſtelligt unter immerwährendem Proteſtieren von ſeiten unſers alten Menſchen und deſſen abſterbender Hoffnungswelt, ja unſer Geiſt und Charakter, kurz alles, was unſere höhere Seele ausmacht, ſcheint ſich ununterbrochen und doch erfolglos jenem Wechſel der Hoffnung zu widerſetzen, und doch bewerkſtelligt ſich dieſer Wechſel wie ein Lebensakt gleich dem Schlafe, welcher unſern moraliſchen Widerſtand unmerklich, aber völlig entwaffnet.

Ein ſolcher Wechſel entwickelte ſich ſeit längerer Zeit in Françoiſe, und was ihm hinderlich entgegentrat, das konnte ſie wohl ſchmerzlich betrüben, aber es konnte den Gang des Wechſels nicht hemmen. Er hatte begonnen mit der erſten Entdeckung, daß der geliebte Franz in dieſer und jener Einzelnheit anders ſei als das Ideal, welches ſie von ihm im Herzen getragen. Der erſte gewaltige Ruck war eingetreten am Todestage der Königin Claude; wie jeder tapfere und tüchtige Charakter tut, ſo hatte Françoiſe damals verſucht, durch Gegenhandeln das ſie beſtimmende Geſtirn anders

zu ſtellen. Die Täuſchung wurde ihr auch gefällig erleichtert: Franz, das mächtigere und im Verhältniſſe zu ihr durchweg beſtimmende Weſen, hatte ihren Widerſtand dadurch gebilligt, daß er ihn liebenswürdig fand und ſich ihm ſcheinbar nachgiebig erwies. In der Tat aber war es nur ein Übergang für ſie geworden, geringere oder doch andere Anſprüche an den König zu machen. Sie hatte nur ihre eigene Perſon geltend gemacht, aber die feinere Forderung, die Forderung, Franz ſolle zartere Rückſicht für ſie im Herzen tragen, die hatte ſie ſchon aufgegeben, als ſie ihm Vorwürfe machte wegen ihrer Preisgebung in den Straßen von Paris, als ſie ihm unter ſchmerzlichem Weh den Tod Semblançays verzieh. Und welche Rieſenſchritte im Wechſel mußte ſie von da an machen! Dürfen wir denn glauben, daß ſie ganz und gar an die Nichtigkeit des Abenteuers mit Diana von Brezé geglaubt habe? O nein. Aber die Liebe war ſtärker als der Zorn. Die Liebe war nur einer Verſicherung des Königs bedürftig: das Abenteuer ſei eine Verleumdung. Mit dieſer Verſicherung — alſo gebot die Liebe in ihr — muß alles beendigt und vergeſſen ſein! Nach dieſem großen Schritte ward es dem reißend fortſchreitenden Wechſel ſchon leichter, nach der Abreiſe des Königs zu ſagen: Mögen die Menſchen es deuten wie ſie wollen, er hat mir doch den ſchönſten Beweis ſeiner Neigung gegeben, daß er mich an das Herz der mir abgeneigten Mutter gelegt hat! Iſt dies nicht viel mehr als ein Diadem?! Die Weſen, welche ihm die teuerſten ſind auf Erden, will er liebevoll einig untereinander ſehen; kann er dafür, daß ich die Neigung ſeiner Mutter nicht gewinnen kann? Der Erfolg richtet doch nicht über die Abſichten. Und das Märchen von Manosque und dem Fräulein von Voland, welches Lautrec erzählt, wie unverkennbar iſt dies von Mund zu Mund übertrieben und dem Könige zur Laſt ausgelegt worden! Was hat er denn getan? Er hat ſie ſchön und begehrenswert gefunden!

Mein Gott, ſoll er über der Liebe zu mir den Sinn für Schönheit verlieren, welcher ihn von jeher ſo wunderbar befähigt hat für Schöpfungen des Geſchmacks? Geſchähe dies, ſo wäre es ja meine Pflicht, die Überſpanntheit des Fräulein von Boland nachzuahmen und mich ihm widerwärtig zu machen, damit er ſeinem königlichen Berufe wiedergegeben würde. Was weiß denn auch der Kriegsmann Lautrec von der Liebe? Behandelt er ſie nicht wie eine Frage des Standrechts, wenn ein Landsknecht angeklagt iſt?! Nein! Ich habe mich auch nur an ihn gewendet, um über den Krieg genaue Auskunft zu erhalten, da Franz nicht Zeit hat, mir Briefe zu ſchreiben, ich habe mich an Lautrec gewendet, um einmal zu verſuchen, ob mir der Bruder in irgend etwas behilflich ſein könne. Ich habe mich geirrt, und ich weiß nun genau, daß niemand außerhalb des Liebespaares eine richtige Einſicht in das Liebesverhältnis hat und einen richtigen Rat geben kann. Florentin hat mich ſtets übel beraten, und Margareta wie Budé und Marot übertreiben, wenn ſie fortwährend verſichern, ich dürfte nicht, was auch des Königs Mutter tue, aus dem königlichen Schloſſe weichen. Ich gäbe die Stellung auf, welche mir der König ſelbſt angewieſen, ſobald ich wegginge! Als ob es ſich zwiſchen mir und Franz um ſolch eine Äußerlichkeit handelte! Und Lautrec würde bald einſehen, daß ich auf dem Schloſſe von Foix ebenſogut aufgehoben ſei als in der Genovevenabtei.

In dieſem Gange bewerkſtelligte ſich der Wechſel in Françoiſe. Er verſtellte zunächſt alles um ſie her, damit für jeden Preis der Glaube an die Liebe des Königs gerettet werde. Von dieſem Glauben allein lebte ihre Seele. Nicht bloß aus dem Grunde, welchen ſie jetzt nannte, hatte ſie an Lautrec geſchrieben, nein, ein Reſt ihrer alten Sinneswelt, des Foixſchen Stolzes, hatte ſie dazu getrieben, ſie verleugnete ihn aber nun gegen ſich ſelbſt, da ſie ihren Liebeshalt durch Lautrecs Auffaſſung bedroht ſah, ſie behandelte nun die

peinigende Handlungsweiſe der Herzogin von Angoulême, welche ſie zum Schreiben an Lautrec gedrängt, wie eine äußerliche Nebenſache, ſie wollte ihr nun aus dem Wege gehen, als ob Lautrec nur geantwortet hätte: Geh' in unſere Heimat! All das andere, was er geſagt, war gegen das Herz ihrer jetzt einzigen Lebenshoffnung gerichtet, ſie konnte nichts davon annehmen, wenn ſie nicht verzweifeln wollte.

Es war wieder ſpät im Jahre, und ein kalter Wind trieb die trockenen Baumblätter über den Gartenhof vor ihrem Fenſter in Fontainebleau. Sie ſaß an dieſem Fenſter und ſah in die ſchwarzgrauen Wolken, welche haſtig über den Wald hinwegzogen. Ihr Geiſt lebte in fernen Hoffnungen, und der Brief Lautrecs, welcher neben ihr lag, konnte ihr keine weitere Aufmerkſamkeit abgewinnen. Auch das Urteil über den Krieg, welches darin enthalten war, bekümmerte ſie nicht ſehr; ſo wie er den König übrigens einſeitig beurteilt — dachte ſie — ſo wird es auch in der Kriegsangelegenheit geſchehen, denn Lautrec iſt ein wenig rechthaberiſch und pedantiſch.

Im Schloſſe zu Fontainebleau war es totenſtill; der Hof war längſt nach Paris, und nur Françoiſe war allein zurückgeblieben, um der Herzogin von Angoulême und deren böswilliger Behandlungsweiſe nicht länger ausgeſetzt zu ſein. Ihre Freunde waren damit einverſtanden, blieb ſie doch nach ihrer Meinung ſolchergeſtalt in des Königs Hauſe. Zu dieſen Freunden gehörte jetzt mehr als je der wunderliche Marot, der ihr bei dem Attentate in Paris ſo erfolgreich durch einen geſungenen Vers zu Hilfe gekommen war. Sie wußte nicht, daß er damals der Sänger geweſen, aber ſie ſah ihn ohnedies gern, weil er ein aufgeweckter, äußerſt mannigfaltiger Kopf war, der in leichten, oft frivolen Formen ein ſelbſtändiges Gedankenleben fetzenweiſe um ſich warf. Seine Lebensſtellung, obwohl vom Könige begünſtigt, blieb doch eine mißliche; der König nämlich hatte wohl den freien Sinn, das

Talent Marots unbekümmert um die niedrige Geburt des scherzhaften Dichters auszuzeichnen, aber er war doch seiner Zeit nicht so weit voraus, daß er Marot gegenüber jemals dessen niedrige Geburt ganz aus den Augen gelassen hätte. Marot blieb ihm des Kammerdieners Sohn, den seine Gunst allein erhoben hätte und hielte. Die französische Dichtkunst hatte damaliger Zeit noch keinen Stil, sie hatte ihn weder im bürgerlichen Leben noch in ihrer literarischen Form, und Marot, so ungünstig zum Leben gestellt, war nicht geeignet, einen solchen zu schaffen. Der Geistliche Rabelais, welcher sich einige Jahre später zu regen begann, konnte dies in seiner unabhängigen klerikalischen Stellung viel eher, und er tat es in einer satyrischen Opposition, welche Marot Kopf und Kragen gekostet hätte. Und doch war sich dieser eines überlegenen selbständigen Berufes bewußt, und der an den Hofnarren erinnernde Ton, welcher ihm gar oft begegnete, hätte ihn boshaft machen können, wäre er nicht mit einem äußerst gutmütigen und heiteren Naturell begabt gewesen. Françoise aber und deren Stellung mußte ihn vorzugsweise vielfach interessieren, da es sich bei dieser Stellung ebenfalls um ein ungewöhnliches Emporkommen durch persönliche Vorzüge handelte, und da Françoisens Wesen dem Talent gegenüber völlig frei war von Vorurteilen des Standes. Vielleicht seiner verborgen liegenden Opposition halber gegen das Herkommen hatte Marot der immer weiter um sich greifenden Reform eine lebhafte Teilnahme zugewendet, und er fühlte sich auch von dieser Seite zu Françoise hingezogen, weil er mit ihr frei über dies Thema sprechen konnte. Ja er hatte einmal die Äußerung hinzuwerfen gewagt, daß sie vermittelst der Reform eine hochwichtige Rolle für Frankreich spielen könne: machte sie den König der Reform geneigt, so wäre nicht nur ihre Scheidung vom Grafen ohne die von vielen günstigen Umständen abhängige Dispensation durch den Papst überflüssig, sondern sie würde auch, wie einst König

Chlodwigs Gemahlin, von unabsehbarem Einflusse auf Bildung und Seelenheil der Franzosen.

Mochte dies auch lächelnd von ihr zurückgewiesen werden, einem Wesen wie dem ihrigen, welches bereits in allem nur noch auf die leidenschaftliche Neigung gestellt war, blieb diese Beziehung dennoch haften, und die Reform, obwohl niemals ausgesprochen zur gemeinschaftlichen Fahne erhoben, war vielleicht ihr und Margareta und Budé und Marot das gemeinschaftliche Band der Vereinigung.

Diese drei Personen waren denn auch in diesem einen Rate für sie einig: sie dürfe der Regentin zum Trotz das Haus des Königs durchaus nicht mehr verlassen. Sobald sie dies täte, würde die Regentin alle Minen des Widerstandes und der Verleumdung in Wirksamkeit setzen, und in diesem Falle mit gutem Erfolge. Die Gräfin gelte nämlich überall nach der letzten Szene in der Franzgalerie für gewissermaßen verlobt mit dem Könige und der Mutter des Königs zur Obhut übergeben. Daß sie in dem einsamen Fontainebleau bliebe, verziehe man, entferne sie sich aber von da anderswohin als ins Hotel des Tournelles zu Paris, wo die Regentin Hof hielt, so wäre dies für die Regentin eine erwünschte Gelegenheit, die ihr übertragene Beschützungsrolle unter großem Lärmen aufzugeben, und zwar unter einem Lärmen, welcher Françoise die Rückkehr an den Hof, sobald der König heimkomme, zum äußersten erschwere.

Und doch war Françoise geneigt, fast genötigt, Fontainebleau zu verlassen. Beim Abgange des Hofes nach Paris hatte die Regentin nichts zum Unterhalte der Gräfin angeordnet, sondern alles, was darauf Bezug und dafür Dienst hatte, mit nach Paris genommen. Wer heißt sie in Fontainebleau bleiben! Wenn es ihr neben des Königs Mutter nicht gefällt, weil diese ihr nicht immer gefällig ist, so mag sie zusehen, wie sie bestehe!

Die arme Françoise konnte aber wirklich nicht neben

der Regentin beſtehen; denn dieſe war nicht nur unfreundlich, ſondern ohne Unterlaß beleidigend, um Françoiſe den Aufenthalt neben ihr unerträglich zu machen, und Françoiſe konnte und wollte doch neben dieſer feindlich geſinnten Frau den angemeſſenen Stolz nicht verleugnen. — In dieſer Lage, am Gewöhnlichſten Mangel leidend und durch rauhes Wetter ſchon ſeit Wochen ohne Nachricht von ihren Freunden in Paris, hatte ſie an Lautrec geſchrieben und jetzt eben die obige Antwort erhalten. Noch im Nachſinnen darüber ward ſie durch Marots Ankunft erfreut, welchen Guernard, der einzig übrig gebliebene Diener vom früheren Königstroſſe zu Fontainebleau, bei ihr einführte.

Dergleichen Beſuche waren nicht ohne Gefahr für den Dichter, welcher nur von der Gunſt des Königs und in Abweſenheit deſſen von der Gunſt der Regentin lebte. Budé ſchon forderte ungern das Mißwollen derſelben heraus durch offene Parteinahme für die Gräfin, denn der Stand der Dinge hatte ſich durch die dauernde Abweſenheit des Königs ſehr verändert, und war durch den ſich in die Länge ziehenden Krieg immer mißlicher geworden für diejenigen, deren Gewiſſen nicht ganz rein war in der Geſinnung für Luiſe von Angoulême. Eine dauernde Oberherrſchaft iſt ja wie dauernder Sonnenſchein oder dauernder Regen: ſie entdecken jede Ritze, dringen in den verborgenſten Ort, werden zudringlich, werden unerbittlich. Es war tapfer genug, daß Budé und Marot ſo lange an der verfemten Gräfin hielten in einer Zeit, da jeder Tag ein neues, bedrohliches Gerücht verbreitete. Bald ſollte der König eine große Schlacht verloren haben, bald an der Epidemie, welche in Mailand herrſchte, tödlich erkrankt, bald ſchon geſtorben ſein. Niemand traute den Nachrichten, welche von der Regentin ausgingen, und doch hatte nicht leicht jemand außer ihr unmittelbar Nachricht vom Kriegsſchauplatze. Es war alſo Marot nicht zu verargen, daß er ſich immer ſehr vorſichtig nach Fontainebleau begab, und um

keinen Preis von irgend jemand, der mit dem Hofe zusammenhing, gesehen sein wollte, und es war also wohl verzeihlich, daß er diesmal sehr bestürzt vor ihr erschien, denn bei jäher Wendung des Weges um die letzte Waldecke dicht vor dem Schlosse war er unvermutet in die Nähe einiger auf Maultieren reitenden Kleriker geraten, und glaubte unter ihnen Florentin erkannt zu haben, dem er trotz Françoisens Gegenversicherungen durchaus nicht traute. Er hatte seinen Klepper sogleich in einen Fußweg abgelenkt, hatte ihn bei einem Köhler eingestellt und kam nun erst gegen Abend zaghaft zum Vorschein, bei Guernard genau sich erkundigend, ob der Prälat angekommen sei. Guernard hatte verneint und ihm zugesagt, daß der gaskonische Landsmann, falls er käme, nicht eingeführt werden solle, ohne daß Herr Marot benachrichtigt und außer den Gesichtskreis desselben gebracht worden sei.

Françoise war der Meinung, Marot habe sich geirrt, da Florentin seit der Abreise des Hofes nicht mehr nach Fontainebleau gekommen sei, und sich einige Male brieflich bei ihr mit Mangel an Zeit entschuldigt habe, sie stets zur Übersiedelung nach Paris auffordernd.

„An Zeit mag es ihm wohl auch fehlen," entgegnete Marot, der sich am Kaminfeuer zurecht gesetzt hatte, „denn man wird nicht durch Müßiggang in so jungen Jahren sicherer Kandidat des zunächst ledigen Bischofsitzes, und unsere Frau Herzoginregentin verlangt Arbeit für Gunst. —"

„Und was sollte ihn jetzt plötzlich bei so rauhem Herbstwetter hierher sprengen zu mir?"

„Ich habe hinten am Stalle einen Reiter gesehen, dessen Leibbinde die Foixschen Farben zeigte. —"

„Und Ihr wißt, daß ich nicht den Luxus eines Reiters erschwingen kann, und verwundert Euch — es ist Lautrecs Kurier, welcher mir eben den Brief, von dem ich Euch gesprochen, überbracht hat. —"

„Und welcher die Ankunft des Prälaten ganz wohl verursacht haben kann. Ich habe nämlich diese Foixsche Leibbinde gestern abend im Hotel des Tournelles irgendwo — ich weiß nicht mehr, wo? denn es fällt mir erst jetzt ein, weil sie mir jetzt erst eine Bedeutung gewinnt — schimmern sehen, und ich bin jetzt überzeugt, daß Lautrec in seinen Depeschen an die Regentin auch Eurer erwähnt hat und daß darauf irgend etwas erfolgt. Jetzt haltet nur um Gottes willen fest, und laßt Euch nicht bereden, Fontainebleau zu verlassen, da Euch kein Freund raten kann, dies Fegefeuer dahier mit der Hölle selbst im Hotel des Tournelles zu vertauschen."

„Dies Festhalten, lieber Marot, wird immer unwahrscheinlicher, da ich selbst zu denen übergetreten bin, welche meine Abreise von hier für nötig erachten."

Sie beschwichtigte seinen hierauf erfolgenden Ausruf des Erschreckens und fuhr fort: „Erstens halte ich diese Besorgnis, mein Ruf und meine Zukunft hingen ab von meinem Ausharren hier oder im Schlosse zu Paris, für ungegründet. Ich glaube vielmehr, daß diese Ansicht geflissentlich von der Regentin aufgebracht und verbreitet worden ist, um mich zu quälen, mich ungeduldig zu machen und in der Ungeduld zu irgend einer für sie beleidigenden Szene zu treiben, infolgederen sie mich unter einem Scheine des Rechts aus dem Hause des Königs entfernen könne. Mein Verhältnis zum Könige ist ja so tief innerlich begründet, daß es nicht von solchen Äußerlichkeiten abhängt, ob ich während seiner Abwesenheit hier oder da wohne. Ferner ist es meiner Stellung am Ende doch unwürdiger als sonst etwas, daß ich mich länger dem gemeinen Mangel der alltäglichen Lebensbedürfnisse ausgesetzt sein lasse — ich bin kaum imstande," setzte sie halb lächelnd hinzu, „guter Marot, Euch ein genügendes Abendessen auftragen zu lassen, der Ihr vom weiten Ritt ein Verlangen nach Speise mitbringen müßt, wie es uns dahier

in unſerer ausgehungerten Feſtung faſt gefährlich werden kann. —“

„Aber, gnädigſte Frau,“ entgegnete Marot halb lachend halb entrüſtet, „warum erlaubt Ihr mir nicht, daß ich der Herzogin von Alençon nur einen Wink gebe in dieſem Betracht. —“

„Nein, Marot, man muß eine Tochter nicht in die Lage ſetzen, daß ſie über ihre Mutter erröten, oder daß ſie in Widerſtreit mit ihr geraten müſſe. Und außerdem, lieber Marot, iſt noch ein Grund vorhanden — aber was war das? War das nicht ein Geräuſch von der Galerie her? Und doch wohnt kein Menſch auf jener Seite!“

Sie befanden ſich nämlich in demſelben Zimmer, welches den Zweikampf zwiſchen dem Könige und dem Grafen geſehen hatte, und welches an das jetzt ebenfalls halb offen ſtehende Semelekabinett ſtieß. Die Gräfin liebte es vorzugsweiſe, weil ſie immer hier den König geſehen hatte. Die verborgene Tür nach der Galerie war feſt verriegelt; dennoch hatte Françoiſe ganz recht gehört, es war jemand an dieſe Tür gekommen und hatte an der Feder gedrückt. Und Marot hatte bei ſeiner Ankunft auch recht geſehen, es war dieſer Ankömmling vor der verborgenen Tür niemand anders als Florentin, der auf der andern Seite des Schloſſes bei den Geiſtlichen der Kapelle abgeſtiegen war, um bei dieſen erſt Erkundigungen über die Lebensweiſe der Gräfin einzuziehen, und der jetzt, um eines Regenſchauers halber den freien Hof zu meiden, von dieſer Seite den Zugang geſucht hatte. Der ihm eingeborene und ausgebildete Zug, auf unerwarteten Wegen zu nahen, um zu überraſchen oder zu horchen, hatte auch vielleicht nur den Regen zum Vorwande genommen, um ſich ſelbſt zu genügen. Dieſer Drang, Verborgenes zu ſammeln und dabei oder damit wunderbar zu überraſchen, dieſer Drang nach wunderbarem Anſcheine iſt ja ebenſoſehr hoch poetiſchen wie tief intrigierenden Menſchen eigen, und

Florentin, welcher durch seine Neigung zum Aberglauben jenen nahe zu kommen trachtete, hatte zu diesen die beste Anlage. Über die finstere Galerie mit einer erborgten Laterne nach dem Bilde des Nymphen schreitend, wollte er diesem Naturell gemäß keineswegs so ohne weiteres zur Gräfin eintreten, sondern er wollte spähen, ob das Getäfel der Geheimtüre nicht eine Spalte zum Durchblicken, oder ob das Semelekabinett nicht eine Zeitlang Raum zum Horchen darböte. Keins von beiden war der Fall, die Spalte fehlte und ins Semelekabinett konnte er nicht gelangen. Da erst versuchte er's, durch heftigen Druck die vielleicht nur im Getäfel verquollene Tür zu öffnen und verschaffte sich durch das hierdurch erregte Geräusch, was in diesem Falle dem leisen Schleichen nicht erreichbar gewesen war. Françoise nämlich, über das Geräusch erschreckend, war an die seidene Faltentür, welche zwischen ihrem Zimmer und dem Kabinett war, geeilt, und hatte die obigen Worte gesprochen, indem sie die Schnur dieses Vorhanges zog und die Verbindung zwischen dem Zimmer und Kabinett ganz öffnete. Dadurch ward ein schnurrendes Geräusch hervorgebracht, welches bis zu Florentin drang, und zwar deutlicher als die ängstlich gesprochene Frage Françoisens. Er vermutete nun, sie sei nahe bei ihm, und hörte denn nun auch, da sie bald darauf noch etwas sprach, sie sei nicht allein. Sogleich schloß er die Laterne — denn seine Kenntnis dieser Tür sollte nicht unnötig verraten werden — und horchte mit verhaltenem Atem. Er hörte die Stimme eines Mannes; Marot war ebenfalls auf das Kabinett zugegangen, um die erschrockene Françoise nicht ohne Schutz zu lassen und hatte nach dem Kabinett hineinsprechend sie zu beruhigen gesucht. Florentin kannte diese Stimme, aber sie war doch durch die Tapetentür so gedämpft, daß er sie nicht erkennen konnte. Françoise und Marot zogen sich auch, nachdem sie ihrerseits gleichfalls eine Weile gehorcht und nichts weiter vernommen hatten, vom Kabinett ins Zimmer zurück,

aber auch dieſe bis jetzt ſo unſcheinbare Entdeckung ſchien für Florentin von Wert zu ſein. Er ſtellte ſeine Laterne, nachdem er ſie verlöſcht, an den Boden, und zwar gerade ſo, daß ſie umgeſtoßen werden mußte, wenn jemand aus der Tapetentür trete. Dies ſollte ihm ein Zeichen ſein, ob jemand von dieſer Seite ſich entfernt habe, während er durch den regelmäßigen Eingang zur Gräfin eingetreten ſei. Nach dieſem hin richtete er nun im Dunkeln ſeine Schritte, indem er mit dem Hauptſchlüſſel, welchen er nach Auftrag der Regentin beſaß, die unmittelbar auf den Gartenhof führende Flügeltür der Galerie öffnete. Hurtig ſchlüpften ihm während dieſes Ganges allerlei Pläne durch den Kopf, die bald davon ausgingen, Françoiſe könne einen Liebhaber außer dem Könige haben, oder es könne ihr auf einleuchtende Weiſe einer angedichtet werden. Es handelte ſich im Hintergrunde dieſer Pläne nicht darum, Eiferſucht beim Könige zu erregen, ſondern darum, den guten Ruf der Gräfin ſo zu beflecken, daß ihre Aufführung dem Könige einen Grund zum Bruche bieten könne. Marots war er da, wo dieſer ihn geſehen, nicht anſichtig geworden, Budé wußte er in Paris — wer konnte es ſein? Mit ſolchen Gedanken trat er vor Guernard ins Vorzimmer und redete dieſen ſogleich mit der verfänglichen Frage an: „Ich ſtöre die Gräfin?“

Der alte geübte Diener, Marots Bitte eingedenk, erwiderte mit Geſchicklichkeit, er wolle nachſehen und ſeine Hochwürden möchten einen Augenblick verziehen.

Seine Hochwürden waren aber nicht dieſer Meinung, ſondern erwiderten: „Ich kann ſelbſt nachſehen, der Diener Gottes hat zu ſeinem Beichtkinde immer Zutritt, wenn dies Beichtkind nicht — es iſt ja doch niemand Fremder bei der Frau Gräfin?“

„Nicht daß ich wüßte,“ entgegnete Guernard, welchem die Würde und landsmannſchaftliche Bekanntſchaft des Prälaten im Beſtehen auf ſtrenger Form hinderlich waren.

„Und das müßteſt du doch wiſſen, es ſteht alſo nichts im Wege,“ ſagte Florentin und ſchritt auf die Tür zu.

„Ich bitte um Vergebung,“ ſprach Guernard, der doch um keinen Preis ſein Amt und das ſeinem Amte angemeſſene Verſprechen gegen Marot vernachläſſigen wollte, „es ſteht mir nicht zu, ohne ausdrücklichen Befehl meiner Gebieterin jemand zu ihr eintreten zu laſſen, und ich muß mich in dem vorliegenden Falle doch lieber ihrem Unwillen ausſetzen, daß ich mein Amt Eurer Hochwürden gegenüber zu peinlich beobachtet hätte, als daß ich — gedulden ſich Eure Hochwürden nur eine Minute.“

Und damit vertrat er ihm den Weg zur Tür, deutete höflich auf einen Seſſel und ging hinein, die Tür ſorgfältig hinter ſich ſchließend.

Florentin war nun überzeugt, daß ein den Verhältniſſen nach unerlaubter oder bedenklicher Beſuch bei der Gräfin ſei, und mit der ihm eigenen Frechheit folgte er nach kurzem Beſinnen dem Diener. Während er durch das erſte Zimmer ſchritt, fiel ihm wohl die Beſorgnis auf, ſeinem dreiſten Beginnen könne der Degen eines verwegenen Seigneurs entgegenblitzen, aber, wunderlich genug! eine gehäſſige Eiferſucht trieb ihn ebenſo weiter wie die politiſche Neugier. Er hatte die Schönheit der Gräfin und das Feuer, welches ihm in der Abtei die Umarmung derſelben erregt, niemals vergeſſen, er war der Politik und dem Könige gewichen, daß er aber auch jedem anderen weichen ſollte, erweckte in ſeiner unreinen Seele den ärgerlichſten Neid. Er griff entſchloſſen an die zweite Tür, bis zu welcher er gekommen war — ſie öffnete ſich nicht; Guernard, dies Nachdringen des Prieſters befürchtend, hatte ſie hinter ſich verriegelt. Nun war es Florentin unzweifelhaft, daß er ein Liebesrendezvous ſtöre und die Triebe in ihm wurden uneins, denn der politiſche Trieb wollte ſich über eine ſo folgenreiche Entdeckung freuen, welche der alten Sinnenneigung eine eiferſüchtige Pein ver-

urſachte. Darin aber waren Politik und Eiferſucht einig, daß dieſe Entdeckung vollſtändig ausgebeutet werden ſolle zum Verderben der Gräfin.

Guernards Anmeldung beſtürzte Marot zum äußerſten und ſetzte auch Françoiſe in Verlegenheit; ſie war natürlich entſchloſſen, den Dichter nicht dem Zorne der Regentin auszuſetzen und verſah ſich überhaupt von dem Beſuche Florentins keiner guten Abſicht. Das Betragen dieſes ihres Milchbruders war denn doch am Ende ſeit der Abreiſe des Königs ſo unzweifelhaft parteinehmend für die Regentin geworden, daß ſelbſt die argloſe Françoiſe ihm nicht mehr vertrauen konnte. Es war indeſſen nicht ratſam, ihn abzuweiſen und durch dieſe Beleidigung geradezu herauszufordern, Marot ſelbſt riet davon ab, und Guernard bemerkte ſchüchtern, als eine Pauſe eintrat: „Der Herr Prälat habe ſich ſehr argwöhniſch gezeigt, und es wäre wohl gut, wenn er angenommen werden ſollte, daß dies ſo raſch als möglich geſchehe.“

Die Wohnung hatte außer der verborgenen Tür keinen anderen Ausgand als den, welchen Florentin durch ſeine Gegenwart ſperrte, und das Geheimnis der Tapetentür an irgend jemand zu veraten, ſchien Françoiſe unzuläſſig, Marot mußte alſo verſteckt werden. „Wohlan denn,“ rief ſie, „Meiſter Clement, ſetzt Euch hier in das Semelekabinett und verhaltet Euch geduldig und ruhig, ich ſchließe den Vorhang. Guernard, führe den Herrn Prälaten bis ins anſtoßende Zimmer. —“

„Aber, gnädigſte Frau Gräfin —“

„Raſch, raſch, Guernard, ich will ebenſo raſch mit ihm endigen!“

Guernard ging, Marot ließ ſich im dunkeln Kabinett nieder, Françoiſe, nachdem ſie ihm ſcherzhaft empfohlen, ein Gedicht in dieſer Einſamkeit zu machen, und nachdem ſie die ſeidene Faltentür zugezogen hatte, nahm den Leuchter und trat in das anſtoßende Zimmer. In demſelben Augenblicke ward Florentin durch die gegenüberliegende Tür durch

Guernard eingeführt, und jetzt erst sah Françoise, daß sie eine Vorsicht vergessen und wahrscheinlich Guernards Erinnerung daran überhastig abgewiesen hatte. Der Tisch zum Nachtessen war in diesem Zimmer gedeckt, und es waren drei Kuverts aufgestellt. Guernard glaubte es damit gutmachen zu können, daß er sich sogleich nach dem Anrichtetische wendete und überflüssiges Gerät von da zur Tafel trüge, als hätte er jetzt erst nach Ankunft des Gastes ein drittes Kuvert aufgelegt. Aber er täuschte den Prälaten nicht, und als Guernard das Zimmer verlassen hatte, wies Florentin sogleich mit ausgestreckter Hand auf die Tafel und drückte ironisch sein Bedauern aus, daß er ein Nachtessen störe, welches so einladend vorbereitet sei.

„Du siehst, daß Guernard nicht deiner Meinung ist, er hat ein Kuvert für dich aufgelegt!“ erwiderte die Gräfin ärgerlich, daß sie dadurch genötigt war, unwahr zu sprechen und ihn zu einem Mahle einzuladen, welches der arme Marot hungrig abwarten müsse.

„Guernard scheint für einen Geistlichen anders zu decken als für einen Seigneur,“ sagte er lächelnd.

„Wie denn? Das dritte Kuvert ist für Chimene!“

„Dann werden wir ein viertes brauchen.“

„Hast du jemand mitgebracht?“

„Nein, er ist allein gekommen.“

„Wer ist's?“

„Du fragst für mich! — Aber endigen wir dies Spiel, das ich, wie du siehst, durchschaue. Dein sträflich weltlicher Sinn macht reißende Fortschritte, Françoise, und du scheinst nicht zu ahnen, daß dein Leben, welches jetzt nur am dünnsten Faden einer bereits zweifelhaften Königsgunst hängt, rettungslos hinausgeschleudert wird ins Toben der Elemente, sobald dieser dünne Faden zerreißt.“

„Bist du von Sinnen, Mann, was willst du mit dieser unverständlichen Predigt?“

„Ich will dir ſagen, daß du lügſt und trügſt —“

„Unverſchämter Mann, verlaſſe mich auf der Stelle und laſſe dich nie wieder vor meinem Angeſicht ſehen! Nachdem er mir in der Genovevenabtei unter allen möglichen Lockfarben den dreiſten Schritt meines Lebens vorgeſtellt und mich dazu gedrängt hat, ohne eine Ahnung zu haben von dem Gefühle, welches allein ihn rechtfertigte oder doch entſchuldigte, ohne eine Ahnung zu haben von Liebe und Hingebung, nachdem er ferner mich verlaſſen, ja befeindet hat, als ihm anderswo raſcherer Gewinn winkte, kurz, nachdem er alle Winkelzüge eines unlauteren Herzens vor mir entfaltet hat, tritt er frech mit moraliſcher Anforderung vor mich hin! Hinweg! Du biſt ein gemeiner Menſch und im höchſten Grade unwürdig des Kleides, welches du trägſt!“

Florentin war einen Augenblick überraſcht von dieſem Zornesausbruche, der ihm ſeiner Würde wegen unangenehm ſein mußte. Er lächelte nicht mehr, ſondern ſah finſter und grimmig auf die Gräfin und ſchwieg ſo lange, bis dieſe ſich zum Gehen wandte — dann ſprach er raſch und bannte ſie bald durch den Sinn ſeiner Worte an den Platz, welchen ſie verlaſſen wollte: „Ein böſes Gewiſſen täuſcht ſich gern über ſich ſelbſt, indem es Steine ſtrafender Tugend auf andere ſchleudert. So ſteht es mit dir; und ich will dir's nun deutlich ſagen, warum? Auf Liebe berufſt du dich, ſie ſoll dich entſchuldigen, oder gar rechtfertigen! Gute Werke allein entſchuldigen, nicht aber ein Gefühl, welches das wohlfeilſte auf Erden iſt, weil es ſich durch die Sinne aufdrängt und berauſchendes Vergnügen mit ſich führt. Wahrhaftig, 's iſt ein erſtaunlich Verdienſt: zu lieben und der Liebe ſich hinzugeben! Jedes leichtſinnige Geſchöpf erwirbt ſich dies Verdienſt. Deine Liebe aber konnte Verdienſt werden, wenn du Verſtand und Menſchenliebe beſeſſen hätteſt, ſie neben dem Throne zu begründen; darum war ich ihr anfangs behilflich. Aber du haſt aus deiner Liebe nichts zu machen gewußt als

ein vergängliches Spiel der Sinne, und darum bist du nichtig und strafbar geworden. Wo sind deine guten Werke? Was du beschützen solltest, das hast du ins Verderben gestürzt. Semblançay ist der Raben Futter am Galgen, und Jean von Poitiers Freilassung ist schmählich bezahlt worden mit der Ehre seiner Tochter! Die leichte Lebensweise des Königs, die du beendigen solltest durch die Macht deiner Liebe, ist schlimmer geworden als je, und das Fräulein von Voland hat neben dir eine Märtyrerin ihrer jungfräulichen Ehre werden müssen. Die Einigkeit des Königshauses ist durch dich zerstört, da du dich ungeschickt zwischen Mutter und Sohn gestellt hast; die Einheit des Landes ist durch dich bedroht, da du die Wortführer der Ketzerei begünstigst. Das sind deine Werke! Und womit krönst du das große Gefühl, einen Gemahl verraten, ein Kind verlassen zu haben für eine Neigung, die ihrer Überschwenglichkeit und Macht kein Opfer zu groß erachtet, womit? Mit der leichtsinnigsten Untreue an dieser gewaltigen Neigung, mit einer Untreue, die dich, wie ich dir vorhin sagte, den rohen Elementen zum Raube hinauswirst aus dem Hause des Königs, sobald ich von hier nach Paris zurückkehre und erzähle, daß du zur Nachtzeit einen Mann in deinen Zimmern verbirgst und solchergestalt den sogenannten Brautstand mit dem Könige von Frankreich feierst! Nun wiederhole, daß ich von Sinnen sei, wenn ich dich des Lugs und Trugs zeihe! Öffne doch die Türen vor mir bis zur Galerie hinüber, und ich will dir beweisen, daß du gelogen und betrogen."

Es war in dieser sophistischen Rede so viel niederschlagend Wahres für Françoise, daß sie nichts zu erwidern fand: Entrüstung, daß dieser gewissenlose Mann also sprechen konnte, und Pein, daß der brave Marot preisgegeben werden müsse, um eine allerdings gefährliche Verleumdung abzuwenden, beschäftigten ihren Sinn und versagten ihr die Rede. Und doch sah sie wohl ein, daß ein längeres Schweigen den

Verdacht gegen ſie nur rechtfertigte. Was ſollte ſie tun? Marots Schickſal der racheluſtigen Regentin ausſetzen? Nimmermehr; lieber wollte ſie ſelbſt leiden. Ja, jegliche Rechtfertigung vor dieſem Prieſter, den ſie nun verabſcheute, ſchien ihr unwürdig, ſchien ihr demütigend zu ſein für ihren Stolz! Mag er hingehen und meinen Namen beſudeln vor ganz Frankreich! dachte ſie, da ihre Entrüſtung raſcher wuchs als ihre Beſorgnis, und mit einer unnachahmlich großartigen Bewegung des Körpers, der vor einer Schlange auszuweichen und das giftige Tier gleichzeitig von ſich zu ſchleudern ſchien, mehr aus Abſcheu denn aus Furcht, wandte ſie ſich nach der Tür, durch welche Florentin eingetreten war, öffnete ſie weit, deutete mit vorgeſtreckter Hand darauf, und befahl ihm mit blitzenden Augen, dahinaus zu gehen. Es war eine ſolche Gewalt darin, daß der ſonſt ſo freche Prieſter dieſem wortloſen Befehle wich und daß er keine Erwiderung verſuchte, als er an der Schwelle die leiſe geſprochene Worte Françoiſens hinter ſich hörte: „Gemeine Kreatur!“

Die Gräfin war ſo außer ſich, daß ſie Guernard, welcher eben aus dem Vorzimmer ins Gemach trat, durch welches Florentin ſchritt, mit lauter Stimme zurief: „Dieſer Mann wird nie wieder bei mir eingeführt!“

Ach, die Entrüſtung ließ ſie nicht daran denken, daß dieſer Mann wirklich mit Waffen hinwegging, die ihr für alle Zukunft den Eintritt in das Königshaus verwehren konnten! Was war aber das? Florentin blieb im vorderen Gemache horchend ſtehen wie ſie im daranſtoßenden Zimmer: zahlreiche Hufſchläge, als wie von einer großen Schar Reiter herrührend, drangen vom Gartenhofe herauf! Was konnte ſie in dieſen ſo lange verlaſſenen Ort führen? War es eine Botſchaft vom Könige? Kehrte er ſelbſt unerwartet zurück? Selbſt Florentin hatte dieſen Gedanken, und es entging ſeinem raſchen Verſtande nicht, daß dann die Lage leichtlich gefahrvoll für ihn geändert werden könne. Die wahrhafte Ent-

rüſtung Françoiſens hatte ihn wohl belehrt, daß der Verdacht mit einem Galan kaum richtig ſein könne. Vielleicht war der König ſelbſt in den hinteren Zimmern, und ſein Gefolge kam jetzt erſt! Kurz, er wendete ſich zurück und näherte ſich mit einigen verſöhnlichen Worten der Schwelle des Zimmers, in welchem Françoiſe ans Fenſter geeilt war. Sie wies ihn aber, ſeiner anſichtig werdend, ebenſo beleidigend hinaus, wie ſie kurz vorher getan, und er ging nun mit dem Vorſatze, dies reichlich zu vergelten, ſei auch der König ſelbſt in Fontainebleau.

Es mag auffallen, daß Françoiſe mit einem Male und ſo überaus plötzlich ein Verhältnis brach, deſſen mißlichen Grund und Boden ſie bis daher nicht einmal gegen ihre warnenden Freunde zugegeben hatte. Aber der Hergang war doch natürlich: edle und liebende Gemüter, welche fern von der mannigfach zuſammengeſetzten „Welt“ genannten Geſellſchaft auferwachſen ſind, glauben durchaus nicht eher an eine berechnete Bosheit, als bis ſie ſelbſt davon zur Verzweiflung getrieben werden. Bis dahin halten ſie auch die deutlichſten Proben ſchlechten Betragens für Ergebniſſe halb des Zufalls, halb einer dreiſten Laune des Urhebers, der ſeinem Geiſte zur Abwechſelung Verwegenes in Bewegung ſetzt und am Ende ſelbſt nicht mehr imſtande iſt, das in Bewegung geſetzte Verhältnis zu hemmen. Ein ſolcher verwegener Spieler war Florentin für Françoiſe geweſen, und jetzt erſt, da ſie ihn das für Spiel gehaltene Betragen gar darſtellen ſah als ein durchdachtes und mit Tugendfedern geſchmücktes Werk, da ſie mit Schrecken überblickte, wie dies raffinierte Betragen gerade ihr Schickſal von Schritt zu Schritt immer übler verwickelt habe, und wie es eben die unſchuldigſte Veranlaſſung begierig ergriff, um eine Schnur zu ihrer völligen Erdroſſelung daraus zu drehen, jetzt erſt erſchien auf einmal wie in grellem Blitzesleuchten die Summe dieſes Menſchen, das Bild vorbedachter Bosheit vor ihren Augen, und ſie hätte jetzt jäh-

lings und gröblichſt mit ihm brechen müſſen, wenn auch ihr Leben ſelbſt mit dieſem Bruche aufs Spiel geſetzt worden wäre. Es war alles empört in ihr, und ihre Empfindungen wurden denn auch mehr und mehr, je länger ſie im ſtürmiſchen Verkehre der Welt umhergetrieben war, in raſche Äußerung übertragen, in raſche Handlung verſetzt. Sie war keineswegs noch die zaghafte bretoniſche Gräfin, welche auf dem Schloſſe Blois erſchien und vor jedem bedeutungsvollen Worte erſchrak: die Liebe war täglich in ihr gewachſen, und weil dieſe Liebe nie einen Augenblick ihres Lebens ſicher war, ſo waren auch alle handelnden Kräfte der jungen Frau unmerklich mit der Liebe gewachſen. Denn die Kräfte der Seele entwickeln ſich wie die der Natur nur dem Anſpruche gemäß, welchen das Bedürfnis macht. Das Wild der Heiden erhält ein längeres und dichteres oder ein ſchwächeres Winterhaar, je nachdem der Winter ſtrenger oder gelinder hereinbricht.

Die moraliſche Genugtuung drängt allen äußeren Nachteil, den ſie mit ſich führen mag, in den Hintergrund, und Françoiſe fühlte ſich leicht und frei, daß ſie ein für allemal mit dieſem heuchleriſchen Menſchen gebrochen und ſich ſeiner wenigſtens als ſogenannten Freundes entledigt hatte. Sie dachte nicht an die Zukunft mit ſolcher Feindſchaft, und wieviel ſie notgedrungen erfahren und gelernt hatte vom eigennützigen und unſauberen Treiben der Weltleute. Die ſüßen Vorſpiegelungen der Liebe hatte ſie doch noch nicht verloren, in Sachen der Liebe glaubte ſie doch noch getroſt, wenn ſie auch bereits manche Schwäche geſchloſſenen Auges hinzunehmen gelernt hatte, an Dauer und Reinheit der Empfindung, an uneigennützige und edle Haltung. Wie hätte ſie anders gekonnt, da ſie ſelbſt mit voller Kraft liebte! Anſichten und Urteile, die unſerem Denk- und Empfindungskreiſe fremd ſind, können uns durch gewaltſame Zudringlichkeit aufgenötigt werden, wie die Kreiſe Florentins ihr gewaltſam aufgenötigt wurden zur Erkenntnis und Verabſcheuung; aber übrigens

und wesentlich erwarten wir von der Welt nur dasjenige, was wir selbst zu bieten geneigt sind. So konnte Françoise leicht und getrost einen neuen Feind in den Hof hinabtreten, die von den Rossen steigenden Reiter ansprechen sehen und mit Zuversicht erwarten, was ihr diese befremdlichen Ankömmlinge bringen möchten.

Florentin selbst, von der spanischen Grenze stammend, hatte zu seiner Verwunderung bald erkannt, daß es Spanier seien, welche zur Gräfin Chateaubriant wollten, aber die natürliche Zurückhaltung dieser Nation hatte ihm keine weitere Auskunft gewährt. Der französische Führer, dessen sie sich bedient und den er ausfragte, als sie größtenteils ins Vorzimmer der Gräfin eingetreten waren, wußte nichts zu sagen, als daß sie ihn in Pithiviers geworben, daß sie sehr reich zu sein schienen und zwei große Maultiere mit Damensätteln mit sich führten. — Sollte die Gräfin entführt werden? Das konnte sie für den König nur im Preise steigern. Ließ sie sich entführen, entfloh sie den Händen der Regentin? Und zwar mit Spaniern, den jetzigen Feinden des Reiches? Das war unwahrscheinlich. Jedenfalls war aber Stoff in Fülle geboten, aus all diesen Bestandteilen, welche mit dem überraschten Rendezvous zusammentrafen, einen Roman zu bilden, der ein geheimes Verständnis mit dem Kaiser und sonstige üble Abenteuerlichkeit im Hintergrunde zeigen und die Gräfin verderben könne. Er eilte nach seinem Absteigequartier bei den Geistlichen, um einen Boten nach Paris zu senden, der eine Abteilung bewaffneter Reiter aufs eiligste herbescheiden könne, damit er den Umständen gemäß imstande sei, auch gewaltsam einzuschreiten. Auf dem Wege durch die Galerie, den er einschlug, um nach seiner Laterne zu sehen, fiel es seinem umherspähenden Geiste ein, daß es wohl eine Gesandtschaft des Herzogs von Infantado sein könne, um Chimene aus einem Lande abzuholen, welches in blutigem Kriege mit Spanien begriffen sei. Dies war das Wahr-

ſcheinlichſte. Er fand ſeine Laterne unverrückt und horchte eine Zeitlang an der Tapetentür. Er unterſchied in der Tat Françoiſens Stimme, er hörte, daß ſie den Namen „Chimene“, den Namen „Infantado“ ausſprach, dann war es ſtill, die Behorchten hatten ſich vom Kabinett entfernt. — Es iſt ſo, wie ich mir vorgeſtellt, dachte Florentin, indem er hinwegging, und ſie wird mitgehen, wenn paſſend auf ſie eingewirkt wird!

Raſchen Schrittes eilte er nach ſeiner Wohnung, beſtellte, daß ſich ein berittener Förſter aus dem anſtoßenden Jagdhauſe fertig machte zum eiligſten Ritte nach Paris, und ſchrieb an die Regentin und an Françoiſe.

Währenddeſſen hatten ſich Françoiſe, Chimene und Marot zum Nachteſſen geſetzt, und es wurde über die Abreiſe beratſchlagt, welche der Herzog von Infantado ſeiner Tochter vorgeſchrieben. Der Kaiſer, hieß es in dem Schreiben des Herzogs, habe es ungnädig bemerkt, daß die einzige Tochter eines ſpaniſchen Grands im Augenblicke ſolcher Kriegskriſis am Hofe des feindlichen Königs verweile; er werde ſehr dankbar ſein, wenn die Frau Gräfin ſeiner Tochter eine weibliche Begleiterin bis an die Grenze mitgebe.

Chimene war ſehr betroffen von dieſem Verlangen; ſie liebte Françoiſe innig und fiel ihr weinend um den Hals, weinend über eine Trennung von dieſer älteren Freundin, welche ſeit der Abreiſe des Königs zutraulicher und liebevoller gegen ſie geworden war, als ſie je vorher geweſen.

„Gute Chimene,“ erwiderte küſſend die Gräfin, „ich werde dich bis Foix begleiten.“

„Um Gottes willen nicht,“ rief Marot, „das hieße der Regentin den Sieg in die Hände geben!“

„Nicht doch, Marot! Dieſer Florentin würde mich von nun an dergeſtalt peinigen, daß ich in kurzem doch entwiche, und das geſchähe dann nur unbequemer und auffallender als jetzt, da ich meiner kleinen Pflegbefohlenen das Geleit bis

an die Grenze ihrer Heimat gebe. Und dann" — hierbei neigte sie sich zu Marot und flüsterte ihm das Folgende wie aus politischem Instinkte leise ins Ohr — „de Brion hat mir etwas mitgeteilt, was mich nach jener Gegend zieht und was die Intrigen der Herzogin mit einem Streiche vernichten würde, weil es mich früher als alle meine Widersacher in die Nähe des Königs brächte. Ich wurde vorhin unterbrochen, als ich dir's sagen wollte: der König hat eine Landung in Catalonien vor, und wenn dies geschieht, so führe ich ihm Lautrec und den Arrierebann des Languedoc und der Guyenne über Figueras zu Hilfe, — wird das nicht schön sein?! Und ist nicht" — setzte sie laut hinzu — „mein väterliches Schloß Foix unter allen Umständen ein passender Aufenthalt für mich?!"

Marot ließ sich indessen nicht irremachen. Er kannte die Lage der Dinge und die Eigenschaften der in Rede kommenden Personen zu gut, als daß er über die große Gefahr eines solchen Schrittes einen Augenblick in Zweifel gewesen wäre. Wie sehr auch Chimene auf ihn schalt, wie geistreich Françoise Gründe entwickelte, er blieb dabei, nachdrücklich abzuraten. Da brachte Guernard Florentins Brief, der ganz darauf berechnet war, die Gräfin in ihrem Vorsatze der Abreise zu bestärken. Er sagte darin, daß sie ihn gar nicht zur Mitteilung des Befehls habe kommen lassen, der ihn von Paris nach Fontainebleau geführt. Die Frau Regentin, unterrichtet von zweideutigen Besuchen, welche sich öfter bei der Frau Gräfin von Chateaubriant einstellten, befehle ihr, unverzüglich, das heißt noch morgenden Tages, nach Paris zu kommen und ihre Wohnung im Hotel des Tournelles zu nehmen.

Françoise, hochrot von Zorn, nachdem sie diesen Brief gelesen, reichte ihn stumm an Marot, erhob sich vom Sessel und gab an Guernard Befehl, auch ihre Abreise zu rüsten. Auch Marot verstummte nach Durchlesung des Briefes, und

ſo ſchien denn das ins Werk geſetzt zu ſein, was die Gegner der Gräfin als entſcheidenden Schritt zu deren Sturze herbeigewünſcht hatten.

Marot hatte einen ſo richtigen Blick, daß ihn keinerlei Überredung über das Gefährliche des Schrittes täuſchen konnte; auf das zeitraubende Einpacken weiblicher Habſeligkeiten, denen nur Packpferde zu Gebote ſtanden, rechnend, eilte er nach ſeinem Pferde, um bis zum Morgen Paris erreicht und die Herzogin Margareta um perſönliches Einſchreiten erſucht zu haben. Wie auf einem Gemälde ſah er den Gang vor ſich, den das Schickſal Françoiſens nehmen würde vom Tage der Flucht aus Fontainebleau: die Regentin wird dieſe Flucht darſtellen unter den abſcheulichſten Farben, und die Gräfin vor aller Welt bezeichnen als eine nach Abenteuern und ſinnlicher Unterhaltung lüſterne, anſtändigen Umganges von nun an unwürdige Frau. Er ſah den Brief vor ſich, den ſie ihrem Sohne nach Italien ſchreiben werde. Mein Sohn, mein Sohn — werde es darin heißen — wie haben wir uns getäuſcht in dieſer heuchleriſchen Chateaubriant! Herrſchſüchtig, gefallſüchtig, zügellos im Drange nach Zerſtreuung hat ſie nach deiner Abreiſe alle meine Geduld auf die Probe geſtellt. Ich war ihr zuwider, weil meine Nähe ſie in Schranken einengte, und mit frecher Stirn erklärte ſie mir, daß ſie mir nicht nach Paris folgen werde. Alle meine Bitten waren umſonſt, ſie blieb in Fontainebleau, um dort ungeſtört ihre Stelldichein mit Liebhabern aller Gattung abhalten zu können. Ich ſchickte, ich ſchrieb, ich beſchwor unaufhörlich, denn die ſkandalöſeſte Nachrede erhob ſich bereits überall offen um mich her, und alle ehrenwerten Leute beſchworen mich, die Hand von ihr abzuziehen, denn Du würdeſt ja doch in aller Zukunft ein ſolches Geſchöpf keines Blickes mehr würdigen. Auch ich war der Meinung, aber ich wollte doch ſtreng erfüllen, was Du mir aufgetragen. Es war umſonſt. Als ich endlich entſchieden befahl, ſie ſolle nach

Paris zurückkehren, da krönte ſie ihr ſchamloſes Betragen dadurch, daß ſie mir ſagen ließ: was kümmere ſie das Haus Valois! Und bei hellem Tage zog ſie mit Gott weiß wieviel Galanen nach Spanien hinüber zu Deinen Feinden. Du wärſt nicht mein Sohn, wärſt nicht König von Frankreich, wenn Du uns und Deinem königlichen Hauſe jemals die Schmach antäteſt, ſolch ein Geſchöpf wieder über unſere Schwelle zu führen!

„So wird dieſe Flucht vor dem Könige erſcheinen," ſagte Marot vor ſich hin, als er ſich im Dunkeln ſelbſt ſein Pferd ſattelte. „Und der König," ſprach er weiter, „ach unſer leichtſinniger Herr, der ſo ſchnell vergißt, der wird halb lachend, halb ärgerlich ſagen:

Souvent femme varie
Fou qui s'y fie!

und einen Tag lang wird er trauern, daß die Ritterſitte überall die Welt verlaſſe und nirgends mehr Treue zu finden ſei, den Tag darauf aber, nachdem dies überwunden iſt — denn Trauer haftet nicht in ihm — wird er ein verborgenes Behagen empfinden, von einer Verpflichtung erlöſt zu ſein, denn er iſt nicht gewiſſenlos und empfindet eine ſolche gegen Françoiſe, und muß irgendwie davon losgeſprochen werden, um die unglückliche Gräfin ihrem Schickſale zu überlaſſen. Jawohl, Unglückliche, du ſelbſt hilfſt ihn losſprechen."

Dieſe Gedanken ausſpinnend hatte Marot die Vorſicht in betreff Florentins außer acht gelaſſen und war von ſeiner Köhlerherberge aus dicht auf den Gartenhof des Schloſſes, an welchem der nächſte Weg vorüberführte, zugeritten. Jetzt ſah er ſich plötzlich im Lichtſcheine der Fenſter Françoiſens neben einem Manne, der aufmerkſam nach jenen Fenſtern hinüberſah. Als ſein Pferd auf das Pflaſter des Hofes trat, wendete ſich der Mann nach ihm zu, und Marot ſah mit Schrecken, daß es Florentin ſei.

So war denn zu all dem widerwärtigen Verdachte

Anlaß gegeben worden, ohne daß Marot auch nur den Vorteil davon gehabt hätte, nicht erkannt zu werden! Er versuchte indes auch hier noch das Letzte und warf sein Pferd zurück, um den verbergenden Wald wiederzugewinnen. Aber ach, er hörte hinter sich des Priesters Ruf: „Marot, heda, Marot!“

Herr Marot war kein Held und hatte etwas vom Strauße, der sich gesichert glaubt, wenn er den Feind nicht sehe. Die strafende Regentin vor Augen, welche durch den Priester unterrichtet ihn zur Rede stellen würde, spornte er sein Pferd und ritt trotz aller entgegenschlagenden Äste dergestalt mitten in den Wald hinein, daß er nach einer Viertelstunde vollständig verirrt war, und daß seine beabsichtigte Hilfeleistung für Françoise im entscheidenden Augenblicke ganz verloren ging. Als der unfreundliche Tag graute, fand er erst nach einigen Stunden einen Weg, und nachdem er diesem wieder einige Stunden gefolgt war, kam er todmüde in dem Flecken Malesherbes an, und ward von Bauern belehrt, dieser Ort sei ebensoweit von Paris entfernt als Fontainebleau, nur mit dem Unterschiede, daß von Fontainebleau aus eine Straße nach Paris führe, von Malesherbes aber nicht, daß er also am besten täte, nach Fontainebleau zurückzureiten, wenn er anders den höchst schwierigen Weg dahin durch den Wald wiederfinden könne.

Marot, im höchsten Grade abgespannt, erschrak vor dem Gedanken, wieder nach Fontainebleau zu kommen, und überließ, deutlich ausrechnend, daß nun doch jede Hilfeleistung von seiner Seite zu spät eintreffe, die Gräfin mit einem tiefen Seufzer ihrem Schicksale. Des Poeten sanguinische Natur gab sich dem Drange des Augenblickes hin und entschlief in einer Bauernhütte zu Malesherbes, während die unheilvolle Wendung in Françoisens Leben bei Fontainebleau vor sich ging. Als er erwachte, war der kurze Lauf der Spätherbstsonne schon wieder zu Ende, und die Bauern er-

klärten, es sei bei dem drohenden Regenwetter und dem üblen Weg nach Etampes hinüber ratsamer, er warte noch bis zum nächsten Morgen.

So kam er denn erst nach Paris, als dies schon in allen Winkeln erfüllt war von der Neuigkeit: die Gräfin Chateaubriant sei von einem spanischen Herzoge, den sie schon seit einiger Zeit bei sich in Fontainebleau verborgen habe, von da entführt worden. Eine kleine Schar königlicher Trabanten, von der Frau Regentin abgeschickt, um diesen Skandal zu verhindern, habe sich den Entweichenden auf dem Wege von Fontainebleau nach Pithiviers entgegengestellt, sich aber zurückziehen müssen, da der Herzog ein großes Reitergefolge bei sich gehabt und die Gräfin jede Aufforderung zur Rückkehr schnöde abgewiesen habe. Es seien nun Kuriere an alle Statthalter bis an die spanische Grenze abgesendet, um den Flüchtigen den Weg zu verlegen, da man auch politische Verräterei dahinter vermute, und so nehme denn die Liebschaft des Königs mit dieser ausgelassenen Dame ein Ende mit Schrecken.

12.

Gräfin Françoise an Kanzler Budé.

„Schloß Foix, 15. Februar 1525.

Es wäre alles gut, mein lieber Freund, wenn ich ihm nur jede Woche einmal ins Auge sehen, einmal eine Minute lang am Herzen ruhen könnte. Ach, er ist so weit und so gefährdet, und alles zwischen ihm und mir ist so nebelhaft unsicher! Nicht doch, ich will nicht undankbar sein: die stille Wintereinsamkeit hier im Schlosse meiner Kindheit war mir gar wohltätig, und Lautrec, der zweimal hier gewesen ist, war immer gut, wenn auch herb. Er ist nun einmal in Stahl und Eisen aufgewachsen, und kann's nicht begreifen,

wie man so lieben kann, um alles darüber zu vergessen. Er hat auch ganz recht, daß ich dem Grafen unverzeihliches Weh antue; aber du lieber Gott, ich will es ja auch nicht verziehen haben, ich will ja gern später dafür büßen, und es ist ja doch auch nicht meine Schuld allein. Warum hat Gott dem Könige Franz die großen braunen Augen, den schalkhaften Mund, den stolzen Bart, die hohe Stirn, den mächtigen Wuchs, die königliche Haltung, das sinnige Wort, die unerschöpfliche Regsamkeit gegeben, welche jeden Augenblick anders, jeden Augenblick unerwartet anspricht und fesselt! Er ist eben mein Leben, und ich bin ihm nun einmal begegnet, ist das nicht auch Gottes Sache, und kann ich gegen Gott? Mit meiner Konstanze aber tut mir Lautrec geradezu unrecht, wenn er sagt, ich sei eine gefühllose Mutter. Ach nein, Budé, das bin ich nicht! Was habe ich alles aufgeboten, mein Kind zu haben; aber ach, die zuverlässigsten Menschen haben mich dabei im Stich gelassen, vielleicht gar verraten. Ihr erinnert Euch des breitschulterigen Dieners mit rötlichem Haar, namens Baptiste, solltet Ihr ihn nicht in Blois gesehen haben? Der schien mir treu ergeben und wollte mir meine Konstanze um jeden Preis zuführen, er hat aber nicht Wort gehalten und wie ich höre auf meine Kosten seinen Frieden gemacht mit dem Grafen. Was soll ich tun? Auch hierin muß ich wie in allem auf meinen Franz warten, er wird schon Rat wissen. Ach, Franz! Ich schreibe so hastig hin, lieber Budé, um eine Angst zu verbergen, die mich peinigt, und die ich Euch doch erst am Ende des Briefes sagen will, damit ich Euch, dem ich so unbeschreiblich dankbar bin, doch in einiger Ordnung Nachricht von mir gebe. Nun ja, man hat mir's nicht geschenkt, was alles über meine Flucht aus Fontainebleau ausgesprengt, ja mit abscheulicher Sicherheit behauptet worden ist, um mich bei meinem Könige und vor aller Welt zu verderben. Gott vergebe es ihr, sie hat ihn ja geboren! Und was wäre ich ohne ihn? Ein

nichtiges Ding, das Gottes Reichtum nimmer erkannt hätte. Denn ob ich ihn auch mit vielen Schmerzen erkenne, ich bin doch unendlich reicher, ja glücklicher in diesen Schmerzen als ich vorher war in der Armut und Dunkelheit des Friedens. Also laß mich schweigen, Budé, von den ersten Monaten dahier, als mir Lautrec und der Abt unten alles das mitteilten, was ein Weib töten mag, wenn sie nicht liebt über alles Weh hinaus. Das Schlimmste waren die Äußerungen des Königs, die man erfahren haben wollte, und die gewiß erlogen waren. Meister Clément, der gute, half mir von dieser Pein. Wieviel gute Menschen gibt es doch! Er entwich gewiß nicht bloß um der Regentin und um seinetwillen aus Paris, der gute Marot hatte gewiß auch meine Not vor Augen, als er, der schüchterne Poet, seinen Weg ins Kriegslager nahm mitten in Gefahren hinein, deren er so ungewohnt. Und siehst Du, Budé, daß ich Franz besser kenne als Ihr alle ihn kennt: lächelnd und gnädig hat er ihn, den die Mutter so angeschwärzt, aufgenommen und angehört, und hat ihm auf die Wangen geklopft und gesagt: „Ja, ja, sie mögen ihr arg mitgespielt haben!“ — Ich werd's dem vortrefflichen Clément nie vergessen, daß er mir damals aus dem Lager vor Pavia gleich geschrieben hat und seit der Zeit regelmäßig schreibt mit den Kurieren, die an Lautrec kommen. Wie könnte ich es von Franz verlangen, der so überhäuft ist mit den wichtigsten Sorgen! So erfahre ich doch immer wörtliche Äußerungen von ihm, mitunter sogar einen Gruß, und erfahre genau, wie er ausschaut und wie ihm zumute ist. Ach ja, nun muß ich es sagen, Budé! Ich habe seit vierzehn Tagen keinen Brief von Marot, und in der hiesigen Gegend und überall, von wo man eine Kunde hört, läuft wie unterirdisches Donnern ein Gerücht umher, dessen Ursprung kein Mensch zu bezeichnen weiß, und das in seiner Unbestimmtheit entsetzlich klingt: es sei mitten in zauberhaften Gärten Italiens bei Sonnenschein und bei Mondenschein eine schreck-

liche Schlacht geſchlagen worden zwiſchen Franzoſen und Spaniern, und es ſeien alle Franzoſen getötet worden, ſo daß ihre Leichen häuſerhoch geſchichtet lägen, und auf dem höchſten Haufen läge der König ſelber ausgeſtreckt, das tote Antlitz und die am Schwert erſtarrte Hand gen Himmel gerichtet! — Ein entſetzliches Geſpenſt, das gewiß unſere Mönche ausgebreitet haben; denn ſie ſprechen hier ſchon überall von der ſträflichen Nachſicht, die der König gegen die Ketzer hege. Sagt mir doch mit dem rückkehrenden Boten, was für Nachrichten aus Italien gekommen ſind: ich verharre in großer Angſt die zehn Tage, welche der Reiter braucht.

Wie undankbar bin ich doch! Faſt hätte ich Euch zu danken vergeſſen für die Schriften, welche Ihr mir in meine Einſamkeit geſendet habt, und welche ich mit Hilfe eines ſprachkundigen Prälaten der Abtei, eines alten würdigen Herrn, großenteils verſtanden zu haben glaube. Freilich ſind meine Verſtandeskräfte nicht ſtark genug, um ſich mit einiger Zuverſicht des Reformplanes bemeiſtern zu können. Ich muß meine Schwäche ſo weit eingeſtehen, daß ich noch gar keinen einigen Plan herausfinden kann; freilich habe ich auch alles durcheinander geleſen, was die Schweizer, was die Wiedertäufer, was die Bauernapoſtel und was Luther ſelbſt geſagt haben. Der Letztere ergreift es für mich am tiefſten, und wenn er uns den „freien Willen“ abſpricht und die „guten Werke“ nicht für notwendig erklärt, ſo ſtimme ich ihm von ganzer Seele bei. Wie bin ich zu meinem Schickſale gekommen? Doch wahrlich nicht aus freiem Willen! Ein Gott hat mich ergriffen, wie Dein Freund Lascaris ſo ſchön ſagt, ein Gott iſt mein Wille. Und nach dem Urteile der Welt habe ich nur üble Werke getan, und fühle mich doch nicht belaſtet! Aber wie kann Luther gegen Kreuzzüge wider die Ungläubigen ſprechen! Es iſt ja unſer Beruf, das geltend zu machen, was uns teuer iſt: dadurch ja allein handelt unſere Seele. Der Reformator iſt ſchüchtern, weil er durch

den Zweifel gegangen ist und den Zweifel nur in der Wallung überwunden hat. Habe ich recht, Budé? Was würde Franz sagen, wenn man den ritterlichen Glaubenskampf verbieten wollte! Ich meine, wer nicht für seinen Glauben kämpfen will, der hat keinen Glauben. Und das ist es wohl eben: die Dinge hängen alle eng, unglaublich eng zusammen, und die Folgerungen bestürzen uns bis ins Herz hinein und erschüttern uns den Glauben, welchen wir uns mühsam auferzogen. Es ist ein furchtbar Werk, das da angefangen worden ist: die Bauernapostel haben mich entsetzt mit ihrem Schrei nach Gütergemeinschaft, Abschaffung aller Rechte und Pflichten! Heilige Jungfrau, ich bin wohl auch schon auf verwegene Ideen gekommen, wenn ich unter dem Volke vollständig begabte und dadurch von der Natur zu allem berechtigte Menschen gesehen habe — Baptiste war beinahe so, Guernard ist es ganz und gar, denn er hat außer der Begabung eine Fassung und Enthaltsamkeit, wie sie wenigen Seigneurs erreichbar ist — aber ich wage mich darin nicht weiter, und die Bauernszenen in Deutschland haben mir allen Mut geraubt. Dem Könige wüßte ich dies auch in keiner Form gefällig darzustellen. Und noch eins: wie kann man die Fürbitte der Heiligen ausstreichen wollen! Darin liegt ja das innerste Geheimnis der Liebe, der wunderbare Zauber, welchen ein Mensch für den andern in Bewegung setzen kann durch bloße Kraft des Herzens. O nein! Ich weiß, daß ich vor Franz von dieser Erde scheiden werde, und ich weiß, daß es mich noch in einer andern Welt beglücken wird, wenn sich seine Gedanken zu mir wenden und Hilfe heischen von mir hierhin oder dahin. Das wird ja eben mein Geist, mein neues Leben sein, daß ich wirke für das, was mir teuer gewesen ist vom Beginn meines Gedächtnisses.

Schilt nicht, Budé! Was wäre die neue Lehre, wenn sie nicht auch vom Gesichtspunkte oder wenn Du willst vom Herzenspunkte des Weibes beleuchtet und gebildet worden

wäre. Und von dieſem aus muß ich denn auch billigen, daß mein Prälat der Reform eine zu gröbliche Rückkehr zu den rohen Tendenzen und Traditionen des Alten Teſtaments ſchuld gibt. Ich finde in alledem, was er mir da mitteilt von Iſaak und Jakob und von der fanatiſchen Leidenſchaftlichkeit der Juden wenig Erbauliches und Evangeliſches und glaube ihm gern, daß dieſe Dinge, zum erſten Male ins Volk gebracht, garſtige Leidenſchaften aufſtacheln helfen. Belehre mich darüber, Budé!

Aber vor allen Dingen ſprich mir von ihm, denn er iſt meine Welt, und alles andere beſchäftigt mich nur in bezug auf ihn. Daß Ihr keine Bilder mehr wollt in den Kirchen, das vergebe ich Euch ſo wenig, wie er es Euch vergibt. Keine Bilder! Und doch ſehen wir alles, das beſte nur im Bilde! Was hätten die Glücklichen für ein Glück ohne die Kunſt? Platten Vorteil. Und wie ertrügen die Unglücklichen ihr Schickſal ohne ſie?!“

Dieſer Brief kam viel ſpäter, als Françoiſe gehofft hatte, nach Paris, und an dem verhängnisvollen 24. Februar, an welchem ſie bereits eine Antwort erwartete, war er noch nicht in Budés Händen. Das mochte zum Teil an Lautrec liegen, der ſich von Toulouſe, der Hauptſtadt ſeiner Statthalterei, eben entfernt hatte, als Françoiſe den Brief dahin ſandte, damit er von dort mit den Depeſchen nach Paris geſendet werde. Lautrec ritt um jene Zeit öfter als nötig war an den Rhone hinüber, welcher die Grenze ſeiner Statthalterei bildete, um den Nachrichten aus Italien näher zu ſein. Jedermann war darauf geſpannt, und wie dies bei großer Spannung zu geſchehen pflegt, beängſtigt durch böſe Ahnungen. Denn jede verſchobene Entſcheidung erregt krampfhaft die Phantaſie. Zum Teil mochte aber auch die ſpäte Ablieferung des Briefes in Paris ſelbſt ihren Grund haben: einem Frauenregimente maß man die gefährliche Einführung bei,

Briefe zu eröffnen und allenfalls zu unterſchlagen, deren Inhalt Bedenken erwecken könnte. Die Regentin Luiſe von Angoulême mochte in dem damals überreizten Zuſtande des Landes Veranlaſſung finden zu ſolchen unlauteren Eingriffen, denn namentlich Paris ſtrotzte von bedrohlicher Stimmung. Man hielt es dort für unzweifelhaft, daß die Regentin üble Nachrichten vom Heere zurückhalte, und beſonders einige Prieſter benutzten den vorhandenen Unruheſtoff, um eine ſchallende Willensäußerung aufzubringen gegen die Ketzerei, welche in Frankreich noch nicht das geringſte Hindernis erfahren hatte, welche ſogar am Hofe durch die Herzogin Margareta und den Kanzler Budé begünſtigt ſein ſollte, und welche offenbar vom Rheine her mit einem gefährlichen Einbruche der aufrühreriſchen ſchwäbiſchen Bauernmaſſen drohte.

Kurz, erſt am 2. März in der Mittagſtunde erhielt Budé jenen Brief und gleichzeitig eine Ladung, ſich im Hotel des Tournelles bei der Frau Regentin einzuſtellen. Er achtete nicht auf den Diener, der ſich ohne weiteres zurückzuziehen ſchien.

Nachdem er den Brief geleſen, weggelegt und ſich zum Ausgange angeſchickt hatte, ſprach er traurig vor ſich hin: „Unglückliche Françoiſe, du hoffſt noch, wo keine Hoffnung mehr vorhanden iſt! Nach der erſten Jugendliebe brauchen wir immer einen äußeren Anreiz, wenn unſere Neigung mächtig und dauernd ſein ſoll: der Gegenſtand unſerer Neigung muß dann ſchwer erreichbar oder höher geſtellt ſein als wir, oder muß Glanz und Ehre oder Reichtum mit ſich bringen. Ohne ſolchen Anreiz ermattet gar bald unſere Phantaſie, denn nur einmal kommt unſere Neigung aus reinem Herzen. Und König Franz! Weiß er dich auch gerechtfertigt vor den Lügen ſeiner Mutter, was iſt ihm das! Entſchädigen und belohnen kann er überall, das iſt ihm kein Reiz. Erobern will er, Widerſtand lockt ihn, die erſte Ergebung berauſcht

ihn — dein entſcheidender Moment, Françoiſe, iſt dahin, iſt verloren, ſelbſt wenn er dich ſchön und liebenswert wiederfände!“

Traurig ſchritt er über die hölzerne Brücke, welche damals oberhalb des Louvreturmes über die Seine führte — denn das Kollegium, welches er gegründet hatte und bewohnte, lag am linken Ufer und war noch abgeſondert von der mehr aufwärts angebauten und bevölkerten Stadt —, traurig bog er in der Gegend der alten Kirche St. Germain l'Auxerrois nach der St. Honoréſtraße in den belebteren Teil von Paris, und ſah mit Beſorgnis, daß die Bürger in ungewöhnlichen Gruppen verſammelt waren, heftig redeten und da, wo ſie ihn erkannten, finſter auf ihn blickten.

Die Regentin hatte ſich lange nicht um ihn gekümmert, er hielt es für ratſam, erſt bei der Herzogin Margareta vorzuſprechen, um über Stimmung der Mutter und Stand der Dinge nachzufragen, und es konnte ihm nichts erwünſchter ſein, als daß er im Gardenſaale einen Diener Margaretens fand, der bereits ſeiner harrte. Er ahnte nicht, daß jener Diener der Regentin, Florio, welcher ihm den Brief überbracht, die Zerſtreuung des keine Tür ſchließenden Gelehrten benutzt, ſich im Vorzimmer verborgen und den Brief an ſich gebracht hatte, ehe Budé noch aus dem Hauſe war. Er ahnte nicht, daß dieſer Menſch eben mit ſeiner Beute an ihm vorüberſchritt nach den Zimmern der Regentin hinüber, als die Herzogin Margareta ihm ſelbſt an ihrer Türſchwelle entgegentrat.

„Wir ſind in unglaublicher Pein, Budé,“ ſprach ſie, „noch immer keine Nachrichten vom Heere, und Paris in kindiſcher Aufregung, und meine Mutter in beſter Laune, dies alles uns entgelten zu laſſen.“

„Uns!“

„Uns, und zwar unter dem Vorwande, daß wir die Ketzerei begünſtigten. Ich habe eben eine ſchmerzliche Szene

mit ihr gehabt: sie behauptet, das Volk rotte sich zusammen, weil es durch die fürchterlichsten Prophezeiungen in Angst und Schrecken gesetzt sei, diese Prophezeiungen gründeten sich aber darauf, daß vom Throne herab die Ketzerei geduldet werde, und daß dem Throne und Lande deshalb die ärgste Züchtigung bevorstehe. ‚Ihr seid's,' rief meine Mutter, ‚du, Budé, Marot und was sonst zu der heillosen Chateaubriant hält, die ihr diese Gärung durch euer Geschwätz erzeugt habt. Ich weiß es,' setzte sie hinzu, ‚daß Budé mit der Chateaubriant Briefe wechselt im Interesse der sogenannten Kirchenreform, und ich werde ihn samt seiner Gräfin dem Volke zum Sühnopfer hinwerfen —' heiliger Gott, seht nur, welche drohende Menschenmasse aus allen Straßen quillt und sich um das Hotel zusammendrängt! Was ist die Welt kindisch! Du hast doch nichts Schriftliches ausgehen lassen, was Duprat in die Hände geliefert werden könnte? Denn er ist verhaßt wie die Pest und ergriffe begierig die Gelegenheit, sich durch ein Ketzergericht beliebt zu machen. Mein Bruder kann dich jetzt nicht schützen, Gott weiß, ob er nicht selbst des Schutzes bedarf!"

Ehe Budé antworten konnte, erschien ein neuer Diener der Regentin mit der Anfrage, ob Kanzler Budé den Befehl erhalten habe.

„Ich bin zu Befehl!" unterbrach ihn Budé und folgte dem Zurückeilenden.

„Ich folge dir auf dem Fuße, Budé, meine Gegenwart ist dir von Nutzen — apropos! Sie machte sich gestern abend lustig darüber, daß unser deutscher Reformator nichts Eiligeres zu tun habe, als zu heiraten. Offen gestanden, sie hat recht; er hätte die Aufgabe nicht so bürgerlich fassen und einsam ohne trivialen Zusammenhang mit der Alltagswelt bleiben sollen."

Solche Bemerkung konnte wohl der Königsschwester, die sich ungefährdet wußte und einen dreisten Charakter besaß,

in ſolchem Augenblicke kommen. Budé war ſchwerlich geſtimmt dafür, und eilte nicht ohne Beſorgnis in den Saal, welchen ihm der Diener zeigte. Wenn auch nicht für ſeine Perſon, für ſein Lebensintereſſe fürchtete er eine ſolche Zorneskriſis, wie ſie jetzt durch den unglücksſchwangern politiſchen Zuſtand zu gefährlicher Höhe geſteigert werden konnte.

Das regneriſche Wetter, wie es dem nördlichen Frankreich heute noch eigen iſt und damals, als noch die Wälder in aller Ausdehnung beſtanden, in noch höherem Grade eigen war, hüllte an jenem Tage Paris wie in ein graues Tuch. Als Budé in den ſteinernen Saal trat, war es ſo dunkel, obwohl um Mittagszeit, daß er mit ſeinem etwas kurzſichtigen Blicke zunächſt nur die Regentin erkannte, welche mit haſtigen Schritten auf den ſteinernen Flieſen umherſchritt. Dies Hotel, welches der König vorzugsweiſe in Paris bewohnte, da vom Louvre erſt der uralte Turm beſtand und die Tuilerien, vierzig Jahre ſpäter erſt erbaut, damals dem Namen und der Tat nach nur Ziegeleien waren, dies Hotel, genannt des Tournelles, von der alten Mode, überall Erkerchen und turmartige Vorſprünge und Türmchen anzubringen, und von dem alten Verſammlungsorte der zwölf Parlamentsrichter, der lange Zeit aus einem Turmzimmer dieſes Hauſes beſtand, war dem Könige Franz niemals angenehm. Der alte fränkiſche Geſchmack, welcher winklige Räume, kleine Fenſter, ſchmale Treppen liebte, herrſchte darin trotz aller angebrachten Änderungen, und dieſer Geſchmack beſcheidener Lehnsherrſchaft war dem modernen Könige zuwider. Er brauchte weite und große Verhältniſſe, ſein Baugeſchmack hing eng zuſammen mit ſeinem ſouveränen Regierungsgeſchmacke, über welchen er ſich freilich, Rittertum und neues Königtum kraus durcheinander miſchend, nicht ſo klare Rechenſchaft zu geben wußte als über den Stil ſeiner Bauten.

Hölzernes Getäfel bis an die Hälfte der Wandhöhe lief um die Mauern dieſes Saales herum, und war ringsum einige Fuß hoch vom Boden zu Sitzen mit hölzernen Armlehnen aus Eichenholz ausgearbeitet, ſo daß das Ganze teils an eine Kapelle, teils an uralte Rathausſäle erinnerte. In einem Winkel ſtand vor dieſen Sitzen ein ſchmaler Tiſch, und hinter dieſem Tiſche ſaßen, auch für einen nicht Kurzſichtigen kaum erkennbar, drei Männer in talarartigen Gewändern. Der eine war Florentin im violetten Prälatentalar, der andere Duprat im roten Richtergewande, der dritte deſſen Schreiber, welcher zum Protokoll die Feder geſpitzt hielt, im langen Kleide von ſchwarzer Serge. An der einzigen Eingangstüre ſtanden zwei rieſenhohe Trabanten mit Spießen, am mittleren der drei Fenſter, welche in den Hof des Hotels führten, lehnte der Leibdiener der Regentin, welcher beauftragt ſein mochte, zu berichten, was ſich da unten ereigne. Der rieſelnde Nebel nämlich, welchen Budé bei ſeinem Ausgange kaum bemerkt, hatte ſich in einen vollſtändigen franzöſiſchen Winterregen verwandelt, und hatte die Bürger aus den Straßen hereingetrieben unter die niedrigen Arkaden, welche innerhalb des Hofes um das erſte Stockwerk des Hotels umherliefen. Dies heftige Regenwetter und das Hereindrängen der Maſſe war ſo plötzlich geſchehen, daß man dem Zudrange durch Schluß des Tores nicht hatte vorbeugen können, und dieſe aufrühreriſche Maſſe der Bürgerſchaft, deren wirrender Stimmenlärm von Zeit zu Zeit mitten durch das Plätſchern des Regens hindurch heraufdrang, ſchien die Haſt der im ſchwarzen Gewande umherſchreitenden Regentin beſonders zu ſteigern. Nach den erſten Fragen und Äußerungen ſah die Lage Budés ſehr übel aus, und Margaretens Meinung, er könne zum Sühnopfer für das aufrühreriſche Volk auserſehen ſein, ſchien ſich zu beſtätigen. Da er Duprat und deſſen Schreiber nicht erkannte, und keines förmlichen Verhörs, noch deſſen gewärtig war, daß jener Schreiber all ſeine

Worte zu Papier brächte, so antwortete er anfangs unbefangen und unvorsichtig auf die Fragen der Regentin, welchen Teil er bisher genommen habe an der Reform? Es war überhaupt nicht seine Absicht, allen Anteil daran abzuleugnen, und daß er diese Absicht nicht hatte, war in diesem Augenblick von unmittelbarer Lebensgefahr für ihn. Die Regentin, der Liebe wie des Hasses in ausgedehntem Maße mächtig, haßte ihn, weil er ihre Lebensweise zum öfteren öffentlich getadelt hatte, und weil er unwandelbarer Beschützer der Chateaubriant war. Sie wußte wohl, daß der König außer sich sein würde über den Verlust seines Studienkanzlers, aber sie meinte, in so drohendem politischen Augenblicke die Staatsraison für sich zu haben, und sie war selbst, vielleicht nicht bloß durch die politische Gewitterschwüle, in diesem Augenblicke krankhaft gesteigert. Kurz, sie fragte in ihn hinein, mit dem Vorsatze, ihn zu verderben.

„Du gibst dir also gar nicht die Mühe zu leugnen," erwiderte sie dann auf Budés Zugeständnisse, „daß du tätigen Anteil an der ketzerischen sogenannten Reform nimmst?"

„Wenn Ihr es tätigen Anteil nennt, daß ich meine Kenntnisse gebrauche, um die schwierige Aufgabe lösen zu helfen —"

„Und daß du die ketzerischen Grundsätze mündlich und schriftlich verbreiten hilfst! Das hast du getan! Du hast der Schwester deines Königs die Ohren damit erfüllt, du hast eine Person, welche eine Zeitlang wichtig war in diesem Reiche, ja welcher eine Zeitlang mit der stolzesten Aussicht auf Erhebung geschmeichelt wurde, welche also um ihres Einflusses auf Frankreich willen allen Neuerern eine Hauptperson wurde, du hast die Gräfin Chateaubriant systematisch der katholischen Kirche abtrünnig zu machen gesucht? Kannst du es leugnen?"

„Ich habe das Thema mit ihr besprochen —"

„Du hast sie sogar schriftlich damit bestürmt, nachdem

ſie ſich bereits der ihr von voreiligen Freunden zugedachten hohen Stellung unwürdig gemacht und in liederlicher Lebensweiſe aus unſerer Nähe entfernt hatte, du haſt —“

„Dergleichen hat die Gräfin Chateaubriant, welche eine verehrenswerte Dame iſt, nie getan.“

„Wir fragen dich nicht um deine befangene Meinung über dieſe verlorene Frau, wir beſchuldigen dich, daß du beſtrebt geweſen und beſtrebt biſt, ſie zur Königin des Ketzertums in Frankreich zu machen, und daß du jetzt noch, da das Land in ſchwerer Beſorgnis, dieſen verräteriſchen Verkehr durch aufreizende Briefe mit ihr unterhalten haſt, kannſt du es leugnen?“

„Dies kann ich leugnen.“

„Verräter, heute erſt haſt du einen Brief von ihr erhalten, der von ausbündigen Prätenſionen und von Ketzereien ſtrotzt! Kanzler Duprat, haltet dieſen Beweis dem lügneriſchen Manne unter die Augen!“

Als Kanzler Duprat vortrat und Budé den entwendeten Brief Françoiſens in deſſen Händen ſah, war er einen Augenblick ſo beſtürzt, daß ihm das Wort verſagte und er nicht auseinanderſetzen konnte, wie er ſein Ableugnen verſtanden wiſſen wollte. Die Regentin deutete dies Schweigen als Eingeſtändnis, und, da eben vom Hofe herauf Steine in die Fenſter des Saales flogen, und der Stimmenlärm zu dröhnendem Tumulte anſchwoll, ſo rief ſie mit erhöhter Stimme Florentin zu, er ſolle ans Fenſter treten, und dem Pariſer Pack verkündigen, der Vater aller Ketzerei in Frankreich ſei ſoeben entlarvt worden im Kanzler Guillaume Budé, und er ſolle dem Gerichte und der allgemeinen Sühne noch in dieſer Stunde zugeführt werden hinaus nach Montfaucon — noch eins! Seine Helfershelferin ſei die Gräfin Chateaubriant, und noch in dieſer Stunde ſollten bewaffnete Reiter von Paris abgehen, um dieſelbe zum Spruche des geiſtlichen Gerichts, welches von jetzt an in dieſer Stadt errichtet werde,

herbeizuholen, die Bürger der St. Honoréstraße dürften sich auf ein interessantes Schauspiel freuen!

Während Florentin nach dem Fenster schritt, befahl sie den Trabanten, Budé zu ergreifen.

Ehe aber der Prälat das Fenster öffnen und die Trabanten Hand anlegen konnten, war die Herzogin Margareta, welche bei den letzten Worten eingetreten war, hastig bis zu Budé vorgeschritten, hatte diesen bei der Hand gefaßt und mit ebenso starker Stimme gerufen: „Haltet ein!"

„Zurück Margareta!" rief die Regentin und streckte die Hand nach ihr aus, als ob sie Budé von ihr trennen wollte; Florentin ferner, dem solche Störung unnütz schien, öffnete ohne auf Margaretas Ruf zu achten das Fenster.

„Ich beschwöre dich im Namen unseres Familienglücks, liebe Mutter," sagte Margareta hastig, aber leise zur Regentin, „regiere deinen Zorn, er ist Franz teuer, und Franz vergibt dir nie, wenn du dem Ungestüme einer bösen Stunde folgst und ihm einen Mann tötest, der ihm Freund und von unschätzbarem Werte, und den er auch um das größte Verbrechen nicht töten ließe — du verlierst deinen Sohn, wenn du jetzt deinem Zorne folgst!"

„Schweig!" entgegnete Luise und blickte nach dem geöffneten Fenster, von welchem sich Florentin soeben eilig zurückzog, weil er mit einem Hagel von kleinen Steinen dergestalt begrüßt worden war, daß er nicht schnell genug hatte beiseit kommen können und das Blut über sein Antlitz herunterschoß. „Canaillen von Manants!" schrie die Regentin auf und wandte sich, eine leidenschaftlich beherzte Frau, selbst nach dem Fenster. Unerwartet wurde sie von einer magern Hand festgehalten. Der ehrwürdige Bischof Pierre Duchatel war eingetreten und hatte sie ergriffen; er genoß damaliger Zeit bei allen Parteien des größten Ansehens, und dies Ansehen war auch für die Regentin von Ehrfurcht gebietender Macht. Seine plötzliche Erscheinung, die sie in

ihrer Zornesbewegung nicht bemerkt hatte, trug dazu bei, daß sie einen Augenblick verstummte, und ihm zum Sprechen Zeit ließ.

„Gnädigste Herrin," sprach er langsam, „Euer Leben darf nicht so gefährlichem Zufalle ausgesetzt werden, es ist zu kostbar, es ist dem Lande doppelt kostbar in diesem Augenblicke, da ganz Frankreich zittert für Euren Sohn, unsern König. Wisset Ihr denn, was für eine Nachricht durch Paris fliegt wie ein geflügelter Bote des Todes? Kein Mensch weiß, wo sie hergekommen sei, und doch lautet sie in Worten Eures Sohnes, die Euch wie mir von erschrecklicher Echtheit erscheinen müssen." —

„Welche Nachricht?"

„Ihr habt keinen Brief vom Könige?"

„Nein."

„Aber Paris hat einen, und er ist kurzen und schrecklichen Inhalts!"

„Welchen Inhalts?"

„‚Alles ist verloren, nur die Ehre nicht,' hat König Franz nach Paris geschrieben."

„Gerechter Gott!"

Von allen Seiten begleitete ein Schreckensschrei diesen Ausruf der Regentin, und eine Pause trat ein.

„Habt Ihr selbst diese Worte gelesen?" fragte endlich zitternd die Regentin.

„Nein, gnädigste Frau," erwiderte Duchatel, „kein Mensch hat sie gelesen, und doch zweifelt kein Mensch an ihrer Richtigkeit, und als ob sie am Firmament geschrieben stünden für jedermann, so hört man von jedermann die entsetzlichen Worte: ‚Tout est perdu fors l'honneur!'"

Es war eine Zeitlang totenstill im Saale; auch im Hofe des Hotels war es unter den Volksmassen plötzlich totenstill geworden, man hörte nur den Regen plätschern, und den reißend schnell herannahenden Hufschlag eines Rosses.

Dieſer Hufſchlag ſchien die Pariſer Bürger in geſpannte, ſchweigende Aufmerkſamkeit verſetzt zu haben. Ein über und über mit Kot beſpritzter Reiter flog um die Ecke, bog ins Tor des Hotels und ſtürzte mit dem erſchöpften Pferde inmitten des Hofes, deſſen große Steine waſſerglatt waren, raſſelnd zu Boden. Ehe man ihm beiſpringen konnte, war er ſchon auf den Füßen und auf dem Wege nach der ſchmalen Treppe, das arme Tier ſeinem Schickſale überlaſſend, und an ſeiner ledernen Botentaſche heftelnd, als müſſe ſie geöffnet ſein, ehe er die Treppe erſtiegen. Lautlos aber einmütig drängten ſich alle Bürger hinter ihm her die Treppe hinauf — man ſah dies alles vom Saale herab kommen, denn auch dort war jedermann ans Fenſter geeilt, und weder Regentin noch ſonſt jemand achtete in dieſem Augenblicke auf die nachdringende Maſſe oder auf ſonſt etwas: die Botſchaft des Kuriers verſchlang allen andern Anteil, und auf einen Wink der Regentin, welche übrigens, ſchrecklicher Nachricht gewärtig, regungslos ſtehen blieb, wurde der beſudelte Reiter ſogleich mitten in den Saal gelaſſen.

Er überreichte der Regentin einen breit gefalteten Brief, und während dieſe, ihn öffnend, ausrief: „Er lebt, Gott ſei Dank! Es iſt die Schrift meines Sohnes!“ fragte er, wo er ein zweites, für den Herrn Kanzler Budé beſtimmtes Schreiben abgeben könne. Während Budé es in Empfang nahm und die Pariſer Bürger in den Saal drangen, hatte die Regentin den Brief geöffnet und wollte ihn eben mit begierigen Augen überleſen, als wiederum die magere Hand Duchatels ſie berührte und dieſer unter allgemeinem Zurufe das Verlangen ausſprach, daß ſolche für ganz Frankreich gleich wichtige Nachricht laut verleſen werde. Die hierbei zurufenden Volksmaſſen, denen die ebenfalls patriotiſch beteiligten Trabanten den Eingang nicht ernſtlich gewehrt hatten, verhielten ſich übrigens achtungsvoll und mit abgenommenen

Mützen, als ob sie mit dem Eintritte in den Palast selbst ganz andere Leute geworden seien.

Die Regentin, unter dem Einflusse der Überraschung und der Mutterſorge — und am Ende hätte die Politik nichts dagegen zu sagen gehabt — las das Schreiben des Königs mit lauter aber heftig zitternder Stimme wie folgt:

„Madame! Um Euch in Kenntnis zu setzen, wie ich den Druck meines Mißgeschicks trage, so ist mir von allen Dingen nichts übrig geblieben als die Ehre und das gerettete Leben, und ich habe, damit Euch die Nachrichten über mich doch von einigem Troste seien, gebeten, daß man mich schreiben lasse an Euch. Diese Gnade hat man mir bewilligt, und ich bitte Euch, keinem verzweifelten Schritte Euch hingeben zu wollen und Eurer gewohnten Klugheit eingedenk zu sein; denn ich hoffe, daß mich doch am Ende Gott nicht ganz verlassen wird, und empfehle Euch Eure Enkel, meine Kinder, Euch bittend, dem Träger dieses freies Geleit nach und von Spanien zu geben, wohin er zum Kaiser geht um Nachricht, wie er wolle, daß mit mir verfahren werde.“

Dieser fassungslose Brief furchtbaren Inhaltes fiel wie ein langer, zerschmetternder Donnerschlag auf alle Personen im Saale. Gerade die Fassungslosigkeit der Worte, die man am wenigsten gewohnt war bei Äußerungen des Königs Franz, steigerte den Eindruck des Unglücks bis zum Äußersten. Die Regentin, welche kaum noch imstande gewesen war, die letzten Zeilen auszusprechen, fiel mit schreiendem Schluchzen rücklings über und in die Arme des Mannes, den sie eben vernichten gewollt, Guillaume Budés. Margareta stand lautlos, ihre Glieder flogen zitternd, als ob sie der ärgste Fieberfrost schüttelte und Tränen rollten stromartig über ihre Wangen. Alle übrigen Anwesenden stießen nur vereinzelt erschreckende Seufzer des Wehs aus, und

ſchwiegen. Auch die Bürger von Paris ſtanden wie feſtgebannt und ſchweigend.

Der Biſchof Duchatel ermannte ſich zuerſt und rief ihnen mit gebrochener Stimme zu, indem er den Prälat Florentin durch Hand und Blick aufforderte, bewerkſtelligen zu helfen, was er anriete: „Geht in die Kirchen und betet für König und Land, betet inbrünſtig wie die Israeliten es taten, als der Aſſyrier an der Grenze war und ihren König gefangen hatte. Und alle Glocken ſollen läuten, und alle Welt ſoll zu Gott ſchreien um Hilfe!“

„Mein Sohn, mein Sohn!“ ſchrie mit einem Male in herzzerſchneidendem Tone die Regentin, die ſich aus halber Ohnmacht emporriß, „mein Sohn gefangen! Barmherziger Himmel ſchütze ihn! Eilt beten, beten, alle Welt ſoll beten!“

Und während ſich die Bürger, beſtürzt von der Nachricht und von dem leidenſchaftlichen Schmerzensausdrucke dieſer Mutter, die man immer nur als ſtolze Herrin geſehen hatte, aus dem Saale hinausdrängten, faſt eilig hinausdrängten, als wäre es hier, wohin ſie noch kurz vorher gewaltſam geſtrebt hatten, ſchauerlicher denn anderswo, ſah ſich die Regentin ſtarren Auges im Kreiſe um, und fiel, indem ſie die Hand nach Budé ausſtreckte, ihrer Tochter Margareta, von neuem laut aufſchluchzend, in die Arme.

Dieſe Bewegung gegen Budé hin war keine unwillkürliche geweſen: ſie gehörte zu den Naturen, welche unbekümmert um das, was im Wege ſtehen könnte, jederzeit da, wo es ſich um Weſentliches handelt, dem natürlichen Drange folgen, und für welche es in Augenblicken der Kriſis keinerlei Konvenienz, keinerlei Rückſicht gibt. Sie bat Budé nicht um Verzeihung, daß ſie ihn kurz vorher mit dem Tode bedroht hatte, nein, ſie dachte jetzt, als ſie ihm die Hand hinſtreckte, mit keiner Silbe an das, was der ſchrecklichen Nachricht vorausgegangen war, ſie wußte nur noch dieſe Nachricht, und

Budés Anblick erinnerte sie daran, daß er einer der treuesten Freunde ihres Sohnes, und für diesen stets wert und belebend sei. Meinem Sohne muß auf jede mögliche Weise geholfen werden! Das allein war ihr Gedanke, und zu diesem Gedanken gehörten Budé und Margareta.

„Eilt zu ihm!“ rief sie denn auch, als sie vor Schluchzen wieder sprechen konnte, „damit ihm einiger Trost werde, damit er sich nicht der Melancholie hingebe — ach, mein armer Franz! — Nehmt die Chateaubriant mit euch, ihr Anblick wird ihn erfreuen — ich selbst, ich will auf der Stelle an den Kaiser schreiben und ihn beschwören — da steht ja der Unglücksbote noch. —“

„Gnädigste Frau“ — unterbrach sie Budé, der in der Größe seines Herzens ihr ohne weiteres das Attentat auf sein Leben vergeben hatte — „erholt Euch erst, ehe Ihr etwas anordnet.“

„Und er wartet, er schmachtet in Gefangenschaft!“

„Wir können ihm erst nützen, wenn wir genau unterrichtet sind.“

„Da hast du recht, Budé, ganz recht.“

„Und der Kurier hat mir ein Schreiben, der Aufschrift nach von Chabot de Brion, mitgebracht, ordnet nichts an, bis ich nachgesehen habe, ob es uns nähere Aufschlüsse bringt.“

„Öffne, so öffne doch — lies! lies!“

Budé sah bei Eröffnung des Briefes, daß der Eingang sich auf ihn und die Gräfin Françoise persönlich bezog, und wollte dies überschlagen, er winkte also dem Diener der Regentin, einen Sessel für die erschöpfte Herrin herbeizubringen und suchte hastig mit den Augen, wo der Brief die Darstellung der allgemeinen Angelegenheiten aufnähme.

„Lies um Gottes willen!“ rief ungeduldig die Regentin, „all Euer Persönliches ist ja jetzt gleichgültig, es ist ja alles verändert, alles schrecklich neu, lies, lies, wir billigen ja jetzt

alles was Ihr wünscht, wenn mein Sohn dabei gerettet werden kann, lies!“

So las denn Budé, ohne ein Wort zu unterschlagen, folgendes:

„Im Unglücke denkt man seiner Freunde am lebhaftesten, lieber Budé. Ach, nicht damit sie uns helfen sollen, das erneuerte Andenken an sie ist uns schon eine Hilfe. Ich habe seit unserer Abreise von Fontainebleau weder an Euch noch an Françoise geschrieben, weil ich Herr meiner unglücklichen Sehnsucht zu werden hoffte durch hartnäckiges Abweisen derselben von meinem Gedächtnisse. Es gelang mir nicht, und wäre mir auch ohne Marots Ankunft nicht gelungen, der uns die unwürdige Handlungsweise der Herzogin von Angoulême in betreff Françoisens enthüllte. Dadurch wurde die Teilnahme des Königs für eine Liebe, die er nicht zu schätzen weiß, wieder angeschürt, und meine Eifersucht, meine Sehnsucht ward von neuem entflammt. Ich hab' es zuweilen — warum soll ich es Euch nicht gestehen, braver Budé? — ich hab' es zuweilen verwünscht, daß Franz mein König und Lehensherr sei, und daß ich ihm deshalb nicht mit Herz und Schwert einen Schatz streitig machen könne, den er nicht verdient. Wo früge aber die Neigung nach Verdienst, sie ist despotisch, wie es der König von Frankreich sein möchte. Glaubt übrigens den gebräuchlichen Reden nicht, daß ich zu denen gehörte, welche ihn in diesem Bestreben unterstützten, nein, ich bin nur einmal gleichen Schrittes und Weges mit Bonnivet gegangen, und dies eine und letzte Mal freilich habe ich dadurch zum allgemeinen Verderben beigetragen. Wir haben eine Schlacht vor Pavia geliefert, Budé, haben sie total verloren und sind alle gefangen. Die Blüte unseres Adels ist getötet, unser Heer existiert nicht mehr, unser König und was ihm treu, ist in den Händen habsüchtiger und ränkelustiger Feinde —“

Ein allgemeiner Schrei des Schmerzes unterbrach hier den Vorleſer.

„Ich ſchreibe dies, Budé, auf die Gefahr hin, daß man meinen Brief, welchen der Feind abſenden muß, öffne. Was iſt an meinem Schickſale gelegen! Ich habe nichts zu hoffen auf der Welt. Ihr ſollt, ſoviel an mir liegt, ein getreues Bild unſeres Unglücks erhalten, es wird für die Zukunft lehrreich ſein, und ſo habe ich doch vielleicht vor Pavia einigen Nutzen geſtiftet.

Wir haben keinen Führer gehabt, der gleichzeitig genial und erfahren geweſen wäre. Daher kam uns die Kataſtrophe, denn daher kamen uns die Spaltungen und der ſtarre Eigenſinn. Der König iſt ein genialer Kriegsmann, er iſt ungemeiner Pläne und einer raſchen ungemeinen Anſtrengung fähig, des Mutes gedenke ich nicht erſt, denn der iſt ihm zweifellos im höchſten Grade eigen. Aber der König hat zuwenig Übung im großen Kriege, der jetzt alljährlich neu ausgebildet wird, ſeine jüngeren Lieblinge unter den anführenden Seigneurs, Bonnivet, Montmorency, St. Marſault und ich, hatten nicht viel mehr Übung als er, und die geübteren wie la Tremoille, la Paliſſe, Foix-Lescun, Louis d'Ars, verſtanden nicht, in die kühnen Ideen des Königs einzugehen, und ſo waren wir innerlichſt eigentlich immer ohne Zuſammenhang. Das brach ſchrecklich zutage am 24. Februar.

Der Feind rückte ſchon vor vier Wochen von Lodi herüber gegen uns an, Pescaire, Lannoy und Bourbon führten ihn. All unſere älteren Führer, den alten Marſchall Chavannes la Paliſſe an der Spitze, ſchrien in den König hinein, er ſoll ſich nicht einſperren laſſen zwiſchen Pavia und das anrückende kaiſerliche Heer, er ſolle die Belagerung Pavias für den Augenblick aufheben, auf Mailand zurückgehen und dort eine feſte Stellung einnehmen. Wir jüngeren aber waren der Meinung, es ſtünde uns ſchlecht

an, eine ſo lange betriebene Unternehmung wie dieſe Belagerung Pavias vor dem heranziehenden Landesverräter Bourbon aufzugeben, Bonnivet beſonders ſprach voll kriegeriſchen Übermutes dagegen, und der König hatte ſich im voraus verſchworen, lieber zu ſterben, als die Belagerung von Pavia aufzuheben. So blieben wir denn und verſchanzten uns nach Kräften am linken Ufer des Teſſino, welcher dem Feinde den Zutritt zu Pavia verſperrte. Dorthin lehnte ſich unſer rechter Flügel; die Front unſeres Lagers von der Seite nach Lodi ward durch einen Wallgraben verteidigt, und unſer linker Flügel ſtützte ſich auf den Park von Mirabello, der von Mauern eingeſchloſſen iſt. Ach, Budé, dort hab' ich neben dem unſeligen Herzog von Alençon gefochten."

„Mein Gott!" rief bei Nennung ihres Gemahls die Herzogin Margareta.

„Dieſe Villa, dieſer Park, deſſen Sträucher und Bäume bereits im hieſigen frühen Frühling zu knoſpen begannen, iſt ein zauberiſcher Aufenthalt. Sie ſind lange der Lieblingsſitz der Herzöge von Mailand geweſen und hatten früher nur Dichter und Liebende geſehen und gehört. Zum erſten Male ſollten ſie die donnernden Kanonenſchläge und den mannigfachen Todesſchrei vernehmen. Ich wohnte mehrere Wochen in der prächtigen Villa unangefochten mit dem Herzoge von Alençon; wir bildeten die Arrièregarde unſeres Heeres und waren am wenigſten darauf gefaßt, Mittelpunkt einer entſcheidenden Schlacht zu werden. Die weiten Mauern des Parks waren auch ihres großen Umfanges wegen nicht vollſtändig zu decken, und es hieß allgemein, der Feind leide an großem Geldmangel und halte nur mühſelig ſeine Söldner zuſammen. Wie töricht! Dieſe Spanier haben ja in Amerika unerſchöpfliche Quellen, man ſagt, es würde das Gold dort gegraben wie bei uns der Eiſenſtein; kurz, gegen all unſer Vermuten hatte der Feind die Abſicht, gerade durch

unſeren Park ſich einen Weg nach Pavia zu bahnen. Und wie der Erfolg gezeigt hat, war die Abſicht ganz klug berechnet, denn der König mußte ſein verſchanztes Lager verlaſſen, um uns in Mirabello zu unterſtützen. In der Nacht zum 24. Februar, als ich mit dem Herzoge am Brettſpiele ſaß, hörten wir eine lebhafte Kanonade vom Lager des Königs her. Wir ſchickten Reiter aus, um Erkundigung einzuziehen, und freuten uns, daß ſich der Feind die Köpfe einrennen wolle an den Palliſaden des alten Galiot de Genouillac, der unſere Verſchanzungen geleitet hatte und unſere Batterien befehligte. — Wir Unglücklichen ſpielten ruhig weiter im Brett, und unſere einfältigen Reiter berichteten auch weiter nichts, als daß ſich der Feind gegen den Wallgraben im Schirme der Nacht nutzlos verſuche. Währenddeſſen arbeiteten die Spanier mit allen Kräften an unſerer Parkmauer, die Kanonade ſpielte nur auf, um das Geräuſch der Picken und Hacken zu übertäuben, und als der Tag graute, erfuhren wir zu unſerem Erſtaunen, es ſei eine Breſche von dreißig bis vierzig Toiſen Breite in der Parkmauer niedergeworfen und die ſpaniſche Armee ziehe im Sturmſchritt durch den Park nach Pavia hinüber. Ihr könnt denken, wie haſtig wir dreinfuhren in die Reihen, welche jenſeits unſerer äußerſten Linken wie ein dunkler Wald vorüberzogen. Das ging auch anfangs vortrefflich, und der Feind ſchien ſich alles ſo eingerichtet zu haben, um gliederweiſe niedergemäht zu werden. Wir fielen mit voller Wucht in ſeine Flanke, und der alte Galiot hatte ſeine Schlünde vom Lager aus meiſterhaft gegen einen breit ausgehauenen Waldflügel gerichtet, welchen die Spanier überſchreiten mußten. Dieſen Flügel entlang warf er denn alles nieder, was der ſpaniſchen Avantgarde, die wir unter den Händen hatten, in Maſſe nachdrückte. O, wie verheißungsvoll war die herbe Morgenluft und die rot aufſteigende Sonne: man ſah nur Köpfe und Arme der Spanier fliegen

in der breiten Waldschneise von Galiots Kugeln, ihre Reihen lösten sich, und sie liefen zersprengt nur noch einer nach dem andern, um das kleine Tal hinter dem Flügel zu gewinnen. Da, ach, daß ich es sagen muß! trat die unheilvolle Wendung ein: ich hatte dem Könige anzeigen lassen, daß ich soeben diesseits des Flügels im Park ein spanisches Bataillon zerrissen und einige Kanonen genommen hätte, und der König sah selbst, daß der Feind nur noch einzeln und flüchtig sich zeigte, er hielt also voreilig den Sieg für gesichert, gab seinem Ungestüme vorzeitig nach und stürzte sich mit der Gendarmerie hervor aus dem Lager zum niederwerfenden Angriff. Bourbon und Pescaire sollen gejubelt haben bei diesem Anblicke, denn der König gab damit nicht nur seine feste Stellung auf, sondern er maskierte auch unser Geschütz dadurch, daß er sich gerade vor ihm herauswarf und es solchergestalt selbst zum Schweigen nötigte. Die Garnison von Pavia benutzte denn auch diesen Augenblick, hervorzubrechen unter Anführung des furchtbaren Antonio de Leyva, der uns so lange getrotzt hatte. Er drängte am Lager vorüber, das nicht mehr Truppen genug hatte, ihn zu hemmen, und schloß sich an den langsam vor uns weichenden spanischen Vortrab, der sich auf die eiligst aufmarschierenden Schlachtreihen Pescaires und Bourbons zurückzog. Nun begann die volle Schlacht: wir hatten einen wesentlichen Vorteil unserer Stellung verloren, aber wir hatten den vollen Mut des Gelingens, und es wäre vielleicht alles gut geworden, wenn jedermann seine Schuldigkeit getan hätte. Leider geschah das nicht, und leider trat der schreiendste Mangel gerade neben mir ein. Ich bildete mit dem Herzoge von Alençon also den linken Flügel nach der Mailänder Straße zu, an uns stieß zu unserer Rechten ein starkes Korps Schweizer, nach diesem kam der König im Mittelpunkte der Schlacht und umgeben von der Blüte des Landes; zwischen ihm und dem rechten Flügel kam eine ver-

wogene Truppe deutſcher Landsknechte, gegen 5000 an der Zahl, die letzten Überreſte der alten Banden aus Geldern und Weſtfalen, maſſive Leiber mit ruhiger, durchgreifender Courage, das Kaiſerhaus haſſend allerwege und im Reichsbanne vom Kaiſer Karl; den rechten Flügel endlich führte la Paliſſe. So ſtanden wir, ach, in meiner letzten Stunde werde ich's noch ſehen, wie die Morgenſonne über unſere Schlachtlinie vom alten Paliſſe herüber, der vorgeritten war, um ſich umzuſchauen, die Reihen entlang ſchien bis zu dem gleichgültigen Gemahle Margaretens, der am äußerſten Flügel hielt, als denke er bei erſter Gelegenheit umzukehren. Zwei Figuren ragten über alle aus der Mitte hervor: die eine war König Franz, auf deſſen prachtvollem Helme und Harniſche die Morgenſonne mit beſonderem Wohlgefallen zu ruhen ſchien, wie fröhlich wehten ſeine weißen Federn im Morgenwinde zu uns hin, wie ſchrie ſein Hengſt, aus Tauſenden heraus erkennbar! Die zweite war der dunkle Herzog von Suffolk, der letzte Sproß des königlichen Hauſes York in England, den das regierende Haus Tudor geächtet hatte, und der bei uns die deutſchen Landsknechte führte, ein finſter ausſehender langer Herr von erſtaunlicher Tapferkeit, deſſen Beiname ‚Weiße Roſe' in grellem Widerſpruche ſtand mit der ihm eigenen düſteren Erſcheinung. Auf ihn und ſeine Schaar fiel wie ein Hagelwetter der erſte Angriff des Feindes: Bourbon warf ſeine deutſchen Landsknechte auf unſere Deutſchen und dieſe Leute würgten einander, als ob Bären aneinander gerieten. Die unſrigen, von den dazu beſtimmten Schweizern nicht unterſtützt, erlagen dem übermächtigen Andrange, die hohe ‚Weiße Roſe' fiel und Bourbon konnte ſich ſiegreich gegen unſeren rechten Flügel kehren. Siegreich! Das Schickſal war dieſem übeln Bourbon fortdauernd günſtig, auch unſer rechter Flügel ward geworfen, und der alte Paliſſe hat es nicht erlebt. Sein Pferd iſt tödlich getroffen worden, die Maſſe iſt über ihn hergeſtürzt,

und ein neapolitanischer Kapitän hat ihm den Degen abgenommen. Ein gemeiner Spanier aber, dem Italiener das gute Glück solch einer Gefangennehmung beneidend, hat seine Büchse angeschlagen und unseren alten Krieger niederträchtigerweise erschossen. Es war ein grauenvoller Tag! Ihr könnt übrigens denken, daß unterdessen der König selbst nicht müßig war, er wie wir waren in volle Arbeit getreten. An der Spitze seiner Gendarmerie riß er die feindlichen Reiterreihen nieder immer eine nach der anderen; einen Marquis von St. Ange, der vom großen Skanderbeg abstammen soll, und vier, fünf andere Führer des Feindes tötete er mit eigener Hand; hier war furia francese, hier war glorreicher Kampf! Hoch König Franz! schrien die Seigneurs in seiner Nähe und mähten und warfen so schön, so gewaltig! Es wäre um die Spanier geschehen gewesen, hätte Pescaire nicht ein Mittel ergriffen, das unritterlich genug war gegen solche Ritter, das aber freilich furchtbaren Erfolg hatte. Er verstreuete, wie man eine Hand umwendet, gegen zweitausend baskische Büchsenschützen unter seine Reiter, eine unerhörte Art, die Reiterschlacht zu vernichten! und ließ nun diese furchtbar gewandten und wie die Füchse geschmeidigen Schützen schießen und laden, laden und schießen auf unsere glänzendsten Rüstungen und Wappenröcke, daß es nur zu bald ein Entsetzen wurde für Frankreich. Die Kerle sollen bis mitten unter uns gewesen sein, um in größter Nähe unsere Seigneurs vom ältesten Kriegsruhme von den Pferden zu schießen, wie man das widerstandslose Wild niederwirft auf der Jagd. Grauenvoll, grauenvoll ging es her, rasch nacheinander sah man von den Pferden verschwinden Louis de la Trémoille, und Ihr wißt, ein Trémoille ist immer ein halbes Heer; Louis d'Ars, Bayarts Lehrer und Freund; San Sévérino, des Königs Großstallmeister; den Bastard von Savoyen; den Marschall Foix-Lescun, Françoisens zweiten Bruder — nun ist nur Lautrec noch übrig von

dieſem Kriegsgeſchlecht! — ach, und immer neue und neue! Nur die Helmfedern des Königs blieben immer noch hoch, und es gelang ihm noch einmal, mit voller Wucht vorzudringen. Pescaire ward geworfen und verwundet, Lannoy mußte zurück, es hatte einen Augenblick in der Mitte ausgeſehen, als ſei der Sieg noch möglich, aber ach! wie ſoll ich's beſchreiben?! Ich hatte mich mit meinen Leuten mehr und mehr nach rechts zurückgedrängt, in die keilförmige Öffnung hinein, welche der König in die Feinde bohrte, da werd' ich auf einmal mit Schrecken inne, daß es links neben und hinter mir leer iſt, leer! Der Herzog von Alençon hatte bei den Nachrichten: die Landsknechte ſeien erwürgt, der rechte Flügel geworfen, la Paliſſe tot, Trémoille, Foix tot, und die Mitte kämpfe nur noch für ihr Leben, er hatte den ſchwachen Kopf verloren und ſich mit der ganzen Gendarmerie des linken Flügels zu ſchmählicher Flucht verhängten Zügels gewendet und das entſetzliche sauve qui peut —"

„Unterbrecht Euch einen Augenblick," bat hier mit ſanften Worten der Biſchof Duchatel, — „die Frau Herzogin von Alençon iſt beſinnungslos!"

„Solch ein Wicht von Gemahl, der den König und Frankreich ins Verderben geſtürzt, verdient keine Teilnahme, mein Kind," ſchrie die Regentin, indem ſie ihrer Tochter beiſtand.

„Nicht aus Teilnahme für ihn, aus Scham, Alençon zu heißen, vergingen mir die Sinne, Mutter."

„Und der König! mein Sohn, mein tapferer Sohn, was wird mit ihm, fahrt fort, Budé, ich ermanne mich an ſeinem Mute!"

„Und das entſetzliche sauve qui peut" — fuhr Budé im Vorleſen fort — „hatte die Schweizer neben und hinter mir weggeriſſen, ich ſah nichts als Staub und einzelne Flüchtige nach der Straße von Mailand zu, und hiermit waren wir verloren; denn nun fiel die ganze ſchwere Schlacht auf den König allein und die Seigneurs, die ſich um ihn drängten!"

„Mein Sohn, mein Sohn, wie hab' ich ſtatt zu klagen nur Gott zu danken, daß dein Leben erhalten worden iſt in ſolcher grauſamen Not!“ rief die Regentin.

„Es entſtand ein Gemetzel, denn von rechts und links ſchwenkte der ſiegreiche Feind auf dieſen unſeren letzten Kriegshaufen zuſammen, es wurde ein Schlachten, mein Herz zittert, wenn ich daran denke, was alles Entſetzliches in einer Viertelſtunde um mich her geſchah! Ich ſah Bonnivet, den Unglücklichen, auf den die Hauptverantwortlichkeit des Tages fiel und der ihn nicht überleben wollte, ich ſah ihn barhäuptig, beſtäubten, blutigen, ſtarren Antlitzes dem biederen Diesbach, dem Anführer der treulos gewordenen Schweizer zuwinken und zurufen, ſah wie ſie, beide den Tod ſuchend, vorgeſtreckten Hauptes in die Spieße der Bourbonſchen Landsknechte hineinrannten, und rücklings überſtürzten, ſah wie die Schar um den König geſpalten wurde, wie der König, voll Blut von oben bis unten, allein focht, wie ſein Hengſt endlich hoch aufbäumte und mit ihm zuſammenſtürzte —“

„Jeſu Maria!“

„Und ich flog in dem Augenblicke ebenfalls mit meinem getroffenen Roſſe zu Boden. Ach, verwundet und matt konnte ich nicht hervor unter der Laſt des Tieres und mußte wehrlos dreinſchauen, wie Bourbon umherſuchte nach Bonnivet, um ihn zu erſchlagen, und wie er läſterte, als er das Racheopfer ſich entzogen fand. Der Tod beruhigt: ‚Unglücklicher,‘ hat er ausgerufen, ‚du biſt ſchuld am Unglücke Frankreichs und an dem meinigen!‘ Als ob Bonnivet ihm geraten hätte, Landesverräter zu werden!

„Als man mich hervorzog war alles vorbei. Der König hatte ſich vom ſtürzenden Pferde zu befreien gewußt und zu Fuß weiter gefochten wie ein Löwe. Umſonſt hatten ihm die Soldaten zugerufen, ſich zu ergeben; er hätte das Schickſal la Paliſſes gehabt, wäre nicht Pompérant, der Gefährte Bourbons, dazugekommen und hätte ihn erkannt und an-

gerufen. Er hat ihn gebeten, sich Bourbon anzuvertrauen, König Franz hat zornig erwidert, daß er mit diesem Verräter nichts zu schaffen habe —"

„O, mein Cäsar!"

„Und da ist denn Lannoy, der Vizekönig von Neapel, herbeigerufen worden, und hat kniend das blutige Schwert des Königs in Empfang genommen, das seinige dafür dem Könige bietend.

So verlief, lieber Budé, die unglückliche Schlacht bei Pavia. Die Blüte Frankreichs ist dahin: was nicht tot ist, das ist gefangen, und wir sind unserer soviele hier unter den Feinden — der König von Navarra, Graf St. Pol, Fleuranges, Montmorency, auch der kleine Marot, der dicht neben dem Könige verwundet und gefangen worden ist — und die feindlichen Soldaten selbst sind so berauscht von der Tapferkeit des Königs, daß es uns manchmal vorkommt, als sei das alles ein Traum, und als seien wir noch unter unsern Leuten. Aber ach, die Wunden brennen und erinnern uns an die herbe Wirklichkeit und soeben höre ich, daß der König, damit er dem gefährlichen Enthusiasmus der deutschen Landsknechte, die ihn zum Führer haben wollen, entzogen werde, in eine Feste gebracht werden soll. Ich schließe, um diese Blätter dem Boten mitgeben zu können, welcher ein Schreiben des Königs an die Frau Regentin bringen darf. Der Sieg unserer Feinde ist so groß, daß es ihnen gleichgültig ist, was wir darüber in die Heimat berichten. Tröstet die Gräfin! Das Herz bricht mir, wenn ich an ihren Schmerz denke.

Euer Chabot de Brion."

Es trat eine Pause nach dieser Vorlesung ein: der schreiende Schmerz hatte sich bereits in Ausrufungen Luft gemacht und der traurige Moment war nun gekommen, in welchem jedermann in weher Verzichtleistung all die bevorstehenden traurigen Folgen an seinem Geiste vorüberziehen läßt. Diese Folgen konnten entsetzlich werden, denn die Exi-

ſtenz Frankreichs ſtand auf dem Spiele. Kein Heer, kein Führer, kein König war mehr vorhanden, und der Sieger von Pavia, Kaiſer Karl V., der von den flandriſchen und brabantiſchen Städten im Norden den Rhein aufwärts bis in die Franche Comté, ja jetzt bis ins Mittelmeer hinein Frankreich umſchloß wie eine Schlange, der als König von Spanien über die Pyrenäen ebenſo ungehindert eindringen konnte, der im Bündniſſe mit England war, und dieſem Erbfeinde Frankreichs die Küſtenprovinzen von Bayonne bis Dünkirchen überlaſſen mochte, der mit dem ſüdlichen Hochlande Frankreichs den Sieger Bourbon entſchädigen würde, dieſer furchtbare Kaiſer erſchien nach dieſer Niederlage der Franzoſen wie ein Dämon des Jüngſten Gerichts für alles, was bis daher in Frankreich geherrſcht hatte. Ein Wink von ihm ſchien hinreichend, um dies bereits ſo ſtolze Königreich auszuſtreichen.

Die Regentin, wie lebhafte Mutter ſie war, hatte auch die volle politiſche Einſicht und fand vielleicht deshalb raſcher als jeder andere die Kraft zum Handeln. Denn politiſche Not treibt, während andere Not oft nur lähmen mag. Sie winkte dem Diener, einen kleinen eichenen Tiſch aus einem Winkel des Saales in die Mitte herzubringen vor den Lehnſeſſel, in welchen ſie geſunken war, und das Schreibematerial vom Gerichtstiſche, welcher jetzt ſeine Bedeutung verloren hatte, herbeizuholen. Ihr Buſen flog, ihre Lippen zuckten, aber dennoch ſchrieb ſie mit feſter Hand. Budé ſah die Überſchrift „Mon bon fils“ und glaubte deshalb, und weil die Feder ohne Stockung dahinflog, es ſchriebe die Regentin an König Franz. Sie ſchrieb aber an den Kaiſer und beſchwor dieſen, ihren Sohn königlich zu behandeln, und ſchrieb an den Hafenkapitän von Marſeille, Galeeren abzuſenden an die italiſche Küſte, und ſchrieb an den Herzog von Geldern um Landsknechte, und ſchrieb an Lautrec und an den Herzog von Vendôme: ſie zeigte in dieſem furchtbaren Augenblicke

die volle Kraft der Regierungsfähigkeit. Sie bedurfte deren aber auch ganz und gar, denn die Proben drängten ſich nun einzeln herbei, da die Nachricht vom grenzenloſen Unglück wie ein Sturmwind durch Paris gefahren war. Noch ſtand oder kauerte vielmehr die Herzogin Margareta an der Eichenbank, welche um den Saal herumlief, in unbeſchreiblichem Schmerze, denn ſie hatte ihren Gemahl, der jetzt Frankreich und ihren Bruder auf eine ſo nichtswürdige Weiſe ins Verderben ſtürzte, nicht einmal geliebt, ſie hatte ſich einer Konvenienzheirat mit ihm geopfert und erntete nun ſo entſetzliche Früchte von dem Opfer. Noch ſtand Duprat regungslos neben ſeinem Schreiber: als ſcharfſinniger Mann überſah er mit innerem Grauen, welch Unheil ihm perſönlich aus dieſem Unheil des Landes erwachſen könne. Er hatte bis daher alles auf die Gunſt des regierenden Königshauſes geſtellt und dem Könige wie der Regentin zu Gefallen das Parlament tyranniſch genug behandelt. Nur zu gut kannte er die eigentliche Stimmung des Parlaments, und durfte nicht zweifeln, daß dieſe jetzt drohend hervorbrechen, und ſeine Stellung, wenn nicht ſeine Freiheit und ſein Leben bedrohen werde. Ebenſo harrte Florentin regungslos der Dinge, die da kommen ſollten; auch er hatte nur Nachteil zu erwarten, und die Äußerung der Regentin, Françoiſe dem Könige als Tröſterin zu ſenden, bedrohte ihn unmittelbar. Nur für Budé, welchen des Landes Unglück tiefer betrübte als irgendwen, weil er am Lande ſelbſt, am Könige und an den mit dem Könige beſchloſſenen und nun ins Unberechenbare hinausgeſchobenen Plänen einer gründlichen Bildung des Landes mit ganzer Seele hing, nur für ihn eröffnete ſich mit jener Äußerung der Regentin doch eine günſtige Ausſicht. Françoiſe wieder zur Macht zu bringen, war ihm nicht nur eine Herzensangelegenheit, ſondern auch von verheißungsvoller Bedeutung für all ſein Lebensintereſſe. Der Sinn für Reform in der Kirche, der Sinn für neue Bildung aller Art kam ſeines Erachtens mit ihr

zur Herrſchaft, und wie ein ſanguiniſcher Gelehrter in ſeiner theoretiſchen Vorliebe die nächſten politiſchen Hinderniſſe für unbedeutende materielle Hinderniſſe erachtet, welche dem höheren Geiſt ohne weiteres weichen müßten, ſo ſchlug er es gering an, daß der Fanatismus des herrſchenden Glaubens die Landeskalamität ausbeuten könne bis zur Ausrottung aller Spur von Reform, und daß jetzt mehr als je dem Könige eine politiſche Heirat unabweisliches Bedürfnis, ja vielleicht einziges Rettungsmittel werden könne. Er ſah geſpannten Blickes auf die haſtig und unabläſſig ſchreibende Regentin; ſobald ſie nur das erſtemal aufblickte, wollte er ihr vorſchlagen, mit der Herzogin Margareta die Gräfin Françoiſe abzuholen, und mit dieſen beiden dem Könige angenehmſten Frauen nach Italien, und ſoweit es irgend erreichbar, in des Königs unmittelbare Nähe zu eilen.

Aber die Regentin ſchrieb und ſchrieb, die quälende Stille im Saale des Hotels des Tournelles ward von keinem andern Geräuſche unterbrochen als dem, welches die eilig getriebene Feder und der außen plätſchernde Regen verurſachten. Der König und Frankreich ſollten verloren ſein, und doch hatte es hier im Schoße der oberſten Landesmacht das Anſehen, als ſei überall tiefſte Ruhe. Budé, halb mit dem Rücken nach der Eintrittstür gekehrt, bemerkte es erſt an der auffallend entſtehenden Unruhe des ſonſt ſo unveränderlichen Duprat, daß von jener Tür her eine Verwandlung der Szene ſich ankündige. Sich umwendend ſah er, daß in ſchwarzer Amtstracht die Räte des Parlaments geräuſchlos, geiſterhaft einer nach dem andern eintraten und im weiten Halbkreiſe ſchweigend ſich aufſtellten. Die Regentin wurde ihrer nicht gewahr und ſchrieb und ſchrieb.

Duprat verſuchte es, ſich ſeinen Amtsgenoſſen zu nähern, aber es gelang ihm nicht. Wollte er die Regentin durch kein Geräuſch ſtören, oder entſetzten ihn die eiskalten Blicke der Parlamentsräte? Dieſe Leute, welche er bis daher ſo

leicht geführt und beherrſcht hatte in unbefangen tyranniſchem Stile, dieſe Leute ſchienen ihn gar nicht mehr zu kennen — verändert ein politiſches Ereignis die Menſchen wie ein Luftwechſel das Wetter? Denn auch Duprat war ganz verändert, und je geſcheiter er ſonſt war, deſto wichtiger war dieſe Veränderung an ihm, deſto wichtiger für ihn ſelbſt: es mußte doch plötzlich gewaltig viel Grund der Beſorgnis für ihn vorhanden ſein. Aus welchen Seelenteilen iſt das Gewiſſen zuſammengeſetzt? dachte Budé, der ihn betrachtete. Es nehmen doch gewiß alle daran teil, und der Herzloſe und Kluge wird verlegen und betreten, ja gerät vom bloßen Gewiſſen aus in Verzweiflung, wenn ihm ſein eigener Verſtand die Gelegenheit aufdringlich zeigt, über ſich ſelbſt beſchämt zu ſein. Das Wiſſen unſerer Schwäche bildet das Gewiſſen.

Endlich ſah die Regentin von ihrem Schreiben auf, und erblickte die drohenden ſchwarzen Geſtalten. Es durchzuckte ſie wie ein Dolchſtich; denn ſie wußte wohl, daß hiermit die Auflehnung gegen ihr Regiment begann und daß die Revolution jetzt von allen Seiten über ſie hereinbrechen werde. Aber ſie beſaß ein mächtig Naturell: keine Schwäche zu zeigen war jetzt die Hauptſache, und ſie ſah auf die düſteren faltenreichen Geſichter der Parlamentsräte mit großen, feſten Augen und ſo lange, daß mancher von ihnen ſeinen Blick ſenken mußte. Die Gewohnheit des Herrſchens iſt zur Hälfte die gerechte Fähigkeit des Herrſchens: die Parlamentsräte waren im Rechte, und der fragend ſtrafende Blick der Regentin ſetzte doch einige in die Verlegenheit des Unrechts. Sie ſprach kein Wort zu ihnen, ſondern winkte dem Diener. Dieſer ſchien ſie zu verſtehen und ging hinaus. Unterdes faltete ſie die Briefe; als ſie damit fertig und der Diener noch nicht zurück war, ſtand ſie auf und ſchritt auf die Parlamentsräte zu. Der Vizepräſident derſelben hielt dies für den erwarteten Augenblick und begann zu reden.

„Geduld," unterbrach sie ihn, „noch ist Wichtigeres zu erledigen, als Euer Beileid anzuhören!"

„Nicht unser Beileid allein auszudrücken sind wir gekommen."

„Es ist Euer Amt, alles in Beschwerden einzuhüllen," unterbrach sie ihn von neuem, „und so werdet Ihr denn auch im Augenblicke großer Landesgefahr die ersten sein, welche mit Klage und Beschwerde Entzweiung erheben werden, statt auf doppelt nötige verstärkte Einigung zu denken. Dies Klappern Eures Handwerks hat Euch bisher immer weiter vom Platze der Herrschaft entfernt und wird Euch, wenn Ihr so fortfahrt, noch weiter davon entfernen."

Bei diesen Worten kam der Diener mit brennenden Wachskerzen zurück, stellte sie auf den Schreibtisch der Regentin und legte Siegelwachs, Seidenfaden und Petschaft daneben. Aber es folgten ihm auf dem Fuße eine Menge halb herrenmäßig halb bürgermäßig gekleideter Männer, die sich hinter den Parlamentsräten aufstellten. Es war dies die Munizipalität von Paris, und auch von dieser mochte die Regentin kein bloßes Beileid erwarten, das Zucken ihres Antlitzes verriet, daß sie der fortgesetzten Vorbereitung solcher Massenangriffe schwerlich länger die Spitze bieten könne und eine neue Wendung des Benehmens suchen müsse. Im Stile ihres stolzen Benehmens wenigstens Zeit für Überlegung zu gewinnen, wendete sie sich zum Diener, der das Siegelwachs schon bereit hielt, und reichte ihm den ersten Brief. Er träufelte das Wachs darauf und überreichte ihn dann wieder der Regentin, welche, nachdem sie das Petschaft darauf gedrückt, nach dem italienischen Boten rief. Dieser Unglücksbote, mit Schweiß und Kot bedeckt, hatte in einem Winkel des Saales geharrt. Als er hervortrat, streckte die Regentin ein offenes Blatt dem Diener hin, mit dem Finger den Ort andeutend, wohin das Wachs zu träufeln sei, und sprach gleichzeitig zu dem Kurier:

„Dein Dienſt ſoll dir königlich belohnt werden. Du haſt uns eine Unglücksnachricht gebracht, aber eine Nachricht, daß das Unglück geringer ſei, als unſere aufgeſchreckte Einbildungskraft ſich vorſtellte. Hilf nun durch deine Eile, daß dem Könige raſch geholfen werde. Je ſchneller du dieſen Brief nach Madrid beförderſt, deſto eher iſt der König von Frankreich wieder in Paris. Hier — und dabei ſiegelte ſie das offene Blatt — iſt dein Geleitsbrief. Gott ſchütze deine Eil!“

Der ſteif gewordene Bote polterte hinaus, und die Regentin ſiegelte ſchweigend weiter. Dann übergab ſie drei Briefe dem Diener, bei jedem langſam die Aufſchrift vorleſend: „An den Herzog von Geldern — der Reiter ſoll fliegen und dem Herzoge mündlich wiederholen, daß er ſeine Landsknechte geradeaus über Paris führen ſoll; — An den Herzog von Guiſe — er ſoll die Truppen aus der Champagne ebenfalls über Paris führen; — An den Grafen Lautrec von Foix, der die ſavoyiſche Grenze zu beſetzen hat — für die beiden erſten die beſten Pferde aus meinem Stalle!“

Als der Diener hinausging, blieb ſie nachdenkend, von den Deputationen abgekehrt, vor dem Tiſche ſtehen, einen noch ungeſiegelten Brief, wie es ſchien bloß mechaniſch ergreifend. Es fing an, bei dem ununterbrochen ſtrömenden Regen zeitig dunkel zu werden, und die zwei Kerzen auf dem Armleuchter erhellten den düſtern Saal nur notdürftig.

Der Vizepräſident unterbrach jetzt zum zweitenmal die Stille, und jetzt hatte die Regentin keine Veranlaſſung mehr, ihn wiederum zu unterbrechen. Er trug in nachdrücklichen und an Kraft immer wachſenden Worten die Beſchwerden des Parlamentes vor, welches ſeit Jahren vom Könige beeinträchtigt worden ſei. Das Parlament habe das Konkordat nicht einregiſtriert, und doch nehme die Regierung fortwährend Bezug darauf, als wäre es ein unbeſtrittenes Geſetz. Das Parlament beſtehe darauf, daß die frühere Ordnung der kirchlichen Dinge, der alten Pragmatika gemäß, allein geſetzlich ſei.

Das Parlament verlange ferner, daß die Stellen im Staatsdienste, vor allem die Richterstellen nicht fürder käuflich sein sollten für Geld; es werde der Richterstand aufs gemeinste dadurch entwürdigt. Das Parlament verlange nachdrücklich, daß die außerordentlichen Kommissionen für immer abgeschafft würden. Sie entzögen den Angeklagten alle Sicherheit freien Richterspruches, sie entwürdigten das Recht zum Liebediener der Gewalt. „So ist Semblançay", setzte der Präsident hinzu, „auf eine unrechtmäßige Weise verurteilt worden, ein Mann, der uns allen für tugendhaft gilt, ist von einer der Parteilichkeit verdächtigen Kommission geradezu gemordet worden, und unser Kanzler, mit Entrüstung müssen wir es sagen, steht all diesen Ungesetzlichkeiten an der Spitze! Er wird von uns allen seiner Stellung für unwürdig erklärt, und wir bestehen darauf, daß er von dieser Stunde an sein Amt niederlege und vor Gericht gestellt werde."

„Der Kanzler Duprat?"

„Duprat! Duprat!" schrien die Räte allesamt. „Er werde gerichtet zur Sühne Semblançays!" riefen die Kühnsten, als der erste Ruf verhallt war. Jedermann vernahm diese Worte, und Duprat zitterte in Todesangst.

„Ist dies alles, was ihr in so günstiger Stunde verlangt?" sprach nach einer Pause die Regentin.

„Die unglückliche Stunde des Landes sei wenigstens eine günstige für das bürgerliche Recht," entgegnete der Präsident, „welches Gefahr läuft, in einem willkürlichen Regimente des Königs unterzugehen. Der Himmel hat den König gestraft, das Schwert, worauf er überall allein sich gestützt, ist zerbrochen, es ist also jetzt der richtige Augenblick für uns, zurückzufordern, was man uns mit Gewalt entrissen hat, unsere Rechte und Freiheiten! Der Himmel hat ein Zeichen gegeben, daß es anders werden muß, wenn Frankreich bestehen soll. Die schreckliche Niederlage bei Pavia ist Strafe des Himmels! Ihr laßt die Ketzerei überall

ungestraft ihr Haupt erheben; worauf sollen wir schwören und schwören lassen, wenn die Regierung uns die Religion anbrechen und verdächtigen läßt? Wir verlangen Gericht gegen die Ketzer!"

„Gericht gegen die Ketzer!" schrien die Räte und die Munizipaldeputation stimmte donnernd ein in diesen Ruf. Die Szene ward tumultuarisch, und die Regentin hatte die Übermacht vornehmer Ruhe hiermit verloren. Alles drängte sich näher an sie heran. Auf Duprat und Budé blickend schien sie zu überlegen, ob es nicht geraten sei, diese beiden Männer zu opfern, um den ausbrechenden Sturm zu beschwichtigen. Budé erkannte mit Schrecken, daß alles wieder zu seinem Nachteil geändert sei und das Entsetzen, welches ihm vorher, da für seine Freundin keinerlei Aussicht vorhanden schien, fremd geblieben war, ergriff ihn jetzt, da er wieder hoffen durfte, sie dem Könige zuzuführen. Er griff wie ein Ertrinkender um sich und faßte die Hand des greisen Duchatel. Dieser alte würdige Mann folgte auch sogleich der Aufforderung, und mühsam den leeren Sessel der Regentin ersteigend, gebot er mit mächtiger Priesterstimme Ruhe.

Er war ein allgemein verehrter Mann: einer nach dem andern schwieg, als man ihn erblickte und hörte, und er gewann Raum, zu sprechen und zum Frieden zu mahnen. Ehe dies indes wirksam geschehen konnte, schrie einer der Munizipalmänner, welcher hinten im Getümmel verblieben war und welcher den zur Ruhe winkenden und sprechenden Bischof noch nicht gesehen und gehört hatte: „Greift zu, ihr Herren! Es kommt eben Botschaft vom Gouverneur, daß er sich zu uns schlägt und uns Waffen ausliefert. Die Valois können Frankreich und Paris nicht mehr schützen, wir müssen es selber tun! Greift den Budé, der unsere Söhne verderben läßt durch kauderwelschen Unterricht und der als Hauptketzer die Not über uns heraufgebracht hat. Er ist zwar mager genug," setzte der dicke Mann, ein

Kupferschmied, der sein Viertel mit Nachdruck zu regieren wußte, mit einem Anfluge guter Laune hinzu, „mager genug, um einen schlechten Braten abzugeben, aber bei schlechter Zeit und zur Fastenzeit schickt sich's nicht anders, greift ihn!"

Die Munizipalherren drängten sich hinzu, diesem Aufrufe zu folgen, die Regentin zog sich so gut es anging aus dem Tumulte zurück, und schien die beiden bedrohten Männer aufzugeben; Florentin, der ihr zur Seite gewesen, hatte sich davongemacht. Da erhob sich Margareta, die bis daher teilnahmslos verblieben war und drängte sich durch die Menge zu Budé und Duchatel und griff, als sie ihre Stimme und ihre Gebärden ungehört und unbeachtet sah, einen der Parlamentsherren nach dem Degen, zog ihn rasch aus der Scheide und schwang ihn verwegen um die Köpfe der nahe zusammengedrängten Aufrührer, so daß diese teils vom Blitzen, teils vor der leicht verwundenden Berührung zurückwichen und ein leerer Raum sowie eine augenblickliche Stille entstand. „Seid ihr Franzosen?!" rief sie heftig, diesen Augenblick der Stille benutzend, „nimmermehr seid ihr das! Ihr zeigt euch roh im Unglücke, roh gegen Frauen, roh gegen Leidende! Kennt ihr mich? Wißt ihr, daß ich des Königs Schwester, daß ich eine Valois bin, daß ich das grenzenlose Elend erlebe, von meinem unwürdigen Gatten zu hören, seine Feigheit sei schuld am Unglücke bei Pavia!"

„Desto schlimmer für uns," schrie der Kupferschmied, „wenn die Prinzen von Geblüt hinter dem Hochmute die Feigheit verbergen." — „Ist's ein Grund, größere Rücksicht zu verlangen, wenn man das Unglück hat, größere Schuld zu haben?" setzte ein Parlamentsrat hinzu, und die Dazwischenkunft der Herzogin schien die Aufregung nur zu steigern. Umsonst rief der Bischof Duchatel mit gewaltiger Stimme über den Lärm hinweg und ermahnte zum Frieden, die Parlamentsräte ergriffen eigenhändig den ihnen verhaßten Duprat, die Munizipalherren ergriffen Budé, und in politischer

Meinung vereinigten ſich alle zu der offenbar vorgefaßten Abſicht, dem Frauenregimente der Valois ein Ende, und den nach Alençon nächſten Prinzen von Geblüt, den Herzog von Vendôme zum Regenten zu machen. Da, als ſie ſich bereits mit ihren Gefangenen zum Rückzuge wendeten, änderte ſich die Szene: dröhnenden Schrittes marſchierten die Trabanten des königlichen Hauſes, auf Befehl der Regentin heimlich durch Florentin herbeſchieden, in den Saal, durchbrachen mit vorgehaltenen Hellebarden die erſchreckt auseinanderfahrenden Aufrührer und teilten das große Gemach, zwei Mann hoch aufgeſtellt, von der Tür bis an die entgegengeſetzte Wand und linkshin wie rechtshin die Spieße ſtreckend, in zwei Teile. Die Regentin, dies vorausſehend, hatte ſich hinter den Schreibertiſch Duprats der Thür gegenüber aufgeſtellt und erhob nun, da der Schrecken vollſtändiges Stillſchweigen herbeigeführt, ihre Stimme:

„Das Parlament von Paris liefert ſeinen Vizepräſidenten, der unehrerbietig und aufrühreriſch geſprochen, als Geiſel aus, damit er im Chatelet den Ausgang der Klage, welche ihr gegen den Kanzler Duprat erhoben, abwarte!

Die Munizipalität von Paris tut desgleichen mit Darennes, dem Kupferſchmiedmeiſter, und darf ſich verſichert halten, daß ſein Kopf fällt, ſobald die Munizipalität noch einmal einen nur entfernt dem heutigen ähnelnden aufrühreriſchen Schritt verſucht. Der Herzog von Vendôme wird euch weitere Nachricht von mir geben, wenn ihr vor Ankunft der Geldernſchen Landsknechte und Guiſes Truppen noch eine nähere Auskunft begehrt. Prevoſt, tut, wie ich befohlen!“

Der Anführer der Trabanten verhaftete, ohne irgend einen Widerſtand zu finden, die beiden bezeichneten Männer, und alle übrigen entfernten ſich eilig, als auf einen Wink der Regentin der durch die Trabanten beſetzte Ausgang frei gegeben wurde.

Noch in derselben Nacht reisten die Regentin, die Herzogin und Budé gegen Lyon: diese, um dem Süden näher alle möglichen Anstalten zur Unterstützung oder Befreiung ihres Sohnes und zur Deckung der Landesgrenzen zu treffen, letztere beide, um mit der Gräfin Françoise, welche durch einen Eilboten nach Avignon beschieden wurde, dem Könige Gesellschaft und Trost in die Gefangenschaft zu bringen. Die Regentin erhob sich in dieser schrecklichen Lage zur Höhe einer umsichtigen, mäßigen und doch energischen Herrscherin und zur Höhe einer Mutter, welche alle Vorurteile zum Opfer brachte, die schmerzhafte Lage ihres Sohnes zu erleichtern. „Es ist gleichgültig," sagte sie zu Budé, „was ich bisher von der Chateaubriant gedacht und wie ich in ihrem Betreff gehandelt habe, sie ist meinem Sohne wert, und fern sei es von mir, sie ihm von nun an, da er des Trostes so bedürftig ist, zu entziehen. Mit dieser Änderung der Lage verschwindet auch mein Groll gegen Euch und Ihr könnt meines Schutzes sicher sein. Ihr seid meinem Sohne ebenfalls wert, Ihr seid welterfahren, seid im Vatikan von Eurer früheren Gesandtschaft her bekannt, seid vertraut mit den hundertfältigen Verhältnissen Italiens, die jetzt bei der ungebührlich aufschießenden, den Italienern unbequemen Übermacht des Kaisers leicht für einen Umschwung zu handhaben sein werden, geht und arbeitet für Befreiung meines Sohnes, für Milderung der Niederlage. Ihr werdet die Italiener bereit finden, sie hassen den Spanier; hütet Euch vor Lannoy, dieser Wallone gehört dem Kaiser, aber schließt Euch an Pescara, er ist zugänglich und begabt und redet Bourbon ins Gewissen. Vor allen Dingen befreit meinen Sohn und ermahnt ihn, sich als Gefangener Italiens, nicht des Kaisers zu zeigen. Sucht eine Küstenstadt für seinen Aufenthaltsort auszuwirken und eilt, eilt!"

Heinrich Laubes
gesammelte Werke

in fünfzig Bänden.

Unter Mitwirkung von Albert Hänel

herausgegeben von

Heinrich Hubert Houben.

Zwölfter Band.

Gräfin Chateaubriant. III.

Leipzig.
Max Hesses Verlag.
1908.

Digitized by Google

Gräfin Chateaubriant.

Roman in drei Bänden

von

Heinrich Laube.

Dritter Band.

Leipzig.
Max Heſſes Verlag.
1908.

13.

Die Sonne war untergegangen nach einem heißen Herbsttage, eine leichte Abendluft hatte sich erhoben und wehte anmutig durch die hohen Buchsbaumhecken, welche ein uraltes Turmgemäuer umwucherten. Aus diesem Turme, welcher ringsum verschlossen, während der Tageshitze kein Lebenszeichen verraten hatte, stiegen jetzt zwei Diener die steinerne Treppe herab in einen Gartenraum, der durch undurchdringliche Hecken des wilden Feigenbaumes und der Aloe an den Seiten abgeschlossen war von tiefen Abgründen, und der im Hintergrunde begrenzt wurde durch einen uralten spanischen Palast. Hinter diesem Palaste dachte sich die Landzunge ab, und das Terrain verband sich gleichförmiger mit der tiefer liegenden Stadt. Diese Stadt war Madrid, jener Palast ward bewohnt vom Herzoge von Infantado, jener Turm war der Alcazar, eine Feste aus der Maurenzeit, wie sie sich in jeder bedeutenden Stadt des mittlern und südlichen Spanien vorfand.

Hierher hatte der spanische König und römisch-deutsche Kaiser Karl seinen Gefangenen von Pavia bringen lassen, und erst seit er ihn hier hatte, hielt er sich des Gefangenen für versichert. Daß es soweit gekommen war, lag vorzüglich in den so ganz voneinander verschiedenen Charakteren der beiden Herrscher: Karl V., ein nüchterner Politikus verstand es wohl, den poetischen König Franz zu berechnen, dieser aber, königlichen Sinnes phantasierend, königlichen Stil auch im siegreichen Gegner voraussetzend, irrte sich völlig in diesem Kaiser und gab sich ihm dadurch völlig in die Hände.

Dies hatte sich folgendermaßen zugetragen.

Lannoy hatte nach dem Siege von Pavia den König Franz, um ihn dem Enthusiasmus der kaiserlichen Truppen und einem aus solchem Enthusiasmus leicht möglichen Befreiungsversuche zu entrücken, nach der Festung Pizzighetone geführt. Diese liegt an der Adda zwischen Lodi und Cremona. Es kam diesem verschlagenen Wallonen alles darauf an, den gefangenen König den Einflüssen Pescaras und Bourbons zu entziehen, und er hütete ihn deshalb so unscheinbar, aber auch so sorgfältig wie möglich vor aller Berührung mit diesen Heerführern, die sich mit vollem Rechte vorzugsweise den Erfolg von Pavia zuschrieben, und hütete ihn ebenso vor der Verbindung mit den Franzosen, welche sich unter allen Gestalten herzudrängten. An dieser Vorsicht scheiterte auch die Hoffnung der Regentin, ihrem Sohne in der Schwester, der Geliebten und dem Freunde Trost und Rat zu senden. Umsonst blieb Margareta nach reiflicherer Überlegung in Marseille zurück und ließ Françoise und Budé vorausziehen gen Pizzighetone, um auszukundschaften, ob es für die Schwester des Königs ratsam sei, sich unter die Feinde des Reiches zu wagen, und ob ein unmittelbarer Verkehr mit dem Könige von Lannoy zu erlangen sei. Lannoy war zu sehr auf seiner Hut, um dem Könige Ratschläge zukommen zu lassen, und Budé hatte ja wochen- ja mondenlang die Herzogin zu vertrösten. Er selbst und Françoise konnten nicht zu dem Gefangenen durchdringen und erfuhren am 8. Juni zu ihrem großen Schrecken daß der König zur Nachtzeit hinweggebracht worden sei von Pizzighetone.

Es war nämlich Lannoy gelungen, König Franz in dem ritterlich phantastischen Glauben zu bestärken, Kaiser Karl betrachte des Gefangenen Lage vom edelsten Standpunkte, und es gebe für den König nichts Ratsameres, als sich ohne Rückhalt der Großmut des Kaisers anzuvertrauen. Die Art, wie Kaiser Karl die Nachricht von der Schlacht bei Pavia aufgenommen, war allerdings geeignet, auch einen nüchternen

Gefangenen in falſche Hoffnung einzuwiegen. Er hatte nicht geſtattet, daß Siegesfeuer angezündet und daß die Glocken geläutet würden. Der Sieg ſei ſo groß, hatte er erklärt, daß Gott allein die Ehre gebühre, und daß er die ſchönſte Veranlaſſung ſei, durch Milde gegen den Feind ſich dankbar zu erweiſen. „Noch mehr!“ ſetzte Lannoy hinzu, indem er dies dem Könige berichtete. „Der Biſchof von Osma hat dem Kaiſer geraten, Eure Majeſtät ſobald wie möglich und ſo billig wie möglich freizugeben; denn — hat er bemerkt — man kann ihn doch nicht in immerwährender Gefangenſchaft halten, und wenn man ihm zu harte Bedingungen auferlegt, ſo wird er ſie brechen und den Krieg wieder anfangen mit Aufbietung aller Kräfte Frankreichs, welches trotz des Sieges bei Pavia noch unberührt von uns geblieben iſt.“

So war's gekommen, daß Franz in der erſten Zeit ſeiner Gefangenſchaft den hingebendſten Brief an den Kaiſer geſchrieben hatte. „Ich habe“, hieß es darin, „keinen andern Troſt in meinem Leide als die Hoffnung auf Eure Güte. Seid Sieger Eures Sieges! — Der Wille eines Fürſten wie Ihr kann nur ein ehrenvoller und großmütiger ſein. Und für ſolche Ehrenhaftigkeit und ſolches Erbarmen mit mir könnt Ihr aus einem unnützen Gefangenen Euch einen Sklaven für immerdar in mir umtauſchen.“

Solche Hingebung war dem Charakter des Königs Franz vollkommen angemeſſen: das etwa Erniedrigende darin war für die Geſinnung, aus welcher es entſprang, keineswegs erniedrigend. Er war durchdrungen von dem ritterlichen Gedanken, der erbetenen Großmut dankbar zu entſprechen, und um ſo größere Opfer zu bringen, je freier man die Wahl des Opfers ihm ſelbſt überließe. Seine Befangenheit und ſein Irrtum über die Zeitverhältniſſe beſtanden eben darin, daß er eine Zeit der bereits überall nötig gewordenen gewinnluſtigen Politik ſo behandelte, als ob die europäiſchen Staaten in ſcharf gezogenen Grenzen und auf unwandel-

baren Grundpfosten vorlägen, und als ob er und der Kaiser, zwei Hauptpersonen im Kampfe für europäisches Gleichgewicht oder Übergewicht eines Staates, zwei Privatpersonen werden könnten um einer ritterlichen Wallung halber, die ihm eigentümlich war. Außerdem fühlte sich sein Naturell durch die Gefangenschaft zu ausschweifenden Schritten gedrängt. Dies Naturell, an freie Bewegung, an große Unternehmung gewöhnt, ward durch die Gefangenschaft bis zur Verzweiflung gepeinigt und ward dadurch zu übertriebenen Entschlüssen für sich und gegen sich gedrängt. Die letztere Richtung machte sich denn auch in ebensolchem Übermaße geltend, als die Antwort des Kaisers eintraf und die bitterste Enttäuschung für ihn brachte. Der Kaiser verlangte nicht weniger als: Burgund und die Picardie für sich, die Provence und das Dauphiné außer den früheren Bourbonschen Ländern für Karl von Bourbon, und die Normandie und die Guyenne und Gascogne für den König von England, so daß also das bereits so stolze Königtum Frankreich auf ein eingeengtes Binnenfürstentum zurückgebracht worden wäre. Franz riß sein Schwert aus der Scheide, schrie dem Gesandten des Kaisers zu: „Sagt Eurem Kaiser, daß ich lieber sterben als darein willigen wolle“ und war im Begriffe, sich zu entleiben. Mit großer Mühe ward er daran verhindert. — Auf die Überspannung nach dieser Seite folgte denn nach einigen Wochen neue Abspannung, und er ließ dem Kaiser antragen, daß er all seine Rechte auf Italien und Flandern aufgeben, daß er Bourbon in alle verlorenen Rechte und Besitztümer einsetzen und ihm seine Schwester Margareta zur Gattin geben wolle — der Herzog von Alençon nämlich war vor Scham und Gram einige Wochen nach der Schlacht von Pavia gestorben — daß er endlich des Kaisers Schwester, die Königinwitwe von Portugal ehelichen und Burgund als die ihr gehörige Mitgift, welche den Kindern aus dieser Ehe verbliebe, anerkennen wolle.

Dies tat er, obwohl er Françoiſe in ſeiner Nähe wußte, denn Lannoy hatte ihm dies, um ſein Verlangen nach Freiheit zu ſtacheln, keineswegs verſchwiegen, er tat es, denn er lechzte nach Freiheit.

Aber dem Kaiſer genügte es bei weitem nicht; nach wochenlangem, ungeduldigem Harren kam wieder ein ablehnender Beſcheid, und Lannoy ſah nun ſein Opfer ſo weit zermalmt, als er es wünſchte, um den ihm zugedachten Hauptſchlag mit Erfolg verſuchen zu können. Er redete ihm vor, dieſe Schwierigkeiten entſtünden nur durch die einratenden und zwiſchentragenden Miniſter und Geſandte, und würden auf der Stelle verſchwinden, wenn die beiden Herrſcher perſönlich miteinander unterhandeln könnten. Dieſer Vorſchlag war nur zu gut auf den Charakter des Königs Franz berechnet: mit einer mächtigen und ihrer Macht ſich bewußten Perſönlichkeit begabt, hoffte er, in Spanien ſelbſt, Aug' in Auge mit dem Kaiſer leichtlich ans Ziel zu kommen. Er ſah ſchon die großherzigen ſpaniſchen Granden um ſich, denen die ritterlichen Traditionen noch in Fleiſch und Blut lebten, und die ihm ſicherlich beiſtehen würden, es reizte ihn, auf eine ſo eigentümliche Weiſe Spanien ſelbſt zu ſehen und dieſem ſtolzen Volke einen auch im Unglücke ſtolzen König zu zeigen; er lechzte überdies nach einer Abwechſelung ſeines unerträglich einförmigen Zuſtandes in der Feſte Pizzighetone. Jeder Gefangene glaubt, etwas anderes werde auch etwas Beſſeres ſein. Hätte Franz nur ein einziges Mal mit Budé ſprechen können, der neben Françoiſe in einem Landhauſe an der Adda wohnte und harrte, er wäre von ſeinem unſeligen Vorhaben ſchnell abgewendet worden. Budé hatte ſich überall Verbindungen eröffnet, außer Lannoy zeigten ſich ihm alle Führer zugänglich, ja es bildete ſich bereits unter Pescaras Leitung und unter ganz beſtimmter Form ein Abfall Italiens vom Kaiſer, kurz, es war mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß König Franz über kurz oder lang

in Italien befreit werden könne. Von alledem erfuhr der König nichts, und Lannoy wußte ihm im Gegenteile die romantische Idee einer Reise nach Spanien so wünschenswert darzustellen, daß König Franz ritterlichen Stiles sogar alle wahrscheinlichen Mittel einer Befreiung, die sich ihm auf der Überfahrt bieten konnten, selber unmöglich machte, um nur die Reise möglich zu machen. Der Befehl der Regentin nämlich, mit den Galeeren an der italienischen Küste zu kreuzen, um für eine Befreiung des Königs bereit zu sein, war sorgfältig ins Werk gesetzt worden: Doria, im Dienste Frankreichs, und Lafayette überwachten scharf das Ligurische und das Tyrrhenische Meer; Lannoy hätte die Überfahrt nach Spanien mit dem Könige nicht wagen können, hätte ihm nicht der König selbst einen Befehl an seine Admirale ausgestellt, einen Befehl des Inhalts, daß sie der Überfahrt Lannoys nicht nur durchaus nicht hinderlich sein, sondern sogar sechs französische Galeeren zum sicheren Geleit bis an die spanische Küste mitsenden sollten!

Unter solchen Umständen verließ der Vizekönig von Italien Lannoy mit seinem verblendeten Gefangenen in der Nacht des 7. Juni die Feste Pizzighetone, ging mit ihm nach Genua und schiffte sich dort ein nach der katalonischen Küste.

Es war eine jener zauberischen Nächte Italiens: unter dem beginnenden Mondscheine schwamm ein weißer Duft, welcher die Gegenstände phantastisch einhüllte, und die von der Hitze des Tages befreiten Menschen schwärmten singend umher zwischen Weinbergen und Maisfeldern. Françoise und Budé waren unter ihnen, als ein großer Trupp wallonischer Reiter aus der Festung heraus die Straße entlang gezogen kam. Sie hüllten wie in einen ehernen Mantel den kostbaren Gefangenen ein, aber die ahnende Liebe, Françoise, meinte über all die verdeckenden Reiterköpfe hinweg die weiße Feder, die eigentümliche Kopfhaltung ihres Königs zu entdecken, sie verließ hastig den Arm Budés

und rief „François!“ — die weiße Feder wendete sich, aber der Zug setzte sich in Trab, Budé trat zu ihr und schalt sie eine Törin.

Am andern Morgen wurde es kundig, daß die Liebe ganz recht gesehen, und daß König Franz Pizzighetone verlassen habe. Budé flog mit Françoise zu Pescara nach Mailand — dorthin, hieß es, sei der König, obwohl er zum Tor von Piacenza herausgeführt worden sei. Der König war nicht in Mailand, und Pescara stellte sich, wie Budé glaubte, ebenfalls überrascht. „Lannoy“, sagte er nachdenkend zu der eindringlich bittenden Françoise, „hat davon gesprochen, den König nach Neapel zu bringen. —“

„Nach Neapel, Budé!“

Umsonst eilten sie dahin, Pescaire und Bourbon waren ebenfalls getäuscht, auch ihnen wurde der König entführt!

In Valencia ward er gelandet und dort von den schönen Frauen des Landes, von den ritterlichen Granden mit mannigfachen Zeichen von Teilnahme, ganz wie er erwartet hatte, empfangen. Er stach auch so vorteilhaft ab von dem wortkargen, ernsten Karl, der immer mit stillen politischen Plänen beschäftigt war, und um Glanz und Schimmer der Erscheinungswelt sich wenig kümmerte. Aber Karl hatte natürlich kein Wohlgefallen an den Äußerungen der Valencianer und ließ ihn vom Schlosse Xativa bei Valencia, wo auch ein Handstreich vom Meere her für Befreiung des Gefangenen zu fürchten war, nach Madrid führen. Ein Turm des Alcazar nahm ihn hier auf, ein Gartenplatz, wie er oben beschrieben ist, war ihm zum Spaziergang angewiesen, ein Maultier, welches er der Erwartung gemäß ausschlug, ward ihm zu jeweiligem wohlbegleitetem Ritt angeboten, und der spanische König, der römisch-deutsche Kaiser, auf dessen persönliche Bekanntschaft Franz so große und teure Hoffnung gesetzt, Karl ließ sich nicht blicken, nicht in Madrid, nicht im Alcazar. Er blieb in Toledo und entschuldigte sich mit

dringenden Regierungsgeschäften; denn er fürchtete mit Recht, bei persönlicher Unterhandlung zur Großmut genötigt zu werden, und er trachtete, ein nüchtern politischer Mann, nach größtmöglichem politischem Gewinn.

So war dem getäuschten Könige in herbem Jammer der Sommer und Herbst überaus traurig vergangen, schwere Melancholie hatte sich seines sanguinischen Temperamentes bemächtigt, sein Antlitz war blaß, sein Auge eingefallen, sein sonst so stolzer Gang schwankend, als er an jenem Herbstabende in seinen Garten heraustrat. Die Gefängniswärter trugen ein Ruhelager hinter ihm her und setzten es ins Freie, denn er war so abgemattet, der sonst so ungestüme Mann, daß er nach einigen Gängen sich immer niederlassen mußte. War es ein Wunder? Völlig vom Glück verlassen, ein Mann, der des Glückes bedurfte, wie die Pflanze der Sonne bedarf, sah er überall das gelingen, was er für niedrig hielt, sah er ungestraft das verachten, was ihm die Seele des Lebens war. Die Felonie Bourbons war siegreich, der unkönigliche Kaiser — denn wie er einen so vertrauensvollen Gefangenen behandelte, das mußte diesem Gefangenen unköniglich erscheinen — schritt unaufhaltsam vorwärts zur alleinigen Herrschaft in Europa! Die Gemeinheit regiert die Welt, und das Rittertum wird Schimäre! In diesen Worten drückte er bitterlich aus, was ihm die Seele zerfraß.

Diese Abendstunden waren seit Monden sein einziger geringer Lebensreiz; die Freunde, welche mit ihm gefangen waren, Chabot de Brion und Anne de Montmorency sahen es ungern, daß er sich stets um diese Zeit von ihnen trennte, weil sie meinten, er ergebe sich in diesen Stunden völliger Einsamkeit noch rücksichtsloser der Sorge und Verzweiflung. Dem war aber nicht so: sein überaus bewegliches Herz hatte ein romantisches Interesse gefunden und zehrte daran mit der Unbefangenheit und gedankenlosen Hingebung eines Edelknaben. Allabendlich nämlich vernahm er einen Gesang, der

ihm von Blois her teuer war, eine Romanze, die Françoiſe oft auf dem Balkone ſeiner Schweſter geſprochen, und welchem er, damals vom erſten, lieblichen Liebeszauber für die ſchüchterne Gräfin gefeſſelt, mit Entzücken auf der Terraſſe gelauſcht hatte. Stammte die Romanze aus der halbſpaniſchen Heimat Françoiſens, und war ſie deshalb auch in Madrid bekannt, oder lag noch eine nähere Beziehung zum Grunde, er wußte es nicht, er empfand nur, daß ſie ihn anfänglich wie vergangenes Glück und mehr und mehr wie ein neu erreichbares Glück gemahnt hatte. Die Altſtimme der Sängerin war ſo geheimnisvoll kräftig und innig, und das Geheimnis, in welches ſie ſich hüllte, verdrängte von Tag zu Tage mehr die Anknüpfung an Françoiſe, erhöhte den Reiz des Abenteuers, das keinen weiteren Zweck zu haben ſchien. Die Stimme kam aus dem alten Palaſte, der ſeinen Garten begrenzte, und zuweilen erſchien auf kleinem Balkone am linken Flügel des Palaſtes eine Frauengeſtalt; ſie ſchien die Sängerin zu ſein, ſang aber nie, wenn ſie ſich zeigte, und zeigte ſich nur bei dunklen Abenden, niemals im Mondesſchimmer. Mehrmals ſchon hatte Franz ſie angeredet, denn es trennte ihn nur ein eiſernes Gitter von dem ſchmalen Vorplatze des Palaſtes, niemals aber hatte ſie ihm geantwortet, immer war ſie vom Balkone verſchwunden, wenn er ans Gitter trat und die Stimme erhob.

Es ſtanden keine Wachen hinter dieſem Gitter, und es war ihm frei geſtellt, in jenem Palaſt einzutreten, in welchem Brion und Montmorency ihr weniger behindertes Gefangenleben führten. Aber er hatte, da denn der Kaiſer einmal ihn ſtreng wie einen Gefangenen angeſehen wiſſen wollte von vornherein trotzig darauf beſtanden, dieſer Gefangenſchaft auch alles Anſehen einer kleinlichen Behandlung zu geben: er hatte mit Entrüſtung das angebotene Maultier ausgeſchlagen und niemals mit einem Schritte den Palaſt betreten. Er wußte, daß in den jenſeitigen Höfen des Palaſtes,

ja unter ihm am Fuß der Abgründe, Trabanten und Späher in Menge Wache hielten, und daß der Herzog von Infantado, wenn auch nicht unter offiziellem Namen sein Hüter sei. Wie oft ihn dieser auch einlud, das Mittagsmahl bei ihm einzunehmen, oder seine Schachpartie bei ihm zu spielen, immer hatte es der König stolz abgelehnt mit dem Bemerken, er sei des Kaisers Gefangener im Alcazar, und er wolle den Schlummer des römischen Kaisers dadurch nicht beunruhigen, daß er einen Fuß aus seinem Gefängnisse setze; wenn ein Grand von Spanien mit dem Könige von Frankreich speisen wolle, so möge er sich nach dem Alcazar bemühen.

Brion und Montmorency, die täglich zu ihm kamen, wußten ihm über die Sängerin keine weitere Auskunft zu geben, als daß der Herzog wohl eine schöne Tochter haben, daß er sie aber in der Einsamkeit eines Klosters versteckt halten solle, weil er sie nicht liebe, und sie, wie man das zu tun pflege mit Dingen, die man der Welt nicht zuträglich erachtet, für den Himmel bestimmt habe. Im Palaste werde nie eine Dame gesehen, der man eine so junge, schöne Stimme zutrauen könne.

König Franz war an jenem Abende mehr als gewöhnlich erschöpft; der Arzt, welchen ihm der Herzog von Infantado seit einiger Zeit täglich sandte, hatte erklärt, es leide der König an einem verzehrenden Fieber, und es sei wahrscheinlich, daß seine Lebenskraft völlig erliege, wenn man nicht ein Mittel fände, seinen gesunkenen moralischen Mut aufzurichten. Auf der Stelle hatte der Herzog von Infantado, welcher ohnedies wie die sämtliche Grandezza Spaniens mit der Behandlung des Königs unzufrieden und dem leidenden Ritter zugetan war, einen Reitenden nach Toledo gesendet und dem spanischen Könige melden lassen: er sei in Gefahr, alle Vorteile einer so ungewöhnlichen Gefangenschaft mit dem Gefangenen selbst, der sichtlich dem Tode ent-

gegen gehe, zu verlieren. — Das Gerücht von dieſem Zuſtande hatte ſich in Madrid verbreitet, und es waren an jenem Tage alle Kirchen angefüllt geweſen mit edlen Spaniern und Spanierinnen, die eingeſtandenermaßen für den König von Frankreich beteten. Ganz Madrid mißbilligte das Benehmen des Kaiſers, und man erzählte ſich mit einer gewiſſen Genugtuung, daß derſelbe vor einigen Tagen einen flammenden Brief von Erasmus, dem gelehrteſten Manne in der Chriſtenheit, erhalten habe, worin der tapfere, allen Künſten und Wiſſenſchaften ſo förderſame König Franz dem ſpaniſchen Könige ſtarken Ausdruckes ans Herz gelegt, ja worin dieſer letztere vor Europa verantwortlich gemacht worden ſei, wenn durch ſeine Härte die Welt einen aller höheren Bildung ſo günſtigen Herrſcher verlieren ſollte.

Vielleicht war dieſe Steigerung der beſorglichen Lage des Königs ein Grund, daß jene romantiſche Frauenerſcheinung im Palaſte Infantado heute zum erſten Male zeitiger und deutlicher erſchien als je vorher. Das erſte Mondviertel ſtand am wolkenloſen Himmel, die Luft war ungewöhnlich klar; der König lehnte ermattet auf ſeinem Ruhelager, und die traurigſten Gedanken erfüllten ihn: in der Fülle ſeiner Kraft und ſeines Schaffens, in der Fülle ſeiner Lebensluſt ſo lange gefangen zu ſein! Denn er beſaß, wenn auch nicht die Macht, doch den Trotz des Eigenſinns, und hatte in ſolcher Stimmung ſchon zu wiederholten Malen den Gedanken gefaßt, das Gefängnis nie wieder zu verlaſſen, wenn es nur mit ſo ungeheurem politiſchem Opfer, wie der Kaiſer es begehrte, geſchehen könne. Überkam ihn der Trotz, dann fühlte er ſich wohl eine Zeitlang erhoben, aber die Melancholie nahm ihn bald darauf nur um ſo mächtiger ein. Er war eine jener ſonnigen Naturen, die zur Ertragung ihrer Exiſtenz immer in irgend einem Winkel derſelben eine kleine Freude ſehen müſſen, denen völlige Reizloſigkeit des Lebens der Tod ſelber iſt. Jene kleine Freude ward dann,

unbekümmert um alle übrige Konsequenz seiner Lage, von seiner Phantasie groß gezogen und immer größer gebildet, bis sie alles übrige deckte und verbarg und dem ganzen Leben eine neue Gestalt verliehen hatte. Es mochte dies wohl eben die bildende Künstlernatur in ihm sein. Und zwar die bildende; denn es zeigte sich kein lyrischer Bestandteil dabei, wie ungetrübt sein Wohlwollen für Françoise von Chateaubriant war, seine Phantasie ging nicht zurück zu ihr, seine Phantasie — soll man sie eine egoistische oder eine stets schöpferische nennen? — schuf ihre Gestalten und Verhältnisse immer in vorteilhaftem Zusammenhange mit dem, was vor ihm lag. Zu einer dauernden Gefangenschaft in Spanien brauchte sie die Liebe einer vornehmen, spanischen Dame, welche mit den Gelegenheiten des Landes und der Landessitte vertraut, welche in den ihm zunächst liegenden Kreisen mächtig sei, ihm wenigstens ein beschränktes Paradies zu schaffen, welche vielleicht, denn Phantasie will keinen Zügel, aus dem Herzen des spanischen Landes heraus ungewöhnliche und deshalb mit der Ehre verträgliche Befreiung erschaffen könne. So waren seine Träume schon bei der unbekannten Sängerin, und sein Auge ruhte unwillkürlich auf jenem Balkone, als in der Tat eine Frauengestalt dort erschien und ihn unwillkürlich von seinem Sitze emporzog, wie man von den Mondesstrahlen sagt, daß sie den tödlich getroffenen Menschenvampir wieder beleben und zu voller Lebenskraft wieder aufrichten. Franz war vielleicht der Frauenliebe gegenüber eine solche Vampirnatur, und eine Atmosphäre neuer Frauenliebe hatte die Kraft übernatürlicher Belebung für ihn. Er schritt wie von Geistern getragen leise aber unaufhaltsam nach der linken Ecke des Eisengitters, wo er dem Balkone und der weißen Frauengestalt am nächsten, bis auf einige Schritte nahe war. Das Herz schlug ihm in lange entbehrter Freude, als er im Mondesschimmer eine feine jugendliche Gestalt zu erkennen

glaubte, und mit einer Stimme, die süße Erregung verriet, sprach er kastilisch: „Wer bist du, Engel, der mich in tiefem Leid erquickt?“

„Könnt' ich Euer Leid vermindern!“ klang die Erwiderung im reinsten Französisch, „wär' ich ein Engel, Euch wäre schon geholfen! Ich bin nur ein Bote, der Euch verkündigt, die bessere Zeit sei unterwegs. —“

„Sie ist schon da mit der Verkündigung!“

„Der spanische König wird kommen, er muß kommen auf die Berichte, die man ihm abgestattet hat von Euch. Ihr werdet Euch sprechen, und Euer Los wird sich wenden.“

„Wer bist du!“

„Hört mich weiter, königlicher Herr! Eure Schwester, die Herzogin Margareta hat von unserm Könige verlangt, daß er ihr Zutritt gestatte nach Spanien und in den Alcazar; sie hat ihn erlangt, sie kommt, Euch zu trösten, Euch zu pflegen, Euch zu befreien, und sie führt mit sich —“

„Führt sie dich mit sich, wenn sie mit mir von hinnen zieht? — Gutes Kind, der Weg über die Pyrenäen ist weit und schwer von Madrid für einen gefangenen König von Frankreich, und der Kaiser in Toledo ist weit, und sein Herz liegt tief, die kleinen Mittel finden es nicht aus, für mich lebt nur Trost im Herzen des Weibes!“

„Nun, dies Weib, dessen Herz Euch gehört, naht. —“

„Wäre sie da!“

„Morgen vielleicht ist sie schon da!“

„Warum nicht heute, warum nicht jetzt? Ich habe keine Zeit zu warten, mein Leben versiegt — laß sie da sein, reich mir deine Hand, Euer Kaiser hat mir so viel Freiheit gelassen, daß ich gerade deine Fingerspitzen berühren und in der Berührung mein erstarrtes Blut wieder beleben kann!“

„Und Ihr fragt mich nicht, wer mit Eurer Schwester kommt?“

„Ich habe keine Zukunft, ſchenk mir die Gegenwart!“
„Man kommt!“

Mit dieſen Worten trat die Dame raſch ins Zimmer zurück. — Der König ſah und hörte nichts; der Wiederkehr harrend ſtand er unbeweglich am Gitter; die Luft war ruhig, nicht das mindeſte Geräuſch ſtörte die nächtliche Stille, aber eine Viertelſtunde verging, und kein Lebenszeichen ließ ſich vernehmen von dem Balkone. Da erklang endlich die Laute, die er ſchon ſo oft gehört, aus dem dunklen Balkonzimmer, und die Stimme, welche er bereits liebte, erhob ſich, aber es war nicht das wohlbekannte Lied, es war eine kaſtiliſche Romanze, die langſam geſungen Wort für Wort zu ihm drang:

„Kam der König vom Gebirge,
Ritt ein rabenſchwarzes Roß,
War der ſchönſte, ſchwarz von Augen,
Unter einem ſchönen Troß,
War ein König, ganz ein König!

Hielt er ſtill am Felſenſchloſſe
Unter ſteinernem Balkone:
‚Warum‘, rief er, ‚blaſſes Mädchen,
Bleibſt du fern von meinem Throne,
Von den Armen deines Königs?‘

Niemand ſah das blaſſe Mädchen,
Und nur er vernahm die Stimme:
‚Ach ich fürchte mich, mein König,
Vor der Liebe Luſt und Grimme,
Vor der Liebe eines Königs!

Denn der König und die Sonne
Sehn zuviel, um treu zu ſein,
Und der Herzen gar zuviele
Hoffen auf den goldnen Schein
Einer Sonne und des Königs!

Zieh vorüber, zieh vorüber,
Treue brichſt du allerwegen —
Meine Arme ſind verſchloſſen!
Doch mein Herz iſt voller Segen
Ach für dich, du biſt der König!‘“

Die Abweſenden haben unrecht! Das lag ſo tief im Blute des Königs Franz, daß ihm gar kein beſonderes Nachdenken erweckt wurde über die Gleichgültigkeit, welche er gegen Françoiſens verkündigte Ankunft bewieſen hatte. Denn verſtanden hatte er es ganz wohl, daß ſie es ſei, von welcher die geheimnisvolle Dame ſprach, als ſie auf eine Begleiterin Margaretens hindeutete. Aber was da weiter? Sie war noch nicht da, ſie war ſeit einem Jahre fern von ihm, was kann ſich alles in einem Jahre verändert haben an Schönheit, an Verſtand, an Intereſſe! Nicht daß er gedacht hätte: Du liebſt Françoiſe nicht mehr, oder: ſie wird nicht mehr ſchön, ſie wird dir in dieſem Augenblicke läſtig ſein! Nichts von alledem! Aber ſie war nicht da, die Liebe zu ihr ſchwieg; vielleicht wird ſie wieder laut ſprechen, wenn er ſie erblickt; er beſchäftigt ſich aber nicht mit einem Vielleicht des Intereſſes, er braucht unmittelbares Leben, er iſt in vollem Anteile für die geheimnisvolle Dame, die ihm geſtern nach Beendigung der wunderlichen, aber himmliſch geſungenen Romanze kein weiteres Lebenszeichen gegeben hat. Die ganze Nacht hindurch hat er die eigentümliche, wunderbar wohllautende Betonung gehört: „Ach für dich, du biſt der König!“ Es gibt keinen feineren Reiz als den der Stimme, er weckt die zarteſten verborgenſten Kräfte unſerer Phantaſie und unſerer Sehnſucht. Menſchen, denen keinerlei Schönheit und Kunſt einen edleren Eindruck machen kann, öffnet ein Ton das Herz, die Trivialſten fühlen von der Muſik Empfindungen und Richtungen in ſich angeregt, die ihnen ſonſt wildfremd geblieben ſind und wohl auch mit dem Verklingen der Töne wieder wildfremd werden, kurz der Ton iſt uns noch immer der größte Zauberer, weil wir den Nerv nicht bezeichnen können, den er und er allein berührt. Es iſt ein Nerv eigentümlichen Denkens, eines Denkens, das von der hergebrachten Logik kaum die Kleidung entlehnt und in unerhörten Kreiſen, halb Folgerung, halb Schöpfung, ſich

bewegt. Dieſer Magnetismus des Tons, wenn man verſchiedene Elemente in eine Bezeichnung zuſammenmiſchen darf, erfüllte dem Könige den 17. September 1525 mit jenem ſcheinbar grundloſen Rauſche wohliger Phantaſie, die nicht Rede ſteht über das Behagen, das ſie durch alle Adern ſtrömt. Es drängte ihn, Chabot de Brion, der ſeit Bonnivets Tode und durch die Mitgefangenſchaft ihm am nächſten ſtand, das Abenteuer und die daher ſtammenden Wallungen ſeines Weſens mitzuteilen, als Brion wie gewöhnlich des Vormittags aus dem Palaſte herüber kam in den Alcazar, um Geſellſchaft zu leiſten, die politiſche Lage zu beſprechen oder Schach zu ſpielen mit dem Könige. Brion war ein edles Gemüt, aber er konnte ſich doch einer freudigen Regung nicht erwehren, als er den König zum erſten Male ſo innerlich abgewendet ſah von Françoiſe. Er wußte wohl, daß ſich aus einer ſinnlichen Untreue bei dem lebhaften Naturell des Königs keine Folgerung ziehen laſſe auf deſſen wirkliches Herzensintereſſe, aber er ſah mit freudigem Erſtaunen, daß ſich die jetzige Untreue des Königs auf eine viel bedeutendere Art ankündigte. Und wenn ihm dabei der Schmerz Françoiſens vor die Seele trat, ſo erſchien ihm auch daneben die eigene Liebe zu ihr, eine unendliche Liebe, die Erſatz bieten könne für den Verluſt einer noch ſo reichen Welt. Denn zuverſichtlich und ſtolz war der Liebling eines Königs Franz.

Er teilte alſo dem König bereitwillig mit, was er über die geheimnisvolle Dame zu vermuten ſich berechtigt glaube. Der König werde ſich erinnern, daß die Gräfin Chateaubriant in der letzten Zeit zu Fontainebleau eine junge Dame neben ſich gehabt habe. —

„Foi de gentilhomme, ich habe ſie am letzten Abende geſehen, und erinnere mich, daß ſie wie ein Engel ausſah! Aber —

„Dieſe Dame war, ſoviel ich weiß, dieſelbe, welche auf Schloß Foix erzogen worden, eines Chimeno von En-

fantado, die Tochter unſeres Wirts, des Herzogs von Infantado, der eine unerklärliche Abneigung gegen ſie hegen ſoll."

„Wie?"

„Ich weiß durch Meiſter Marot, daß ſie mit der Gräfin Schloß Fontainebleau verlaſſen hat, um nach Spanien heimzukehren, es ſcheint mir alſo, da ſie auch der Gräfin Lieder ſingt, ziemlich ſicher zu ſein, daß dieſe Unbekannte und Chimene von Infantado eine und dieſelbe Perſon iſt. Warum ſie der Herzog uns allen ſorgfältig verbirgt, mag Gott wiſſen, vielleicht eben um ihrer Schönheit und ihres Reizes willen, die keinem Franzoſen beſtimmt ſein ſollen."

Es war der erſte glückliche Tag, den der König in ſeiner Gefangenſchaft verlebte, er hoffte mit Ungeduld auf den Abend; das ſchwankende Bild Chimenens, welches er aus der Erinnerung hervorzuholen trachtete, verſchönerte ſich noch in ſeinen ungewiſſen Zügen mit dem Nebel ſpaniſcher Mondnacht, mit den Steigerungen, welche ihm der durch Leid überſpannte König beilegte, und nahm all ſein Sinnen und Träumen ein. Er beachtete die offiziell eingehende Nachricht nicht, daß ſeine Schweſter wirklich unterwegs zu ihm ſei, er beachtete nicht, daß der Herzog von Infantado, der Biſchof von Osma und andere Granden ihm mit ungewöhnlicher Zuvorkommenheit an dieſem Tage aufwarteten und mit ungewöhnlicher Zuverſichtlichkeit verſicherten, der König von Spanien werde nicht länger ſäumen, ſich perſönlich in Madrid einzuſtellen und die mißlichen Umſtände des Königs von Frankreich zu ſchlichten — er harrte nur des Sonnenunterganges, und beklagte ſich nur über die Hitze des Tages.

Dieſe Stimmung ſchlug indeſſen in die entgegengeſetzte über, als der Abend kam, als eine Stunde nach der andern dem einſam am Gitter harrenden Könige verging, ohne daß die Balkontür ſich geöffnet, ohne daß der mit Sehnſucht erwartete Geſang ſich irgendwo erhoben hätte. Aus der Stadt

herüber klangen leise die Serenaden verliebter Kastilier, aber um den alten Palast her regte sich kein Ton als das Flüstern des Nachtwindes in einem hohen Zypressenbaume, an welchem der König lehnte.

Diese Enttäuschung wirkte auf den überreizten Franz mit unerhörter Gewalt; genötigt seit so langer Zeit an seinem guten Glücke zu verzweifeln, sah er auch hierin wieder nichts als die harte Ungunst des Schicksals. „Sie liebt dich nicht!“ rief er ingrimmig aus, als er nach Mitternacht verzweiflungsvoll die Treppe zum Alcazar hinaufschritt, — „sie ist ein blödes, törichtes Kind, das nur ein dürftig Mitleid für den Geliebten ihrer Freundin empfunden hat, und das kindisch erschrocken ist vor dem Ausdrucke meines lebhaften Gefühls. Es ist aus mit mir! Auch das kleinste Glück wendet mir den Rücken, ich bin machtlos und sterbe kläglich bemitleidet im Lande romantischer Liebe! Sterben, sterben will ich auch, denn tot bin ich bereits!“

Nach dieser Erregung brach das Fieber, welches seit langer Zeit in seinen Adern einherschlich, mit heftiger Gewalt aus; die Diener eilten noch in der Nacht nach dem Arzte, denn der König, der sich auf sein Lager geworfen, redete in wilden Phantasien und war besinnungslos.

Unter solchen Umständen brach der 18. September an. Brion und Montmorency verließen das Zimmer des Königs nicht und waren in der größten Besorgnis um ihn. Mit der Abspannung, welche der Glut des Fiebers am Morgen gefolgt, war ihm die Besinnung wiedergekehrt, aber er war von einer Teilnahmslosigkeit und Abgestorbenheit, daß alles um ihn her in qualvolle Angst geriet. Der enge Raum, welchen diese noch in maurischer Einrichtung bestehenden Gemächer des Alcazars gewährten, erhöhte nur das Peinliche der Lage: das Schlafzimmer des Königs war ungemein schmal und empfing nur wenig Licht von der Gartenseite. Dem Bedürfnisse heißester Länder gemäß waren auch in

Spanien die arabiſchen Häuſer ſo eingerichtet, daß ſie überall faſt ebenſo breites Mauerwerk als Zimmerbreite enthielten, und ſchon zu damaliger Zeit, als doch erſt die Übergänge vom engen Feudalſchloſſe zum Palaſte ſich bewerkſtelligten, fand der von Italien nach Spanien verſetzte Seigneur oder Künſtler ſelbſt die berühmte Alhambra in dieſem Betracht unter ſeiner Erwartung. Der Alcazar zu Madrid aber konnte gar keinen Anſpruch machen auf einen Vergleich mit den vorzüglicheren Bauwerken der mauriſchen Zeit; die Mauren hatten der dürren kaſtiliſchen Hochebene Madrids durchaus nicht die Wichtigkeit beigelegt, welche ſie unter den ſpäteren chriſtlichen Königen erhielt und welche ſie auch, in Deutſchland der Mark vergleichbar, vielmehr dem energiſchen Charakter der Bewohner als ihren natürlichen Vorzügen verdankte. Dazu waren die kleinen Fenſter des Alcazars ringsum durch hölzerne Schirme geſchloſſen, und es herrſchte in den kleinen Zimmern und ſchmalen Gängen ein immerwährendes Halbdunkel, welches die trübe Stimmung Brions und Montmorencys noch erhöhte.

Es war um die Mittagszeit, als ſie durch Kanonenſchüſſe überraſcht wurden. In kleinen Pauſen folgten ſich dieſe regelmäßig, und von ihren Sitzen auffahrend riefen die beiden Seigneurs einſtimmig: „Das muß der Kaiſer ſein!“

König Franz zeigte nicht die geringſte Teilnahme an dieſer wichtigen, ſo lange ſchmerzlich erſehnten Nachricht. Brion erſchrak bis ins Innerſte bei der Bemerkung, daß der verhaßte Gegner nun gerade in einem Augenblicke eintreffen ſolle, da die ſonſt ſo mächtige Perſönlichkeit des Königs von Frankreich völlig zerbrochen und unmächtig ſei, um von einer perſönlichen Zuſammenkunft, für welche ſoviel geopfert worden, nur den geringſten Vorteil zu ziehen. — Haſtig eilte er hinaus, um im Palaſte Infantado genauere Kunde einzuholen.

Es war der Kaiſer! Als Brion in die Halle des Palaſtes trat, von wo man die Höfe und den Platz nach der Stadt

hin überſehen konnte, erblickte er ſchon den Zug reitender Trabanten, welche in der rot und ſchwarzen Tracht und mit den blank gezogenen Pallaſchen in der Mittagsſonne ſchimmerten und langſam in den erſten Hof einritten auf ihren koloſſalen pechſchwarzen Hengſten aus Niederland. Hinter ihnen kam über den Platz eine breite Schar berittener Herren — „Es iſt der König von Spanien!“ rief der eilig zu ihm tretende Herzog von Infantado — „eilt hinüber, Herr Chabot de Brion, es Eurem Könige anzuſagen.“

„Dies iſt Sache des ſpaniſchen Königs!“ erwiderte dieſer nach kurzer Pauſe, während welcher er ſtarr auf die näher kommende Schar blickte, um die Perſon des Kaiſers herauszufinden, „der König von Frankreich wird ſchwerlich heute zu ſprechen ſein.“

„Um Chriſti willen, Herr Chabot de Brion, in dieſem wichtigen Augenblicke keine kleinliche Empfindlichkeit! Wir wünſchen wie Ihr ein ehrenvolles Ende dieſer mißlichen Gefangenſchaft; gebt unſerm Könige nicht gerechten Anlaß zu neuer Verzögerung!“

Brion ging haſtig nach dem Alcazar zurück — „Gattinara iſt neben dem Könige, wie ich ſehe,“ rief ihm der Herzog von Infantado nach, „und er hat dem König bemerkt, wenn er ſeinen Gefangenen ſähe, ſo ſei der Gefangene dadurch ſo gut wie frei, denn es käme ein König zum andern. —“

Brion hörte das Ende dieſer Rede nicht; er hatte den bekannten ſchwarzen Hut Bourbons in der Schar erblickt, ihm ſchwoll das Herz vor Zorn und Angſt, daß ſein gefeierter König zerſtört, perſönlich nichtig in ſo entſcheidendem Augenblicke erſcheinen ſolle, in einem Augenblicke, der wenigſtens gewiß eine perſönliche Genugtuung zuwege gebracht hätte, wenn König Franz in der ihm ſonſt eigentümlichen vornehmen Gewalt erſchienen wäre.

Und doch ſah er wohl ein, daß die Freiheit aller auf

dem Spiele ſtand; ach, Montmorency und er dürſteten danach wie Wüſtenwanderer nach einer Quelle!

In dieſer zwieſpältigen Stimmung, welche den dargebotenen Vorteil ausgebeutet und doch auch den franzöſiſchen Stolz nicht ausgeſetzt ſehen wollte, trat er wieder in des Königs Gemach und beſtätigte mit krampfhaftem Händedrucke dem fragenden Montmorency, es ſei der Kaiſer. „Noch mehr,“ ſetzte er mit gepreßter Stimme hinzu, „er iſt ſchon an der Schwelle! Was tun mit unſerm kranken Herrn, der ein Bild des Jammers darſtellt, ſtatt unſern ſtolzen König darzuſtellen!?“

„Was tun!“ entgegnete barſch Montmorency, ein in Fülle der Geſundheit und Jugend ſtrotzender Kriegsmann, „er muß ſich ermannen, und er wird ſich ermannen, unſer König! Er beherrſcht Frankreich, er wird doch ſeinen Leib beherrſchen können! Mein König,“ rief er mit ſtarker Stimme und ergriff des Königs Hand, „der Kaiſer Karl iſt vor der Türe, um endlich ſeiner Schuldigkeit nachzukommen und Euch zu ſprechen!“

„Der Kaiſer Karl!“ erwiderte Franz mit ſchwacher Stimme und ſtieß einen tiefen Seufzer aus.

„Wollt Ihr Euch nicht erheben und ihm das ſtolze Herrſcherantlitz Frankreichs zeigen?“ ſetzte Montmorency hinzu.

„Ich bin krank und kraftlos, und — mutlos, Montmorency, ſprecht ſtatt meiner!“

„Heilige Jungfrau Montmorencys! der blaſſe dürftige Kaiſer iſt endlich in unſerer Nähe, und unſer ſtattlicher König iſt ſchwächer, denn ein Fieber!“

Da trat ein Diener ein und meldete des Kaiſers Kanzler Mercurin von Gattinara.

„Er komme!“ rief haſtig Brion.

„Er warte!“ rief mit ſtärkerer Stimme Montmorency. „Soll der Spanier“, ſetzte er gegen Brion hinzu, „unſern König in ſolchem Zuſtande ſehen?!“

„Der König von Spanien tritt in den Alcazar!“ scholl es spanisch aus einer donnernden Trabantenstimme durch den Gang herauf, „der König von Spanien tritt in den Alcazar,“ ward es in derselben Mundart dicht an der Tür des Krankengemaches mit schallender Stimme wiederholt, und eine drückende Stille herrschte hierauf in diesem Gemache. Man sah, daß es König Franz verstanden hatte; eine hohe Röte flog schnell über sein eingefallenes, vom starken Barte beschattetes Antlitz; aber die Röte ging rasch vorüber, wie sie gekommen war, regungslos blieb Franz auf seinem Lager, man sah nur am zitternden Hemd, daß seine Brust mächtig arbeitete, die körperliche Ermattung schien den moralischen Schwung nicht aufkommen zu lassen.

„Wohl denn!“ sprach Montmorency, „so werd' ich ihn abweisen an der Tür und ihm sagen, daß er zu spät komme!“

„Weh uns!“ seufzte Brion, während Montmorency sein Vorhaben auszuführen nach der Türe schritt. Montpezas, ein französischer Edelmann, der sich mit ritterlicher Hingebung seit dem Tage von Pavia zum Leibdiener des Königs gemacht hatte, trat in diesem Augenblicke ein und rief: „Der Kaiser folgt mir auf dem Fuße!“

„Führ' ihn in den Sternensaal, Montmorency!“ rief jetzt plötzlich und allen zum Erstaunen König Franz, während er sich krampfhaft aufrichtete, „dort werd' ich ihn selber empfangen!“

Kein anderer vielleicht als Montmorency hätte diesem Befehle eine Folge zugetraut, denn König Franz, vom Lager auf den Teppich tretend und sich aufrichtend, zitterte und schwankte wie ein vom Winde bewegter Baumzweig, und er mußte mit beiden Händen nach dem hinzueilenden Brion fassen, um sich aufrechtzuerhalten.

Aber Montmorency ging, und König Franz, obwohl an allen Gliedern zitternd, ließ sich trotz Montpezas' Er-

innerungen die Kleider anlegen und ſagte, als dies Geſchäft mühſam vollendet war und er eine Minute um Kräfte zu ſammeln geſeſſen hatte, zu Brion: „Leih' mir deine Schulter, Brion, und ſtehe feſt!“

Damit erhob er ſich, legte ſeine Hand auf Brions Schulter und verſuchte es ſolchergeſtalt, hinauszugehen. Schon an der Türſchwelle mußte er ruhen, aber mit der Hand feſter in Brions Schulter greifend, ſchritt er weiter.

Es hatte jener Sternenſaal ſeinen Namen davon, daß er, den ganzen Raum eines Turmes in ſich begreifend, zu ſeiner Decke die Sterne des Himmels ſelber hatte, die man am Tage ſelbſt erblicken konnte. Kuppelartig hoch oben zugehend blieb eine runde Öffnung in der Höhe übrig, welche nur in der rauhen Jahreszeit verdeckt, ſonſt aber dem freien Eindrange der Luft und des Lichtes offen gelaſſen wurde. Da dies Turmgemach, unten etwa zehn Schritte breit, ſehr hoch und in ſeiner Luft- und Lichtöffnung ſehr ſchmal war, ſo drang in Ermangelung jeglichen Fenſters der Tagesſchein nur dürftig zum Boden herab, und die nackten, aber mit phantaſtiſcher Stuckarbeit verzierten Wände waren an fünf Stellen mit Armleuchtern verſehen, deren Kerzenſchein den Bewohnern dieſes eigentümlichen Raumes das Tageslicht erſetzte. Und inſoweit war doch die Gefangenſchaft eine königliche, daß in den Lebensbedürfniſſen königlicher Stil obwaltete und daß die Kerzen dieſes Geſellſchaftsſaales Tag und Nacht brannten.

Montmorency, von höchſtem franzöſiſchem Stolze in dieſem Saale, hatte den Kaiſer ſtumm begrüßt und in dieſen Salon geleitet. Auch der Kaiſer hatte geſchwiegen, bis ſie eingetreten waren; dann wendete er ſich mit einem höflichen Ausdruck des Antlitzes an den einfach gekleideten Seigneur, deſſen Geſicht, einfach ſtarke Züge und Formen zeigend, ſtockernſthaft drein ſah und ſprach: „Euer Name, Herr?“

„Montmorency.“

„Ah, es freut mich, den Herrn eines so alten und berühmten Namens kennen zu lernen.“

„Es freut mich nicht, daß Eure kaiserliche Majestät ihn unter solchen Umständen kennen lernt.“

„Euer König ist unwohl?“

„Langeweile macht krank; er und ich nehmen uns besser aus, wenn wir zu Pferde sitzen und die Trompete schmettert. —“

„Wie bei Pavia! Ich weiß es,“ setzte er rasch hinzu mit einer leichten Handbewegung, welche ein Zucken der Hände Montmorencys beschwichtigen zu sollen schien, „daß die französischen Herren mit einer bewunderungswerten persönlichen Tapferkeit gefochten haben, und daß ich den Erfolg des Tages nur ihrem Unglücke und Gottes Gnade für mich schuldig bin — ich will nicht hoffen, daß es mein königlicher Bruder Franz von Frankreich ist, welcher dort der Stütze eines Führers bedarf!?“

„Ihr seht den König von Frankreich!“ erwiderte barsch Montmorency.“

„Verzeiht, mein königlicher Bruder,“ sprach der Kaiser, indem er dem eintretenden Könige einige Schritte entgegenging, „verzeiht, daß ich so spät meiner Schuldigkeit nachkomme, Euch in Spanien zu begrüßen.“

„Ihr kommt, mein Herr, Euren Gefangenen zu sehen.“

„Nein, ich komme, meinen Bruder und Freund zu sehen, den ich in Freiheit setzen will.“

„Die besten Früchte reifen am langsamsten!“ erwiderte Franz mit einem melancholischen Lächeln. „Für meinen Wunsch und Euren Ruhm“, setzte er hinzu, „möge Gott geben, daß es für mich nicht zu spät geworden ist, die langsam gereifte Frucht zu genießen. Ihr findet meinen sonst gar tüchtigen Körper durch die Luft des Alcazars zerstört. —“

„Das wolle die heilige Jungfrau zum besten wenden! Es wäre uns ein ewiger Vorwurf, Euch in Spanien irgend-

wie an Leibeskräften gefährdet zu wiſſen, und ich hoffe zu Gott, die Erledigung unſerer Geſchäfte, welche nun wohl in glatten Gleiſen zu ſchleunigem Ende gehen wird, ſolle Euch bald wieder Kraft und Lebendigkeit verleihen."

Solche Wendung des Geſprächs war die gefährlichſte für König Franz, der nicht nur ein ſanguiniſcher, leicht zu unbegründeter Hoffnung geneigter Charakter, ſondern ein wirklich großmütiger Menſch war, welcher edle Abſichten bereitwillig vorausſetzte und das Verhältnis zwiſchen zwei Herrſchern von einem zu hohen Standpunkte anſah, als daß ihm ein Gedanke kaufmänniſcher Ausbeutung ſolch einer Zuſammenkunft in die Seele gekommen wäre. Da er alſo den Kaiſer königlichen Stils ſich äußern hörte, ſo gab er ſich alsbald ſeinem ritterlichen Naturell hin, auf keinerlei Einzelbedingung einzugehen, ja durch vornehmes Überbieten alles deſſen, was von ſeiten des Kaiſers wie Zugeſtändnis oder Opfer ausſah, den königlichen Ton in höchſter Höhe zu erhalten. Dies war aber gerade die Richtung des Geſpräches, welche Kaiſer Karl am lebhafteſten wünſchte. Er fürchtete eben, Franz werde genau und ſcharf die Bedingungen ſeiner Freilaſſung erörtern wollen, und damit hätte er den Kaiſer, der außer von Gattinara noch von drei Granden des Reiches begleitet war, in die übelſte Lage verſetzt. Denn er konnte es wohl wagen, mitten unter der großſinnigen und ſtolzen Grandezza das verdeckte, unüberſehbare Spiel der Politik mit mancherlei kleinen Mitteln zu treiben, dieſe Mittel erſchienen niemals offiziell öffentlich; aber er konnte den ſtolzen Sinn der Grandezza nicht ohne Gefahr ſo beleidigen, daß er einem beſiegten und von aller Ariſtokratie Europas hochgeachteten Könige übertriebene Bedingungen der Freilaſſung aus Kriegsgefangenſchaft mündlich wiederholt hätte, oder billige Forderungen des Königs mäkelnd und feilſchend abgeſchlagen hätte. Er war ohnedies in allem, was königliche Erſcheinung betrifft und was ſeinen moraliſchen Eindruck nie

verfehlt, gegen diesen französischen König im Nachteile, obwohl dieser krank war. Die Lebenskraft des Königs Franz erhöhte sich mit den Ansprüchen, welche auf ihn eindrangen, mit den Aussichten, welche ihm des Kaisers Äußerungen öffneten, und als man zwei offene Stühle in die Mitte des Saales rückte, damit die beiden Herrscher nahe beieinander sich niederlassen möchten, da beeinträchtigte die hohe breitschulterige und doch fein gebildete Figur des französischen Königs, der einen Augenblick ohne Brions Stütze aufrecht neben dem Kaiser stand, diesen blassen Kaiser gar sehr. Die rötliche Kerzenbeleuchtung erhöhte dem Könige die dunkeln Schatten des bärtigen Antlitzes, der dunklen Augen, der gebieterischen Nase, und färbte günstig die augenblickliche Bläße des übrigens energisch gebildeten Antlitzes, während sie das rötliche Blond des Kaisers in Haar und Bart, und das verwaschene Weiß von dessen blassem Gesichte nicht zu heben vermochte. Seine unschön zugeschnittene Mittelfigur erschien unvorteilhaft neben der des Königs, und nur das dunkelblaue, stillfeste Auge konnte ihm für den aufmerksamen Beobachter den Gedanken an eine Überlegenheit sichern, die er wirklich besaß und auch in jener Unterredung wirklich geltend machte.

Als sie sich gesetzt hatten, ruhte dies Auge eine Weile, welche Franz mit leichter Höflichkeitsrede ausfüllte, auf dem Könige, als wollte es an dem schönen Gegner die offene Stelle, durch welche einzudringen, und den Mittelpunkt, an welchem festzuhalten wäre, entdecken. Dennoch war etwas ungewöhnlich und war nicht bloß ein verständig Mächtiges bei mancher Gelegenheit in diesem Auge Kaiser Karls: es wurde zuweilen starr, trat in sich zurück mit dem Blicke, und war dann von unheimlicher Anmutung. Rasch wie der Gedanke flog nur einen Augenblick lang diese wunderliche Blendung über des Kaisers Auge, er hob ein wenig das Haupt, als jage er dies Erbteil der wahnsinnig gewordenen Mutter von dannen und als besinne er sich, daß er diesem

poetiſchen Könige der Illuſionen nur nüchternen Verſtand entgegenzuſetzen habe.

So geſchah es denn auch: er machte den fieberhaft aufgeregten König reden, und hielt durch ſparſame und immer zuvorkommende Einrede den angefangenen allgemeinen Ton der Unterredung feſt wie den Zügel eines in beſtimmte Gangart geſetzten Roſſes. Allerdings blieb der Eindruck der Liebenswürdigkeit, des großen königlichen Stils fortwährend auf ſeiten des Königs Franz, auch für die Spanier, welche mit gerunzelter Stirn und Augenbraue dem kargen Weſen ihres Herrſchers zuſahen. Aber der endliche Sieg mußte dem Kaiſer bleiben, deſſen Worte und Verſprechungen alle gewogen waren.

„Eine feine Hand“, ſagte er mit der angedeuteten Abſicht, die Zwieſprache zu endigen, „kommt uns zu Hilfe, uns freundlich und ſanft auseinander zu bringen: die verwitwete Frau Herzogin von Alençon, Eure Schweſter, hat an mich geſchrieben um freies Geleit, und ich denke, dieſe geiſtreiche Dame in den nächſten Tagen kennen zu lernen und Euch zuzuführen.“

Dabei erhob ſich der Kaiſer, und wenn je ſo war jetzt der Augenblick gekommen, irgend eine beſtimmte Zuſage von ihm zu verlangen. König Franz, dem die Nervenanſpannung wie immer wohlgetan, und der ſich bereits wieder ſo kräftig fühlte, daß er keiner Stütze mehr bedurfte, empfand denn auch wohl die Notwendigkeit, aus den allgemeinen Formeln herauszutreten. Er drückte dem Kaiſer ſeine Freude über die Ankunft der Schweſter aus und ſetzte hinzu, daß er nun der ſchließlichen Forderungen für ſeine Freilaſſung gewärtig ſei.

„Zweifelt nicht“, entgegnete der Kaiſer ſchnell, „an meiner aufrichtigſten Bereitwilligkeit. Die Frau Herzogin, die von nun an eine mir gefährliche Geſchäftsträgerin zwiſchen uns ſein wird, bringt Euch die neueſten Nachrichten aus Frankreich, und dieſen gemäß werdet Ihr mir Eure letzten

Vorſchläge machen. Die Ketzerei in Deutſchland, deren unvermeidliche Folge, ein roher Bauernkrieg, der auch bis über Eure lothringiſche Grenze losgebrochen iſt, macht es uns zur dringenden Pflicht, zuſammenzuhalten, und ich hoffe, Euch bald mit mir verbündet zu ſehen gegen die hereinbrechende Barbarei des gemeinen Gedankens."

Durch dieſe Wendung war das nähere Eingehen in Unterhandlungen wiederum beſeitigt, und unter beſten Wünſchen für des Königs Geſundheit verließ der Kaiſer den Alcazar.

Der König, Montmorency und Brion waren allein im Sternenſaale zurückgeblieben. Alle drei, innerlich zufrieden mit der vornehmen, ja überlegenen Haltung, welche gegen den anfänglichen Anſchein Frankreich in dieſer Zuſammenkunft behauptet hatte, ſahen einander an und brachen gleichzeitig in ein ſchallendes Gelächter aus.

„Wir haben wiederum gar nichts gewonnen", rief Brion mitten im Gelächter, „als die Ehre!"

„Dieſer weiſe römiſche Kaiſer", rief Montmorency in dem nämlichen Tone, „ſchlüpft um ſeinen Raub umher wie der Fuchs, der ſich ebenſo fürchtet, die ſtachliche Beute anzugreifen, wie ſie fahren zu laſſen!"

„Foi de gentilhomme," ſagte der König, „der Jammer iſt nun aber doch dem Ende nahe! Er ſieht, daß er uns nicht zur Bettelei und Pflichtvergeſſung herunterbringt, und die öffentliche Stimme nötigt ihn zum Anſtande."

Die eitel-leichtſinnigen Franzoſen waren in vollſtändigem Irrtume.

König Franz war durch die Aufregung wieder vollſtändig belebt und hatte ſich durch ein heiteres Mahl mit ſeinen Leidensgefährten hinreichend geſtärkt, ſo daß ihn der hereinbrechende Abend wieder ebenſo aufgelegt fand zum Liebesabenteuer, wie er es vor dem heftigen Krankheitsanfalle

gewesen war. Alle Krisen in ihm waren heftig und rasch, und seine Wünsche und Begierden waren von hartnäckiger Dauer, solange ihnen die Befriedigung versagt wurde. — Als Brion und Montmorency bei einbrechender Dunkelheit den Alcazar verlassen und sich nach dem Palaste zurückgezogen hatten, erwachte ihm von neuem das unwiderstehliche Verlangen, die geheimnisvolle und im geheimnisvollen Dunkel so zauberisch lockende Dame an sein Herz zu drücken. „Es lebe das galante Abenteuer! Es lebe der Zauber des Weibes!“ rief er, aufgeweckt durch Mahl und Wein, vor sich hin, und stieg mit dem Vorsatze, heute den Balkon zu erstürmen, in den Garten hinab.

Ungewöhnliches Hin- und Hereilen mit Lichtern, ungewöhnliche Bewegung in dem Palaste schrieb er der Anwesenheit des Kaisers zu, von dessen Begleitung vielleicht einige Gäste beim Herzoge von Infantado zurückgeblieben seien. Er wußte durch Brions Mitteilungen, daß er dadurch nicht behindert werden konnte, weil die Wohnung seiner Schönen eine völlig abgesonderte Ecke des Palastes bilde, und man, vom Alcazar in den Flur des Palastes tretend, über die erste kleine Treppe linker Hand jedenfalls ungestört in diesen geheimnisvollen Bereich des Hauses gelangen könne. Er war entschlossen, dies zu versuchen, sobald die Anwesenheit seiner Dame im Balkonzimmer vorauszusetzen sei, und sich keine andere Gelegenheit durch Entgegenkommen der Dame oder vermittelst des nicht eben hohen Balkons darbiete. Den Eigensinn also, durchaus nicht das Gitter zu überschreiten, hatte er hinter sich geworfen. Diese trotzige Periode seiner Gefangenschaft sei nun mit dem Besuche des Kaisers geschlossen.

Es gab nichts, was ihn mehr und unangenehmer hätte aussetzen können, als dieser Vorsatz! Namentlich an einem Tage, der ganz Madrid, der den Palast Infantado so ungewöhnlich in Bewegung setzte! Aber es gab auch nichts

Dreisteres, als des Königs Rücksichtslosigkeit, wenn sein Verlangen von Ungeduld gestachelt wurde. Er mußte dann haben, was er heischte, er mußte es auf der Stelle haben, und wenn es Wohl und Wehe einer Welt aufs Spiel gesetzt hätte und einen Tag später ohne die mindeste Gefahr zu haben gewesen wäre.

Nur dazu hatte er Geduld, auf der steinernen Treppe vor dem Alcazar zu sitzen und irgend eines Lebenszeichens im Balkonzimmer zu harren. Da er des Entschlusses sicher war, so reizte ihn das Harren auf ein Signal. „Romantische Maurin," flüsterte er lächelnd vor sich hin, „du irrst dich, wenn du meinst, mich ungestraft herausfordern zu können! Ich gehöre nicht zu den untätig schmachtenden Troubadours. Oder — spanisch Blut ist heißes Blut! — ist es vielleicht gar die höchste Zeit? Hat sie mir gestern schon gezürnt, daß ich vorgestern die dargebotene Gelegenheit nicht entschlossener ergriffen, den Balkon nicht erstiegen habe, durch das Gitter, über die Treppen nicht hinauf gedrungen bin? Foi de gentilhomme, ich bin wohl kläglich und furchtsam geworden in meinem heillosen Kerker! So wird es sein, und ich habe Eile, meine Ehre als romantischer Abenteurer aufrecht zu erhalten!"

In diesem Augenblicke zeigten sich Lichter auf der linken Seite des Palastes, sie leuchteten und verschwanden an mehreren Fenstern vorüber, sie wurden fest im Balkonzimmer — der König sprang auf, er eilte ans Gitter, er sah eine Dame, sie verschwand aber wieder, und die Balkontüren waren geschlossen; es zeigte sich nichts weiter, es verlautete nichts. Die Ungeduld schlug über ihm zusammen, er riß das Gitter auf, er eilte unter den Balkon! Aber es war von diesem Balkon aus nicht der geringste Anhalt nach unten hin geboten, er war nicht zu erreichen! Der König wendete sich rasch und trat in den Flur des Palastes, dessen Tür nur angelehnt war, wem aber begegnete er da? — Dem Herzoge

von Bourbon, der eben die Haupttreppe rechts herabgekommen war, und ſich nach den Höfen zu gewendet hatte. Der König erkannte ihn, der im vollen Lampenlichte des Flurs dahinſchritt, auf der Stelle, Bourbon, der nur halb ihm zugewendet war, ſchien ihn nicht ſogleich zu erkennen, wohl aber ſchien ihm die Figur des Königs aufzufallen, die im Dunkel der Flurtüre ſich bewegte. Er hemmte ſeinen Schritt, unentſchloſſen tat der König einen Augenblick desgleichen, faßte ſich aber ſchnell und betrat die ganz an der Tür belegene Treppe linker Hand.

Er bemerkte, daß Bourbon nicht weiter ging — der ſchwere Schritt des ſtarken Kriegers hatte vorher ſtark genug auf dem Marmorboden des Flurs geklungen — und äußerſt unangenehm berührt von dieſer Begegnung ſchritt der König, an lauter widerwärtige Folgen denkend, die dunkle, ihm unbekannte Treppe langſam aufwärts.

„Ach was! Spreche er, zu wem er möge! Die Dinge dahier ſind von heute an geändert, und meiner Gunſt bedarf er doch, wenn er auch durch Friedensartikel in ſeinen Beſitz wieder eingeſetzt wird; ſein Bourbonnais wachſe noch ſo ſehr in die Breite, er bleibt mein Vaſall und iſt meines guten Willens bedürftig!“

Alſo denkend war der König in einen matt erleuchteten Vorſaal gekommen, ſeiner Berechnung nach konnte ihn nur noch eine Mauerbreite von etwa drei Fenſtern trennen vom Balkonzimmer, welches er ſuchte. Er ſtand vor einer niedrigen Flügeltür, die ſeinem leiſen Drucke wich und ihn in ein großes, ebenſo matt wie der Vorſaal erleuchtetes Zimmer führte. Aber o Himmel, in dem daran ſtoßenden Gemache, welches ſeiner Berechnung nach das Balkonzimmer ſein mußte, und deſſen halbe Tür ein wenig geöffnet war, hörte er eine Frauenſtimme ſprechen! Seine reizende Unbekannte war alſo nicht allein. Und wenn es nur ihre Kammerfrau war, ſo war es eine üble Verlegenheit für ihn, denn wahrſcheinlich

nahm ſie ihren Ausgang durch das Gemach, in deſſen Mitte er eben ſtand, und — was ihm noch übler dünkte als dies: die Unbekannte hatte alſo wohl, da ſie ſich nicht allein verhielt, ſchwerlich auf einen ſolchen Ausdruck ſeiner romantiſchen Sinnesart, wie das dreiſte Eindringen in ihr Zimmer, gerechnet.

In dieſer Verlegenheit glaubte er auch obenein hinter ſich auf dem ſchmalen Vorſaale Schritte zu hören, ſo daß ihm alſo auch ein ſicherer Rückzug abgeſchnitten war. „So iſt denn jeder Gran von Glück“, knirſchte er in ſich hinein, „aus meinem Leben gewichen! Der erſte Schritt, den ich aus dem ſtieren Leid heraus ſetze, wirrt mich in die unwürdigen Notwendigkeiten des Täuſchens und Lügens. Daß dich die Peſt! Brion und Montmorency muß ich geſucht haben — man kommt!“

Die Stimme aus dem vermeintlichen Balkonzimmer nämlich hatte ſich der halbgeöffneten Tür genähert, er hörte die Worte: „Mut, es wird alles gut werden!“ und erwartete mit wieder gewonnener Zuverſicht, ſeine Unbekannte auf der Schwelle erſcheinen zu ſehen, er hatte in dieſen Worten ihre Stimme erkannt. Aber nein, auf der entgegengeſetzten Seite, mehr nach rechts, nach den Höfen zu, hörte er eine Tür öffnen und ſchließen und bemerkte, daß es ſtill in dem Zimmer wurde, daß ſeine Dame alſo allein ſein müſſe. Leiſeſten Schrittes, wie er ihn auf der Jagd erlernt, ſchlich er bis an den halb offenen linken Flügel der Tür, um ins Zimmer blicken zu können. Er ſah die Dame, wunderſchönen Wuchſes, den Rücken ihm zukehrend, an einem Tiſche beſchäftigt, wie es ſchien mit Ordnen von Schmuckſachen. Der üppigſte Nacken, die ſchönſten Arme hoben ſich vom dunklen Haare, vom ſchwarzſeidenen Gewande, der König ſtand vor einem Reize, der ihm ſo lange entzogen worden, der ihm wunderbar traulich und mächtig verführeriſch winkte, er ſtand eine Zeitlang unbeweglich und ſchwelgte in dem Anblicke, und

folgte begierig den leichten Bewegungen der schönen Arme. Dann trat er, der lebhaften Neigung seines Naturells sich hingebend, rasch ins Zimmer. Die Dame wendete sich ebenso rasch und zeigte sich in Aufhebung der Arme, in Raschheit und Heftigkeit der Bewegungen so ungestüm, daß er ihr Antlitz nicht sogleich unterscheiden konnte, aber mit Überraschung sah und fühlte, daß sie an seine Brust flog.

Es war Françoise.

Franz war gutmütig genug, sich dieser unerwarteten Begegnung zu freuen. Warum sollte er auch nicht! In Liebe, wenn auch nicht eben in herzlicher Treue war er von ihr geschieden, flüchtige Treulosigkeiten abgerechnet hatte nichts sein Grundverhältnis zu Françoise gestört, und die Kriegsunfälle konnten doch nur geeignet sein, ihm eine hingebende Frauenliebe werter und teurer zu machen. Die romantische Neigung zu der geheimnisvollen Dame dieses Palastes ferner war doch bis jetzt nur ein tändelndes Spiel seiner Phantasie, einer durch Einsamkeit überreizten Phantasie gewesen. Am Ende mußte solche phantastische Reizung zum Vorteile Françoisens selber gedeihen, da sie das zufällige Glück hatte, seiner liebesüchtigen Stimmung im entscheidenden Augenblicke selbst entgegenzutreten, und reizend entgegenzutreten! Denn der König fand sie schön, schöner als je, liebenswürdig, ja liebenswürdiger als je in den Ergüssen eines wahrhaft liebenden, sich selbst verleugnenden, seinen Liebesgegenstand über alles verherrlichenden Herzens. Der so lange aufgedämmte Strom voller Liebe ergoß sich jetzt über ihn, den so tief Verarmten, mit voller berauschender Flut. Alles Glück hatte sich ihm seit langer Zeit versagt, nur dies engelgleiche Geschöpf war ihm unerschütterlich ergeben geblieben, und erschien jetzt wie sein guter Genius, ihm lang vermißte Lebensfreude, farbige Hoffnungen, herzliche Zuversicht in vollem Maße wiederzubringen.

Ja, die Innigkeit ihres Wesens, die Heiterkeit einer

Laune, die ihr neben dem Geliebten in vollem Schwunge liebenden Übermutes ſprudelte, gewährten ihm eine ſelige Stunde; aber wenn dieſes Glück von Dauer ſein ſollte, ſo mußte dies endlich wieder vereinigte Liebespaar auf der Stelle nach Frankreich abreiſen können. Dann vielleicht kam nie zur Reife, was in dem Charaktergange des Königs leider vorbereitet war zum Verderben dieſes Liebesverhältniſſes. So erſcheint wohl plötzlich ein Gewitter am Himmel und ſcheint durch Donner und Blitz und fruchtbaren Gußregen die verzehrende Schwüle einer heißen Jahreszeit umzuändern, aber das Wetter erſchöpft ſich, die herrſchende Stimmung der Atmoſphäre iſt nicht gründlich überwältigt worden, und mit der neu aufgehenden Sonne iſt die vorige Schwüle und Dürre wieder mächtig, als ob keine Unterbrechung ſtattgefunden hätte.

Franz war wohl gutmütig, aber nur in beſtimmter Lage, die Gutmütigkeit war nicht ausgeſchloſſen von ſeinem Charakter, aber ſie war kein herrſchender Grundzug desſelben. Seinem Unternehmungsſinne, und dieſer war ſeinem Herzen wie ſeinem Geiſte eigen, durfte nicht unmittelbar neben der gutmütigen Regung ein Wink, eine Verſuchung erſcheinen, ſie wirkten immerdar ſtärker als die gutmütige Regung. So hätte er die romantiſche Lockung ſeiner geheimnisvollen Dame vielleicht vergeſſen, oder ſie wäre untergegangen in ſolcher Freude des Wiederfindens, wenn Françoiſe dafür geſorgt hätte, daß ihn an dieſem Abende nichts mehr daran erinnert hätte. Und es wäre ihr ſo leicht geworden! Sie durfte ihn nur hinüberführen zur Schweſter Margareta, mit der ſie angekommen war und die im andern Flügel wohnte, ſie durfte ihn nur eiligſt entfernen aus dieſen Gemächern ſeiner Gefängnisromantik, in welchen die Urheberin dieſer Romantik wohnte, und jeden Augenblick erſcheinen konnte. Denn niemand anders als ſie war es geweſen, welche kurz vor Eintritt des Königs Françoiſe verlaſſen, auf kurze Zeit

verlaſſen hatte. Aber wie konnte Françoiſe daran denken! Nach ſo langer Trennung den Geliebten wieder im Arm haltend ſollte ſie klug ſein, wo nicht einmal Aufforderung zur Klugheit vorlag! Doch ſollte ſie's! Hierin, und hierin allein lag das Geheimnis, einen Mann wie König Franz dauernd zu feſſeln. Koketterie im guten, vielleicht auch ein wenig im ſchlimmen Sinne war dieſer Künſtlernatur gegenüber unerläßlich; durch unerwartete Verſagung, unvorhergeſehene Wendung mußte ihm das Sichere immer wieder unſicher, das Einfache mannigfaltig, das Liebesleben ein Roman werden, den nicht ſeine Laune und der Zufall, ſondern die Geliebte erfand. Leider glauben gerade die beſten Frauen ſo ſelten, daß die Liebe, wenn ſie dauernd ſein will, auch eine Kunſt ſein muß, ja ſie rechnen ihrem Herzen zur Ehre, was ſie der Kunſt zum Schaden tun. Françoiſe, ſein reich begabtes Frauennaturell, hatte einen Moment lang die Idee, den König inmitten des Liebestaumels hinwegzuführen, damit er die geliebte Schweſter begrüße. Gleichgültig, ob dieſe Abſicht nur zur Hälfte aus einem künſtleriſchen Gedanken und zur anderen Hälfte aus ihrem guten Herzen, Margareten den Bruder eiligſt zuzuführen, ſtammen mochte; es wäre ihr Glück geweſen, wenn ſie ſelbige ausgeführt hätte, ihr Schickſal ſtand in dieſer ſcheinbaren Kleinigkeit auf dem Spiele.

Aber der König war ſo glücklich und ſo lieb in ihren Armen, er ſchalt ſo lieblich, daß ſie an etwas anderes denken könne! Dennoch kam ſie darauf zurück, und traf die am eindringlichſten klingende Saite, indem ſie erzählte, daß Budé und Meiſter Clément mitgekommen wären, und daß der letztere ſeine in der Gefangenſchaft ausgebildeten Talente der Intrige vortrefflich gepflegt habe. Liebenswürdig und geiſtreich habe er ſie ununterbrochen von Station zu Station dergeſtalt in Bewegung geſetzt, daß der König, auf Marots Vorbereitungen eingehend, mit ziemlicher Sicherheit ſogleich

entfliehen könne. „Die Pferde“, ſetzte ſie hinzu, „ſtehen bis Navarra bereit.“

„Für den König von Frankreich?“

„Nicht doch, für ihn, der als deutſcher Fürſt uns hergeleitet hat im Auftrage des Kaiſers und der mit neuen Aufträgen für die Regentin flugs wieder zurückkommen werde. In ſeinem Gefolge, das er als ziemlich zahlreich angekündigt hat, könnteſt du in ſechsunddreißig Stunden an der Grenze, und ſomit in Freiheit ſein.“

„Wäre ich aus dieſem ſorgfältig bewachten Palaſte heraus, und wäre ich meines eigenen Verſprechens, des Kaiſers Gefangener ſein zu wollen, bis zum Friedensſchluſſe entbunden!“

„Komm! Dieſer Poet iſt unerſchöpflich, er wird auch für dieſen zweiten, mißlichen Punkt eine Auskunft wiſſen. Hör' ihn wenigſtens. Für den erſten Punkt weiß er ſicherlich, und für dieſen gibt es heute, da man ſcharenweiſe ſeit unſerer Ankunft hier aus und ein geht, am erſten Rat. Vielleicht kehrt die Gelegenheit nicht mehr ſo günſtig wieder.“

„Der Poet blendet dich: das nimmt ſich in der Schilderung artig aus, aber in der Wirklichkeit hat Marot zu wenig Übung. Und bedenke die entſetzliche Lage, wenn es mißlingt! Wenn ich wie ein kläglicher Sünder vor dieſen ſtolzen Spaniern wieder erſcheinen müßte, o!“

„Aber es kann gelingen! Und da der Kaiſer unbegreiflich niedrig all ſeinen Vorteil des Tages von Pavia darauf geſtellt hat, dir, dem gefangenen Helden, Opfer abzupreſſen, da er mit ſeinem ſiegreichen Heere nicht ein Dorf Frankreichs während der anderthalb Jahre erobert und deiner klugen Mutter hinreichende Zeit gelaſſen hat, neue Bündniſſe zu ſchließen, neue Truppen zu werben, und die Grenzen zu ſichern, ſo verliert er, betritt erſt dein Fuß ohne zurückgelaſſene Bedingungen und Verſprechungen die Grenze, allen bisherigen Vorteil! Komm, höre, überlege!“

„Seit wann bist du denn so politisch geworden, Françoise?“

„Mein Gott, seit ich nichts Besseres zu tun hatte, seit mein Liebhaber mich verlassen!“

Sie küssend erhob sich der König, um ihr wirklich zu folgen — da ging die Tür hinter ihnen auf, dieselbe Tür nach dem vorderen Teil des Palastes, durch welche vorher die geheimnisvolle Dame sich entfernt hatte, und diese selbige Dame trat ins Zimmer.

König Franz, umschauend und sie erblickend, stand wie verzaubert still: die Frau, welche er am Arme hielt und welcher er noch eben vollen Herzens zugetan gewesen war, sie war vergessen, seine Seele flog diesem jugendlichen Geschöpfe zu und haftete in diesen großen dunklen Augen, an diesem die lieblichste Melancholie ausdrückenden Munde, an dieser feinen, in edlen weißen Stoff gekleideten Gestalt. Das glänzend schwarze Haar, in langen Locken ringsum wallend, die dichten schwarzen Augenbrauen, und die überaus leise aufgehauchte Röte verliehen dieser Jugend einen Ausdruck von Ernst und Bestimmtheit, welcher jede leichtsinnige Regung zurückwies, und welcher jegliche Regung zu erheben schien. Ja, es war dasselbe Mädchenantlitz, welches er an jenem Abende in Fontainebleau flüchtig gesehen hatte, es war Chimene. Aber das Mädchen war volle Jungfrau geworden. Die dunklen Augäpfel auf dem blauweißen Grunde hatten Energie, der Mund Festigkeit, der Hals Fülle, die Schultern Rundung gewonnen, sie übertraf selbst das Bild phantastischer Träume des Königs, und die tiefe aber milde Stimme, die er nun in der Nähe wieder vernahm, bewegte ihm das Herz in lieblichstem Wohlbehagen.

„Vergebt,“ sprach sie, „ich habe, unbedacht herantretend, Eure letzten Reden gehört, und möchte mit allem möglichen Nachdruck den Rat meiner Freundin Françoise unterstützen. Flieht, König Franz!“

„Wollt Ihr uns begleiten auf unſerer Flucht?“

„Ich habe erfahren,“ ſetzte ſie errötend hinzu, ohne die Frage des Königs zu beantworten, „was der Kaiſer nach ſeinem Beſuch im Alcazar geäußert hat: es benimmt Euch jede Ausſicht auf die geringſte Nachgiebigkeit und Billigkeit von ſeiner Seite, und gibt Euch ein Recht, alle ritterliche Rückſicht, durch welche Ihr Euch ohne förmlichen Friedensſchluß zur Haft verpflichtet glaubt, beiſeite zu ſetzen.“

„Sprich, Chimene, was hat er geäußert?“ fragte Françoiſe, da der König dergeſtalt in den Anblick des Mädchens verſunken war, daß er ſelbſt bei dieſer wichtigen Behauptung keine Frage ſtellte.

„Er hat meinem Vater anbefohlen, die Wachſamkeit zu verdoppeln, da der König von Frankreich in wunderlichen Illuſionen befangen ſei, und ſicherlich, wenn jetzt nach Ankunft der Herzogin von Alençon die Bedingungen wieder blank zur Sprache kämen, heftige Enttäuſchung empfinden werde. Infolge derſelben könne er irgend einen verwegenen Entſchluß zur Selbſtbefreiung faſſen. — Mein Gott!“ ſetzte ſie leiſe und haſtig hinzu, indem ſie nach der Tür zurückeilte und dieſe leiſe öffnete, um hinauszublicken.

„Was iſt?“ rief der König, „Ihr verlaßt uns doch nicht!“

„Ich glaubte Geräuſch zu hören; dieſer Teil des Hauſes iſt durchkreuzt und durchbrochen von geheimen Gängen und Türen, daß man nirgends ſicher iſt vor Horchern. Und ſeit Abend ſind, wahrſcheinlich auf Befehl des Kaiſers, lauter neue Geſichter im Hauſe erſchienen; eilen wir hinüber zu den Eurigen, dort ſind wir ſicherer.“

Sie hatte vollkommen recht gehabt. Ihr eigener Vater, der ſie von ihrer Jugend auf mit Grauen und Mißtrauen betrachtet, der von ihrem Geſangsverkehr nach dem Alcazar hinüber etwas bemerkt, und von dem weggehenden Bourbon erfahren hatte, König Franz ſei in dieſen Teil ſeines Hauſes getreten, zeigte ſich, als ſie hinweggegangen waren, einen

Augenblick an einer Öffnung der Tapete, die neben einem lebensgroßen Bilde Chimenens angebracht und bis dahin vollkommen unsichtbar gewesen war. Das vertrocknete gelbe Gesicht des alten Spaniers blickte unheimlich von dorther, aus der halben Höhe des Zimmers über das Gemach herab, als ob er sich überzeugen wolle, daß er zu spät gekommen und daß niemand mehr zugegen sei. Es verschwand nach einer Minute wieder spurlos wie die Öffnung selbst.

Dieser Mann war keineswegs geneigt, den gemeinen Wächter oder gar Spion des spanischen Königs abzugeben. Ihm war es sogar zuwider, daß der König von Frankreich so behandelt werde, und er hatte, als Kaiser Karl zu solchem Ende den Palast Infantado in Anspruch genommen, ganz wie ein spanischer Grand die merkwürdige Antwort gegeben: Mein Haus ist meinem Könige zu Dienst, aber ich werde es verlassen oder niederreißen, sobald es den geforderten Dienst eines Gefängnisses solcher Art erfüllt hat. — Von dieser Seite also hätte König Franz nichts zu besorgen gehabt, aber durch Chimenens Hinzutreten wurde dies Verhältnis äußerst nachteilig für König Franz geändert. Jede Berührung, auch die entfernteste, mit dieser Tochter, die er für sein Unglückskind hielt, und von der aus er sich mit irgend einer schrecklichen Katastrophe bedroht glaubte, beobachtete er mit argwöhnischem Argusblicke, besonders seit sie sich mit auffallend festem Eigensinne geweigert hatte, in ein Kloster zu gehen, und mit unerhörter Entschiedenheit darauf beharrt war, die Zimmer ihrer verstorbenen Mutter zu bewohnen.

Eine heimliche Flucht des königlichen Gefangenen ferner, die des Herzogs Fahrlässigkeit zugeschrieben werden könnte, hätte er um jeden Preis verhindert, wenn die Beabsichtigung derselben ihm bekannt wurde. Das Amt eines solchen Wächters war ihm zwar tief verhaßt, aber einmal halb und halb dazu verpflichtet, hätte er es im Notfalle auch mit unerbittlicher Strenge ausgeübt.

Die beiden Damen und der König kamen indes unbehindert zu den neuen Ankömmlingen hinüber, die in Bestürzung gewesen waren, daß auf geschehene Nachfrage der König im Alcazar vermißt worden war, und die nun um so lebhafter die Freude des Wiedersehens ausdrückten. In seiner aufgeregten Stimmung begrüßte Franz die geliebte Schwester vielleicht noch inniger, und beharrte er noch länger bei dem Ausdrucke persönlicher Teilnahme, als es sonst geschehen wäre, aber Margareta selbst drang endlich auf Erledigung der politischen Frage, welche sie nach Spanien gebracht hatte, und führte damit bald die entscheidende Frage „Flucht oder nicht Flucht?“ herbei. „Hoffe nichts“, rief Margareta, „von diesem bleichen Manne, der nichts empfindet, der nur rechnet wie der Kaufmann. Ich habe ihn gesprochen, am Tore der Stadt empfingen mich seine Leute und führten mich zu ihm; er ist wie eingemauert in seine unbilligen Forderungen und hat mich mit einer Eiseskälte, deren ich Zeit meines Lebens mit Schrecken gedenken werde, versichert, daß ich den Zweck meiner Herkunft, dein Wohl, Franz, nur dann erreichen würde, wenn ich dich bewöge, diese Forderungen zu bewilligen. Denn nur nach dieser Bewilligung würdest du frei.“

„Und welche sind's?“ fragte der König, der nicht eben arg davon betroffen, sondern zerstreut zu sein schien.

„Burgund, Flandern, Artois sollst du abtreten, deine Freunde, den König von Navarra, den Herzog von Geldern, den la Marck, sollst du ihm preisgeben, den Connetable und dessen Genossen in alle alten Rechte und Besitzungen einsetzen, eine halbe Million Ecus zahlen, ja —“

„Noch mehr?“

„Ja, die bisher dem Connetable versprochene Schwester des Kaisers —“

„Eleonore?“

„Eleonore heiraten.“

„Foi de gentilhomme, das geht über alles!“

Ein leiſer Ausruf Françoiſens und Chimenens hatte die letzte Bedingung begleitet, und der König, leichtſinnig lächelnd, denn er gedachte nimmermehr ſolche Bedingungen einzugehen, ſetzte hinzu, indem er ſich dieſen Damen zuwendete: „Sie ſoll außerordentlich blond ſein und eine ebenſo hervortretende Unterlippe haben wie ihr Bruder.“

„Scherze nur,“ ſprach Margarete, „es iſt nur zu bitterer Ernſt. Bourbon, dem ſie beſtimmt war, und dem nun dafür das Herzogtum Mailand verſprochen worden iſt, hat mich hierher begleitet, und mich nur zu tief in den Abgrund um uns her blicken laſſen. Sei er wie er ſei, er iſt doch Franzoſe, und ſein Herz ging ihm auf, als er uns ſah; er iſt unglücklich, grenzenlos unglücklich, ſein Verrat am Vaterlande und an dir zerfrißt ihm das Herz, und von dieſem Kaiſer ſieht er ſich fortwährend hingehalten und getäuſcht. O, dieſer ſpaniſche Karl, dieſer fühlloſe Kaiſer iſt undankbar ſelbſt gegen den einzigen Franzoſen, dem er ſein Glück bei Pavia verdankt. Bourbon ſchied von mir mit dem Rate, dir um jeden Preis zur Flucht zu helfen, es ſei dein einzig Heil, und auch ihm werde es eine wohltuende Rache an dieſem Kaiſer ſein.“

„Eines Verräters Rache!“ murrte der König in ſeinen Bart, „die Strafe iſt ihm gerecht. Was ſagt Europa, wenn ich fliehe, ich, der ich mich ſelbſt geſtellt, der ich alſo mein eigener Wächter bin.“

Clément Marot, der jetzt ganz ſtattlich kriegeriſch ausſah und mehr Sicherheit als ſonſt verriet, nahm auf dieſe Äußerung des Königs ein wenig vorlaut das Wort, und rief: „Überläßt er Euch die Wache, Sire?“

„Im Gegenteile,“ ſprach Brion. „Was ſagſt du dazu, Budé, du haſt ein fein gebildet Rechtsgefühl.“

„Ich ſage, je früher Eure Majeſtät das rechte Ufer der Bidaſſoa betreten, deſto eher wird Frankreich wieder glücklich.“

„Deſto weniger verliert es Provinzen. Du weichſt aus, nun denn, Montmorency, du biſt der Mann dazu, entſcheide, die Damen hier haben mich ſchon losgeſprochen, und eine iſt ſelbſt Spanierin, entſcheide du!“

„Sire, wer mir nicht traut, dem bin ich nichts ſchuldig!“

„Topp! ſo gehen wir ans Werk!“

Eine Totenſtille trat ein nach dem Ausſpruche dieſes Entſchluſſes, und König Franz ſetzte nach einer Pauſe hinzu: „Und ſo geſchehe es denn im Notfalle auf Tod und Leben! Macht eure Schwerter locker, ihr Herren! Tritt man uns entgegen, ſo brechen wir durch eine Mauer von Lanzen.“

„Wir ſind alſo einbegriffen?“ rief Brion.

„Natürlich! Wer zurückbliebe, könnte ſchlimm gebettet ſein. Wieviel haſt du Pferde bereit, Clément?“

„Zehn gute Pferde, Sire.“

„Vortrefflich, dann wird auch unſere ſchöne ſpaniſche Alliierte verſehen, die uns doch nicht verlaſſen wird, hoffe ich?! Ihr Damen mögt nach der erſten Station die Straße nach Katalonien einſchlagen, damit ihr nicht zu ſolcher Eile genötigt ſeid; denn verfolgen wird man nur uns.“

„Verzeiht, Sire,“ unterbrach ihn hier Chimene, „wenn auch die Seigneurs eingeſchloſſen ſind, ſo reichen unſere Paßmünzen nicht aus; ich will aber verſuchen, deren beim Haushofmeiſter des Palaſtes auf unverfängliche Weiſe noch einige zu erwerben.“

Dieſe Paßmünzen waren alte Goldſtücke vom Umfange eines doppelten Quadrupels mit dem Infantadoſchen Wappen, alſo aus einer Zeit, da dieſe Familie noch das Recht beſeſſen hatte, eigene Münzen zu ſchlagen. Daß für ſolchen Zweck des bloßen Ausweiſes ſo wertvolle, dem Verluſt leicht ausgeſetzte Goldſtücke gewählt wurden, war ein echter Zug ſpaniſchen Grandenſtolzes, und der Herzog hatte ſeinem Haushofmeiſter ausdrücklich eingeſchärft, bei Austeilung derſelben durchaus nicht ſparſam zu ſein, ſoweit ſie von Perſonen

gefordert würden, denen die Absicht eines Befreiungsattentates nicht eben zugetraut werden dürfe.

In diesem Betracht also hätte die Erlangung neuer Paßmünzen für Chimene keine Schwierigkeit gehabt. Sie erhielt sie denn auch, wie sie vorgab, für einige Herren aus dem Gefolge Bourbons, welche der Herzogin von Alençon aufwarten wollten, und der Haushofmeister hielt es nicht für nötig, gegen die Tochter des Hauses zu erwähnen, daß der Herzog selbst heute bei ihm gewesen sei, um sich nach der Zahl der ausgegebenen Paßmünzen zu erkundigen und daß er strengere Vorsicht als bisher bei Austeilung neuer empfohlen habe.

Chimene selbst war übrigens keineswegs willens, der Aufforderung Königs Franz gemäß die Flucht bis nach Frankreich zu teilen. Sie wollte den König befreit, und ihre Freundin Françoise, der sie mit fast religiöser Anhänglichkeit ergeben war, an der Seite des Königs glücklich sehen. Nachzuweisen, woher diese Anhänglichkeit an eine Dame, die ihr oft genug herb begegnet, entstanden sei, dies möchte große Schwierigkeit haben. Jugendliche Gemüter edlen Stoffes weihen sich so gern solchen Personen ihres Geschlechtes, die ihnen einige Jahre an Alter voraus sind, und deren Lebensweise und Schicksale etwas Besonderes darbieten. Sie bilden sich aus solchen Personen verkörperte Ideale, und ordnen sich ihnen unter selbst in den wichtigsten Empfindungen und in den für sie selbst wichtigsten Interessen. Ob Chimene den König Franz liebenswert und dessen Neigung für sich selbst wünschenswert gefunden, das kam ihr in so deutlicher Fassung niemals zur Frage. Françoisens Nebenbuhlerin zu sein, wäre ihr eine verbrecherische Stellung gewesen, und je entschiedener ihr der König seine Vorliebe bekundete, desto fester wurzelte sich ihr Vorsatz, nach der Befreiung desselben in den Palast des Vaters zurückzukehren, und die Schuld des Attentates auf sich zu nehmen. Unter eitel trüben Ver-

hältniſſen erzogen, war ihre Seele ſtets dem Opfer zugewendet, und Opfer zu bringen ſchien ihr das natürlichſte Los zu ſein. Auch hatte ſie eine innere Scheu vor dem Leichtſinne des Königs, und wäre wahrſcheinlich zurückhaltend gegen ihn geblieben, ſelbſt wenn ſie eine ſiegreiche Nebenbuhlerſchaft mit Françoiſe für möglich gehalten, ſelbſt wenn ſie die bereits erwähnte hingebende Geſinnung für die Freundin nicht in ſo hohem Grade empfunden hätte.

Es war übrigens alles vorbereitet zur Flucht, als ſie zu den Franzoſen zurückkehrte. Für den König war der weite Samtmantel gebracht worden, den er im Lager von Pavia zu tragen gewohnt geweſen, den man aber in Madrid, wo er nur wärmere Jahreszeit verlebt, nie an ihm geſehen hatte, und Montmorency, der ſtets in grober praktiſcher Kriegskleidung einherging, hatte ihm einen breitkrempigen, das Geſicht tief beſchattenden Hut gegeben. Auch ſollte er größerer Sicherheit wegen nicht ſelbſt ſeine Paßmünze vorzeigen, ſondern Marot ſollte dies für ihn tun.

So war denn der Augenblick des Wagniſſes da, der Herbſtabend war bis gegen die neunte Stunde vorgerückt, und die zur Flucht Entſchloſſenen waren alle an die Fenſter getreten, durch welche man nach den Höfen hinaus, alſo auf das zu betretende Kampfesfeld blickte. Eine allgemeine Stille war unter ihnen eingetreten, jeder ſchien zu würdigen, wieviel vom Gelingen oder Mißlingen abhänge. Das Mißlingen war nicht ſo gefährlich, als überaus peinlich, und das empfand jeder, obwohl keiner gegen den Plan aufgetreten war. Die Überlegenheit Königs Franz im Alcazargefängniſſe war bis jetzt eine moraliſche geweſen, der adelige Sinn hatte ſich erhaben und ſtolz fühlen können neben dem Kaiſer, der das Kriegsglück in ungroßmütiger Weiſe ausbeutete. Dieſe moraliſche Überlegenheit ward jetzt aufs Spiel geſetzt. Im Fall des Gelingens, nun, da konnte man ſie entbehren, man gewann die Freiheit dafür, und mit der Freiheit den Raum,

vor aller Welt zu beweiſen, es ſei ſolch ein Schritt gegen die unedle Behandlungsweiſe des Kaiſers nötig geweſen. Im Fall des Mißlingens aber? — dieſe düſtere Wolke lag auf allen Geſichtern eben ſo ſchwarz, wie ein dunkles Wolkengebirg aufgetürmt lag auf den Guadarramabergen, die man jenſeits Madrid im lichten Vollmondſcheine von den Fenſtern aus erblickte, ſo hoch und feſt getürmt, daß man nicht mehr unterſcheiden konnte, was Berg, was Wolke ſei. Die Männer wußten eben auch nicht mehr, was Gefängnishypochondrie, was gegründete Beſorgnis in ihnen wäre. Gedemütigt zu ſein iſt viel ſchmerzlicher, als gefangen zu ſein, und gedemütigt waren ſie, wenn es mißlang.

„Auf denn,“ rief der König endlich, „haben wir den Mut gehabt, es zu beſchließen, ſo müſſen wir auch den Mut haben, es auszuführen. Gott weiß, daß ich auch lieber in einen Regen von Kugeln hineinſchritte, als in dieſe Pforten ſpaniſcher Wächter. Vorwärts! Ich mache den Anfang mit unſerem ſpaniſchen Schutzengel und Marot, mir folgt Montmorency mit Margareta, dann Brion mit Gräfin Françoiſe, und der bedächtige Budé ſchließt den Zug.“

So geſchah's. Was gegen die Zerſtreuung zuträglich war, daß nämlich Franz ſeine neue Neigung, Brion ſeine alte Liebe am Arme führte, das war freilich der Vorſicht nicht eben förderlich. Und Vorſicht war doch gar ſehr vonnöten. Chimene vor allen hätte unbefangen ſein ſollen, ſie ſchauerte aber in Angſt und ungekannter Regung zuſammen, als ſie des Königs Arm feſt an den ihrigen, als ſie den immer dringender werdenden Druck desſelben fühlte, als ſie im Flur des Palaſtes ſchon leiſe Reden des Königs hörte, welche ihr alles Blut zum Herzen trieben. König Franz beſaß dieſe Macht des Mutes, oder ſoll man in dieſem Falle ſagen: dieſe Macht des Leichtſinns, die Gefahr, welche er ſelbſt für entſetzlich erkannte, im entſcheidenden Augenblicke zu verachten, zu vergeſſen. Iſt dies bloß eine glückliche

Mischung der Galle, wie der Physiolog behauptet, oder ist es eine vom Körper unabhängige moralische Kraft? Was ist denn aber vom Körper unabhängig? Und zeigt sich nicht diese, deshalb brutal genannte Verachtung der Gefahr so oft bei gedankenlosen, scheinbar jedes moralischen Schwunges unfähigen Menschen? Die meisten Gattungen des Mutes sind wohl ebensowenig wie die Seele an einzelnen Orten des Körpers, in einzelnen Eigenschaften des inneren Lebens aufzusuchen, sondern gehören untrennbar jener Gesamtheit der Person an, welche wir Charakter nennen, damit wir doch für etwas Unbestimmbares einen unbestimmten Ausdruck haben. Und so gehörte es zu des Königs Charakter, sich in so gefährlichem Augenblicke einer auflodernden Liebesneigung hingeben zu können.

Am Ausgange des Flures unter dem Hauptportale des Palastes war der erste Wachtposten und in diesem Falle der gefährlichste zu passieren. Hier besonders wäre ein Wegwenden des königlichen Antlitzes am nötigsten gewesen, denn dieser Pförtner konnte am ersten den König gesehen haben, da er nur in müßigen Abendstunden bis an den hinteren Ausgang des Flurs gewandelt sein durfte, um den fremden König im Alcazargarten zu erblicken. Wie groß auch die Gleichgültigkeit eines Pförtners zu sein pflegt, bei diesem einzigen Falle, der den Anblick eines gefangenen Königs von Frankreich bot, war doch wohl zu erwarten, daß der alte Pförtner ein übriges an Neugier gezeigt haben würde. Und so war es; der Pförtner hatte den König zu wiederholten Malen gesehen, und hatte zu wiederholten Malen geäußert, daß er es gar nicht nobel fände, wenn ein König so hoch gewachsen sei wie ein galizischer Gebirgsbauer. Ein vornehmer Mann, hatte er hinzugesetzt, den vorherrschenden Wuchs unter der spanischen Grandezza vor Augen habend, dürfe nicht über Mittelgröße sein; man käme sonst auf den Gedanken, er habe sich die Glieder durch Leibesarbeit aus-

dehnen müſſen. Dieſer alte Perez war alſo ein überaus gefährlicher Poſten; ſein Aufenthaltsort war auf der rechten Seite des Flurs gelegen, wenn man aus dem Palaſte hinausſchritt. Der König alſo wendete ihm, wenn er ſich ſeiner Dame zuneigte, geradezu das Antlitz entgegen. Die Wohnung des Pförtners war kellerartig einige Stufen tief, und Chimene hoffte, mit ihrem Begleiter durch den nur angelehnten Torflügel ohne des Pförtners Zutritt hinauszukommen, da er nicht wie gewöhnlich an ſeiner Tür zu ſehen und die Paßmünze an ihn nicht vorzuzeigen war. Dazu nämlich waren an den Ausgängen der vor dem Palaſt liegenden Höfe noch zwei Pförtnerpoſten errichtet. Sie bat alſo, ihre Verwirrung bemeiſternd, als ſie in der Nähe von Perez' Tür waren, den König mit haſtigem Worte, jetzt zu ſchweigen und den Kopf nach der anderen Seite zu wenden. Der König aber dachte in ſeiner Leidenſchaftlichkeit, welche durch unmittelbare Berührung Chimenens aufgeregt war, nur an ſeine Liebeserklärung, und das Gebot des Schweigens und Abwendens bezog er nur darauf. Er neigte ſich alſo nur näher zu ihr, und ſprach nur noch lauter, ſie möge nicht ſo hartherzig ſein.

„Um Gottes willen ſchweigt, Perez ſitzt auf der Treppe und kennt Eure Stimme wie Euer Antlitz."

„Wer iſt Perez?"

Der Pförtner, ſeinen Namen hörend, wendete ſich mit dem Geſicht nach dem Flur, denn er hatte ſeitwärts auf der erſten Stufe geſeſſen und hatte geſchlummert. Ohne dieſes laute Wort des Königs wären die Flüchtlinge alſo wahrſcheinlich unbemerkt vom Pförtner aus dem Palaſte gekommen. Jetzt hing alles davon ab, daß er wieder beruhigt und vom Aufſtehen abgehalten wurde. Chimene wollte alſo den Austritt beſchleunigen und den angelehnten Torflügel raſcher aufmachen, als Marot, der auf des Königs linker Seite ſchritt, tun konnte. Aber teils war das Tor für ihre ſchwachen Hände und für raſche Öffnung zu ſchwer, teils

duldete dies des Königs Galanterie nicht. Er wollte selbst zugreifen und konnte dies doch auch nach französischer Weise nicht tun, ohne dabei zu sprechen, welches in diesem kritischen Augenblicke von größter Gefahr sein mußte. Glücklicher- oder unglücklicherweise sprach er dabei den Namen Chimenens aus, und der schläfrige Perez mochte dadurch versichert werden, es handle sich um seine Herrschaft, deren Austritt durch Zuvorkommenheit zu erleichtern sei. Er traf also allerdings Anstalt, sich zu erheben, um den Torflügel selbst zu öffnen, wurde aber bald inne, daß er doch zu spät komme; dem kräftigen Griffe des Königs war die Tür rasch gewichen, und er war mit seiner Dame und Marot hinaus, ehe Perez aufgestanden war. Die Tür blieb weit offen, und da Montmorency mit Margareta dicht hinter dem Könige gingen, so kamen sie ebenfalls unbefragt durch das Tor. Leider war Brion dadurch, daß er die für den König zitternde Françoise am Arme führte, ebenso unpassend beteiligt und befangen, wie der König an Chimenens Seite, und obwohl er nicht so laut und rücksichtslos sprach, so zögerte er doch mehr als ratsam war, und kam erst in dem Augenblicke an den Ausgang, als Perez von der offen stehenden Tür den hereindringenden Zug der Abendluft in seinen rheumatischen Gliedern verspürte, und dadurch erweckt und zu dem Entschlusse gebracht wurde, die Tür wieder anzulehnen. Brion aber, der im Palaste wohnte, war dem Pförtner ganz genau bekannt, das Licht einer Fackel, welche am Eingange der Pförtnerwohnung loderte, fiel voll auf den Ausgang, durch welchen Brion eben mit Françoise schreiten wollte; ein Blick des Pförtners konnte das Unternehmen vernichten, denn Perez würde sicherlich, Brion erkennend, solchen Lärm erhoben haben, daß sein Ruf über den Hof hinüber bis zum nächsten Wachtposten gedrungen wäre, und dort gesteigerte Aufmerksamkeit erweckt, also auch den Durchgang der übrigen Flüchtlinge erschwert hätte.

Budé, vollständig beſonnen und die Größe der moraliſchen Gefahr des Mißlingens vollkommen würdigend, hatte ſich mit aller erdenklichen Aufmerkſamkeit ausgerüſtet. Er ging abſichtlich einige Schritte hinter Brion und Françoiſe und rief Perez ſogleich an, als dieſer aus ſeiner Tür in den Flur trat. Dadurch ward deſſen Blick rückwärts in den Flur gerichtet und von Brion abgelenkt. Ehe Budé nun dem Pförtner die unverfängliche Mitteilung gemacht, daß er zu den Fremden gehöre, die heute erſt angekommen ſeien, und zu überflüſſigem Ausweis die Paßmünze vorgezeigt hatte, war Brion bis gegen die Mitte des Hofes hinaus.

Beim Aufbruche war noch flüchtig beſtimmt worden, daß kein Paar auf das andere Rückſicht nehmen ſolle; auch an der Stelle, wohin Marot die Pferde beſchieden, ſollte der zuerſt Ankommende keine Minute Zeit verlieren. So war denn, während dieſe Zögerung zu einiger Beſorgnis Brions und Françoiſens mit Budé vorging, der König mit Chimene und Marot bereits dicht vor der zweiten Wachtſtation, wenn wir den Pförtner als erſte bezeichnen. Dieſer innere Hof, der Stierhof genannt, ward durch zwei Gebäudeflügel gebildet, welche noch mit dem Hauptpalaſte zuſammenhingen, und welche vom Hauptpalaſte aus halbkreisförmig gebaut waren mit der Ausbeugung nach außen, als ſollten ſie einen Zirkus bilden. In der Tat wurde der alſo entſtehende runde Hof auch öfters zu Stiergefechten benutzt, welche die Herzöge von Infantado zu ihrem und ihrer Freunde Vergnügen ins Werk ſetzten, und trug davon ſeinen Namen. Dieſe Flügelgebäude wurden im untern Geſchoß von der Dienerſchaft des Hauſes bewohnt, das obere Geſchoß bildete halbkreisförmige Galerien, bis zu dem Punkte, wo ein Raum von etwa dreißig Schritt zu offenem Tor übrig geblieben war. Da endigte dieſe Fortſetzung des Palaſtes, und es zeigten ſich links und rechts einſtöckige ſchmale Wachthäuſer, die jetzt mit Trabanten angefüllt waren, und an deren

Schwelle Tag und Nacht zwei Wächter ſaßen. Dieſe Häuschen klebten wie Neſter links und rechts an den Enden der Flügelgebäude, nahmen ſich nicht eben vorteilhaft aus, und ſtammten offenbar aus neuerer Zeit. Wahrſcheinlich benutzte man ſie ſonſt zu Aufenthaltsorten für die Kampfſtiere, wenn ein ſolches Gefecht vorbereitet wurde. Wenigſtens hatten ſie Türen, die unmittelbar in den eben beſchriebenen Hof gingen und welche alſo ſonſt zum Eintritt der Stiere benutzt werden konnten. Jetzt aber waren dieſe Türen, obwohl Trabanten vor ihnen ſaßen, nicht von ſo großer Wichtigkeit, ſondern die breite Front dieſer Wachthäuſer, und zwar vom Palaſte aus das letzte Fenſter derſelben, war für die Flüchtlinge der entſcheidende Punkt. Jedes dieſer Eckfenſter nämlich ſowohl im Wachthauſe rechter, als in dem linker Hand war zu einer Tür erweitert worden, und in dem ſchmalen Gemache, zu welchem dieſe neue Tür unmittelbar führte, ſaßen eben Tag und Nacht die Wächter. Dicht vor dieſer Tür war der eigentliche Verſchluß des Hofes, der von einem Wachthauſe zum andern hinüberging, und aus drei Abteilungen beſtand. Wie oben geſagt, war dieſer Austrittsraum etwa dreißig Schritte breit. Zwanzig davon nahm in der Mitte der Hauptzugang ein, durch welchen Wagen und Pferde einpaſſierten. Er war durch ein kunſtvoll gearbeitetes, mit breitgeſchmiedeten Roſen verziertes eiſernes, ſehr hohes Torgitter geſchloſſen. Die breiten Roſen waren vergoldet, und ein zierlicher Mauerbogen, mit breiten Ausſichtslöchern durchbrochen, wölbte ſich darüber hin. Er ruhte auf Pfeilern von dunklem Marmor, die mit dem Wappen des Hauſes bedeckt waren, und rechts wie links von dieſen Pfeilern ſchloſſen zwei ſchmälere, ebenſo wie das große gearbeitete, aber nicht überdachte Eiſengitter den offenen Raum. Dieſe letzteren gingen bis an die Ecke der Wachthäuſer, bildeten im ganzen je eine Tür und waren für die Fußgänger beſtimmt. Es war herkömmlich geworden, daß jedermann,

der in den inneren Hof von der Stadt aus hinein wollte, an der Pforte, die ihm zur linken Hand lag, klingelte, und daß jedermann, der aus dem inneren Hof hinauswollte nach der Stadt, ebenfalls die Glocke des ihm links liegenden Wachthauſes zog, ſo daß ſich Aus- und Eingehende nie begegnen konnten.

Chimene, dieſe Sitte kennend, richtete alſo mit dem Könige und Marot ihre Schritte nach der linken Pforte, und empfahl dem Könige, mit ihr in den Schatten des Bogenpfeilers zu treten, ſobald Marot die Paßmünzen dem Wächter zeigen werde. Wie ſehr ſie durch die unermüdliche Befliſſenheit des Königs für ſie befangen und geſtört wurde, ſo fiel es ihr doch auf, als ſie den Gittern des Stierhofes nahe kamen, daß hinter dieſen Gittern eine ungewöhnliche Helle ſchimmerte. Durch die Gitter hindurch überſah man den anſtoßenden zweiten Hof, welcher der Vorhof hieß und von noch viel größerem Umfange war. An deſſen fernem Ausgang — ein plumper Turm, durch welchen ein zweimal gewendetes Torgewölbe führte, bildete ihn — ſah ſie ebenfalls ungewöhnlichen, den Mondſchein überleuchtenden Lichtſchimmer, und ſie blieb erſchreckt ſtehen, und unterbrach den König mit der Bemerkung, daß dieſe Erleuchtung etwas ganz Neues und für ihre Flucht überaus bedenklich ſei. Der König aber, niemals geneigt, das einmal Begonnene aufzugeben und jetzt mehr als gewöhnlich aufgeregt, erwiderte raſch, es müſſe jetzt durchgeſetzt werden, und ſie werde ihm Glück bringen.

So griff denn Marot nach der Glocke; Chimene fiel ihm aber in den Arm und auf den Wächter deutend, der in dem offenen ſchmalen Zimmer ſtand, flüſterte ſie Marot zu, es ſei beſſer, den weithin ſchallenden Glockenklang zu vermeiden, und den Wächter zu rufen. Sie rief alſo ſelbſt und der Wächter kam. Marot trat ihm entgegen und zeigte die drei Paßmünzen; Chimene blieb mit dem Könige einige

Schritte zurück im Schatten des Pfeilers. Das konnte nicht auffallen, da das Gitter ſich nach dem Stierhofe zu, alſo ihnen entgegen öffnete. Ihr Zurücktreten konnte alſo danach ausſehen, als wären ſie damit vertraut und blieben der Gittertür aus dem Wege. An den offenen Fenſtern des Wachthauſes ſtanden Trabanten und betrachteten ſie und Marot, den der Wächter mit Beſichtigung der Paßmünzen aufhielt. Wozu dieſe ſorgfältige Prüfung? dachte Chimene in ſteigender Angſt. „Seit einer Viertelſtunde“, ſagte endlich der Wächter, „iſt verſchärfte Order da, jedermann, der hinaus will, zum Kaſtellan drüben im Vorhofe begleiten zu laſſen, geduldet Euch alſo einen Augenblick, Sennor, daß ich Trabanten zu Eurem Geleit rufe!“

„Laßt meinen Arm, Sire!“ flüſterte Chimene.

„Nicht doch!“

„Um Chriſti willen, laßt mich, ich muß vortreten, Ihr müßt im Schatten bleiben, ſonſt ſind wir verloren, der Kaſtellan kennt Euch.“

Dadurch war ſoviel Zeit verloren, daß der Wächter zum Fenſter der Trabanten gelangt war, und wegen der nötigen Begleitung zu ſprechen angefangen hatte — die vortretende Chimene unterbrach ihn mit der Bemerkung, ob er ſie, die Tochter des Hauſes nicht kenne, und ob er nicht einſehe, daß in ihrer Begleitung ſolche Vorſicht und Weitläufigkeit nicht nötig ſei?

Der Wächter verbeugte ſich, winkte abwehrend den ſchon heraustretenden Trabanten und ſchritt zur Pforte, um ſie zu öffnen. Währenddes trat der König unvorſichtig aus dem Schatten hervor, um Chimenens Arm wieder zu nehmen, „bleibt an meiner rechten Seite, um Gottes willen an der rechten Seite!“ flüſterte ſie, „und bückt Euch!“ Sie ſah, daß ein neuer Führer die Trabanten befehligte, er war nahe herzu getreten, er konnte den König erkennen, denn alles deutete auf erweckten Verdacht.

„Gehören die Herrſchaften alle zu Eurer Herrlichkeit Geſellſchaft?“ fragte der Wächter, indem er das Gitter öffnend zur Seite trat, und Marot, Chimene und der König eben hindurch ſchreiten wollten. Chimene wollte nicht einen Augenblick auf dem gefährlichen Punkte verweilen, weil ſie fürchtete, der König bliebe auch ſtehen in der verräteriſchen Beleuchtung, die von einer Fackel an der Außenſeite des Pfeilers ausging; ſie antwortete alſo nicht ſogleich und erzeugte dadurch eine bedenkliche Pauſe. „Zwei Paare und ein Garçon!“ rief Marot, der ſie unterſtützen wollte. „Was iſt ein Garçon?“ entgegnete mürriſch der Wächter, den die ſchlechte Ausſprache des Spaniſchen, das fremde Wort, und das unordentliche Verfahren, zu dem er ſich aus unſicherer Reſpektsrückſicht herbeigelaſſen hatte, verdrießen mochten. Der König lachte über die Erkundigung nach dem Begriffe Garçon und über Marots Lage, wendete ſich um und ſprach: „Ein Garçon iſt ein weltlicher Mönch.“

Chimene ſchrak zuſammen über dieſe Unvorſichtigkeit, welche ſo ganz unſpaniſch den Wächter ſtörriſch machen konnte, und den König ſeinem Schickſale in der grellen Fackelbeleuchtung überlaſſend, ging ſie die bereits gewonnenen Schritte wieder zurück zum Wächter und ſagte ihm mit zutraulichem Ausdrucke, es gehörten die folgenden fünf Perſonen zu ihrer Geſellſchaft.

Hiermit war aber, was ſie eben hatte vermeiden wollen, ein längeres Hin- und Herreden erzeugt, welches Zeitverluſt und erhöhte Aufmerkſamkeit herbeiführte, denn der Wächter fragte nun ausdrücklich, ob ſie die Verantwortlichkeit wegen Unterlaſſung des Trabantengeleits übernehme.

„Ich übernehme ſie.“

„Seine Herrlichkeit der Herr Herzog ſind ſelbſt vor kurzem hinaus, vielleicht nur der neuen Order wegen nach dem Vorhofturme, und die Nichtbeachtung des neuen Befehls könnte alſo ſogleich zur Sprache kommen.“

„Ich verantworte es," erwiderte Chimene mit Zusammenraffung all ihrer Kraft, denn jene Nachricht, es sei ihr Vater wahrscheinlich am Eingangsturme, war die schrecklichste, welche es gab; die Knie bebten dem spanischen Mädchen, die sich des Verbrechens gegen ihren Vater, das sie zu begehen vorhatte, und der ohnedies widerwilligen Stellung, welche zwischen ihm und ihr herrschte, gar wohl bewußt war.

Jetzt bedurfte sie selbst der unterstützenden Hand des Königs und beachtete es nicht, daß die ganze Gesellschaft wohlbehalten bis in die Mitte des Vorhofes gekommen war. Hierher schimmerte der Fackelschein, der vor und hinter ihnen strahlte, am schwächsten, hier blieb sie stehen und sagte, all ihrer Umgebung zum größten Schrecken: „Wir sind verloren!"

Das war eine entsetzliche Überraschung für alle, denn alle hatten sich glücklich geschätzt, unaufgehalten bis zum letzten Wachtposten vorgedrungen zu sein. Zudem hielt man diese Turmwacht am Vorhofe für oberflächlicher und deshalb unwichtiger, da dieser von einstöckigen Wirtschaftshäusern und Ställen in weitem Kreise gebildete Hof durchweg nur von niedrigster Dienerschaft und dem Stallgesinde bewohnt wurde, und auch um des Verkehrs mit Pferden und Maultieren willen, mit Schlachtochsen und Schlachthammeln größerer Freiheit im Ab- und Zugange bedurfte. Im Torwege des Turmes wurde zwar gewöhnlich auch ein hölzernes, aus Spitzbalken grob zusammengefügtes Fallgitter vorgestellt, aber man wußte, daß das Aufziehen und Niederlassen dieses Gitters einem halbblinden Knechte des Kastellans anvertraut war, der sich gewöhnlich aus seinem Stübchen, welches in halber Treppenhöhe am Torgewölbe angebracht war, gar nicht erst herab bemühte, um die Berechtigung dessen, der hinaus wollte, zu prüfen, sondern den oft ein Peitschenknall oder ein hastiger Zuruf veranlaßte, daß er am Mechanismus,

welcher das Fallgitter aufzog, drehte und so den Ausgang öffnete.

Man war also ganz und gar nicht geneigt, Chimenens Ansicht, hier drohe die größte Gefahr, wahrscheinlich zu finden, noch weniger billigte man ihren Rat, an der Schwelle der Freiheit umzukehren. Wie? So unverhofft, so schnell, so leicht nach halbjähriger Gefangenschaft vor dem letzten, schwachen Hindernisse, vor einem hölzernen Gitter, welches ein schwachsinniger Knecht aufheben kann, zu stehen, ein Königreich, sein Königreich dahinter zu erblicken, und da umzukehren?! Nein, das war nicht Sache Königs Franz! Soweit ging seine Verblendung nicht für ein anziehend Mädchen! So nahe am Ziele erwachte der unternehmende Königssinn mit Ungestüm, und er hörte jetzt nicht mit liebender, sondern mit herrischer Ungeduld, was Chimene Besorgliches vorzubringen hatte.

Chimene aber war ihrer Sache nur zu gewiß: Fackeln leuchteten am Turmtore, das war nie dagewesen.

„Ein Tag wie der heutige", entgegnete ihr Brion, „ist auch noch nicht vorgekommen! Der Kaiser hat den Alcazar besucht; vielleicht hat man erwartet, er werde erst spät zurückkehren, man hat die Fackeln vorbereitet, und hat, da sie einmal vorhanden waren, Gebrauch davon gemacht, da ohnedies der Besuch aus Frankreich im Palaste eingetroffen ist."

„Und der Befehl, jeden Auspassierenden dem Kastellan vorzustellen? Und der Herzog von Infantado, der selbst die Wachtposten untersucht?"

„Übertreibung des Wächters!"

„Der Herzog von Infantado geht nie um diese Stunde aus, er ist nirgend anders als dort im Turme, in der Wohnung des Kastellans, die heute gegen Gewohnheit finster ist wie das Grab, sicherlich, damit man ungesehen von da den erleuchteten Teil des Hofes überblicke. Wahrscheinlich

beobachtet er uns ſchon, und tritt uns in den Weg, ſobald wir im Torwege erſcheinen."

„Wir wären hinaus, ehe er herabkäme!"

„Wird nicht der kurzſichtige Schließer heute ſtrengere Anweiſung haben? Seht, um Gottes willen ſeht, da zwiſchen den Mauerzacken des platten Turmdaches bewegt ſich etwas! Dort wird gewacht! Es iſt der Federhut des Herzogs — eilen wir zurück! durch die linke Pforte des Stierhofes eintretend, raſch an Perez vorüber kommen wir unbemerkt zurück. —"

„Nimmermehr!" rief der König, „Ihr ſeht Geſpenſter, ich entdecke auf dem Turmdache nichts als die unbeweglichen Mauerpfoſten, und die Schießſcharten ſind alle licht vom Mondesſcheine. Ein paar Holzſtücke ſind uns nur noch im Wege, wir wären kindiſch, jetzt umzukehren. Spürt der Herzog wirklich umher, iſt er wirklich in der Nähe, und ſieht er uns hier, ſo haben wir auch ohne den letzten Verſuch die üble Nachrede verwirkt, haben alles Übel ohne die Möglichkeit des Gewinns. Vorwärts! Brion und Montmorency bemächtigen ſich des blödſichtigen Schließers, wenn er die Öffnung verweigert, machen ihn unſchädlich und öffnen ſtatt ſeiner. Vorwärts!"

Es wurde nicht beachtet, daß Chimene bemerkte, es ſei vom Torgewölbe aus gar kein Aufgang zur Wohnung des Schließers, und raſch und ordnungslos eilte die Geſellſchaft über den lichten Platz vor dem Turme, ohne Verweilen in das Torgewölbe hinein.

Auch hier brannte oben am dunklen Fenſterloche des Schließers eine Fackel und beleuchtete die Eichenbohlen, welche kurz vor der Windung des Gewölbes den Weg verſperrten.

„Öffne, Schließer!" rief der König ſelbſt in ſpaniſcher Sprache.

Eine kurze Weile zeigte und regte ſich nichts, dann

erſchien aus dem Loche ein Kopf mit buſchigem Haar, ein mageres grämliches Geſicht, welches mit vorgehaltener ſchmutziger Hand die Geſellſchaft erſt betrachten zu wollen ſchien.

„Öffne, Pedro!“ rief Chimene.

„Gebt das Wort!“ rief mit roſtiger Stimme der Schließer.

„Welches Wort?“ entgegnete mutlos Chimene.

„Das Wort, welches Euch der Kaſtellan geſagt.“

Eine ängſtliche Stille trat ein; das Ungewöhnliche war alſo wirklich eingetreten: es war eine Parole nötig. Der König betrachtete fragend Chimenen, Chimene zitterte und ſchüttelte das Haupt.

„Der König!“ rief Franz auf gutes Glück hinauf.

Neue Pauſe. War es unter tauſend möglichen Worten glücklicherweiſe das richtige?

Der Schließer, ſeinen Kopf zurückziehend, ſprach endlich: „So heißt es nicht!“

„Zurück! zurück!“ flüſterte Chimene, „ich höre, daß es die Treppen im Turme herabpoltert, das iſt der rieſengroße Kaſtellan, er kennt Euch, Sire.“

„Wo iſt der Zugang zum Loche des Schließers?“ fragte der König ebenſo leiſe, aber haſtig — „führt Brion und Montmorency dahin!“

„Unmöglich! Der Weg geht durch das Zimmer des Kaſtellans —“

„Der Kaſtellan kann ſterben wie jeder andere,“ flüſterte Montmorency mit rauher Stimme.

„Eure Hand für meinen Fuß,“ unterbrach Brion Montmorency, „wenn ich den eiſernen Ring an der Mauer erreiche, ſo ſchwinge ich mich hinein, feßle und öffne.“

Das alles folgte ſich zwar ſchnell, aber ſobald das letzte Wort geſprochen war, ſah man auch am Fenſter des Schließers einen anderen Kopf erſcheinen, es war der Kopf des Herzogs von Infantado.

„Bückt Euch, Sire," flüsterte Chimene, „mit dem Hute, damit er Euch nicht erkennt!"

„Meine Herren von Frankreich, es ist meinen Leuten nicht angezeigt worden, daß unser König heute abend Euren Gegenbesuch erwartet, und wenn Ihr darauf besteht, so will ich den Herrn Kanzler Gattinara fragen lassen, ob geöffnet werden solle — heda, Trabanten!"

Auf diesen Zuruf regte es sich jenseits der Windung im Turmgewölbe, und dröhnend marschierte eine starke Abteilung Trabanten heran bis ans Holzgitter.

Als sie stillstanden sprach der Herzog weiter: „Besteht Ihr darauf, so sende ich sogleich einige dieser Leute zum Kanzler, ich riete aber unmaßgeblich, da der König von Spanien längere Zeit in Madrid bleibt, die Anfrage bis auf passendere Zeit zu verschieben, der König ist des Abends gern allein."

Marot fragte leise den König: „Ist's aufzugeben, Sire?"

„Was bleibt denn übrig?" fragte dieser mürrisch zurück.

„Wir danken Eurer Herrlichkeit," unterbrach denn Marot die peinliche Pause und zeigte sich nach aufwärts in vollem Lichte, „und wollen dankbar Eurem Rate folgen, unsere Angelegenheit bis morgen zu verschieben."

„Nach Eurem Gutdünken!" entgegnete der Herzog und zog sich zurück.

Die Flüchtlinge, denen die feine Wendung des stolzen Grand, der kein Gefangenwächter und Anzeiger sein wollte, die fehlgeschlagene Unternehmung einigermaßen versüßte, taten desgleichen. Stumm, niedergeschlagen gingen sie dahin, wohin sie der Wachtposten an der linken Seite ungestört, Perez unbeachtet gehen ließ.

Als sie im Palaste angekommen waren, begann Budé, in eine männliche Wehklage über das Mißlingen den Trost zu mischen, daß doch unter solchen Umständen der Versuch

ewig geheim bleiben werde, da der Herzog den König entweder gar nicht bemerkt oder nicht habe bemerken wollen.

„Er hat ihn nicht bemerkt — er schweigt zeitlebens — er ist von echtem Adel!“ sprach dieser, sprach jener.

Nur der König, der sich in einer Zimmerecke, das Hinterhaupt an die Wand stützend, die Arme übereinanderschlagend, niedergelassen, hatte fortwährend geschwiegen, und erst bei den letzten Äußerungen sah man ihn mit den Schultern eine mißbilligende Bewegung machen. Alles schwieg und blickte auf ihn. Von der Leichtfertigkeit einer plötzlichen Neigung, wie er sie beim Aufbruche gezeigt hatte, war keine Spur mehr zu entdecken; sein Auge suchte Chimenen nicht, und wenn es ihr begegnete, so war es unwandelbar ernst und nachdenkend.

„Ihr preist und klagt,“ begann er langsamen Tones und in sich gekehrten Blickes, „leider unrichtig. Ist es einem Könige angemessen, seine Schritte gefällig verschwiegen zu sehen, der artigen oder unartigen Rücksicht eines Mannes ausgesetzt zu sein, eines Mannes, der nicht einmal sein Vasall oder Untertan ist? — Weg da. Wir sind auf unpassender Bahn! Entweder wir mußten den Schritt nicht unternehmen, oder wir müssen ihn ruhig in unser Auge fassen, da er uns einen höckerigen, gemeinen Rücken zeigt. Wie anders? Wollen wir diese junge Dame, die uns geleitet hat, für uns büßen lassen? Pfui! Sie hat den Zorn ihres Vaters auf sich geladen, es ist unsere Schuldigkeit, diesen Zorn auf uns zu ziehen. Ich bitte also das Fräulein, den zürnenden Vater, der sie um Rechenschaft anspricht, zu mir zu senden, damit ich sie vertrete, so gut ich kann. — O Gott, täuschen wir uns doch nicht! Diese leichtsinnige Stegreifunternehmung hat die letzte Hoffnung zerstört, die Gefangenschaft wird von nun an immer förmlicher, der Kaiser, der davon wissen wird, wenn er auch nie davon sprechen sollte, der seine bisherige und seine künftige Unritterlichkeit damit beschönigen wird,

der Kaiſer läßt von morgen an keinen Fußbreit ſeiner grauſamen Bedingungen fahren, wir ſind auf dem traurigen Punkte angelangt, uns entweder mit niedergeſchlagenen Augen aller ſchmählichen Friedensbedingung zu unterwerfen, oder" — hier erhob ſich der König und machte eine Pauſe —

„Oder?" fragte ängſtlich Margareta — „oder auf die Krone Frankreichs zu verzichten," ſprach der König mit feierlichem Nachdruck, „und zeitlebens Gefangener im Alcazar zu bleiben."

Ein allgemeiner Schrei der Entgegnung, der Verneinung folgte dieſen unerwarteten Worten, und alle drängten ſich proteſtierend um den König. Er machte aber mit vorgeſtreckter Hand und unverändert feierlicher Miene eine ablehnende Bewegung gegen alle, ſanft gebieteriſch, aber dergeſtalt, daß jedermann tief erſchrocken ſchwieg, zurücktrat, und ihn hinausgehen ließ nach dem Alcazar.

Er hatte die Türen hinter ſich offen gelaſſen, man hörte ſeinen Schritt weithin und die Treppe hinab; Margareta und Françoiſe eilten ans Fenſter und brachen in ſchmerzliches Weinen aus, als ſie den hohen, unglücklichen Mann allein durch den Garten nach dem ſchwarzen Alcazar, dem vielleicht lebenslänglichen Gefängniſſe, ſchreiten ſahen.

Das Schickſal ergreift jedes Wort von Bedeutung und verwirklicht es; denn wir ſelbſt, die wir das Wort uns zum Gericht geſprochen, ſind die Hauptſchöpfer unſeres Schickſals, und wir führen uns über das Haupt herauf, was wir ſelber fürchten, ja was wir vergeſſen zu haben ſcheinen; wir ſind in allen Dingen unſere eigenen Ankläger, Richter und Urteilsvollſtrecker.

So hatte ſich auch König Franz an jenem verhängnisvollen Abende ſein weiteres Schickſal in Spanien vorgezeichnet; es lag in ſeinem Charakter, welcher einer heroiſchen Sühne bedurfte für den leichtfertigen Fluchtverſuch, er hatte dies

Bedürfnis des Charakters ausgesprochen und es dadurch genötigt, sich zu verwirklichen. Nicht die Unterirdischen hören und ergreifen unsere prophetischen Worte, wir selbst und unsere Nachbarn hören sie, unser Charakter, unsere Stellung in der Welt nehmen ihr Verhältnis dazu ein von Stunde an, und so fügt sich wie Stein zu Stein unser Geschick.

Wie lebhaft die Friedensunterhandlungen folgenden Tages begannen durch die Vermittelung Margaretens, wie lebhaft die Räte des Kaisers zur Billigkeit rieten, wie beflissen zur Ausgleichung der Herzog von Bourbon erschien, der eine innige Verbindung mit der verwitweten Margareta wünschen mochte, es scheiterte alles an dem harten Sinne des Kaisers. Kein persönlicher Einfluß, keine Stimmung drängten ihn um eine Linie hinter die Bedingungen zurück, welche er von vornherein nach der Schlacht von Pavia zwischen sich und Frankreich gezogen hatte.

So vergingen zwei Monate, und wie die Jahreszeit immer rauher und trüber wurde, so steigerte sich auch die herbe und trübe Stimmung im Palaste Infantado, den der König Franz jetzt alle Abende betrat. Auch das gegenseitige Verhältnis zwischen den Personen dieses Kreises selbst hatte sich mehr und mehr unerquicklich, ja peinlich ausgebildet. Das Verhältnis, welches sich zwischen der Herzogin Margareta und Bourbon zu bilden begann, ward vom Könige entschieden gemißbilligt und kam deshalb zu keiner eigentlichen Blüte, da in Margareta keine lebendige Neigung, welche durch Hindernisse gereizt werden konnte, sondern nur eine freundschaftliche Teilnahme an dem unglücklichen Manne, eine durch dessen Entgegenkommen geschmeichelte Eitelkeit und die politische Absicht vorhanden war, durch eheliche Verbindung mit diesem wichtigsten Vasallen und Feinde der Krone der Krone selbst und dem ohnedies so arg gestörten Regimente des Bruders eine Hilfe zu bringen. Es ward denn immer sorgfältig vermieden, daß Bourbon, der fast täglich nach dem

Palaſte kam, jemals mit dem Könige zuſammenträfe. Wie eifrig er ſich auch zeigte, den Frieden, welchen Franz ſo lebhaft wünſchte, abſchließen zu helfen, ja wie deutlich er ſich, wo eine Wahl geſtellt wurde zwiſchen ſpaniſchem und franzöſiſchem Vorteil, der Wortführung für den letzteren zuwendete, König Franz war in dieſer Angelegenheit unbeugſam, unerbittlich. Für Bourbons Felonie gab es in ſeinem Herzen keine Verzeihung.

Frauen gegenüber nennt man freilich die Untreue nicht Felonie und iſt man nachſichtiger gegen ſich wie gegen andere. Zuweilen ſchien es wohl, als ob er die ihm ſtets arglos ergebene Françoiſe mit mitleidiger Teilnahme betrachtete. Mitleidige Teilnahme iſt in ſolcher Lage ein erſchreckliches Wort, und es drückt auch nicht ganz richtig aus, was hier auszudrücken iſt: ſeine Neigung zu dem ſchönen, liebenswürdigen, ihm unwandelbar treuen Weibe war nicht erſtorben, er fand ſie nach wie vor ſchön, er fand ſie liebenswürdig, aber er hätte ſie wahrſcheinlich reizender gefunden, wenn er ihrer Treue weniger ſicher geweſen wäre. Er betrachtete ſie wie eine Ehefrau, deren Schönheit und Vorzüge man anerkennen muß, und der man es zum Vorwurfe machen möchte, daß ſie keinen Grund zu Vorwürfen gibt, weil dies ein Mangel an Leben in ihr ſei, und weil aus dieſem Mangel die träge Teilnahme des Mannes entſpringe. In der Tat litt der König, Zeit ſeines Lebens an ſtete Bewegung in freier Luft gewöhnt, um jene Zeit an Trägheit der Organe, Trägheit der Lebensverlangniſſe, welche üble Laune und egoiſtiſches Zuſammenziehen zur Folge hat, und welche den Menſchen doppelt undankbar und unempfindlich macht gegen das, was ihm leicht erreichbar von außen geboten wird. Zärtlichkeit bedarf vor allem einer gewiſſen Friſche des Blutes. Sein Blut ſtockte, und ſo war auch die raſche Befliſſenheit, welche er bei erſter Begegnung gegen Chimene gezeigt hatte, in dieſer trüben Zeit ſtiller geworden. Aber er ſah ſie ſeltener,

er hatte ſie noch zu erobern, und ſie beſaß die herbe Friſche der Jugend, welche auch dem trägſten männlichen Organismus, gleichſam wie ein Erſatz deſſen, was ihm fehlt, lockender iſt als die aufgeblühte weibliche Schönheit. Sie belebte ihn alſo, auch wenn er jetzt nicht geſtimmt war, dies lebhaft wie ſonſt auszudrücken.

Chimene hatte übrigens nach dem Abende des 18. September nur eine flüchtige Unterredung mit ihrem Vater gehabt, worin ihr dieſer, die Abſicht und das Einzelne jener abendlichen Expedition mit keiner Silbe berührend, angekündigt hatte, daß er es lieber ſehe, ſie bezöge ſein Haus in Toledo, ſolange die Franzoſen in Madrid wären.

„Die Gräfin Chateaubriant", hatte ſie darauf erwidert, „iſt meine einzige Freundin auf der Welt, warum wollt Ihr mich von ihr trennen?"

„Ich halte es nicht für nötig, dir zu bemerken, daß dieſe Dame eine ungeſetzliche und nicht löbliche Stellung einnimmt, und alſo für eine junge Dame, für eine Prinzeſſin Infantado, ein unpaſſender Umgang iſt."

„Ihre Stellung iſt eine unglückliche, und es wäre unlöblich, wenn ich, die ich ſie liebe, ihr das entzöge, was ihr die gleichgültige Welt verſagt."

„Die Welt iſt nicht gleichgültig, ſondern es heißt, König Karl werde ſie moraliſchen Ärgerniſſes halber nachdrücklich bitten laſſen, ſich aus Madrid zu entfernen."

„O mein Gott, wie gemein ſind die Gedanken der herrſchenden Männer!"

„Was ſagſt du?!"

„Ihr Vater war tot, Ihr Gatte war roh, Ihre Mutter war hart, Ihr Bruder iſt kalt, Ihr Geliebter iſt" — ſie ſprach das Wort nicht aus, ſetzte aber, in ſolcher Weiſe vor ſich hinſprechend hinzu — „das iſt der Schutz und Troſt für einſame Frauen!"

Der Herzog ging hinweg, ohne das Thema weiter zu

berühren, ohne auf die Entfernung der Tochter wieder zurückzukommen: so wie ihn abergläubische Furcht einerseits von seiner Tochter entfernte, so verhinderten ihn auf der andern Seite Vorwürfe des Gewissens, gebieterisch streng mit ihr zu verfahren. Da er ihr keine Liebe schenken konnte, und eben wieder aus solchen Äußerungen nur zu deutlich ersah, wie schmerzlich sie dies empfand, wie sehr sie sich ihrer unnatürlichen Lage bewußt war, so brachte er keinen Vorwurf über seine Lippen. Erkannt hatte er sie gar wohl an jenem Abende unter dem Torgewölbe des Turmes! Jener Vorfall und diese Unterredung dienten nur dazu, sein Weh über dies Kind, seine abergläubische Furcht vor demselben zu verstärken.

Wenn Chimene kein Herz zu ihm faßte, so entsprang dies wohl aus derselben Ursache: von Jugend auf entfernt von ihm hatte sie in der Kälte, mit welcher er sie endlich empfing, nicht einmal den Namen „Tochter“ heraus hören können, denn er nannte sie weder Tochter, noch nannte er sich Vater.

Sie hatte sich geflissentlich zurückgehalten von den jenseitigen Zimmern der Herzogin Margareta, wohin der König stets bei untergehender Sonne sich begab, um zuerst die politischen Unterhandlungen zu besprechen, dann zu Abend zu speisen, dann mit Montmorency, Brion oder Budé eine Partie Schach zu spielen, wenn er, wie dies jetzt gewöhnlich der Fall war, zu anderer Unterhaltung sich nicht aufgelegt fühlte. Aber diese Zurückhaltung erreichte auch den Zweck nicht, welchen sie dabei im Auge hatte, dem Könige nämlich auszuweichen und ihrer Freundin Françoise alleinigen Raum zu lassen für Aufheiterung des Königs. Er ließ dann nach ihr fragen, ließ den kleinen David, wie er sich ausdrückte, bitten, mit der Zither zu kommen und dem schwermütigen Saul die Melancholie zu verscheuchen durch Spiel und Gesang. Oder er kam auch selbst herüber in ihre Gemächer, welche

ſie mit Françoiſe geteilt hatte, und Françoiſe ſelbſt mußte ſie ins Balkonzimmer holen, letzteres ſtets zu peinlichſter Empfindung für Chimene. Verriet auch Françoiſe noch nichts von der ſchmerzlichen Eiferſucht, die ihr erregt werden konnte — und ſie war engelsgut genug, um ihrem Geliebten für jeden Preis Freude zu gönnen, und ſpäter als jede andere Frau Neid zu empfinden — Chimene, in täglichem Kampf mit den eigenen Gefühlen ſo ſchmeichelhaft erweckter Neigung, fühlte für ſie das Drückende der Verhältniſſe und war unaufhörlich bemüht, Abhilfe dafür zu ſuchen. Sie ermunterte Françoiſe, den Geſang zur Harfe, den ſie während ihrer Jugendzeit unter Anleitung eines Mönchs der Abtei betrieben hatte, wieder aufzunehmen. Aber die Stimme war vernachläſſigt, die Friſche derſelben war verloren, und das Gehör war nicht geübt genug, um halb falſche Töne zu erkennen und zu vermeiden. Der König, mit dem feinſten Sinne für den künſtleriſchen Ton begabt, ſchrie erſt ungeduldig und lachend auf, hielt ſich beim zweiten Male, wiederum lachend, die Ohren zu und bat ſie beim dritten Male, dieſe Verſuche aufzugeben.

Am Ende waren die beiden Freundinnen denn doch auch nur Frauen, nur Menſchen! Chimene mochte ſich's ſelbſt und andern noch ſo ſorgfältig verbergen, der Honig des Behagens, welchen jede Bevorzugung, jede erregte Neigung in das Herz deſſen träufelt, der ausgezeichnet und begehrt wird, durchdrang ſie doch und erzeugte manche unbedachte Äußerung der überlegenen Kraft, wenn nicht des Übermutes. Namentlich die muſikaliſche Übung war dazu gar zu herausfordernd, und Françoiſe, welche niemals große Neigung für Chimene empfunden hatte, wurde endlich ungeduldig, und wurde, Gott ſei Dank! wie Marot ſtill für ſich hin ſagte, endlich eiferſüchtig. Es war an einem regneriſchen, ſtockfinſtern Novemberabende, als ſie ihren Unmut über die ſtets herbe Äußerungsweiſe des Königs endlich einmal dadurch

zeigte, daß sie plötzlich aufstand, auf eine herbe Anrede des Königs das Zimmer verließ und über Treppen und Flur in ihre Gemächer hinübereilte.

Marot folgte ihr verstohlen und fand sie in Tränen. Aber sie beweinte nicht nur ihr Geschick, sie beweinte auch, daß sie ihrer Empfindlichkeit nachgegeben und dadurch den König verletzt hätte.

„Wollte Gott," rief Marot ungeduldig darüber, „Ihr hättet ihn längst verletzt, dann wäre er längst liebevoller gegen Euch!"

„Wie? Tut ihm die Welt nicht weh genug? Wäre es nicht entsetzlich, wenn die, welche ihn lieben, ihm noch Verdruß bereiten wollten!?"

„Solcher Verdruß ist ihm ersprießlicher als stete Nachgiebigkeit, denn solcher Verdruß belebt ihn, während ihn die stete Nachgiebigkeit langweilt."

„Langweilt? Meister Clément, was wäre das für ein Herz, das von einem liebenden Herzen gelangweilt werden könnte?"

„Das wäre das Herz eines unternehmenden Mannes, welches in Atem erhalten sein will, das Herz unsers Königs."

Françoise sah ihm schweigend und fragend an mit ihren großen, noch tränenfeuchten Augen, und sprach langsam nach dieser Pause: „Du verwechselst, Marot, die Gefallsucht alltäglicher Neigungen mit einem tieferen Liebesbedürfnisse."

„Nicht doch! Der erhabenste Mensch braucht Speise und Trank, die edelste Frucht braucht die richtige Abwechselung von Sonnenschein und Regen. Eure Herzen sind nicht allein, sind nicht abgesondert von den Bedürfnissen Eures übrigen Menschen, Eures Geistes, Eures Körpers, also müßt Ihr Eure Herzen, wenn deren Wohlsein gedeihen soll, durch ein richtiges Gleichgewicht Eurer übrigen Kräfte und Verlangnisse unterstützen. Zeigt dem Könige, daß Ihr ihn ent-

behren könnt, und es wird ſich zeigen, daß er Euch nicht entbehren kann."

„Dann müßte ich anders handeln, als meine Natur, als mein Charakter mich zu handeln drängt?"

„Allerdings, und dies nennt man eben, wie König Franz ſagt, Bildung. Macht ein Kunſtwerk aus Eurer Neigung. Seinem natürlichen Weſen überall folgen, das iſt, verzeiht mir, äußerſt leicht, das leiſtet jedermann."

„Du biſt ein Schalk, Clément!"

„Das auch. Ich wollte, Ihr entwickeltet die Schalkhaftigkeit, welche in Euch ruht, und welche von Eurer eintönigen Liebe niedergehalten wird."

„Du magſt nicht ganz unrecht haben, ich werde mich gleichgültig zeigen."

„Ich habe ganz recht, und Ihr müßt viel mehr tun, als Euch gleichgültig zeigen. Gleichgültigkeit verletzt, Ihr müßt aber reizen. Neigung müßt Ihr zeigen nach der Seite hin, von welcher ſie Euch geboten wird."

„Marot!"

„Nehmt's nicht ſo religiös! Iſt Brion nicht der Mühe wert? Ihr ſollt's bald am Könige ſehen, ob dem ſo iſt. Mißverſteht mich nicht! Was will ich denn? Euch glücklich an der Seite des Königs, vielleicht einſt auf dem Throne Frankreichs ſehen. Euch und den König will ich glücklich ſehen. Brion iſt ein braver Seigneur, dem ich alles Glück gönne, aber von Euch nur eine flüchtig erſcheinende und wieder verſchwindende Flagge des Glücks. Die Lebenskunſt beſteht darin, das Wichtige vom Unwichtigen zu unterſcheiden, das Dauernde vom Vorübergehenden. Ich kenne den König von früh auf, und was ich an ſeiner früheſten Jugend nicht geſehen, das hat mir mein Vater, der in den Schlöſſern herumgeſtoßen wurde, berichtet. Nun, demnach habe ich von Eurer erſten Begegnung des Königs an gewußt, daß Ihr ſeine wahre und einzige Liebe ſeid. Es iſt meine Schuldig-

keit, ihm zu erhalten, was ihm gebührt. Dergleichen Spielereien, wie das Zitherspiel und der schöne Augenaufschlag der kleinen spanischen Prinzeß beacht' ich so wenig wie schwarze Wolken am Morgenhimmel, diese Wolken machen aus Tag nicht Nacht, dergleichen romantische Liebhabereien, deren unser Herr Zeit seines Lebens bedurft hat und bedürfen wird, vernichten die eigentliche Sonne in ihm nicht und gehen vorüber wie Wolken. Das sind Kleinigkeiten, nach denen man nicht hinsehen darf, obwohl ich eben höre, daß die Frau Regentin Jean Cousin herschickt, um die kleine spanische Prinzeß, welche den König tröste, zu malen. Wir wollen sie in Eurem Zimmer im Louvre aufhängen, wenn wir nach unserer Rückkunft das Louvre gebaut haben werden, und wollen einst, wenn der vaterländische Regen — und unser kotiges Paris wird nie daran Mangel leiden — an die Louvrefenster schlägt, wie heut der spanische an diese schlecht verwahrten Fenster, wir wollen dann, mit Zufriedenheit das Bild betrachtend, ausrufen: Es war doch recht hübsch, daß der König im Alcazar ein so allerliebstes Geschöpf mit der Davidsharfe fand. Das wollen wir, aber jetzt wollen wir von dieser Nebensache zu unserer Hauptsache übergehen."

Zudringlicher Rat der Freunde für Veränderung unserer Lebensweise ist eine Lebensgefahr für Leute, die eine Eigentümlichkeit haben, und deren Wert und Macht in dieser Eigentümlichkeit beruht. Françoise empfand das, aber sie empfand es nur, sie wußte es nicht, deshalb widersetzte sie sich schwach und schwächer, und gab leider am Ende nach. War sie doch über die größere Weltklugheit Marots und über wohlmeinende Gesinnung für sie außer Zweifel, und hatte sie doch zu eigenem Nachteile bisher immer sehen müssen, daß die bloß herzliche und aller Berechnung entzogene Hingebung ihrer Macht keine Dauer zuwege brächte.

Ach, es war ihr Geschick, daß die traurigste Wendung

desſelben von ihren Freunden ausgehen ſollte! Brion nämlich, von einer ſtets unerwiderten Neigung verzehrt, hatte ebenfalls den Moment ergreifen zu müſſen geglaubt, in welchem ſie zum erſten Male dem Könige charaktervoll entgegenzutreten ſchien, und war ihr ebenfalls nach einiger Zeit gefolgt. Es war ihm gelungen, unbemerkt von der Geſellſchaft die Tür und den Ausgang zu gewinnen, das Blut drängte ihm nach Kopf und Herzen, er wußte ſelbſt nicht, was er wollte, aber er fühlte die unwiderſtehliche Notwendigkeit, der Geliebten die hilfreiche und die in ſchwärmeriſcher wie ſinnlicher Liebe zitternde Hand zu bieten. So eilte er, betäubt und faſt taumelnd über den Flur und die Treppe hinauf. Unterdrückte Leidenſchaft bricht ſich oft plötzlich Bahn, es koſte was es wolle, jahrelange Rückſicht verſchwindet oft vor einer einzigen dargebotenen Gelegenheit, vor einer einzigen Überwallung des Blutes, welche in Schwindel und Ungeſtüm zum Verwegenſten treibt. — Als er ins Vorzimmer trat, vernahm er durch die nur angelehnte Tür Marots Stimme und hörte ſeinen Namen, hörte die Worte: „Iſt Brion nicht der Mühe wert?“ Er wußte ſich Marot geneigt, er war verwirrt, es flog ihm durch den Sinn, daß dieſer entſcheidende Augenblick ergriffen werden müſſe. Das durfte nicht geſchehen unter offenbarem Mitwiſſen Marots, dieſer durfte ihm alſo hier nicht begegnen! Er eilte auf den Vorſaal zurück, er kannte dieſe Gemächer ganz genau, er war zu wiederholten Malen, wenn Françoiſe und Chimene drüben bei der Herzogin neben dem Könige ſaßen, hierher geeilt mit gequältem, übervollem Herzen, um wie ein echter ſchwärmeriſcher Liebhaber ſich an den Orten zu laben, welche ſonſt der Geliebten zum Aufenthalte dienten, ſein Haupt in die Kiſſen zu drücken, auf welchen ſie zu ruhen pflegte. Wer weiß, ob nicht der kühne Wagegeiſt des franzöſiſchen Seigneur in dieſen Stunden gepflegten Liebesſchmerzes einſtige Abenteuer und die Hilfsmittel in denſelben

ins Auge gefaßt hatte! Wer weiß, ob der bloße Zufall, die bloße Neugier des Liebhabers ihm zu Entdeckungen in der Räumlichkeit verholfen hatte. Daß solche zu machen waren, hat die geheimnisvolle Erscheinung des Herzogs von Infantado gezeigt, welche am Abende der Flucht neben dem Bildnisse Chimenens an der Wand des Balkonzimmers gespensterhaft hervorgetreten war. Kurz, Brion hatte den Ort entdeckt, an welchem der Herzog damals gewesen war, um wahrscheinlich die unglückliche Tochter, von welcher er Schmach und Unglück für sein Haus fürchtete, zu belauschen. Leider waren er und Brion nicht die einzigen, welche diesen Ort kannten. Seit der Ankunft des Kaisers in Madrid war unter anderer Benennung ein Aufseher im Palaste erschienen, wie es hieß um dem stolzen Herzog den mißlichen Wachtdienst zu erleichtern, das heißt im Grunde, abzunehmen. Dieser Brabanter hatte mit voller Goldeshand den Haushofmeister hinter des Herzogs Rücken bewogen, alle Schlupfwinkel des alten Palastes aufzudecken, und so war dieser schlimmste Feind ebenfalls zur Kenntnis eines Versteckes gekommen, den Brion nur zum kleinsten Teile kannte. Im Schlafzimmer Françoisens nämlich an der Wand nach einem Kleidungsstücke derselben in verliebtem Spiele langend, war er ausgleitend mit der nach Anhalt greifenden Hand auf eine verborgene Feder geraten, und hatte dadurch zu seiner großen Überraschung eine Tapetentür geöffnet. Es war nicht gleich zu erkennen, was sie zu bedeuten habe, denn sie zeigte keinen Durchgang nach einem andern Raum, sondern in ganz schmalen Stufen stieg dahinter die Mauer aufwärts zu halber Zimmerhöhe, dann erst kam links und rechts hohler dunkler Raum. Neugierig klomm er hinauf und fand, daß gegenüber ebensolche Stufen abwärts führten, und daß auf der andern Seite eine ebenso verschlossene Tapetentür in die Zimmer führte, welche Chimene jetzt bewohnte. Ihm lagen zunächst nur Françoisens Zimmer am Herzen, er stieg also

wieder hinauf und tappte in dem dunklen Gange in der Richtung vorwärts, welche nach der Seite des Alcazar zu führte, und in welcher das Balkonzimmer, hart an das Schlafzimmer ſtoßend, kommen mußte. Eine ſchmale Lichtſpalte verriet ihm die Öffnung neben dem Bildniſſe im Balkonzimmer, er entdeckte, daß man ſie handbreit oder ganz öffnen und ſchließen konnte, und jubelte über dies entdeckte Mittel, Françoiſe gelegentlich von da belauſchen zu können.

Dorthin nun eilte er jetzt durch Chimenens Zimmer, um das Geſpräch der Geliebten mit Marot, welches ihn ſelbſt zu betreffen ſchien, anzuhören, und ſobald Marot ſie verlaſſen und ihm der Mut bliebe wie jetzt, die Zimmer der Geliebten durch die Tapetentür zu betreten. Chimene war noch drüben neben dem Könige, der Eintritt hatte alſo keine Schwierigkeit. Dem gewöhnlichen Hergange nach blieb ſie noch lange, ſänke ihm alſo der Mut, oder hinderte ihn Marots längere Anweſenheit, ſo konnte er desſelben Weges ſeinen Rückzug bewerkſtelligen. — Raſch kam er in ſeinen Verſteck und hörte, daß ſie lachend Marot verſprach, von ſeiner Lebenskunſt ſich aneignen zu wollen, ſoviel ihr erreichbar ſei.

„Still," unterbrach ſie dieſer, und trat an die nur angelehnte Tür des Balkonzimmers, „ich höre männliche Schritte die Treppe heraufkommen, ich höre eine männliche Stimme, es iſt der König, welcher Chimene herüberführt! Da iſt unerwartet ſchnell die Wirkung Eures erſten Widerſtandes! Zum erſten Male habt Ihr Euch unwillig gezeigt über ſeine Tyrannei und da iſt er auch zum erſten Male ſeit langer Zeit auf dem Wege, Euch aufzuſuchen — ſtill! Er wird ſein Püppchen auf dem Vorſaale beim Eintritte in ihr Zimmer verabſchieden! Benützt die Gelegenheit, ſeid karg! Aber laßt mich auf der andern Seite hinaus, er darf mich hier nicht finden, ſonſt würde er hinter Eurem neuen Benehmen ſogleich meine Einmiſchung erkennen, und dadurch verlöre es ſeine Wirkung."

„Es gibt keinen zweiten Ausgang als den durch Chimenens Zimmer, und der ist im jetzigen Augenblick nicht einzuschlagen, Ihr müßt also bleiben!“

„Unmöglich. Wer weiß, ob nicht gar die törichte Verleumdung von Fontainebleau wieder aufgeregt würde. Wie wenig wahrscheinlich mein Anstrich auch ist, daß ich ein Liebhaber der schönen Gräfin Chateaubriant sein könne, die Verleumdung Eures Geschmacks fand doch einigen Glauben, weil sie zugleich eine Verleumdung Eures Rufes war, und —“

„Ihr übertreibt in der Bescheidenheit, Meister Clément!“

„Nicht mehr als Ihr in der Artigkeit — und wenn der König auch das erstemal gelacht hat, das zweitemal könnte es ihm nicht lächerlich sein.“

„Nun, dann spielt Ihr die Rolle, welche Ihr Brion zugedacht habt, ist sie Euch so mißfällig?“

„Scherzt nicht! Mir, einem Emporkömmlinge, könnte sie übel bekommen. Je weniger man an Euren Geschmack für meine Liebhaberrolle glaubte, desto mehr würde man an meine Zudringlichkeit glauben, und mir eine Züchtigung für nötig erachten — er tritt ins vordere Zimmer! Um Himmels willen, wo soll ich hin?“

„Bleibt Marot!“

„Um keinen Preis; ich kenne das Stirnrunzeln meines Herrn!“

Bei diesen Worten hatte er die Balkontür geöffnet, und weil er vielleicht hoffte, von da hinabzukommen, schlüpfte er hinaus und zog rasch die mit seidenen Vorhängen bedeckte Glastür hinter sich zu.

Kaum war das geschehen, so stand auch der König im Zimmer und richtete herzliche Worte an Françoise zur Entschuldigung für sein jetzt so oft mürrisches und heftiges Wesen, das von der quälerischen Lebensweise im Gefängnisse herrühre. „Ich entfremde mir,“ setzte er hinzu, indem er sich zu

Marots Schrecken auf einen Seſſel niederließ, „ich entfremde mir durch dieſen widerwärtigen Kaiſer, der meine Laune ſo verdrießlich macht, am Ende auch noch meine beſten Freunde. Auch Brion hatte ſich entfernt, Budé war unwohl weggegangen, und das Geſpräch war nicht loszubringen von der unglücklichen politiſchen Lage. Margareta erwartet heute abend noch einen Kurier von der Mutter, in deſſen Begleitung vielleicht die neuen Gäſte, die ſie uns zuſenden will, eintreffen, Couſin und Florentin — du liebſt dieſen Prieſter nicht?“

„Er liebt mich nicht mehr.“

„Nicht mehr? Und du biſt erſchrocken bei ſeinem Namen, als ob er eine Gefahr für dich ſei?“

„Er iſt ein intriganter Menſch.“

„Was tut dir's, wenn er keine Veranlaſſung hat zu Intrigen gegen dich! Die Mutter rühmt ihn als ſehr klug und geſchickt, und ſolche Leute brauch' ich, um aus des Kaiſers Schlingen zu kommen, gegen welche unſere Tapferkeit ſo wenig ausrichtet als ein ſtarkes Roß auf ſumpfigem Boden: ein leichter, vielgeſpaltener Krallenfuß ſchlüpft hoffentlich beſſer darüber hin. — Aber wer kommt ſo ſpät noch zu dir?“

Man hörte nämlich Geräuſch herannahender Schritte im Vorzimmer und gleich darauf die Stimme der Herzogin Margareta, welche fragte, ob ſie mit Montmorency eintreten könne. Nachdem der König bejaht, trat ſie haſtig ein und ſprach, indem ſie ihm Briefe überreichte: „Der Kurier iſt da, und der Prieſter und Maler mit ihm. Sie bringen bedenkliche Warnungen der Mutter, Brion ſoll davon wiſſen, aber er iſt nirgends aufzufinden, Marot muß alſo ſogleich zu Bourbon eilen, wo iſt Marot? Ich meinte, er ſei hier; Budé iſt ſchon zu Bett, ich kann ihn nicht in dem Wetter hinaustreiben — hier, hier ſind die wunderlichen Warnungen!“

Dabei zeigte ſie dem Könige eine Stelle des Briefes

und ging dann unruhig im Zimmer auf und ab, jedesmal, wenn sie an die Balkontür kam, die Gardinen derselben ein wenig lüftend, als wollte sie nach dem Wetter sehen, jedesmal aber davon ablassend und fragenden, unruhigen Blickes nach dem Sitze des lesenden Königs zurückkehrend.

„Unglaublich!“ rief endlich der König.

„Was wäre noch unglaublich an diesem Handelsmanne, den sie Kaiser nennen!“

„Ist dir denn wirklich ein Termin anberaumt in deinem Geleitsbriefe? Du hast ja nie davon gesprochen.“

„Allerdings. Ich habe dir nicht davon gesprochen, weil ich dich nicht beunruhigen wollte mit der Idee dieser krämerhaften Strenge. Denn was hat ein gefangener König für Aussicht, wenn er sieht, daß man seiner leiblichen Schwester vorschreibt: So und so viel Tage darfst du den Bruder sehen, und keinen Tag länger, und der Tag, welchen du länger verweilst, bedroht dich, Mitgefangene zu werden?! Sollte ich dir dergleichen erzählen, als ich kam, um dich mit Hoffnungen aufzurichten?! Und ich hielt es selbst für bloße Förmlichkeit.“

„Das ist es auch nur!“

„Verblenden wir uns doch nicht länger! Gattinara hat schon warnend davon zu Brion geredet, ich habe Brions Mitteilung in den Wind geschlagen! Bourbon hat mich aufmerksam gemacht, ich habe nicht darauf geachtet! Sind wir etwa so klug und vorsichtig wie unsere Mutter, welche alle Nachrichten der Priesterschaft auszuspähen versteht, welche über jeden Schritt und Gedanken des Kaisers besser unterrichtet ist, als wir es sind hier in Madrid selber? Und die Mutter ruft: Mache dich auf! Der Priester, den sie sendet, und der eingeweiht ist in alle Geheimnisse Europas, spricht: Die Gefahr ist vor der Tür! Sie ist's, wenn dieser Kaiser seinen Geleitsbrief wörtlich anwenden läßt. Danach habe ich nicht mehr volle drei Tage Frist, und wenn ich jetzt zu

Pferde ſteige, ſo muß ich Tag und Nacht reiten, um vor Ablauf dieſer Friſt den Grenzboden Navarras zu erreichen!“

„Wo iſt der Prieſter?“

„Kam er nicht hinter uns, Montmorency?“ fragte Margareta und ging, ohne Antwort zu erwarten, ſelbſt nach der Tür, welche zum Vorzimmer führte, öffnete ſie und rief nach Florentin. Der Prälat fehlte nirgends, wo er einwirken konnte, er hatte im Vorzimmer geharrt und trat ein.

Der König, welchem mit dieſem Manne die Szene in Fontainebleau lebendig wurde, und welcher dieſem Prälaten nicht eben zugetan war, zog die Brauen zuſammen, als er ihn erblickte, und betrachtete ihn ſchweigend. Dann fragte er langſam, worauf ſich die Beſorgnis gründe, daß der Kaiſer den Termin des Geleitsbriefes buchſtäblich behandelt ſehen wolle zu perſönlicher Gefährde der Herzogin.

„Mein erſter Gang, Sire, als ich in Madrid eintraf, war zum Beichtvater des Kaiſers gerichtet, und dieſer hat mir verſichert, unſere Beſorgnis ſei in dieſem Punkte nicht ungegründet.“

„Der Kaiſer iſt nicht rückſichtslos gläubig.“

„Sein Beichtvater aber, Sire, hört leiſe.“

„O Königtum, Königtum,“ rief König Franz ſchmerzlich aus, „wie ſollſt du gedeihen in ſolchen Händen! Nein, nein,“ ſetzte er hinzu, „es iſt nicht möglich!“

„Bedenkt, Sire,“ ſprach Florentin beſcheidenen Tones, „daß es dem Kaiſer von großem Intereſſe iſt, eine für Euch ſo wichtige und lebhafte Unterhändlerin wie die Frau Herzogin zu beſtürzen und zu entkräften. Wenn ſie erfährt, daß ſie bedroht iſt, ſo verliert ſie entweder in den letzten entſcheidenden Stunden die überlegene, den Unterhandlungen nötige Ruhe, und eilt, nur auf eigene Sicherheit bedacht, aus dem Lande, oder ſie ſetzt ſich der eigenen Gefangenſchaft aus, und iſt dann als Mitgefangene des freien Verkehrs wie des freien Überblicks verluſtig.“

„Danach“, unterbrach ihn der König, „könnte der Kaiſer ſelbſt die Beſorgnis lebendig gemacht und zu unſern Ohren gedrängt haben, als wolle er den Geleitsbrief wörtlich behandeln laſſen, um uns mit dieſer Nachricht in Beſtürzung zu ſetzen, ohne daß er die wirkliche Abſicht zu ſo kleinlicher Handlungsweiſe hätte! Das ſieht ihm ähnlich. Wir müſſen deutlichere Auskunft haben.“

„Und zwar ſogleich!“ rief Margareta. „Sogleich!“ beſtätigte der König. „Wo iſt Marot? Er iſt ja wohl am vertrauteſten mit Bourbon und Gattinara? Und er iſt behende. Auch wäre er ja mit Budé und Françoiſe in gleicher Gefahr? Ruft ihn! Er ſoll hinüber und für ſeine Haut Gattinaras Rat einholen.“

„Ja, mein Gott,“ ſagte Margareta, „er iſt nicht da! Es iſt unbegreiflich, wo er am ſpäten Abende und bei ſolchem Wetter ſein kann!“

„Ich will nachfragen,“ ſprach Montmorency und entfernte ſich.

Françoiſe war im Begriff, ſich zu erheben und zu ſagen, wo Marot ſei. Sie war über deſſen Verſteck in größte Verlegenheit geraten, ohne doch eigentlich ſich ſelbſt ſagen zu können, warum ſie verlegen ſei. Übelſtände bilden ſich eben wie Lawinen: die abgelöſte Flocke, von der ſie anheben, ſcheint nicht der Beachtung wert, und die Vergrößerung bildet ſich dann ſo blitzſchnell, wie unſere allen Widerſtand ausſchließende Beſtürzung. Als zum erſten Male nach Marot gefragt wurde, ſchwieg ſie, weil er ſie einmal darum gebeten, und weil er doch einmal ſich verborgen hatte; ſie ahnte nicht, daß auf ſeine Abweſenheit ſoviel Nachdruck gelegt, daß ſein Verſteck unter ſo feierlich artenden Umſtänden ungewöhnlich auffallend, ja ihrem Rufe gefährlich werden könne. Weil ſie bei der erſten Nachfrage geſchwiegen hatte, war ſie mitſchuldig geworden, und es ward ihr nun ſchon ſchwerer, einen Verſteck aufzudecken, den ſie ſelbſt durch Verſchweigung

gebilligt hatte. Das Blut ſtieg ihr in die Wangen, denn ſie wußte, daß der körperlich nicht eben verwegene Poet nicht füglich vom Balkon hinabkäme, und daß jeden Augenblick eine Entdeckung möglich ſei, weil die Herzogin wegen einer Sendung in die Stadt hinüber nach dem Wetter ſehen und deshalb auf den Balkon hinaustreten dürfte. Ihre Verwirrung ward dadurch erhöht, daß ihr der letzte Abend, den ſie in Fontainebleau zugebracht, grell ins Gedächtnis trat. Dort war es ebenfalls Marot geweſen, deſſen unſchuldigen Beſuch man zu ihrem Nachteil gedeutet hatte, und zu alledem erſchien wie damals Florentin, der Unglücksprophet für ſie. Sein ſpöttiſch forſchender Blick war es auch, der auf ſie fiel, als ſie ſich ein Herz faſſen, ſich erheben und einfach ſagen wollte: Marot iſt hier, er ſteht auf dem Balkone draußen. Dieſer Blick erbitterte ſie; vor ſolchem Zeugen wollte ſie nicht eine zweideutige Szene veranlaßt ſehen, und außerdem erhob ſich in dieſem Augenblick der König, in den Alcazar zurückzukehren, weil er ſich angegriffen fühle. Damit ſchien ja die erwünſchte Erlöſung einzutreten, denn mit dem Könige entfernten ſich jedenfalls auch die übrigen aus Françoiſens Zimmer.

Leider geſchah es nicht ſo, und leider ward durch dieſe Äußerung des Königs auch Brion zu einem Schritte veranlaßt, den er ohne dieſe Äußerung wohl nicht gewagt haben würde. Er war nämlich ſchon durch die Ankunft des Königs im Balkonzimmer in große Verlegenheit geraten, denn dieſe Ankunft ſchloß ein, daß auch Chimene bereits in ihre Zimmer zurückgekehrt und ihm dadurch der Rückzug abgeſchnitten ſei. Wirklich entdeckte er durch den erhöhten Lichtſchimmer, welchen ihr Eintritt veranlaßte, daß auch nach dieſer Seite eine Öffnung in der Mauer dem Späherauge geboten ſei, und erblickte durch dieſe Öffnung Chimenen ſelbſt, die ſich eines Teils ihrer Überkleider entledigte und ſich nachdenklich auf einen Ruheſitz lehnte. Zu jeder andern Zeit würde den

jungen heitern Seigneur dieſer verſtohlene Anblick eines halb entkleideten ſchönen Mädchens, die keinen Lauſcher ahnte, vortrefflich unterhalten haben, jetzt aber blickte er nur nach dieſer Seite, weil er einem quäleriſchen Anblicke auf der andern Seite ausweichen ſollte. Denn er mußte erwarten, dort ſeine geliebte Françoiſe in den Armen des Königs zu ſehen, da dieſer offenbar gekommen war, ſein Unrecht gutzumachen, und da eine Verſöhnung zwiſchen entzweiten Liebenden nur um ſo lebhaftere Zärtlichkeit zu bringen pflegt. Im erſten Augenblicke alſo war es ihm eine äußerſt willkommene Überraſchung, als er die Stimme der Herzogin Margareta im Balkonzimmer vernahm. Er wendete ſich nun raſch wieder nach dieſer Seite und verfolgte mit großem Intereſſe, was ſich da ereignete. Daß er ſelbſt vermißt wurde, war ihm wohl unangenehm, aber daß Marots Verſteck zu einer ſo bedenklichen Verlegenheit für Françoiſe ſtieg, hatte einen halb komiſchen und noch einen unausgedachten andern Reiz für ihn. Das beſte Herz entledigt ſich, wo ſeine geheimſten und lebhafteſten Wünſche einer Möglichkeit des Gelingens nahe kommen, es entledigt ſich nicht ganz des Eigennutzes. Und Brion hatte doch auch etwas von allen Eigenſchaften eines leichtſinnigen Seigneurs: er hoffte, Françoiſe tröſten zu können, wenn die Szene da unten zu ihrem Nachteil ausginge und ihr Verhältnis zum Könige ſtöre. Denn auch er erinnerte ſich gar wohl des Gerüchtes, welches damals ins Lager vor Pavia gekommen war, und von einem geheimnisvollen Umgange der Gräfin Chateaubriant mit Marot erzählt hatte, und er erkannte ganz wohl, daß dadurch die Szene, welche ſich da unten vorbereitete, viel ernſter werden könne, als ſie ſonſt es zu werden verdient hätte. Es war die plötzliche Abreiſe Françoiſens von Fontainebleau ihren Feinden und Freunden niemals ganz aus dem Sinne gewichen, und jede Anknüpfung daran konnte mit Begierde aufgegriffen werden.

Daß Brions Mitleid für Françoiſe nicht alle andere Regung überwog, ſollte ihm indes auf der Stelle eine Züchtigung herbeiführen. Ehe nämlich die Wendung der Szene ſoweit gekommen war, daß Montmorency zur Aufſuchung Marots ſich entfernte, hörte Brion in ſeinem dunklen Gange zu ſeiner erſchreckendſten Überraſchung Geräuſch, und zwar ein Geräuſch, welches ſich ihm näherte.

Um den Zuſammenhang genauer zu überſehen, iſt ein näheres Eingehen auf dieſen Teil des Palaſtes nötig. Wahrſcheinlich war dieſer Flügel der älteſte Teil desſelben, und war früher in unmittelbarer Verbindung mit dem Alcazar geweſen. Wenigſtens entdeckte man am weſtlichen Abgrunde des Alcazargartens damals noch Grundgemäuer, und die Mauern in dieſem Palaſtflügel waren von einer ſo außerordentlichen Dicke, daß ſie ſich auffallend von den Mauern im andern Flügel unterſchieden. Es ſteht zu vermuten, daß von der inneren Ecke im Stierhofe bis zum Balkonzimmer und vielleicht von dieſem bis zum Alcazar der Harem der mauriſchen Fürſten, welche einſt hier reſidiert, geweſen war, und daß zur heimlichen Beobachtung der Frauen die obere Aushöhlung der Wand bewerkſtelligt worden ſei. Die alten Romanzen erzählen uns hinreichend von der Neigung dieſer Frauen, Abenteuer mit chriſtlichen Rittern anzuknüpfen, und was der Moslem im Morgenlande ſelbſt nicht nötig hatte für Bewachung des Harems, das mochte ihm hier bei gemiſchter Bevölkerung nötig ſcheinen. Kurz, in der jetzt halb abgerundeten Ecke des Stierhofes, links, wenn man aus dem Palaſte trat, und da wo ſich der eine halbkreisförmige Flügel an das Hauptgebäude anſchloß, zeigte ſich, unſymmetriſch gegen die andere Seite, ein niedriger Turm mauriſcher Form zwiſchen Hauptgebäude und Flügel. Er war von ſehr geringem Umfange und glich einem Minarett. Dieſer Turm war der eigentliche Schlüſſel zu dem geheimen Wandgange, und mit dieſem Schlüſſel war für gutes Gold der Brabanter

Agent des Kaisers durch den Haushofmeister bekannt gemacht worden. Der Turm hatte oben am Dache eine eiserne Tür, die ein bloß Neugieriger, wenn er sie offen gesehen, nicht leicht überschritten hätte, denn sie schien in einen dunklen Rauchfang hinabzuführen. Der damit Vertraute ließ sich aber getrost hinab, sein Fuß berührte in der Tiefe einer Manneshöhe festen Grund. Dort begann nämlich eine Wendeltreppe, welche hinableitete bis zum Beginn des Mauerganges, der früher also wohl alle Zimmer bis zum Alcazar berührt hatte, jetzt aber nur noch die vier Zimmer Chimenens und Françoisens preisgab, nämlich das Zimmer Chimenens, in welchem sie eben war, und das Schlaf-, Balkon- und große Vorzimmer Françoisens.

Der Brabanter mochte von der Ankunft neuer Franzosen und davon unterrichtet sein durch seine Späher, daß sich der König und einer der Ankömmlinge in diesen Teil des Palastes begeben habe, er mochte also den Augenblick als einen besonders günstigen zum Horchen ergriffen haben, denn er war es, den Brion die Wendeltreppe im Türmchen herabsteigen hörte. Der schwere Niederländer trat nicht allzu leise auf, und der Schall, welcher nirgends anders hinaus konnte, drängte sich Brion stark entgegen. Dieser, obwohl mit dem geheimen Zugange durch den Turm nicht bekannt, wurde doch unzweifelhaft inne, daß jemand von dieser Seite sich nahe, und da er um keinen Preis hier als Lauscher überrascht sein mochte, der Nahende sei wer er wolle, so dachte er sogleich an Flucht. Denn ein Verbergen schien nicht möglich, oder doch äußerst mißlich. Brion wußte nicht, wie weit sich der Gang, welcher oberhalb der niedrigen Zimmertüren hinlief, nach der Gartenseite zu erstreckte, und ob nach dorthin auch noch eine Öffnung zum Lauschen vorhanden sei. Wenn er sich also nach dieser Richtung zurückzog, so konnte ihm der neue Ankömmling leicht dorthin folgen, um eine andere Öffnung zu benutzen, und konnte solcherweise

auf ihn ſtoßen. Geſchah dies aber auch nicht, ſo war eine vollkommene geräuſchloſe Ruhe, die ihm beim Verbergen auferlegt geweſen wäre, faſt unmöglich neben einem ſtill Lauſchenden, denn man hörte in dieſem engen Raume den Atemzug eines andern auf große Entfernung. Dies alles überdachte er haſtig, während die Schritte des Brabanters unerbittlich näher kamen, und er entſchloß ſich denn zur Flucht. Aber ſie mußte augenblicklich geſchehen, denn ſie führte eine Strecke dem heranſchreitenden Feinde entgegen, da die Tapetentüren rechts zu Chimene, links zu Françoiſens Schlafgemach von Brion aus nach der Richtung zu lagen, von welcher die Schritte ſich näherten. Und wohin dann? Rechts oder links? Chimene in das Geheimnis ziehen? Nur im äußerſten Notfalle! Sie konnte auch dergeſtalt erſchrecken, daß ſie um Hilfe rief und alles aufſtörte. Auf der andern Seite aber war Françoiſens Schlafgemach, ſolange der König bei ihr blieb, der bedenklichſte Zufluchtsort. Sekunde auf Sekunde verſtrich über dieſer Wahl, der Angſtſchweiß trat ihm auf die Stirn, er ſtand noch immer an der Öffnung neben dem Bildniſſe, der Brabanter mochte an den letzten Stufen der Wendeltreppe ſein — da hörte Brion, daß der König nach dem Alcazar hinüber wolle! Dies entſchied ſeine Wahl, er eilte an die Tapetentür links, kroch haſtig hinab, öffnete und trat in Françoiſens Schlafgemach. Raſch drückte er die Tapetentür wieder zu auf die Gefahr, von dem nahenden Feinde gehört zu werden; und nun, nachdem er Atem geſchöpft, wendete er ſich gegen das Balkonzimmer. Seines Erachtens mußten dort nur Françoiſe und Marot noch zugegen ſein; er wollte horchen, ob Marot nicht auch ſchon ſeinen Abſchied vorbereite. Aber, o Himmel, mannigfaches Geräuſch von Stimmen verriet ihm, daß der König nicht hinweggegangen, daß die ganze Geſellſchaft noch zugegen ſei.

Margareta nämlich hatte ihres Bruders Ankündigung, daß er ſich ermattet fühle und nach dem Alcazar ſich zurück-

ziehen wolle, mit Unwillen aufgenommen und ihm entgegnet, es sei jetzt wahrlich nicht der Augenblick, körperlicher Schwäche nachzugeben und eine Angelegenheit zu verschieben, welche für ihn wie für sie von den gefährlichsten Folgen werden könne. Es müsse in der nächsten Stunde entschieden werden, ob sie unbekümmert um den Termin des Geleitsbriefes noch länger hier bleiben, oder ob sie noch in dieser Nacht aufbrechen müsse.

„Nun so schafft den Marot und endigt!“ hatte der König ungeduldig ausgerufen und sich wieder niedergelassen.

Erbittert über den Bruder, der so wenig Teilnahme bewies, rief Margareta aus, indem sie sich nach der Balkontür wendete: „Nun, so wird denn nichts übrig bleiben, als daß ich selbst Bourbon aufsuche!“

„Warum nicht gar!“ murmelte der König.

„Es fällt ein dichter und eiskalter Regen,“ bemerkte Florentin.

„Wenn ich fliehen muß, so werd' ich nicht nach Regen oder Kälte fragen dürfen,“ rief Margareta und riß die Balkontür auf, um dennoch nach dem Wetter zu sehen.

Der Balkon war überdacht, sie mußte also, um ihre Hand prüfend in die freie Luft hinausstrecken zu können, hinaustreten bis an das Geländer. — Man hörte sie einen Schrei des Schreckens ausstoßen, man sah sie ins Zimmer hereinstürzen und mit der Hand auf die offene Balkontür deuten. Françoise schrie auf; „Was ist?“ rief der König. — Marot erschien an der Balkontür!

Ein peinliches Stillschweigen trat ein, und weder Marot noch Françoise hatten die Geistesgegenwart, es zu benutzen und die einfache Wahrheit vorzutragen. Jenen verließ die gute Laune, die hier am Ort gewesen wäre, vor dem furchtbar fragenden Blicke des Königs, der sich auf seinem Sessel nach ihm herumgewendet hatte, und Françoise stand blutrot da vor dem höhnischen Blicke Florentins, vor den Augen

Margaretens, welche halb ungläubig, halb entsetzt mit bohrender Frage auf sie eindrangen.

Was der Verleumdung Florentins früher nicht gelungen war, das schien jetzt dem Zufalle zu gelingen, und der abergläubische Priester nahm dies für eine Rechtfertigung seines damaligen Verdachtes, seiner damaligen Verleumdung, und er allein benutzte die lange Pause, um die abscheulich wirksamen, weil erklärenden Worte zu sprechen: „Geradeso wie im vorigen Herbste zu Fontainebleau!“

Der König wendete seine Augen auf ihn und dann auf Françoise, welche durch Florentins Worte vom Zorne mit noch höherer Röte übergossen wurde, und nun im Zorne sprechen wollte. Aber um den Grund anzugeben, aus welchem sich Marot versteckt, mußte sie — wenigstens stand ihr in solcher Verlegenheit nichts als die nackte Wahrheit vor Augen — erzählen, daß Marot ihr Koketterie angeraten, oder doch — sie fand sich nicht zurecht, sie stotterte und stammelte, und eben weil sie unschuldig und für solche Lage unerfahren war, erschien sie im höchsten Grade verdächtig. Dadurch wurde auch Marot in qualvoller Befangenheit erhalten, und als er endlich soweit gesammelt war, um einen geordneten Vortrag zu versuchen, ging die Tür des Vorzimmers auf, und Montmorency trat hastig ein mit der Nachricht, Bourbon selbst sei im Vorzimmer und begehre, unverzüglich bei der Frau Herzogin eingeführt zu werden, die Freiheit derselben stände wirklich auf dem Spiele.

„Er trete ein!“ rief Margareta.

„Halt da!“ sprach der König und erhob sich. „Ich habe nichts mit ihm zu tun! Hindern will ich Euch nicht, aber Angesicht gegen Angesicht sollen der König von Frankreich und Karl von Bourbon nicht gesehen werden.“

Mit diesen Worten ging er nach der Tür, welche zum Schlafgemache Françoisens führte, da er nicht an Bourbon vorüber durch das Vorzimmer schreiten wollte. Als er die

Tür öffnete, ſah er Brion ſtehen — „foi de gentilhomme,“ ſchrie er auf und griff ans Schwert, — „das iſt zuviel!“

Alle eilten herbei. Françoiſe erſtarrte zur Bildſäule — der Mann, deſſen glühende Neigung zu ihr allgemein bekannt war, wurde bei einbrechender Nacht in ihrem Schlafzimmer gefunden!

„Der arme Poet hat alſo wohl nur vor Überfall warnen wollen, und hat ſelbſt nicht mehr zurück gekonnt!“ ſprach mit halber Stimme Florentin zur Herzogin Margareta, ſolcherweiſe wiederum die jetzt viel ſchrecklichere Pauſe ausfüllend.

Brion war mutiger als Marot und redete haſtig zum Könige: „Übereilt Euch nicht, Sire, es iſt hier nur ein böſer Zufall im Spiele, der eine unſchuldige Dame in falſches Licht ſtellt — die Gräfin weiß nichts von meiner Anweſenheit.“

„Schweig!“ rief grimmig ausbrechend der König, und indem er ſich zu faſſen ſuchte und ſich zu der Geſellſchaft wendete, ſetzte er ſtockend hinzu: „Bourbon wartet Eurer, und ihn kümmern dieſe Vorfälle, deren Zuſammenhang von mir ausgeht, hört Ihr? nicht im mindeſten — geht an Euer Geſchäft!“

Damit trat er ins Schlafgemach und winkte Brion, es zu verlaſſen. Dieſer hatte vernommen, daß es ſich um einen wichtigen politiſchen Beſchluß handelte, und hatte die Faſſung, daran zu denken, daß der Horchverſteck von einem Fremden, wahrſcheinlich dem Kaiſer Angehörigen eingenommen ſein könne. Er wollte alſo anempfehlen, daß man die Beratung im andern Flügel des Palaſtes vornähme, konnte aber vor der heftigen Gebärde des Königs nicht zu Worte kommen. Ja er bewirkte durch ſeinen wiederholten Verſuch der Einrede noch obenein den zwar leiſe, aber mit gefährlichſten Zornesanzeichen ausgeſprochenen Befehl des Königs, ſich flugs nach dem Alcazar hinüber zu begeben und dort des Königs Rückkehr zu erwarten. Brion kannte den König genau und wußte, daß jetzt auf eine noch ſo beſcheidene und

vernünftige Einrede der schrecklichste Ausbruch, vielleicht blitzschnelles Niederstoßen des Widersprechenden durch das Schwert des Königs bevorstünde. Er schwieg und entfernte sich. Der König warf die Tür des Schlafgemachs hinter ihm zu und sank wie zerbrochen in einen Sessel.

Franz war nicht mehr der zuversichtliche mächtige Herr, den Eifersucht gelockt hätte, der gleichgültig gewesen wäre gegen eine Geliebte, die seine ungestüme Neigung überlebt hatte. Er sah sich seit langer Zeit vom Glück verlassen, getäuscht in aller Zuversicht, gedemütigt! Nichts gelang, nirgends bewährte sich der persönliche Zauber, der ihn sonst so sicher und übermütig gemacht, sogar Chimene entwich ihm. Françoise allein war ihm ein immerwährender Trost gewesen; sie hatte sich seiner Macht unverbrüchlich untertan gezeigt, und jetzt, jetzt erschien ein so grelles Zeugnis, daß auch sie, auch sie ihm untreu sein könne. Auch sie! Was fragte er, ein verwöhnter Herrscher, ob er hundertfach Veranlassung dazu gegeben, ob er selbst ihr längst nicht mehr angehörte! Handelte sich's um ihn? Es handelte sich um sie! Also auch über sie hatte er seine Macht verloren!

„So früh gehst du zu Grabe!" seufzte er in tiefem Weh, und die Melancholie, mit der ihn das Gefängnisleben so lange und so eng umsponnen, bemächtigte sich seiner bis zu Tränen, und er, der nie im kleinen entsagen konnte, er steigerte sich in eine Entsagung hinein, die wenigstens in ihrer Größe seinem Naturell angemessen war, und die wenigstens in ihrer Größe ihm eine Genugtuung gewährte. Glücksnaturen sind im Unglück entweder klein oder heroisch, das Mittelmaß nur tragen sie nicht: bei hereindringendem Verluste alles, aber alles wegzuwerfen aus eigenem Antriebe, das schmeichelt doch ihrem Stolze, denn sie haben Stolz, nicht bloß Eitelkeit.

Nachdem er so eine Viertelstunde mit sich gerungen, erhob er sich rasch, richtete sich zusammen zu heldenmäßigem

Entſchluſſe, und trat in das Balkonzimmer. Er war jetzt gleichgültig gegen Bourbons Gegenwart, er hatte Größeres vor, als dasjenige war, was Raum hatte im Maße des Vaſallen und Lehnsherrn.

Alle wären beſtürzt geweſen über ſeinen Eintritt, wenn nicht die Mehrzahl der Anweſenden ſchon ohnedies mit beſtürzter Seele zu ringen gehabt hätte. Françoiſe ſaß leichenblaß zur Seite auf einem Seſſel, Marot ſtand verſtört neben ihr, Montmorency lehnte an der Wand, und ſeine zuſammengedrückten Züge deuteten auf verhaltenen Grimm, Bourbon, der in zwei Jahren unter der Laſt des Landesverrats um zehn Jahre gealtert war und graue Haarſpitzen um die breiten Schläfe zeigte, ſtand mitten im Zimmer und trat erſchreckt einen Schritt rückwärts, als der König erſchien; Margareta ging in höchſter Aufregung auf und nieder und ſtürzte ihrem Bruder mit den Worten entgegen: „O, Franz, welch eine Welt! Alles iſt niedrig und gemein!“

„Iſt Eure Frage entſchieden?“ fragte dieſer im ruhigſten Tone.

„Entſchieden zur Schmach des Kaiſers! Er harrt nur der Stunde, da mein Geleitsbrief abgelaufen ſei, um auch mich in Gefangenſchaft zu ſchlagen.“

„Danke dem Herzoge und nimm Abſchied von ihm. Du haſt Eil', und ich auch, denn es bleibt uns noch Wichtiges zu erledigen.“

Auf Bourbons hartem Antlitze bewegte ſich's wie eine Schlacht unter ſchneidenden Gefühlen, der Ausdruck wurde ſchmerzlich, die weicheren Regungen ſchienen zu ſiegen, und er trat ſchwankend einige Schritte auf den König zu, als ob er willens ſei, ſich ihm zu Füßen zu werfen; König Franz machte eine ablehnende Bewegung, die mehr Hoheit als Stolz ausdrückte und Bourbon feſſelte in dem Drange, der ihn trieb. Er ſtand ſtill, zwei dicke Tränentropfen rollten ihm über die gefurchte braune Wange in den ſchwarzen krauſen Bart, er raffte

sich zusammen, daß sein Schwert klirrte, trat hastig zur Herzogin, ergriff deren Hand, küßte sie und ging eilig hinweg.

„Gott sei mit Euch, Bourbon," rief ihm Margareta mit bewegter Stimme nach und betrachtete eine Weile schmerzlichen Ausdrucks die Tür, hinter der er verschwunden war, und hinter der man seinen schweren Schritt abwärts tönend hörte.

„Sorge für Rosse, Marot! In einer Stunde reist die Herzogin," sprach der König. — „Setzt Euch zum Schreiben, Prälat," fügte er in derselben feierlichen Ruhe hinzu, indem er sich zu Florentin wendete.

„Was hast du vor, Franz?"

„Das Notwendige, Schwester."

Marot war hinweg; Florentin trug Lichter zu einem Schreibtisch, der in einem Winkel des Zimmers stand.

Der König folgte ihm zu diesem Tisch und sprach mehrere Minuten lang leise zu ihm; Margareta und Montmorency sahen in steigender Spannung hin, als Florentins Gesichtszüge das lebhafteste Erstaunen ausdrückten, und als der König einen Einwand mit erhobener Stimme kurz abwies. Françoise blickte starr vor sich an die Erde, sie schien an nichts teilzunehmen.

„Setzt Euch und schreibt wie folgt ohne Widerrede!" hörte man den König sagen. Florentin gehorchte, und wer dieses Charakters genau kundig war, mochte an den Mienen des Gleißners erkennen, daß er gar nicht ungern gehorchte. König Franz, sich auf die hohe Stuhllehne des Prälaten stützend, sprach ihm leise zu, was er schreiben sollte. Es war bald geschehen; Florentin stand auf und bot dem Könige eine eingetauchte Feder. Franz nahm sie, trat vor den Tisch, überlas stehend die Schrift, besann sich eine Zeitlang und legte die Feder hin.

Er ging nach der offenen Balkontür und sah eine Zeitlang schweigend in die finster stürmische Nacht hinaus.

„Was haſt du vor?“ rief Margareta noch einmal und eilte zu ihm.

„Das Notwendige!“ erwiderte er noch einmal, wendete ſich nach dem Zimmer und ging, einen Augenblick auf Françoiſe blickend, von neuem zum Schreibtiſch. Er ſetzte ſich und unterſchrieb die Schrift.

„Macht eine Abſchrift davon, Prälat, und leſ't ſie dann vor,“ ſagte er aufſtehend, und ging wieder zur Balkontüre, diesmal ſeine Schweſter am Arme mit ſich führend.

„Du wirſt dieſe Schrift der Mutter mitnehmen,“ ſprach er zu ihr, während er ſtarr in die Nacht hinausblickte, „und wirſt ihr von mir ſagen, ſie ſolle unverzüglich danach handeln.“

„Was befiehlt die Schrift?“

„Du erfährſt es ſogleich. Habe Dank für die Liebe, welche du mir bewieſen, bewahre ſie mir ferner, Margareta, ach, ich bin ihrer gar bedürftig.“

„Franz, mein Franz, was iſt dir?“

„Seid Ihr fertig, Prälat? — So leſ't.“

Florentin ſchrieb haſtig die letzten Worte, ſtand dann auf, und las, wie folgt:

„Wir haben gewollt und durch ein dauerndes und unwiderrufliches Edikt hiermit beſtimmt, daß unſer ſehr werter und geliebter Sohn Franz, Dauphin des Vienner Landes, von jetzt an erklärter ſehr chriſtlicher König von Frankreich ſei, und als König gekrönt, geſalbt, geweiht und daß ihm allein als wahrem Könige gehorcht werde.“

„Jeſu Maria!“ war der gemeinſchaftliche Schrei der drei Zuhörer, noch ehe der Prälat geendigt hatte, und alle drei, Margareta, Françoiſe und Montmorency, waren zu ihm geſtürzt, die Schweſter an ſeine Bruſt, die andern zu ſeinen Füßen, ihm die Knie umklammernd und in unbeſchreiblicher Verwirrung Klagen, Bitten, Verſchwörungen rufend in herzzerſchneidender Inbrunſt.

Der König blieb unerschütterlich; seine Thronentsagung blieb unverändert. — Margareta wurde überwältigt vom Schmerze und sank besinnungslos zu Boden. Françoise, deren Antlitz in Tränen gebadet war, griff krampfhaft nach seinen Händen, die er ihr entziehen wollte, und sprach mit einem Tone, der durch die Seele ging: „O, so laß mich wenigstens bei dir, daß ich dein Leid teile bis in den Tod!“

Auch Franz schien davon erschüttert zu sein, er faßte sich aber gewaltsam, streifte ihre Hände ab, und sprach: „Madame, Ihr habt Euch des Königs Franz nicht würdig gezeigt; ich bitte Euch, dies Haus vor dem nächsten Morgen zu verlassen; ich will allein sterben.“

Mit diesen Worten ging er hinaus, zusammenzuckend bei dem gellenden Schrei des Wehs, welchen er die fallende Gräfin ausstoßen hörte.

V.

14.

Im südwestlichen Frankreich mündet unterhalb Rochefort ein selten genannter Fluß in den Ozean. Er ist von großem Verdienst, denn er ist, obwohl schmal, tief und von gleichmäßiger Strömung, und schwere Schiffe können über eine starke Tagereise in ihm aufwärts segeln. Die Ufer sind überaus lieblich: saftige Wiesen steigen links und rechts hügelan und verlieren sich in Laubwaldungen; Ritterschlösser aus der ältesten Zeit, eine gar seltene Erscheinung in Frankreich, spiegeln sich mit breiter uralter Form, ganz verschieden von unsern rund aufgetürmten Burgen, in seinem grünen, reinen Gewässer. Die alte Taillebourg, welche in den Romanzen aus Ludwigs des Heiligen Zeit zu Hause ist, neigt sich mit ihren bleichen Sandsteinmauern wie eine

ſteinerne Romanze in die Flut. Charente iſt der Name des Fluſſes; Saintonge iſt der Name dieſer Gegend, Saintes iſt die Hauptſtadt, lauter Namen, die von den alten Santonen, deren Bekanntſchaft uns die Römer überliefert, herſtammen. Das Römerleben hat in dieſem Landſtriche vielerlei Zeugniſſe hinterlaſſen, und dies alles zuſammen: die Erinnerungen an verſchiedenartige uralte Geſchichtsepochen, die Abgelegenheit von großer Heerſtraße, der beſcheidene und doch mächtige Fluß, die dunklen Laubwälder weihen dieſen Landſtrich vorzugsweiſe zu einer poetiſchen Exiſtenz. Mehr als anderswo ſcheint es hier natürlich, daß ein romantiſcher Held aufwachſe, und daß er hierher zurückkehre aus Stürmen und Täuſchungen der Welt; oder daß ein geprüftes Liebespaar hier ſeine Wohnung aufſchlage unter den weitſchattenden Zweigen der ſchöner als anderswo gedeihenden Laubholzbäume, an den grünen Ufern dieſer tiefen Charente, in welche die Flut des Ozeans täglich heraufſteigt wie ein Gruß gnädiger Gottheit.

Drei Meilen aufwärts von Saintes lag in dieſem ſchönen Flußgelände das Schloß Cognac auf einem Hügel dicht über der Charente. Man ſah nordwärts aus den ſchmalen Fenſtern dieſes Schloſſes über den Fluß auf Wieſen, die ſich langſam hinaufzogen zu rings geſchloſſenen Buchenwäldern. Südwärts lief der Hügel in weicher Raſenſenkung hinab in einen mit uralten Bäumen geſegneten weiten Park, durch welchen eine Ulmenallee in der Mitte dem Blicke unabſehbar ſich hinzog in neue Waldfernen. Das Städtchen Cognac ſelbſt lag unter Bäumen verſteckt rechts unter dem Hügel vom Schloſſe aus.

Unter einer Ulme dieſes Parks war König Franz geboren, in dieſem Schloſſe hatte er ſeine früheſte Jugend verlebt, und hierher richteten ſich ſeine Gedanken in der einſamen Gefangenſchaft, welche nach jener entſcheidenden Novembernacht noch ſo viel einſamer und trauriger geworden war. Wenn wir am Ende unſeres Lebenskreiſes zu ſtehen

glauben, dann wenden sich unsere Blicke gern auf den Anfang unsers Lebens zurück, wie das zum Tod verwundete Jagdtier mit letzter Anstrengung das Gebüsch zu erreichen trachtet, in welchem es seit Jahren Ruhe und Schutz gefunden.

Wenn eine Zeit käme, dachte der König, in welcher man ihn, dessen Herrschaft übertragen und von keiner Gefahr mehr sei, ruhig ziehen ließe, dann wollte er in seiner grünen Heimat zu Cognac ein zertrümmertes Leben bescheiden zu Ende führen. Deshalb waren im Winter Befehle auf diesem Schlosse eingetroffen, daß alles in wohnlichem Stande erhalten, die Forsten gepflegt, das Wild geschont werden solle. Die alten Diener wußten nicht recht, was davon zu halten sei, denn König Franz galt für einen verlorenen Mann, und der alte Haushofmeister auf Cognac, der seit einiger Zeit öfters Briefschaften erhielt, war von mürrischer Verschwiegenheit; von ihm war nichts zu erfahren. Aber man sah mit Erstaunen, daß er jetzt — es war gegen die Mitte des März 1526 — die Arbeiten zum Empfang von Herrschaften verdoppeln ließ, und man sah mit noch größerem Erstaunen, daß ein ergrauter Diener in unbekannte Farben gekleidet ankam, daß er höflich vom Haushofmeister aufgenommen wurde, und daß dieser Fremde die Befugnis erhielt, die Zimmer am westlichen Turme nach seinem Gutdünken einzurichten. Wer da weiß, wie peinigend solche Neugier für alte Diener ist, und wie jede Kleinigkeit als Beweis für irgend eine Vermutung ausgebeutet wird, der wird gern glauben, daß die alten Diener auch ohne weitere Hilfsmittel bald insoweit auf dem Reinen waren, es gelten diese Vorbereitungen der Aufnahme von Damen. Nun kam außerdem aus dem fünf Meilen entfernten Angoulême die Kunde, es sei die Regentin Luise mit großem Gefolge nach Bordeaux hinabgereist; die Diener schlossen also ihre Vermutungen dahin ab, sie werde bei ihrer Rückreise nach Paris in Cognac einen Frühlingsaufenthalt nehmen. Nur der fremde

Diener, deſſen Farben keineswegs die der Angoulêmes waren, ſtörte dieſe Berechnung noch immer einigermaßen.

Auch für einen Wohlunterrichteten mochte es damals ſchwer ſein, über die nächſte Zukunft irgend etwas mit Wahrſcheinlichkeit zu beſtimmen; die Novembernacht in Madrid hatte nicht nur plötzliche und tiefe Veränderungen herbeigeführt, ſondern dieſe Veränderungen waren bereits am nächſten Morgen wieder innerlich ganz und gar umgeſtaltet. Der König nämlich, nach der Thronentſagung in den Alcazar zurückkommend, ließ Brion, welcher dort ſeiner harrte, nicht ſogleich vor ſich, ſondern blieb noch mehrere Stunden allein. Er hatte die ungeheuere Aufgabe vor ſich, eine Gedankenwelt der Entſagung, welche ſeinem natürlichen Weſen durch und durch zuwider war, ſeinem Weſen einzuverleiben. In allen Teilen ſeiner Seele zuckten die ſchmerzhaften Flämmchen auf, welche ihm ſein wahres Innere beleuchteten und ihn darüber belehrten, es ſei nur ein erkünſtelter Zuſtand der Reſignation, in welchem er ſich befinde. Hätte er ſich im Schmerz über dieſe Zuckungen ſogleich entſchloſſen, Brion anzuhören, es hätte noch alles anders werden können. In dieſen Stunden aber erfüllte ſich das, was er gegen die echte Wahrheit ſeines Charakters eingeleitet hatte. Françoiſe nämlich erhob ſich vom Boden und hatte nicht nur Weh und Verzweiflung, ſondern Erbitterung im Herzen, Erbitterung, daß der Mann ihrer grenzenloſen Liebe und Verehrung auf ein paar nichtige Zufälle hin ſie ungehört verdammen könne. Das Foixſche Blut ſiedete in ihrem Herzen, wie es damals am Todestage der Königin Claude in Paris aufgewallt war, und es ſiedete jetzt in noch viel heftigerem Maße, denn auch unſere ſeltenſten Gefühle bewegen ſich in Steigerungen nach aufwärts oder nach abwärts, ſie wiederholen ſich niemals in gleichem Maße. Margaretas Nähe war auch nur geeignet, dieſe Steigerung im Zorne zu begünſtigen. Margareta, die ihr ſtets wohlgeſinnte Freundin,

war durch alles was vorgegangen in fieberhafte, für jede beſonnene Prüfung unfähige Heftigkeit verſetzt; Margareta zog den unſeligen Entſchluß der Thronentſagung auf die ſchreienden Zeugniſſe untreuen Lebenswandels der Gräfin, welche den König in Verzweiflung getrieben; Margareta zeigte Françoiſe ſchweigende Verachtung. Dieſe aber war viel zu ſtolz, nur den geringſten Verſuch der Rechtfertigung zu machen. Sie verließ ihr eigenes Zimmer vor der Herzogin und ging zu Chimene. Obwohl ſie auch zu dieſer, welche offenbar die ungeteilte Neigung des Königs zu ihr beeinträchtigt, kein günſtiges Zutrauen hatte, ſo war ſie doch bei dieſem lauteren Mädchen eines unbefangenen Sinnes gewiß. Sie bat Chimene, welche erſchreckt aus dem Schlummer auffuhr, ihr durch den Haushofmeiſter ſogleich Pferde und zwei männliche Diener zu verſchaffen, damit ſie binnen einer Stunde ſich auf die Reiſe begeben könne. Chimene ſchrie auf und fragte entſetzt, was vorgefallen ſei; Françoiſe aber hätte in dieſer Stimmung nicht einem Gott erzählen mögen, was ſie ſoeben erfahren und erlitten habe; ſie wies dieſe Teilnahme Chimenens hart zurück und wiederholte nur kalt ihre Frage, ob Chimene ihr zu Reiſemitteln und Reiſebegleitung auf der Stelle verhelfen könne, ſonſt verließe ſie zu Fuße Madrid.

Chimene, den Mangel an Vertrauen mit liebender Seele überſehend, war bereit und ſetzte im Hinausgehen hinzu: „Ich hoffe, du wirſt mich nicht verſtoßen, weil dir andere wehgetan, und wirſt mich an deiner Seite behalten!“

„O nein, Chimene, du biſt dem Könige ein Troſt, du wirſt hier bleiben. Ich bedarf keines Troſtes.“

„Aber ich bedarf deiner, und verwehrſt du mir, neben dir zu ziehen, ſo ziehe ich hinter dir!“ entgegnete ſie und ging zu ihrem Vater. Dieſer war entſetzt über die Idee, daß ſeine Tochter ſich wieder öffentlich der übel berufenen Gräfin anſchließen wolle: er möge wählen, ſprach ſie feierlich, zwiſchen großem und kleinem Übel. Bleibe ſie hier,

ſo widerfahre dem Namen Infantado ein großes Unheil; gehe ſie, ſo bliebe das Haus Infantado unbetroffen. — Der Herzog wußte nicht, was ſie meinte, aber er wich ſeiner geſpenſtiſchen Furcht und ließ ſie gewähren.

Um die zweite Stunde der Nacht ritten Françoiſe und Chimene mit zwei Dienern über die Höfe des Palaſtes, und das Fallgatter des Torturmes erhob ſich vor ihnen diesmal ohne weiteres. Ein ſchneidender Wind, von der Guadarrama herabfegend über die Madrider Hochebene, trieb ihnen den Regen ins Antlitz; erſt eine halbe Stunde nach ihnen kam die Herzogin Margareta mit ihrem Gefolge, zu welchem Marot und Budé gehörten. Nicht bei dieſem, nicht bei jenem Zuge wurde ein Wort gewechſelt.

Der König hatte für jedermann ſeine Tür unterſagt, er ſah auch ſeine Schweſter nicht mehr; erſt gegen Morgen, als ihm die Öde unerträglich wurde, ließ er Brion zu ſich. Er hatte ſich vorgeſetzt, dieſer ſolle das eigentliche Thema mit keinem Worte berühren, und ihm anzukündigen, daß er ſelbigen Tages auf ſeine Auswechſelung beim Kaiſer antragen wolle, daß Brion alſo nach Frankreich heimkehren könne. Den undankbaren Freund mit Wohltaten zu überhäufen, dies war die Art der Genugtuung, welche das erſchütterte Naturell des Königs damals brauchte. Wenn alle Reize verſagen, der Reiz, welchen Großmut und Stolz auf uns ausüben, bleibt dem gefeſſelten Löwen.

So wurde es aber nicht: Brion überfiel ihn, der im geheimſten Grunde des Herzens einer befriedigenden Erklärung bedurfte, er überraſchte ihn, den ſchwach Verbietenden, mit einer einfachen, den Stempel der Wahrheit tragenden Erzählung. Darin verſchwieg er nicht, daß ihn Liebesdrang zum Abenteuer getrieben, beteuerte aber einfach und ohne Prunk, daß Françoiſe keine Ahnung davon gehabt habe.

Der König lebte auf bei dieſer Erzählung; ſie trug in ihrem romantiſchen Detail, welches der augenblicklichen

Prüfung sich darbot, für den Sinn des Königs eine überzeugende Kraft der Wahrheit. Er kannte Brion auf und nieder, und setzte also nur hinzu, ob dieser sein ritterliches Wort zur Bekräftigung solcher Aussage einsetzen könne. — „Laß mich ausreden," unterbrach er den rasch auf die Forderung eingehenden, „ich verzeihe dir jedenfalls für die romantische Erfindung, ich behalte dich an meiner Seite, auch wenn du dein Wort nicht darauf legen kannst, auch wenn du nur obenhin versicherst, ich könnte mich auf deinen guten Willen verlassen!"

„Ich schwöre Euch, Sire, bei meinem ritterlichen Ehrenworte, daß ich Euch reine Wahrheit berichtet habe."

„Mein Gott, was haben wir für törichte Dinge gemacht!" rief der König aufspringend, und eilte aus dem Zimmer, aus dem Alcazar. Er war sich selbst wiedergegeben, er wollte zu Françoise eilen und abbitten, um Auflegung schwerer Buße bitten, um Verzeihung flehen.

Es war zu spät; sie war hinweg, Chimene mit ihr! Auch Chimene!

Sich schreienden Unrechtes bewußt zu sein gegen die Geliebte, das ist für jeden edlen Menschen ein Sporn, der zu stärkerem Ausdrucke, zu lebhafteren Beweisen der Neigung treibt, als unsern natürlichen Wünschen entsprechend ist. Solch ein künstlich erzeugter Gegensatz täuscht gar oft ein Liebespaar über die wirkliche Stärke der Empfindungen. Hier wurde des Königs Leid über den Verlust Chimenens zurückgedrängt durch den Schmerz, welchen er über die Kränkung Françoisens empfand, und vielleicht genügte er seinem Weh über Chimenens Verlust gleichzeitig, indem er Kurier auf Kurier, Brief auf Brief der beleidigten Gräfin nachsandte, um deren Verzeihung und Rückkehr zu erbitten. Chimene war ja mit ihr, es konnte ja auch ihrem Herzen gelten, daß er sein schreiendes Unrecht gegen Françoise zu entschuldigen trachtete.

Zu dieser Auslegung indessen ist keine äußere Veranlassung vorhanden, die Briefe und das Benehmen des Königs zeigen im Gegenteile von einer innigen poetischen Zärtlichkeit für Françoise, wie sie im ganzen Verlaufe der Liebesgeschichte noch niemals von seiner Seite bekundet worden war.

Und gerade jetzt, da ihre innere Vereinigung mit dem Könige den Punkt poetischer Innigkeit erreichte, den sie stets so sehnsüchtig herbeigewünscht hatte, gerade jetzt war sie den Worten des Königs unzugänglich. Die Briefe des Königs erreichten sie noch in Urgel auf der Reise, fanden sie in Foix, wo sie ihren Aufenthalt wieder genommen hatte, aber es wurde kein einziger von ihr gelesen. Die ersten sandte sie unberührt zurück, und um die folgenden hüllte sie einen Umschlag, auf welchen sie durch Chimenens Hand schreiben ließ: „Die Gräfin Françoise an König Franz.“ So gab sie ihm all die versiegelten Worte und Schwüre zurück.

Er selbst war in den ersten Wochen nach dieser Trennungskatastrophe zu besseren politischen Aussichten gelangt, denn der Brabanter hatte dem Kaiser die Nachricht von der Thronentsagung hinterbracht, und dies war für den Kaiser eine Schreckenskunde gewesen. Den gefangenen König von Frankreich, der seine Gefangenschaft mit großen politischen Opfern lösen mußte, in einen gefangenen Privatmann verwandelt zu sehen, der für seine Befreiung nichts mehr bieten konnte, das war natürlich nicht des gewinnlustigen Kaisers Rechnung. Er zeigte sich also flugs nachgiebiger als bisher, um eine Verzögerung oder einen Widerruf dieses Aktes herbeizuführen, und so wurde dem Könige Franz die Hoffnung genährt, das Ende seiner Gefangenschaft sei nahe, und er werde bald persönlich auf Schloß Foix sagen können, was die Geliebte sich brieflich nicht sagen lassen wolle. Diese Stimmung erhielt sich bis gegen das neue Jahr 1526. Kaiser Karl hatte trotz der Abdankungsakte gezögert, in allen Hauptsachen

nachzugeben und solchergestalt den Freiheitsvertrag abzuschließen, weil er bei schärferem Hinblick auf Personen und Verhältnisse folgende Zweifel und Bedenken nicht abweisen konnte: „Die Regentin Luise," sagte er sich, „liebt ihren Sohn sehr, sie wird ihn nicht leicht einer ewigen Gefangenschaft aussetzen, sie wird ihn, den Herrschbegierigen, den zum Herrschen so wohl Ausgerüsteten, welcher in der Blüte der Jahre steht, sie wird ihren Cäsar François nicht so ohne weiteres vom Throne steigen lassen, sie wird zuwarten, ob ich mich nachgiebiger zeige, wenn ich etwas verlauten höre von dieser verzweifelten Absicht; sie wird mich am Ende selbst unterrichten vom Vorhandensein einer Abdankungsakte, und dann ist es eben auch noch Zeit für mich, nachzugeben. Oder die Absicht ist noch schlauer, und da ich bis jetzt, fünf Wochen nach Abfassung der Akte, noch keine andere Kunde als die durch meinen sicheren Späher erhalten habe, so ist diese schlauere Absicht die wahrscheinlichere: sie lassen zu derselben Zeit, in welcher ich hier den Befreiungstraktat mit dem Könige abschließe, unter dem Siegel vorläufiger Geheimhaltung dem Parlamente die Abdankungsakte mitteilen und veröffentlichen sie erst, sobald mein Gefangener in Freiheit ist und den französischen Boden betritt. Dann heißt es, ich habe mit einem Könige Traktate abgeschlossen, der im Augenblicke des Abschlusses nicht mehr König gewesen, also auch für Vollziehung des Traktats nicht verantwortlich sei. Die Abdankungsakte alsdann nach erlangter Freiheit zu vernichten, ist einem Kinde, dem kleinen Dauphin gegenüber, formelle Kleinigkeit, und der Betrogene bin ich!"

In dieser Zeit und infolge dieser Umstände faßte der Kaiser wahrscheinlich zum ersten Male den Gedanken, den Friedenstraktat jedenfalls nur unter der Bedingung abzuschließen, daß König Franz mit seiner Person für gänzliche Vollziehung desselben einstünde und das Versprechen ablege, im entgegengesetzten Falle zurückzukehren in seine Gefangenschaft.

Die Franzoſen wurden dieſes Mißtrauens während der fortgeſetzten Unterhandlungen natürlich inne, und ſo erklärt es ſich, daß unter einem Könige, welcher ritterliches Weſen aufzufriſchen trachtete, Winkelzüge, Zweideutigkeiten und beſchönigter Wortbruch, kurz Unritterliches aller Gattung bei dieſer wichtigen Angelegenheit zum Vorſchein kam, und daß doch König Franz nicht allein dafür verantwortlich zu machen iſt. Sein ritterlicher Schwung, der eben nichts Organiſches der Zeitverhältniſſe war, hatte ſich dem nüchtern politiſchen Kaiſer gegenüber fortwährend getäuſcht und benachteiligt geſehen, und es entſchloß ſich der König am Ende, den gebieteriſchen Forderungen ſeines Landes und ſeiner Umgebungen nachzugeben.

Dahin war König Franz nach Eintritt des Jahres 1526 gebracht, und hierdurch wurde auch in all ſeinen inneren Lebensverhältniſſen eine neue Wendung herbeigeführt. Abgeſehen vom Verhältniſſe zur Gräfin, welches er auf des Königs Geheiß mit keiner Silbe berühren durfte, mochte wohl Florentin, der in Madrid geblieben war, einen wichtigen Einfluß auf den König ausgeübt haben. Obwohl Franz den Prieſter nicht liebte, ſo konnte er ſich doch dem gewandten Verſtande desſelben nicht entziehen, und der poetiſche Aberglaube desſelben, dem jeder Gefangene Türen und Tore bereitwillig öffnet, ward dem Könige bald eine anziehende Beſchäftigung. Was gibt es denn auch Verlockenderes für einen Unglücklichen als das weite Reich abergläubiſcher Träume, welche aus dem Munde eines ſonſt überlegenen Verſtandesmenſchen entgegentreten! Außerdem hatte Florentin die nie ruhende Mönchspoſt für ſich, welche den König genauer als je vorher ein anderes Mittel über alle geheimen Abſichten und Gedanken Europas unterrichtete. So kam es, daß im Könige Franz eine ſtrenge Stimmung gegen alle Kirchenform ſich vorbereitete, und daß die Unterhandlungen mit dem Kaiſer von jetzt an den oben bezeichneten unlauteren aber

praktiſchen Charakter annahmen. Die Idee einer ſo weit ausſehenden Regentſchaft der Herzogin Luiſe, wie ſie die Abdankungsakte zuſicherte, war dem Prieſter allerdings noch viel reizender geweſen, als die ſchwierigere, jetzt dargebotene Möglichkeit, ſich des Königs ſelbſt zu bemächtigen, aber jene Idee ward durch die Mutterliebe der Regentin gar zu ſehr beeinträchtigt, als daß der ſchlaue Prieſter auf ihr hätte beharren mögen. Die Regentin hatte ihm angezeigt, daß ſie, wenn noch irgend ein anderes Mittel übrig ſei, durchaus nicht auf Koſten ihres Sohnes Regentin bleiben wolle: er ſetzte alſo, auf dieſer Abdankung ſteif verharrend, ſowohl die Gunſt der Regentin als die Duldung des Königs aufs Spiel, und deshalb arbeitete er für die Befreiung des Königs um jeden Preis.

Mochte es der König empfinden, daß er in ſolchen Kreiſen der Ratſchläge, daß er innerhalb der ihn umſtellenden Netze eines Florentin ſeine Einheit des Charakters verlöre? Iſt es zu verkennen, daß König Franz gegen das Ende ſeiner Gefangenſchaft Schritte und Züge entwickelte, die nicht mit ſeinem früheren Weſen in Einklang zu bringen ſind, und ſeinem ſpäteren Charakter und Lebensſtile etwas Unruhiges und Faches mitteilen? Nein, es iſt offenbar, daß die widrigen Lebenshemmniſſe ihn außer ſich trieben, und daß er, die Politik Karls überbietend, in Verzerrung geriet. Gewiß empfand er damals eine um ſo größere Sehnſucht, denjenigen Lebensteil früherer Zeit, mit welchem er noch zuſammenhing, ſorgſam zu pflegen und für die unſichere Zukunft zu retten. Er vertiefte ſich inniger, als er jemals getan, in ſein Liebesverhältnis mit Françoiſe. War er doch hier ſicher, daß nie ein unedler Mißton wie in andern Verhältniſſen ihn errötен machen würde! Er ſchrieb ihr von neuem, er ſchilderte ihr, daß er ſeine Zukunft mit ihr dort wieder aufnehmen möchte, wo ihm Welt und Liebe einſt idealiſch vorgeſchwebt habe, unter den Bäumen zu Cognac,

wo er ſeine Jugend verlebt. Sie möge noch einmal Vertrauen zu ihm faſſen, dort unter den alten Ulmen werde er gewiß beſſer und liebenswürdiger ſein als jemals anderswo. „Ich empfinde es ſchmerzlich," ſetzte er hinzu, „daß ich niemals Deine ſchöne Liebe würdig erwidert habe. Ich war ſtets zu eigennützig, zu zerſtreut, zu äußerlich, zu undankbar! Im Parke meiner Jugend denke ich mein beſſeres Selbſt, das mir die wirre Welt ſo lange entwendet, wiederzufinden. Du kennſt es noch gar nicht, Françoiſe, ach, ich kenne es ſelbſt kaum noch, aber ich weiß: dies beſſere Selbſt iſt es allein, was Dich zu mir gezogen hat. In unſerer glücklichen Zeit wehte es noch zuweilen um mich wie eine eigentümliche Atmoſphäre. Laß mir den Glauben, daß ich ſie in Cognac wiedergewinnen werde. Begib Dich, ich bitte herzlich, begib Dich nach Cognac! Ich laſſe die nötigen Anſtalten für Deine dortige Wohnung treffen. Unterſtütze mich in dem ſüßen Glauben, das Haus meiner Jugend werde mich wiedergebären. Ich habe herbe, ach für mein Gewiſſen herbe Opfer zu bringen, daß ich dieſem Spanien entrinne — ich werde ſie bringen und hoffe mit dem Frühlinge an Deinem Herzen mich zu tröſten. Erzähle mir von meinem Schloß an der Charente! Ich ſehne mich ſo ſehr danach, Dich dort zu wiſſen, Deine Worte, Deine Gedanken von dort zu vernehmen!"

Auch dieſer Brief kam uneröffnet in den Alcazar zurück mit der neuen Aufſchrift: „Gräfin Françoiſe an König Franz."

War es Françoiſens Unſtern, der ſie veranlaßte, den Geliebten hartnäckig von ſich zu weiſen, da er hingebender und liebender geſinnt war als je vorher?

Es ſchmerzte den König, aber er zürnte nicht. Darin war er edel bis in die geheimſten Falten des Herzens: beleidigter Stolz, wie er Françoiſe nach jener Szene zukam, hatte ihm eine ſo volle Berechtigung, daß ſich ein gewiſſes Etwas in ihm ſogar freute über ihren ſtandhaften Zorn. So muß das Weib Königs Franz empfinden! flüſterte dies

Etwas, und er ſetzte ſich von neuem an den Schreibtiſch, legte all die zurückgeſandten Briefe aufeinander, ſchrieb einen neuen an Chimene, legte ihn hinzu und richtete alles an dieſe. Er teilte ihr in kurzen Worten mit, was er der Freundin geſagt, wie und warum er ſie gebeten habe, nach Cognac zu gehen. Chimene möchte ihr die Briefe einhändigen, und möchte ſie, wenn auch dieſer Verſuch fehlſchlüge, zur Überſiedelung nach Cognac bewegen. Vielleicht ſchon in einigen Wochen komme er ſelbſt dahin, und vielleicht gelänge es dann ſeiner perſönlichen Bitte, die beleidigte Freundin zu verſöhnen.

Chimene glaubte nicht mehr an eine glückliche Vereinigung zwiſchen dem Könige und ihrer Freundin; ſie wußte zu gut, wie ſich der König ihr gegenüber benommen hatte, und wie ein Mann ſolchen Weſens Françoiſe über kurz oder lang grenzenlos unglücklich machen müſſe. Sie wollte auch keine Gemeinſchaft mit ihm hinter dem Rücken Françoiſens, ſie hatte erfahren, wie empfindlich dieſe dafür war. Aus dieſen Gründen öffnete ſie das Paket nicht, ſondern übergab es der Freundin mit dem Bemerken, es enthalte jedenfalls die zurückgeſandten Briefe, und ſie möge beſtimmen, ob es zu öffnen ſei.

„Wie kann ich?“ entgegnete Françoiſe, „die Aufſchrift lautet an dich!“

„Ich habe nichts mit dem Könige zu ſchaffen, und es iſt unzweifelhaft, daß er nur meine Vermittelung für dich nachſucht. Beſtimme.“

„Es bedarf keiner Vermittelung zwiſchen mir und ihm!“ ſagte Françoiſe, deren Empfindlichkeit ſtets gereizt wurde durch eine Erinnerung an des Königs Teilnahme für Chimene — „und es gibt keine Vereinigung mehr zwiſchen mir und ihm!“ ſetzte ſie hinzu, indem ſie ſich abwendete und ans Fenſter trat, als wolle ſie zu ihrer Zerſtreuung das ſchneebedeckte Tal der Arriège betrachten. Die Winterſonne glänzte auf den Schieferdächern des Städtchens Foix, und zwei große

Bergadler ſchwebten langſam darüber hin. Jacques, der Rabe, welcher am Fenſter ſaß, ſchrie ſein „François! François!“ den Raubvögeln nach.

Chimene mochte das Stillſchweigen nicht unterbrechen; ihr Auge ruhte zerſtreut bald auf dem Briefpaket, bald auf der von ihr abgewendeten Freundin. Plötzlich kehrte ſich dieſe zu ihr und fiel ihr ſchluchzend um den Hals. Zum erſten Male ſeit der Kataſtrophe in Madrid fand Françoiſe wieder Tränen, ſtromweis floſſen ſie, als ſollte ſie nun mit einem Male von dem monatelang krampfhaft zuſammengehaltenen Schmerze befreit werden. „O Chimene!“ ſprach ſie endlich unter immerwährendem Schluchzen, „es zerreißt mir das Herz, ihm zürnen und entſagen zu müſſen; aber ich muß es! Hinter jeder neuen Verſöhnung mit ihm liegt neue, noch tiefere Schmach, liegt völlige Verzweiflung und Tod! — Entferne dieſe Briefe, ich könnte unterliegen und ſie öffnen, und wenn ich ſeine Worte leſe, ſo wäre meine Kraft des Widerſtandes dahin!“

Mit dieſen Worten eilte ſie hinweg, in Chimenen die traurige Überzeugung zurücklaſſend, daß für ſolche Liebe Trennung wie Vereinigung gleich großes Elend bringe.

Der König aber wurde um dieſe Zeit ſo lebhaft von den zum Abſchluß eilenden Unterhandlungen in Anſpruch genommen, daß er weniger ſchmerzlich die erwartete Antwort vermißte. Je näher ihm die Freiheit kam, deſto lebendiger wurde ihm auch wieder das Vertrauen auf ſeine perſönliche Macht, und die ſanguiniſche Vorſtellung geſtaltete ſich ihm täglich feſter: Françoiſe und Chimene harrten ſeiner bereits in Cognac. Florentins Horoſkopſtellung hatte ihm verkündet, daß ihn die Heimat mit einer Schönheit und Liebe begrüßen werde, deren Freudenquelle bis an das Ende ſeines Lebens nicht mehr verſiege. Der König lächelte über den Propheten, der den Sieg ſeiner Gegnerin voraus verkünde, und der Prophet lächelte über den kurzſichtigen König, der

nicht ahnte, daß man aufmerksam den geheimsten Regungen seines Herzens gefolgt, und mit Aufwand aller koketten Kräfte dafür besorgt gewesen war.

Florentin hatte an demselben Tage, es war der 13. Januar, in einem Briefe der Regentin die Nachricht erhalten, das Gesuchte sei über alle Erwartung glücklich gefunden, er möge nun, es koste was es wolle, die Unterhandlungen abschließen. Es sei alles bereit für ihre Abreise nach Bayonne, und sobald er das Signal gebe, breche sie auf. — Er eilte also sogleich zu Gattinara und brachte noch an demselben Abende die Abschrift des endlichen Traktats dem Könige in den Alcazar mit der offiziellen Nachricht, daß der Kaiser bereit sei, ihn morgen zu unterschreiben, wenn der König mit seiner Unterschrift das feierliche Versprechen gewissenhafter Erfüllung des Traktates geben wolle.

„Endlich!“ rief der König. „Nun so übernimm denn dein Amt! Du bist verantwortlich als Diener der Kirche für alles, was du bindest und lösest.“

„Das bin ich!“ erwiderte der Priester mit frecher Zuversicht, und geleitete den König in den Sternensaal, wohin er schon Montmorency, Brion und zwei neue Abgesandte der Regentin beschieden hatte. Einer dieser Abgesandten war ein Adept Duprats, ein Parlamentspräsident de Selve, der um seiner scharfen Augen und Ohren willen dazu erwählt war; der zweite war ein eisgrauer Bischof, der um seiner stumpfen Sinne halber die Sendung erhalten hatte. Dieser alte Mann verließ sich in alledem, was ihm zu tun auferlegt werden mochte, auf den berühmten Prälaten Florentin, welcher bei aller hohen Geistlichkeit in hohem Ansehen stand.

Der König erschien raschen Schrittes in dem kleinen Saale, der diesmal schwächer erleuchtet war als bei der Zusammenkunft mit dem Kaiser, und befahl Florentin, sogleich ans Werk zu gehen. „Eure Schreiber“, setzte er hinzu, indem er sich zu Selve wendete, „sind bereit?“ — „Zu Befehl,

Sire!“ erwiderte dieſer und deutete auf zwei in ſchwarze Roben gehüllte Menſchen, welche ſich abſeits an der Wand mit Schreibzeug bereit hielten. — „Daß ſie genau Regiſter halten,“ ſprach der König halblaut zu Selve, „von allem, was der Kaiſer verſpricht!“

„Es ſind die feinſten Notare von Paris, Majeſtät! Sie hören und ſehen, was kein Menſch hört und ſieht.“

„Ans Werk, Prälat!“ rief der König und ließ ſich nieder, und bat leiſe, während Florentin ſchon begann, den alten Biſchof, ſich ebenfalls niederzulaſſen, da für ein ſo hohes Alter die aufrechte Stellung beſchwerlich ſei. Der alte Mann wollte proteſtieren, der König beharrte auf ſeinem Vorſchlage, und ſo wäre dem Biſchofe, auch wenn er nicht ſchwerhörig geweſen wäre, der Eingang des Florentinſchen Vortrages, welcher mit ſchwächerer Stimme als die weitere Folge desſelben geſprochen wurde, ohnedies entgangen. Dieſer Vortrag lautete aber dahin: daß im Namen des gegenwärtigen höchſt würdigen Herrn Biſchofs von Tarbes die folgende Verhandlung volle Sanktion der heiligen Kirche habe, daß die heilige Kirche den folgenden Vertrag, als einen durch Gefangenhaltung und Marter dem allerchriſtlichen König von Frankreich abgepreßten, vor Gott und Gewiſſen für unverbindlich und nichtig erkläre, und dem gemißhandelten Könige von Frankreich freiſtelle, inwieweit er ihm Folge geben wolle.

Nachdem Florentin dieſe Worte von einer Pergamentrolle verleſen, und nachdem ſich während dieſer Leſung nichts weiter ereignet hatte als ein Geräuſch, welches Montmorency mit ſeinem Schwerte verurſachte, nahm Florentin von der kleinen Tafel, die vor ihm ſtand, eine eingetauchte Feder und legte die Pergamentrolle dem Biſchofe von Tarbes auf die Knie, indem er ihm mit der einen Hand die Feder reichte, mit der andern aber, dergeſtalt, daß der Schatten dieſer Hand die eigentliche Schrift verdeckte, ihm die Stelle anzeigte, wohin er ſeinen Namen ſchreiben ſolle. Mit zitternder

Hand tat dies der Biſchof, es unterſchrieb alsdann Florentin ſelbſt, und es unterſchrieben der Reihe nach alle Anweſende außer dem Könige.

Nachdem dies erledigt war, verlas der Prälat den Friedenstraktat. Er enthielt im weſentlichen dieſelben Bedingungen, welche Margareta bei ihrer Ankunft dem Könige mitgeteilt, und an welchen der Kaiſer unerbittlich feſtgehalten hatte. Die beiden älteſten Söhne des Königs ſollten für Erfüllung des Traktates als Geiſeln ausgeliefert werden, und König Franz mußte ſich verbindlich machen, in die Gefangenſchaft zurückzukehren, falls nach vier Monaten nicht alle Bedingungen des Vertrags erfüllt ſeien. Auch die Heirat Eleonorens war darin ausbedungen.

Nach beendigter Vorleſung herrſchte Totenſtille. Der König unterbrach ſie endlich und ſtand auf. Florentin trat zu ihm und ſagte leiſe: „Das beſte Zeichen winkt Eurer Majeſtät, der Jupiter ſteht ſenkrecht über Eurem Haupte!“

Franz blickte aufwärts nach der offenen Kuppel des Saales und betrachtete den tief glänzenden Stern. Darauf ſprach er: „Die Kirche hat uns in Schutz genommen, es ſteht uns nicht mehr an, zu zaudern!“

Und damit trat er an den Tiſch und unterzeichnete den Traktat.

Am andern Morgen erſchien Florentin damit bei Gattinara, damit ihn dieſer in des Kaiſers Kabinett trage. Gattinara betrachtete den Prieſter mit forſchenden Augen und ſagte: „Der Kaiſer müßte Burgund beſetzen und dieſen Traktat zerreißen. Ein Vertrag, der zuviel fordert, ſchadet beiden Teilen — ſeid Ihr nicht der Meinung, Prälat?“

„Warum beiden Teilen?“ fragte dieſer ausweichend zurück.

„Weil ihn der allzu bedrückte Teil nicht hält!“ entgegnete Gattinara, ein ſcharfſichtiger Italiener, und betrachtete unverwandt den Prälaten.

„Wenn König Franz ihn nicht halten wollte, warum hätte er ihn nicht vor einem halben Jahre unterschrieben? Er enthält dieselben Bedingungen, die Ihr damals machtet. Glaubt Ihr, unser König habe die Gefangenschaft so vergnüglich gefunden, um sie um ihrer selbst willen so lange zu genießen?“

„Ich war nicht für die Gefangenschaft, ich bin nicht für den Traktat!“ sprach Gattinara, und ging in des Kaisers Kabinett.

Aber der Kaiser war nicht hier, nicht dort Gattinaras Meinung, und an demselben Tage, dem 14. Januar, ward der Form nach diese Angelegenheit erledigt. Auch hierin ließ indes der Kaiser zu stiller Freude der auflauernden französischen Juristen seine jähe Vorsicht nicht aus den Augen, und bestimmte zum Tage der Befreiung erst den 10. März. Die Juristen und Florentin beruhigten den hierüber ergrimmten Franz mit dem Bemerken, der Kaiser sei ja hiermit der erste, welcher den Vertrag breche.

Der Winter erschöpfte sich in jenem Jahre ungewöhnlich zeitig. Schon ausgangs Februar wehten östlich und westlich von der Pyrenäenkette warme Lüfte, und der strenge Lautrec ließ sich vielleicht dadurch mit bestimmen — denn die weichen Frühlingslüfte mildern jedes Herz — Chimenens wiederholten Bitten nachzugeben und endlich einmal die einsame Schwester auf dem väterlichen Schlosse aufzusuchen. Chimene hatte ihm immer wieder nach Toulouse geschrieben, Françoise zehre sich auf in unglücklichster Seelenstimmung, und es müsse durchaus etwas für ihre Zerstreuung und Erheiterung geschehen.

Als er eben durch das Städtchen Pamiers geritten war und sein Pferd in vollem Scheine der wohltätigen Mittagswärme den Berg über dem Orte langsam erklimmen ließ, hörte und sah er einen Reiter gestreckten Laufs hinter sich

her kommen. Es war ein ihm nachgesendeter Kurier, welcher als eilig bezeichnete Depeschen der Regentin brachte. Sie enthielten den Befehl, Lautrec solle sich in den nächsten Tagen zu Bordeaux einfinden, die Regentin werde selbst dort sein und ihm die weiteren Aufträge erteilen. Sie beträfen den Empfang des Königs, welcher gegen Mitte des nächsten Monats auf französischem Boden anlangen werde.

Lautrec, ein sehr stolzer Mann, gehorchte in allen Dingen der ihm verhaßten Regentin ungern: er hatte ihr nie vergeben, daß sie ihm seinen italienischen Feldzug durch Unterschlagung der Hilfsgelder vernichtet und seine weit aussehende Kriegslaufbahn beeinträchtigt hatte. Es verdroß ihn jetzt, in so anmaßendem Tone mehrere Wochen früher als nötig schien nach Bordeaux beschieden zu werden. Ihre letzten Tage der Alleinherrschaft verherrlichen zu helfen war keineswegs nach seinem Geschmacke.

In solcher Stimmung kam er auf sein Schloß Foix und ward von Chimene in der Halle empfangen. Die leidende Françoise verlasse selten ihr Zimmer, wisse noch nichts von seiner Ankunft und bleibe auch besser so lange darüber in Unkenntnis, bis er über alle Einzelnheiten ihrer Lage unterrichtet und zu irgend einem Vorschlage der Änderung ausgerüstet sei. Eine solche Änderung sei unerläßlich: Françoise verzehre sich; sie liebe den König jetzt wie sonst, verschließe dies gewaltsam vor sich selbst, und habe hartnäckig bisher alle Verbindung mit dem Könige, deren sie wie der Lebensluft bedürftig sei, zurückgewiesen. „Auch ich war der Meinung," setzte Chimene hinzu, „daß sie mit dem Könige, der ihre Liebe mißhandelt, für immer brechen müsse, aber jetzt bin ich ratlos, seit ich sehe, daß dieser Bruch sie unzweifelhaft tötet."

„Besser sterben, als unwürdig um Leben betteln!"

„So steht es nun wohl seit unserer Abreise von Madrid nicht, sondern der König hat fortwährend die Stellung des Bittenden eingenommen: er hat zu drei Malen geschrieben

und Françoiſe hat keinen Brief geöffnet, ſie hat alle an den König zurückgeſchickt."

„Ihr könnt alſo nur vermuten, daß der König darin um Gunſt bitte. Um die Lage vollſtändig zu beurteilen, müßte man die Briefe kennen."

„Sie ſind wahrſcheinlich in dieſem Paket enthalten, welches der König ſpäter an mich geſendet hat."

„Warum habt Ihr es nicht geöffnet?"

Chimene errötete: ſie hätte ſich ſelbſt und Lautrec geſtehen müſſen, daß es nicht geſchehen ſei, um Françoiſens Eiferſucht zu verhüten. Sie berief ſich alſo nur darauf, daß ſie nicht habe Vermittlerin ſein mögen, wo die Freundin keine Vermittelung gewünſcht habe.

„Ihr wißt ja aber nicht zuverläſſig, daß die Briefe des Königs an Françoiſe darin enthalten ſind! Es kann ſonſt ein wichtiger Auftrag des Königs, vielleicht eine politiſche Mitteilung an mich, der ich hier an der Grenze befehlige, darin eingeſchloſſen ſein. Ich bitte Euch, öffnet raſch."

„Das wäre ein Verrat an meiner Freundin!"

„So erlaubt mir, daß ich öffne!"

Und ohne ihre Erlaubnis abzuwarten, hatte er bereits das Paket entſiegelt, ihr den obenauf liegenden offenen Brief gereicht und die Briefe des Königs an Françoiſe herausgenommen. Als Regent eines kleinen Königreichs, wie Guyenne und Languedoc eins bilden konnten, war er vor dem ſtolzeſten Siegel nicht ſchüchtern, er öffnete alſo auch ohne weiteres des Königs Briefe, während Chimene den ihrigen las, und vertiefte ſich in dieſelben.

Er hatte nie geliebt, nicht einmal galant war er jemals geweſen; er hatte mit dem Könige nie anders als geſchäftlich verkehrt, was Wunder! wenn ihm dieſe Sprache der Briefe höchſt überraſchend und erſtaunlich vorkam. An eine andere Perſon als an ſeine Schweſter gerichtet, hätte er ſie vielleicht töricht gefunden. Unter dieſen Umſtänden fand er ſie rührend;

ſie ſchmeichelte ſeinem Foixſchen Stolze; denn ſie war der innigſte Ausdruck liebevoller Teilnahme und Achtung, welche König Franz jemals einer Dame gewidmet hatte, und er hatte auch niemals im Einfluſſe einer Situation geſchrieben, welche für den Eindruck auf einen ſtrengen Mann gleich Lautrec ſo günſtig geweſen wäre als die damalige in Madrid.

Lautrec ſtand lange wortlos, nachdem er die Briefe beendigt, ſie wirkten nicht nur auf ſeinen Rat für die Schweſter, ſie wirkten auf ſeine eigene Welt. Ein leiſes Weh flocht ſich um ſein Herz, und er ſprach unwillkürlich und mit ungewöhnlich milder Stimme: „Warum habe ich nie etwas davon erfahren?“

„Nie?“ fragte Chimene. „Was iſt's Beſonderes? Mir ſpricht er nur davon, ſie nach Cognac zu führen.“

Lautrec lächelte und betrachtete mit aufmerkſamem Auge, wie er nie vorher getan, die blaſſe Spanierin. „Führt mich zu Françoiſe!“ ſprach er nach kurzer Pauſe. — „Wir wollen mit ihr beratſchlagen!“

„Das iſt nicht möglich, Graf! Sie iſt feſt entſchloſſen, ihn nicht wiederzuſehen. Haltet Ihr's für ratſam, ſie nach Cognac zu geleiten, ſo darf ſie nicht ahnen, daß es des Königs Schloß ſei, und daß der König ſelbſt es betreten könne. Bedenkt auch, daß ſie künftig mehr als früher Eures vollen Schutzes gegen die ihr übelwollende Regentin bedürfen würde.“

„Gott helfe mir! Daran ſoll's ihr nicht fehlen! Solch eine Liebe iſt, ja wie ich ſehe, das Rührendſte auf der Welt, und mit ſolchen Geſinnungen Königs Franz und an meinem Arme ſoll die Ränkeſucht der Angoulême wohl niederzuhalten ſein.“

Der gute Lautrec kannte den Zuſammenhang der Dinge nicht und war geblendet wie ein Jüngling von der Sprache des Königs. Über den Friedenstraktat wußte er nichts Genaues, alſo auch nicht über die darin einbegriffene Heirat Eleonorens, von der es allgemein hieß, ſie ſei vom Kaiſer

dem Connetable verſprochen. Er hatte alſo dem Ausdrucke der Briefe nach nichts weniger als das vor Augen, was alle Welt längſt aus dem Reiche der Möglichkeit geſtrichen hatte: eine Erhebung ſeiner Schweſter auf den Thron von Frankreich.

Und nun ſah er in dieſer ihm neuen poetiſchen Stimmung die von Schmerz gepeinigte abgehärmte Schweſter, welche im Kampfe zwiſchen Stolz und Liebe um viele Jahre gealtert war, die um nichts in Tränen ausbrach, was fehlte zu ſeinem Entſchluſſe, hier die Zügel in die Hand zu nehmen, welche ſeines Erachtens nur durch Ungeſchick verworren ſeien?

Sanft, wie er nie getan, ſchalt er Françoiſe, daß ſie die rauhe Jahreszeit in ſo rauhem Gebirgslande verbringe bei ihrer offenbar angegriffenen Geſundheit, er ordnete alles zur Reiſe an, er ſchickte insgeheim Guernard nach Cognac voraus, er verſprach der Schweſter, die ach ſo glücklich war über die ſo warme Teilnahme des Bruders! ſie in milde Luft zu führen, er ließ eine Sänfte rüſten, er führte ſie nach Toulouſe, er geleitete ſie, nachdem er ihr dort Ruhe und Erholung gegönnt, nach der Charente hinab. Mit keiner Silbe verriet er ſeine Kenntnis der Briefe, ſie ſollte vom Glück überraſcht werden. Es war ihr Schickſal, daß der gute Wille ihrer Freunde ſie überall ins Unglück führte. Oder iſt dies immer das Schickſal guter Menſchen, wenn das Glück ihnen abhold iſt?

Am 5. März um die Mittagsſtunde ſahen die neugierigen Diener des Schloſſes Cognac einen Reiſezug die Ulmenallee heraufkommen. Es war voller Sonnenſchein, und vom hohen Schloſſe aus entdeckte man am Gipfelſaume des Parkwaldes ſchon jenen gelbgrünen Schimmer, welcher die erſten Blätterknoſpen des Jahres verrät, und den wirklichen Eintritt des Frühlings verkündet. — Neugierig folgten ſie alle dem fremden Diener — es war Guernard — auf die Rampe und betrachteten forſchend die Ankömmlinge. Neben einer Sänfte ritt ein bärtiger Seigneur, und neben ihm ſaß auf kleinem

navarriſchen Pferde ein ſchöner Knabe mit afrikaniſch brauner Geſichtsfarbe.

Auf der andern Seite der Sänfte ritt eine bäuerlich gekleidete, wohlgenährte Frau, die ganz nach der Landesſitte im Saintonger und Rocheller Lande wie ein Mann zu Pferde ſaß, und ſich mit beſonderem Wohlgefallen das hochliegende ſtattliche Schloß zu betrachten ſchien. Ein Rabe ſaß vor ihr auf dem Sattelknopfe. Hinter der Sänfte folgte ein ſtattlicher Trupp Reiter, dem Anſcheine nach teils aus Seigneurs, teils aus Kriegsleuten beſtehend.

Eine hochgewachſene, ganz ſchwarzgekleidete Dame ſtieg aus der Sänfte, als der Zug auf der Rampe angelangt war. Der ſchwarze Hut, das ſchwarze Lockenhaar mochten ihr blaſſes Geſicht noch blaſſer erſcheinen laſſen, ihr großes Auge aber, welches auf den Diener fiel, als dieſer hinzutrat, um ihr behilflich zu ſein und ihr Gewand zu küſſen, dies Auge hatte einen engelguten Blick, und ihre Stimme, die ſie zu dem bärtigen Seigneur erhob, klang wie melancholiſche Muſik. — „Wo ſind wir, Lautrec?“ fragte ſie.

„An der Charente!“

„O hier iſt's ſchön und traulich! Hier möcht' ich bleiben! Es iſt mir, als kennt' ich dies alles, und doch kann ich es nur aus Schilderungen oder Träumen kennen; denn ich bin nie hier geweſen. Dieſe rieſenhohe Ulme da an weichem Abhange zum Beiſpiele.“

„Dies iſt die Königsulme,“ ſprach ein vorlauter Diener des Schloſſes.

„Schweig!“ unterbrach ihn Lautrec. Der Diener hatte erzählen wollen, daß dieſe Ulme von der Geburt des Königs den Namen habe, und ſo wäre das Geheimnis voreilig verraten worden. Lautrec wollte aber, daß dies erſt geſchehen ſollte, wenn er an Chimenen — ſie war der mauriſch gefärbte Knabe — einen Boten ſendete mit der Nachricht, es ſei der König nahe bei Cognac. Dann ſollten ihr des Königs

offene Briefe gereicht, und sie sollte unterrichtet werden, dies Schloß sei nicht eine neue Besitzung Lautrecs, sondern sei das Geburtshaus des Königs, welches er für sie geschmückt habe.

Lautrec konnte nun auch füglich nicht länger säumen, die Regentin in Bordeaux einzuholen. Er verließ also noch an demselben Abende Schloß Cognac, nachdem er Françoise baldige Rückkehr gelobt, Chimene herzlich gegrüßt und Margot — diese Mutter Florentins und Amme Françoisens war die männlich reitende Bäuerin gewesen — genau aufgegeben hatte, Françoise vor aller Zudringlichkeit der Schloßdiener aufmerksam zu bewahren. Sie war zu dem Ende samt Guernard soweit ins Geheimnis gezogen worden, daß Gräfin Françoise einer Überraschung wegen den Namen dieses Schlosses nicht kennen solle. Leider war Françoisens schweigsame Teilnahmslosigkeit von der Art, daß niemand genötigt wurde, ihr einen falschen Namen zu nennen: sie sprach wenig, sie fragte gar nicht.

Lautrec fand die Regentin in Bordeaux sehr ungehalten darüber, daß er sich so wenig beeilt habe. „Der König hat befohlen," sagte sie unwillig, „daß Ihr mit seinen Söhnen an der Bidassoa seid, wenn er ankomme; Ihr sollt ihn empfangen und den Dauphin und Herzog von Orleans, die armen Geiseln, den Spaniern überantworten. Die Kinder sind schon in Bayonne." So machte sich denn Lautrec ebenfalls unverweilt eben dahin auf den Weg. Der Hofstaat dieser Regentin, den sie zu Lautrecs Verwunderung mit sich im Lande herumzog, war ihm ohnedies zuwider. Diese geputzten Damen und Herren machten ihm, da er eben die Söhne des Königs dem Erbfeinde ausliefern sollte, einen unangenehmen Eindruck. Die Regentin wollte auch nach Bayonne aufbrechen, und er nahm sich also vor, die Prinzen sogleich mit sich über Bayonne hinaus nach St. Jean de Luz, der letzten französischen Stadt, zu nehmen, um dieser Hofgesellschaft zu entgehen. Hatte sich doch auch die Herzogin Margareta, welche sonst immer würdig

und freundlich gegen ihn gewesen, diesmal kalt gezeigt! Vielleicht Françoisens halber? War auch die edle Margareta neidisch geworden über die dauernde Herrschaft Françoisens im Herzen des Königs? Er wußte es nicht, aber es war ihm dies ein Grund mehr, diesen Weiberhof in Bayonne nicht abzuwarten. Nur ein junges Mädchen, ein neues Hofsfräulein neben der Regentin hatte seine besondere Aufmerksamkeit erregt, sie hatte ihn auffallend an Chimene erinnert. Die abenteuerliche Spanierin konnte doch nicht Françoise plötzlich verlassen, die Knabenkleider, die maurische Hautfarbe abgestreift haben, um eine neue unbegreifliche Maskerade als Hoffräulein aufzuführen?! Dies Hoffräulein hatte sich ihm nicht genähert, er hatte sie nicht sprechen hören, er hatte nicht nach ihrem Namen gefragt.

Unterdes war König Franz wirklich auf dem Wege nach der spanisch-französischen Grenze, begleitet von Lannoy und Alarcon, einem Kriegsführer des Kaisers, und einer starken Truppenabteilung Reiter und Fußgänger. Der letzteren halber machte man kurze Tagereisen, und erst am 17. März brachte ein spanischer Bote Lautrec die Nachricht, der König sei bereits diesseits Tolosa und nähere sich Fontarabia, seiner letzten Station auf spanischem Gebiet; fünfzig Reiter würden ihn bis ans linke Ufer der Bidassoa geleiten, eine gleiche Anzahl nur möge französischerseits am rechten Ufer erscheinen.

Auf diese Nachricht hin hielt Lautrec am Morgen des 18. März vor dem letzten französischen Flecken Andaïe im Bidassoatale, und erwartete den endlich entscheidenden Moment. Die fünfzig gewaffneten Reiter schimmerten in der Morgensonne, welche in ihrem Rücken über die französischen Berghöhen heraufstieg und die blauen Nebel der Stromschlucht zerteilte. Nur links von ihnen, südlich aufwärts ins Pyrenäengebirg bot die Gegend dieses Gebirgsschauspiel eines dampfenden Stromes, der tief unten zwischen hohen Bergen hervorbricht. Rechts von ihnen erweiterte sich das Land zu einer

kleinen Hügelebene, in deren Mitte das unscheinbare Städtchen Irun liegt. Die Bidassoa wird hier ruhig und durch die heraufsteigende Meeresflut mächtig, denn der Ozean ist nördlich nur noch eine Viertelmeile entfernt, und man sieht ihn an der Mündung des Flusses hereinglänzen in zwei schmalen Streifen; inmitten der Bidassoamündung nämlich steht ein hoher Fels und zerteilt die Aussicht. Lautrec hatte sich ein Zelt am Ufer aufschlagen lassen und saß am Eingange desselben mit den kleinen Söhnen des Königs, Franz und Heinrich, Knaben von acht und sechs Jahren, die sich freuten, den Vater wiederzusehen, und arglos von ihrer Lustreise nach Madrid sprachen. Neben dem Zelte scharrten und wieherten die Rosse der königlichen Dienerschaft, und vor allen ein feuriger türkischer Hengst, welcher prächtig aufgeschirrt und für den König bestimmt war. Man erzählte heimlich, und nicht ohne sich zu bekreuzigen, es habe die Regentin, alles zur Befreiung ihres Sohnes in Bewegung setzend, auch mit dem Großtürken, dem Sultan, Unterhandlungen angeknüpft, und der habe unter anderem auch dies wilde Pferd gesendet mit dem Bemerken, es werde den König befreien.

Damals gab's noch keine Brücke über die Bidassoa, der geringe Verkehr von einem Lande zum andern wurde durch Kähne bewerkstelligt. Jetzt lag in der Mitte des Flusses eine Barke vor Anker, die von der heraufsteigenden Meeresflut immer höher gehoben wurde. Neutrales Gebiet vorstellend war sie ganz leer und hatte ein gespenstisches Ansehen. Ihr gegenüber war auf spanischer Seite ein Boot mit der roten kastilischen, auf französischer Seite ein gleiches mit der weißen französischen Flagge angelegt. Die Schiffer lagen auf dem Boden ihrer Fahrzeuge, und keinerlei Volksmenge, keinerlei sonstige Anstalt verriet auf spanischer Seite, daß ein so wichtiges Ereignis von dort bevorstehe. Lautrecs Blick sah von Zeit zu Zeit forschend hinauf über die Irunsche Ebene, welche nach der Meeresfeste Fontarabia aufsteigt,

und von dort aus links im Halbkreiſe, ein Wall gegen den Ozean und das tiefere Spanien, von Berghöhen eingeſchloſſen iſt. Wie klar die Frühlingsſonne ſchien und die Mauern des eine Viertelmeile entfernten Fontarabia, die Berge hinter Irun beſtrahlte, er konnte nichts entdecken. Gegen die Mittagsſtunde endlich ſchimmerten Waffen von der Feſte herab und kamen näher. Es trat eine dunkle Wolke vor die Sonne, man ſah die Reiter Lannoys — denn ſie waren es — im Tale nicht mehr, aber über Irun blitzte ein feuriger Schein und ein weißer Pulverdampf auf, ein Kanonenſchuß dröhnte, der König Franz war im Anzuge. Lautrec erhob ſich und näherte ſich mit den Prinzen dem Boote, des Signals zum Einſteigen gewärtig.

Das ſpaniſche Reitergeſchwader, Irun zur rechten Seite unberührt laſſend, kam im Trabe daher, hinter ihm der König, Brion, Florentin, Lannoy und Alarcon — Montmorency war ſchon früher mit dem unterzeichneten Traktate nach Frankreich entlaſſen worden. Der König ſprang raſch vom Pferde und trat in den ſpaniſchen Kahn, nach dem franzöſiſchen Ufer mit der Hand herüberwinkend. Lannoy und Alarcon folgten ihm, und acht Reiter ſtiegen von den Pferden und traten ebenfalls ins Boot. Auf Lautrecs Wink geſchah dasſelbe von acht franzöſiſchen Reitern, welche zu ihm und den Prinzen in das Fahrzeug hinabſtiegen. Lannoy winkte mit der Hand, gleichzeitig ſtießen die Boote von beiden Ufern, und nach Verlauf einer Minute hatten beide die Barke inmitten des Fluſſes von beiden Seiten erreicht, und die Schiffer befeſtigten ſie mit eiſernen Haken an dieſen neutralen Punkt, der jetzt belebt wurde: der König, Lannoy und die acht ſpaniſchen Soldaten ſtiegen zuerſt hinein, ihnen folgten die acht franzöſiſchen. Alarcon blieb im ſpaniſchen, Lautrec mit den Prinzen im franzöſiſchen Fahrzeuge.

Eine ſekundenlange Pauſe trat ein, während der König ſeine Söhne aufmerkſam und ſchmerzlich betrachtete. Dann

machte er eine leichte Bewegung mit dem Haupte, als wollte er die Sorge verscheuchen, und Lannoy nahm aus Lautrecs Händen den Dauphin und reichte ihn Alarcon in das spanische Boot. Alsdann nahm er den Herzog von Orleans und tat desgleichen. Der König blickte hinweg. Als Lannoy mit halber Stimme sprach: „Es ist geschehen!“ trat der König rasch, die Hand auf Lautrecs Schulter stützend, in das Boot seines Landes, sagte ohne umzublicken den Spaniern ein kurzes Lebewohl und rief den Schiffern, die auf Lautrecs Wink den Kahn von der Barke lösten, mit lauter Stimme zu: „Vorwärts“.

Er sah nicht mehr zurück nach seinen Söhnen, sein Blick schweifte die Höhen von Andaïe aufwärts, er bebte vor Begierde, den Fuß auf seines Reiches Boden zu setzen, und ehe der Kahn angelegt war, sprang er ans Ufer. „Nun bin ich wieder König!“*) rief er aus, sprang ohne Hilfe des Steigbügels auf das vorgeführte türkische Pferd, und jagte in vollem Rosseslaufe den Berg über Andaïe hinauf, ohne die Überfahrt seiner Begleiter, ohne Lautrec und dessen Geleit abzuwarten.

Lannoy sah ihm vom andern Ufer nach und schüttelte das Haupt, er mochte in diesem Augenblicke wenig Vertrauen haben zum Traktate von Madrid, und hielt es für ratsam, ihm sogleich einen Abgesandten nach Bayonne nachzuschicken, um an die Vollziehung des Traktates mahnen zu lassen.

König Franz ritt in einem Rosseslaufe den malerischen Weg, der bergauf, bergab mehrere Stunden weit nach St. Jean de Luz führt, und dort erst griff er dem schweißtriefenden Tiere in den Zügel. Dort an der Brücke, wo die Meeresflut heraustritt bis an einen hohen Berg hinter der Stadt, wartete er Lautrecs und der übrigen, und ließ sich anreden und beglückwünschen von seinen Franzosen, indem

*) „Me voici roi derechef!“

er lächelnd und schweigend sie betrachtete und von den Erfrischungen genoß, welche sie herbeitrugen, als ob ein Heer zu speisen und zu tränken sei. Die Sonne stand im Mittage und schien heiß herab auf diese erste Stadt Frankreichs, die sich an den Fuß des Gebirges und Meeres zugleich lieblich gebettet hat.

Als Lautrec kam, ritt der König weiter, um noch zum Abende in Bayonne zu sein; er gönnte dem Pferde wenig Ruhe und fragte den Marschall in diesen seltenen Pausen nur nach politischen Dingen. — Endlich sahen sie die Kathedrale von Bayonne, die allein über die Graswälle dieser einfach gelegenen Stadt emporragte. Die Nachmittagssonne spiegelte sich noch auf den Fensterscheiben der Kirche. Unter zwei großen Platanenbäumen, denen freilich das Laub noch fehlte, war ein Zelt aufgeschlagen, und der König erkannte von weitem Mutter und Schwester, die auf die Straße hervortraten. Er sprang vom Pferde, umarmte sie lange und sah sich dann im Kreise der Herren und Damen um, Bekannte zu begrüßen. — „Foi de gentilhomme, Chimene!“ rief er plötzlich vor einer jungen Dame aus, welche lächelnd zurücktrat und schelmisch erwiderte, sie hoffe nicht, eine Schimäre zu sein!

„Chimene von Infantado! Nein? — Nein.“

„Nein, mein Sohn,“ sprach die Regentin, welche mit dem Ausdrucke lächelnder Genugtuung zugesehen, „diese Dame ist eine gute Französin meines Hofes, Anna von Pisseleu, Fräulein von Heilly genannt.“

„Nicht möglich?!“

„Ich bin ganz erschrocken, daß Eure Majestät mir durchaus keine Existenz zugestehen wollen!“ sagte die Dame lustigen Tones.

Sie hatte in der Tat eine überraschende Ähnlichkeit mit Chimene, und es waltete hierbei kein Zufall. Von des Königs Vorliebe für diese Spanierin unterrichtet, hatte die

Regentin den Maler Jean Couſin bloß darum mit Florentin nach Madrid geſendet, daß er dort das Bildnis Chimenens kopiere und ihr bringe. Mit dieſer Abbildung forſchte ſie in ganz Frankreich umher und ließ Florio überall umherſpähen, ob nicht eine nähere oder entferntere Ähnlichkeit in Antlitz und Figur eines jungen Fräuleins aufzufinden ſei. Die Übelwollenden haben immer gutes Glück: das Fräulein von Heilly, jung, geiſtreich, lebensluſtig und ſchön, eine Franzöſin in verführeriſcher Bedeutung des Wortes, im Beſitz aller Anlagen zur Gefallskunſt dieſer Nation, ward entdeckt, ward ſogleich an den Hof und in der Regentin Schule gezogen. Sie ſollte die nächſte Frauenzukunft ihres Sohnes, deſſen Geſchmack die Mutter vortrefflich kannte, bilden, ſie ſollte dem erſchütterten Regimente der verhaßten Chateaubriant ein völliges Ende machen. Die Ähnlichkeit mit dem Bildniſſe Chimenens war auf den erſten Hinblick wunderbar, und bei näherem Zuſehen hatte die Franzöſin friſchere Farben, vollere Formen, raſcheres Auge, belebteren Mund und ein keckes Naturell zum Entzücken für den König.

Gegen Ende März kam der Dienertroß der Regentin nach Cognac, und Chimene erfuhr dadurch die unmittelbar bevorſtehende Ankunft des Königs. Es überfiel ſie eine große Angſt, Lautrecs Anweiſungen Folge zu leiſten, Françoiſen die Briefe zu überreichen, und ſie, die über den Aufenthaltsort Unbekümmerte aufzuklären. Hatte ſie doch ſchon in Foix ihre eigene Verkleidung bloß darum vorgenommen, um vom Könige nicht erkannt und nicht beachtet zu werden. Ob ſie ſelbſt bei dieſer Entſagung litte, das ließ ſie nicht zur Betrachtung in ſich aufkommen; ſie faßte nur ins Auge, daß die eigentliche Chimene der Freundin Françoiſe beeinträchtigend im Wege ſei neben König Franz. Dieſe Chimene ſollte verſchwinden; aber Chimene, die Freundin Françoiſens,

Chimene, die als ſolche Freundin an keine Kleidung, keine Geſichtsfarbe gebunden ſei, ſie ſollte neben Françoiſe bleiben, denn ſie fühlte und ahnte nur zu deutlich, daß Françoiſe gar ſehr einer männlich erſcheinenden Freundin bedürfe und bedürfen werde.

Übergab ſie aber jetzt nicht die Briefe, unterrichtete ſie nicht Françoiſe, ſo wurde die Freundin von der Ankunft des Königs übereilt. Oder ſollte ſie unter irgend einem Vorwande das Schloß mit ihr verlaſſen? Ach, es war und blieb nur zu deutlich, daß Françoiſe trotz alles Ortswechſels und aller Zerſtreuung zugrunde ging in ihrem entſagenden inneren Kampfe. Françoiſe verbarg wohl die Tränen, aber nur um ſich zur Nachtzeit dem Strome derſelben widerſtandslos hinzugeben.

Chimene entſchloß ſich denn ihrem Charakter gemäß eines Morgens zur entſcheidenden Handlung und übergab der Freundin die offenen Briefe mit den Worten: „Lautrec hat ſie geöffnet und hat verlangt, du ſolleſt ſie leſen.“

Die Aufregung Françoiſens war außerordentlich, und doch hielt Chimene es für ratſam, ſie allein zu laſſen. Die Kämpfe des Herzens wollen Einſamkeit! dachte ſie und ging hinaus auf den Söller des Schloſſes, von welchem man ſüdlich hinab über den Park blickte, wohl eine Wegſtunde weit nach der Gironde abdachung hinunter. Sie achtete nicht auf die Ausſicht, ſie vertiefte ſich in die Zukunft der Freundin, denn die Zukunft der Freundin war die ihrige. So mochte wohl eine halbe Stunde verſtrichen ſein, da wurde ihr Blick plötzlich gefeſſelt: am äußerſten Ende der Ulmenallee ſtieg eine Staubwolke auf! Es iſt ein Zug von Reitern, es wird der König ſein!

Raſch eilte ſie zu Françoiſe. Dieſe ſtand mitten im Zimmer, einzelne Zähren rollten ihr über die blaſſen Wangen, aber ein ſanft heiterer Ausdruck der Züge verkündigte Chimenen, die Wirkung der Briefe ſei eine günſtige geweſen.

Wie hätte es auch anders sein können! Eine solche Liebe, auch wenn sie sich auf dem stolzesten Standpunkte der Entsagung glaubt, bedarf der Hoffnung, greift nach der Hoffnung, wie das Herz, welches ein im Herzen verzweifelnder Mensch ersticken will, nach Lebensluft ringt.

„Wir sind in Cognac, Chimene?“ fragte sie mit halblauter Stimme, und die Stimme bebte, als ob sie schwankte zwischen Furcht und Glück.

„In Cognac. Hast du es nicht geahnt?“

„Ach, ich habe es gewußt, daß er so schreiben würde, und ich habe mich vor dieser Freude gefürchtet und fürchte mich noch davor, denn sie hat keine Dauer zwischen so verschiedenen Charakteren, wie wir verschieden sind, Franz und ich!“

„Die Größe des Glücks wird ja nicht nach der Dauer des Glücks geschätzt!“

„Nein, nein! Aber der neue Schmerz, der hinter der Versöhnung harrt, wird mich töten! Mag er's! Nein, Chimene, nein! So soll es endigen das Verhältnis, wie es jetzt steht, so ist es schön und edel, und ich kann ruhigen Herzens den Tod erwarten. Dies will ich ihm schreiben, und dann wollen wir fliehen und uns unnahbar verbergen. Jetzt ist alles gut, auch Lautrec, der gute Lautrec ist für mich, ich werde mein Leben im stillen Glück der Seele beschließen. Nur eins will ich mir noch gönnen, ich will diesen Park genießen, der seine Jugend gesehen, der ihm so teuer ist, den Ulmenbaum will ich sehen und umarmen, unter welchem er geboren wurde, und mit diesen Eindrücken will ich scheiden!“

Bei diesen Worten war sie hinausgeeilt auf den Söller, um jetzt mit Bewußtsein diese Gegend, die ihrem Geliebten so wert, zu überblicken. Ehe Chimene aber sie einholen konnte, hörte sie einen befremdlichen Ausruf Françoisens und sah diese in größter Aufregung zurückkommen. Gerade

als sie auf den Söller hinausgetreten, war die Regentin mit Florentin und großem Gefolge auf der Rampe angelangt und hatte zu ihr heraufgeblickt.

„Es ist zu spät zur Flucht, Chimene!"

„Sie wird nicht nötig sein."

„Der König! Der König, Françoise!" rief Margot, die ins Zimmer stürzte. „Nun rasch an die schönen Kleider! Er steigt schon vom Pferde! Mein schlechter Florentin ist auch da! Stille Jacques!"

Der König war in unsteter Stimmung, das spanische Gewissen peinigte ihn: er hatte Lannoys Gesandten in Bayonne erwidert, die Burgunder müßten doch erst befragt werden, ehe sie einem neuen Herrscher übergeben würden! Er hatte gleich nach seiner Ankunft in Bayonne an Heinrich von England geschrieben und eine lebhafte Verbindung mit diesem gegen den Kaiser, welche Luise vorbereitet, feurig angenommen. Er hatte die ebenfalls vorbereiteten Intrigen in Italien gegen den Kaiser sogleich seiner Teilnahme versichert, kurz er hatte alles getan gegen den Kaiser, und nicht das geringste für Erfüllung des Traktats von Madrid. Des Kaisers Geschäftsträger folgten ihm von Station zu Station und bedrängten ihn wie sein Gewissen. Als er auf der Rampe in Cognac vom Pferde stieg, holte ihn ein Bote von Bordeaux ein mit der Nachricht, Lannoy selbst sei auf dem Wege nach Cognac. Was Wunder, daß er unstet war, daß er sich zu betäuben suchte, daß ihn das fröhliche Wesen des Fräulein von Heilly, die er eben vom Pferde hob, die erwünschteste Zerstreuung war, daß er endlich in diesem Tumult seiner Briefe nicht gedachte, die er vor einem Vierteljahre an Françoise geschrieben, die Françoise nicht beantwortet und an deren Folge ihn Lautrec, der stolze Lautrec nicht erinnert hatte. Dieser Kriegsmann war in seiner Herzenseinfalt der Meinung, dergleichen habe der König so deutlich vor Augen, wie er selbst noch zehn Jahre später

die Geſtalt Chimenens und die Worte derſelben in der Halle von Schloß Foix vor Augen haben würde.

Der König rief, man ſolle die Tafel rüſten, und die Damen, welche am raſcheſten ihre Kleider gewechſelt hätten, ſollten belohnt werden.

„Womit?“ rief Fräulein Heilly.

„Mit Erfüllung der Wünſche, die ſie ausſprechen werden.“

„Weh uns! Wir wünſchen immer das Törichte.“

„Was Törichtes! Wenn's uns nur Freude macht! Die Freude iſt teuer!“

„Weil unſere Schwerfälligkeit wohlfeil iſt.“

„Ich hoffe, Ihr ſollt anderer Meinung werden auf Cognac, mein Fräulein! Aber das Schloß iſt klein; Montpezas! Die Jäger ſollen Stunde für Stunde den Wald abſpüren, der Wald iſt groß, ſein Moos iſt weich, und ſollen Stunde für Stunde die Jagd bereithalten!“

„Für morgen früh?“

„Ach was! Ein ſchlechter Jäger, der ſein Wild nur einkreiſt, wenn es ruht! Für jeden Augenblick! Für den Abend, für die Nacht, was weiß ich, wann die Stunde des Verlangens ſchlagen wird!“

Lautrec mußte dem Könige folgen zu politiſcher Beratſchlagung, und die Regentin, welche Françoiſe geſehen hatte, und deren Bruder nicht aus dem Auge laſſen wollte, folgte ihnen und trieb den König vom Rate zur Tafel. Sie überſah den Zuſammenhang und die wahrſcheinliche Folge noch nicht, ſie wollte zunächſt die unvermeidliche Begegnung Françoiſens mit dem Könige verzögern.

Das ſchien nicht ſchwer zu ſein; der König hatte das heitere Fräulein Anna neben ſich bei Tafel ſitzen, war guter Dinge und trank in vollen Zügen den Wein von Burgund, den er ſo lange entbehrt hatte. Er vergaß darüber, daß der habſüchtige Kaiſer den Boden dieſes Weines in Anſpruch nehme, daß Lannoy vor der Tür ſei, daß die eigentliche

Liebe ſeines Herzens, die arme Françoiſe, in ſchmerzlicher Verlaſſenheit ſein könne.

Ach, das war ſie! Sie wußte den König im Schloſſe, wußte ihn umgeben von ihren Feinden, erfuhr, daß er zur Tafel gegangen ſei mit all dem gleichgültigen Troß des Hofes, und erhielt kein Lebenszeichen, nicht das geringſte Zeichen des Andenkens von ihm! Hatte er ihrer geſpottet, indem er ſie hierher beſchieden? Die Diener, offenbar von der Regentin herab veranlaßt, deckten und verſahen ihren Tiſch nicht und bemerkten gröblich auf Guernards Nachfrage: heute ſei keine Zeit, und wenn ſeine Dame nicht zur Tafel des Königs gezogen werde, ſo müſſe ihr Einzug ins Schloß Cognac wohl auf einem Irrtum beruhen.

„Mut, Françoiſe, Lautrec wird den König verfehlt und ihn nicht unterrichtet haben von deiner Anweſenheit auf Coguac; bedenke, daß du nicht geantwortet haſt.“

„Graf Lautrec von Foix iſt drüben bei der Tafel,“ bemerkte ſchüchtern Guernard und ging hinaus. — Der alte Diener war ſo tief gekränkt, wie es nur ein Graf von Foix ſein konnte, und er ging in ſeinem Zorn über die Vorſäle hinüber gerade hinein in den Speiſeſaal des Königs, um ſeinen Grafen zu ſprechen über dieſe ſeiner Herrin unwürdige Lage. Anfangs wurde er nicht bemerkt unter den vielen Dienern, welche Speiſen ab- und zutrugen, und welche es dann nicht ſogleich wagten, den fremden, an der großen Tafel umherſuchenden Diener wegzuweiſen. Bald trat indeſſen der Tafelmarſchall, von einem Diener der Regentin aufmerkſam gemacht, in dieſer Abſicht auf ihn zu; jetzt aber hatte Guernard des Grafen Lautrec finſter blickendes Antlitz dem Könige gegenüber bemerkt! Er hörte alſo nicht auf den Tafelmarſchall und ging geraden Weges nach dem Sitze Lautrecs. Der Tafelmarſchall wollte ſeine Anrede vor der aufmerkſam gewordenen Dienerſchaft nicht ſo achtungslos behandelt ſehen, ſchritt ihm eilig nach, faßte ihn am Arme und ſprach lauter

als vorher in ihn hinein. Guernard, dem es ganz recht war, in der Nähe des Königs Aufmerksamkeit zu erregen, antwortete dem Tafelmarschall ebenso laut und zog wirklich den Blick des Königs auf sich, da er bereits in der Nähe von Lautrecs Stuhle war. Lautrec, die Stimme Guernards vernehmend, wendete sich um, sein braunes Antlitz wurde dunkelrot, der Säbelhieb, der ihm bei Ravenna das Gesicht gespalten hatte, blieb erschreckend blaß, und Guernard erkannte mit Entsetzen, daß er nicht im Foixschen Sinne gehandelt habe.

„Was ist Euch, Lautrec?“

„Nichts, Sire!“

Dadurch wurde Brion, der an der andern Seite Fräulein Heillys saß, aufmerksam: er erkannte Guernard auf der Stelle und rief unbedacht und so laut, daß es der König hören konnte: „Guernard, Gräfin Françoisens Diener!“

„Gräfin Françoisens? Wie kommt der hierher?“ rief der König.

„Mit meiner Gebieterin, Eurer Majestät zu dienen!“ sprach Guernard dreist, sich ehrfurchtsvoll verneigend vor dem Könige.

„Gräfin Françoise ist auf Cognac?“ fragte erstaunt und hastig Franz, indem er seinen Pokal unsanft auf die Tafel setzte.

„Schon seit einiger Zeit!“ entgegnete Guernard.

„Mein Gott!“ rief der König und sprang von seinem Stuhle auf. „Meine Briefe!“ setzte er leiser hinzu. — „Aber Lautrec —?!“

„Sire!“

„Habt Ihr davon gewußt?“

„Allerdings, Sire?“

„Und habt mir kein Wort davon gesagt?!“

„Ihr habt nicht gefragt, Sire.“

„Führe mich!“ rief der König Guernard zu und ging

hinweg. Jedermann war aufgeſtanden, die Tafel war unterbrochen, die erſtaunten Hofleute traten in Gruppen zuſammen.

Die Erſcheinung der Gräfin Chateaubriant und dieſer bewieſene Anteil des Königs waren aber auch etwas Außerordentliches. Man muß bedenken, daß die Ungnade derſelben und die gemeine Veranlaſſung dieſer Ungnade in Frankreich allgemein bekannt geworden war, daß aber die Rechtfertigung derſelben, ein Ergebnis der Privatunterhaltung zwiſchen Brion und dem Könige, keine Gelegenheit gehabt hatte, ſich zu verbreiten. Brion hatte zuerſt nicht davon geſprochen, weil er die ihm zufällig dadurch näher geſtellte Geliebte nicht gefliſſentlich wieder den gemeinſchaftlichen Freunden des Königs und Françoiſens empfehlen wollte zu Aufnehmung der alten Pläne einer Heirat zwiſchen Françoiſe und dem Könige. Und als er endlich erfuhr, wie tief und gefährlich Françoiſens Ruf durch dies Mißverſtändnis beſchädigt worden ſei, als er endlich in Briefen nach Frankreich die Unſchuld Françoiſens in Schutz nahm, da glaubte man ihm nicht, da nannte man ſeine Rechtfertigung der Gräfin eine zartſinnige Verleugnung ſeines Liebeserfolges, und nicht die Gräfin, ſondern er gewann in der guten Meinung der Zuſchauer.

Der König aber hatte kein Wort darüber geäußert. Die Rechtfertigung der Gräfin wirkte einerſeits auf ſein perſönliches Verhältnis zu ihr und erzeugte jene liebevollen Briefe, und wirkte andererſeits nur auf den Akt ſeiner Thronentſagung. Dieſer hatte den letzten entſcheidenden Anſtoß dadurch erhalten, daß er ſich auch in ſeiner perſönlichſten Welt machtlos geglaubt hatte. Als er erfuhr, daß dies ein Irrtum geweſen ſei, verſank auch die Idee der Abdankung mehr und mehr vor ſeinem wieder auflebenden Selbſtvertrauen. Er erinnerte die Regentin nicht daran, die Akte dem Parlamente vorzulegen und fand es doch auch natürlich nicht für nötig, dieſer Regentin, welche er Françoiſen

abgeneigt wußte, auseinanderzusetzen, aus welchen inneren Gründen er zur Abdankung getrieben worden, aus welchen inneren Gründen er jetzt davon zurückgekommen sei. So erfuhr Luise nur durch Florentin, daß wieder Boten nach Foix geschickt würden, und daß das Verhältnis wohl noch nicht ganz beendigt sei. Sie hütete sich wohl, davon etwas verlauten zu lassen, sie beharrte unwandelbar dabei, Gräfin Françoise habe sich unwürdig betragen und sei eine verlorene Frau. Kein Mensch zweifelte daran, selbst Margareta nicht, ja selbst Budé gewann durch Marots Versicherung nicht eine bestimmte Überzeugung von der Unschuld Françoisens. Marot war auch ihm ein verdächtiger Zeuge, teils weil das Gerücht, welches ihn damals in Fontainebleau in die zweideutige Aufführung und Abreise verwickelt hatte, jetzt wieder Bedeutung gewann, teils weil er als heiterer Poet das Vertrauen auf gewissenhafte Wahrhaftigkeit nicht für sich hatte. Und außer gegen Budé durfte Marot gar nicht wagen, eine *Rechtfertigung* der Gräfin zu versuchen: die Regentin war allmächtig und hätte ihn zermalmt.

Aus alledem erklärt sich, mit welchen Augen die Tafelgesellschaft in Cognac die Erscheinung der Gräfin Françoise ansah. Außer Brion und Lautrec nahm niemand im Saale freundlichen Anteil an ihr.

Diese beiden blieben denn auch ganz vereinzelt, und Brion, der in Verlegenheit war, trat zu jenem. Es bedurfte ganz des kriegerischen Stolzes eines Lautrec, um diesem Geflüster, diesen Blicken Trotz zu bieten, um einen lauten Ausbruch besonders in der Gruppe zu verhindern, welche sich um die Regentin gebildet hatte. Lautrec war der Mann dazu: seine strengen, feurigen Augen hielten alle im Zügel, ja, die Verstärkung durch Brions Zutritt schien ihm fast unerwünscht zu sein. Die zahlreiche Gesellschaft erschrak sogar trotz ihrer Übermacht, als Lautrec plötzlich die Stimme erhob und der Regentin zugewendet sprach: „Wünscht die Frau

Herzogin von Angoulême etwas von mir, daß sie mich samt ihrer Umgebung so aufmerksam betrachtet?"

Selbst die dreiste Herzogin ward durch diese Herausforderung bestürzt. Lautrec war vielleicht der einzige Mann, vor dem sie Scheu hegte und bei dessen Anblick sich etwas von Gewissen in ihr erhob. Sie gestand sich's kaum, daß sie ihn haßte wie ihren schlimmsten Feind, die Scham über die Semblançaysche Erinnerung hielt dies Geständnis in ihr zurück. Dennoch erwiderte sie nach einer Pause:

„Man fragte sich allgemein, ob auch Ihr überrascht gewesen seid von der Nachricht, daß die Gräfin Chateaubriant auf Cognac sei."

„Nein."

„Ihr wußtet also davon?"

„Ja. Ich selbst habe sie herbegleitet."

„So? — Deshalb also kamt Ihr so spät nach Bordeaux?"

„Zum Teil deshalb, Frau Herzogin."

„Des Königs Dienst war Euch weniger wichtig!"

„Ich war in des Königs Dienste, als ich die Gräfin Françoise nach Cognac begleitete."

„Wie das?" riefen die Herzogin Luise und Margareta gleichzeitig.

„Der König hatte die Gräfin zu wiederholten Malen dringend gebeten, Schloß Cognac zu besuchen."

„Unbegreiflich!" rief Margareta, während die gehaltenere Luise sich die Lippen zusammenpreßte.

„Was findet Ihr unbegreiflich, Frau Herzogin von Alençon?" sprach Lautrec barsch und trat einige Schritte näher.

„Es muß uns verwundern," nahm die Herzogin Luise rasch das Wort, „daß der König dieses Besuchs mit keiner Silbe erwähnt und daß er ihn bei seiner Ankunft vergessen hat."

„Woher wißt Ihr, daß er ihn vergessen hatte, daß

überhaupt dabei etwas zu vergeſſen war? Gräfin Françoiſe hat ihm nicht ſchriftlich geantwortet und ſagt ihm jetzt erſt mündlich ihre Antwort."

„Graf Lautrec, Ihr nehmt einen Ton an, den —"

„Den Semblançay hätte annehmen ſollen, ehe es zu ſpät dafür wurde."

Dieſe überdreiſte Anſpielung fiel wie ein Donnerſchlag in die Geſellſchaft, und die Herzogin Luiſe ward purpurrot. Ehe ſie indeſſen etwas erwidern konnte, trat der König in den Saal. Er führte die Gräfin Françoiſe am Arme, und indem er raſchen Wortes ſein Bedauern ausdrückte, daß durch ſeine Schuld die Tafel unterbrochen worden, geleitete er Françoiſe zu ſeinem Sitze und winkte mit der Hand, daß man ſich wieder niederlaſſen möge. Während dies von allen Seiten geſchah, flüſterte die Herzogin Luiſe dem Fräulein von Heilly einige Worte zu und verließ den Saal. Die Herzogin Margareta und Fräulein von Heilly folgten *ihr*.

Der König tat, als ob er es nicht bemerkte, und ſprach angelegentlich zu Françoiſe. Er hatte es aber ſehr wohl bemerkt und er ſprach nur um ſo eifriger, je ſchwerer es ihm von Minute zu Minute wurde, der peinlichſten Empfindungen Herr zu werden. Er hatte Françoiſe zum Erſchrecken verändert gefunden; der tiefe Gram, die ſchmerzlich errungene Entſagung waren wie ein zerſtörender Winterreif über ihre Schönheit dahin gegangen, und von der früheren Heiterkeit ihres Weſens war jede Spur ausgelöſcht. König Franz bedurfte in ſeiner jetzigen Lage vor allen Dingen munterer Anregung, denn er hatte ein ſchlechtes Gewiſſen. Die erhöhte Innigkeit, dieſe tragiſche Innigkeit Françoiſens war ihm jetzt wie ein unmittelbares Unglück: er wollte nicht an die tiefer liegenden Kreiſe des Herzens erinnert ſein, innerhalb dieſer Kreiſe gab es nur ſchmerzliche Vorwürfe für ihn. Deshalb verkürzte er die erſte Begegnung mit Françoiſe ſo ſehr und führte die Widerſtrebende ſo eilig

unter die Tafelgesellschaft. Er hatte nicht nach Chimenen gefragt, er hatte auch nicht überlegt, daß für Françoise und für sein eigenes Verhältnis zu ihr diese unvorbereitete Einführung derselben in einen feindlichen Gesellschaftskreis die allermißlichste von der Welt sei. Und jetzt erst erkannte er am Weggange der ihm wertesten Personen, an der verlegenen stummen Haltung aller übrigen, daß er allein noch einen Wert lege auf diese Gräfin Françoise, auf diese obenein so traurige Françoise. Er allein! In Sachen des Geschmacks allein zu bleiben, das kann den festesten Mann beirren. Und dabei noch vom Gegenstande seiner Wahl so unangenehme Eindrücke zu empfinden, wie Franz sie soeben empfand, das ist Qual, nichts als Qual. Er war wie auf Folter, und trank hastig einen Becher Burgunderweins nach dem andern, teils aus Zerstreutheit, teils um sich aufzuheitern. „Aus Pietät eine Geliebte neben sich erhalten!“ dieser Gedanke, dieser ihm widerwärtige Gedanke tanzte wie ein Irrlicht vor seinen Augen umher.

Da wurde angekündigt, Lannoy, der Vizekönig von Neapel, sei auf Cognac eingetroffen. Fast hätte der König ausgerufen „Gott sei Dank!“ so bedürftig war er eines äußeren Anstoßes nach anderer Richtung, mochte auch das Thema Lannoys ein noch schwierigeres sein. Er hob die Tafel auf und entschuldigte sich bei der Gräfin, sie der neuen Geschäfte halber nicht zurück begleiten zu können. Brion übernahm dieses Amt der Galanterie, und der König bemerkte mit immer steigendem Mißbehagen, daß sämtliche Anwesende flüsternd auf Brion und Françoise blickten und daß offenbar jedermann in diesem Augenblicke an das Madrider Gerücht einer Liebschaft zwischen diesen beiden Leuten dachte. „Foi de gentilhomme,“ murmelte er vor sich hin, „das geht nicht länger! Ich nehme mich aus wie ein gutmütiger Narr, der nur darum von seiner Geliebten nicht verlassen sei, weil er König ist. Das stünde mir an!

Keine Freude zu haben, und wie ein Betrogener mich verlacht oder bedauert zu wissen! Das muß ein Ende nehmen! Heda, Prälat!"

Dieser Ruf galt Florentin, welcher sich eben mit den übrigen aus dem Speisesaale entfernen wollte.

Der König trat in ein anstoßendes kleines Zimmer und stellte sich unter das Bogenfenster, welches eine schöne Aussicht bot nach der tief unten fließenden Charente und nach den jenseits aufsteigenden Wiesen und Wäldern, welche mit dem ersten Grün des Frühlings überflogen waren. „Die Welt wird wieder schön," dachte er, „nur mir soll kein neuer Frühling vergönnt sein."

„Ihr müßt Lannoy empfangen, Florentin!" sagte endlich der König, indem er sich umwendete und mit hastigen Schritten im kleinen Zimmer auf und nieder ging. „Müßt ihn hinhalten," setzte er hinzu, „ich will ihm Feste geben, um ihn zu zerstreuen. Sagt ihm, er sollte mit mir nicht vom Traktate sprechen, ich wäre sehr ärgerlich, bei den Burgundern und allen übrigen Franzosen so große Schwierigkeit in betreff des Traktates zu finden, aber er sollte mich nur nicht überdrängen, ich würde es schon dahin bringen, daß die wesentlichen Punkte gehalten würden, obwohl ich eigentlich durch die Kirche vom ganzen Traktate dispensiert sei."

„Gäb's keine andern Schwierigkeiten, Sire, dann wäre unsere Sorge nicht groß."

„So? — Was gibt's denn sonst?"

„Eure Majestät peinigen sich unbegreiflicherweise mit toter Neigung und eingebildeter Verpflichtung."

„Prälat!"

„Die Wahrheit ist immer nackt, aber sie allein hilft! — So stört Ihr, Sire, Euer Wohlsein, stört Euch dadurch den freien Blick, welcher jetzt so überaus not tut, stört die Eintracht und den einigen Eifer Eurer Umgebungen, stört die Unterhandlung mit Spanien am empfindlichsten Punkte.

Ich weiß genau, daß der Kaiſer, ein bürgerlicher Familienvater, vor allen Dingen einen Beweis zarter Rückſicht für Eleonore ſeine Schweſter, Eure traktatmäßige Braut, erwartet. Darin beſonders, hat er zu ſeinem Beichtvater geäußert, werde er Euren guten Willen erkennen, und wenn der vorhanden ſei, hat er hinzugeſetzt, ſo finde ſich alles übrige leichter. Dann könne er Euch Zeit laſſen, Euch mit dem Lande zu einigen über die Opfer, welche der Traktat heiſche, und mit einem rückſichtsvollen Schwager gebe es in allen Dingen eine leichtere Einigung. Der Kaiſer nun, Ihr müßt Euch deſſen erinnern, wurde auch von dem Augenblicke an zugänglicher, als die Gräfin Chateaubriant Madrid verlaſſen hatte und als die Kunde laut wurde, Euer Verhältnis mit dieſer Dame ſei aufgelöſt. Trotzdem wurde mir damals ſchon durch dritte und vierte Hand, vom Kaiſer und der Königin Eleonore ausgehend, mitgeteilt, daß letztere nicht an Eure aufrichtige Abſicht eines ehrenvollen Ehebündniſſes glauben könne, bevor Ihr nicht ein gewiſſermaßen offizielles Zeugnis Eures Bruches mit der Gräfin an den Tag gelegt hättet. Es ſei mit dieſer Dame ein ganz anderes Verhältnis, als mit irgend ſonſt einer, welcher ſich Euer lebhaftes Temperament in leichter Neigung zuwende. Dieſe Gräfin habe man eine Zeitlang als wahrſcheinliche Königin betrachtet, dieſe Gräfin ſei vermählt, ihre Stellung zu Euch ſei alſo der ſtrengeren ſpaniſchen Sitte gegenüber ein Skandal, dieſe Gräfin habe einen gefürchteten und mächtigen Bruder, dieſe Gräfin endlich ſei bereits öffentlich der Hinneigung zur Ketzerei beſchuldigt worden."

„Nun, wo ſoll das hinaus?"

„Dahinaus, daß wir Lannoy, der ſie zu ſeinem größten Erſtaunen jetzt wieder an Eurer Seite findet, einen Beweis geben müſſen, Ihr ſeiet keineswegs willens, das Verhältnis mit der Gräfin wieder aufzunehmen. Mit dieſem Beweiſe werden wir leichtes Spiel mit ihm haben, ohne dieſen Beweis

freilich möchte ich nicht dafür stehen, daß wir nicht zu einer unumwundenen Erklärung über den Traktat genötigt würden, wie sie doch wahrlich vor einem festeren Abschlusse mit England und Italien nicht an der Zeit ist. Auch Eures Rufes wegen brauchen wir Zögerung. Jetzt richtet ganz Europa die Blicke auf Euch und auf den Traktat, nach einem halben Jahre aber ist tausenderlei anderes geschehen und man hat die Ansicht über den Traktat verwirrt."

„Aber was sollte das für ein Zeichen sein? Ich kann die unschuldige Gräfin doch nicht aus Cognac und aus meiner Nähe verbannen?!"

„O nein! Jede Gewaltsamkeit brächte uns auch Lautrec auf den Hals, der ohnedies sehr stark auftritt und jetzt eben erst, während Ihr die Gräfin holtet, Eurer Frau Mutter eine beleidigende Szene über die vergessene Semblançaysche Angelegenheit aufspielte. Und dieser Lautrec ist gefürchtet und mächtig, Ihr werdet nicht ohne Not seinen Stolz herausfordern wollen!"

„Zur Sache, Prälat, und rede nicht, als ob ich mich vor einem Seigneur fürchtete."

„Die Sache, Sire, wäre etwa folgende: Im Begriff, die Schwester des Kaisers zu ehelichen — wenigstens sagt doch der Traktat so — seid Ihr durch den politischen Anstand genötigt, von der Gräfin Françoise dasjenige zurückzuverlangen, was sie als unzweideutige Zeugnisse Eures Liebesverhältnisses besitzt, und was sie zu ärgerlicher Verhöhnung der spanischen Braut gelegentlich aufzeigen könnte."

„Aber sie hat ja nie eine größere Schenkung von mir angenommen!"

„O, die größeren Schenkungen hätten nichts zu sagen. Schlösser und Wälder sprechen nicht von Liebe; aber die kleineren Dinge, Ringe und Spangen, Devisen und Briefe, sie sind die gefährlichen Zeugen zärtlicher Neigung, sie sprechen zu deutlich und sprechen unumwunden."

Hier wurde das Gespräch unterbrochen durch den Eintritt der Herzogin Luise. Sie war in großer Bewegung, daß Margareta noch heute abend Cognac verlassen und daß Fräulein von Heilly sie begleiten werde.

„Törichte Weiber!"

„Vor allen Dingen aber", setzte die Herzogin hinzu, „gib Befehl, wer Lannoy empfangen und was mit ihm geschehen soll; er geht unten in der Halle auf und nieder, und niemand empfängt ihn, alle Welt ist verstört von dem gespenstischen Wiedererscheinen der Chateaubriant."

„Foi de gentilhomme, das wird eine Last, König zu sein!" rief der König und ging nach der Tür.

„Warum bist du auch so bürgerlich, alle alten Liebhabereien mit heiligem Respekt zu behandeln!" rief ihm die Herzogin nach.

Florentin unterrichtete sie nun auf der Stelle, in welche Bahn er die wieder nötig gewordene Intrige geleitet, und sie billigte den Weg vollkommen. „Denn," bemerkte sie hastig „entweder widersetzt sie sich mit Hilfe Lautrecs, und dann wird durch dessen rohen Seigneurton der König zu durchgreifender Härte getrieben, oder sie nimmt es sentimental, und weicht unter Tränenwolken großer Gefühle; jedenfalls werden wir sie los! Dein Bistum, Florentin, erwartet dich in Paris, wenn du diesen Streich bis zum Gelingen durchführst. Sage dem Könige, ich sei zur Herzogin Margareta und der kleinen Heilly, um Abschied zu nehmen, das tut auch seine Wirkung, Annas Lebenslust ist ihm bereits unentbehrlich."

Sie war kaum hinweg, so kam der König zurück, und zwar aufgeregt in hohem Grade. Er hatte Lannoy zudringlich und Lautrec bei ihm gefunden.

„Lautrec ist die Ursache der Zudringlichkeit gewesen; denn Lannoy weiß, daß die Foix' Eurer Majestät ein Haupthindernis des Traktates sind."

„Ach was Foix'; was bedeuten mir die Foix'!?"

„Zeigt das dem Vizekönige, Sire, und Ihr werdet sogleich sehen, wie er den Ton ändert."

Der König fragte nach seiner Mutter und eilte ihr auf der Stelle nach, als Florentin mitteilte, was sie hinterlassen. „Das fehlt noch," rief er beim Hinausgehen, „daß ich mit der Langweiligkeit allein in Cognac bliebe!"

Kaum war er hinaus, so setzte sich Florentin an den Schreibtisch, welcher in der Fensterbrüstung stand, und entwarf den Brief, welchen der König an die Gräfin Françoise schreiben sollte. Er wußte gar wohl, daß es leichter sei, ihn zur Unterschrift für solch einen Brief als zur Abfassung desselben zu bewegen. Ein Federzug kann ohne Überlegung geschehen, aber der kleinste Brief kann auf hundert Gedanken führen, und am Ende wäre die Liebenswürdigkeit des Königs imstande, ein solches Opfer dergestalt von Françoise zu verlangen, daß diese nichts weiter darin erblickte, als ein durch die Politik abgenötigtes äußerliches Opfer.

Als der König zurückkam, dunkelte es bereits. Die Herzogin Luise hatte ihm rund heraus erklärt, daß er die schöne Anna in seinem Leben nicht wiedersehen würde, wenn er nicht ein Ende mache mit diesem überlebten Chateaubriantschen Verhältnisse, und wenn er dieser so harmlosen Anna, die ihm vom ersten Tage ihrer Bekanntschaft an so anmutig offen zugetan gewesen sei, nicht ein Pfand wirklicher Zuneigung einhändige, sei es auch nur der einzige Ring, welchen Gräfin Françoise noch heute bei Tafel zur Schau getragen habe. Des Königs Salamander, umschlossen von einer Devise, könne doch auch in der Tat nur von einer Dame am Finger getragen werden, wenn diese Dame des Königs volle Liebe und die volle Achtung der Welt genieße. Nur unter solcher Bedingung, hatte die Kupplerin hinzugesetzt, könne sie dies ihr anvertraute Mädchen der Neigung des Königs überlassen. „Sie ist mein Schützling,"

hatte ſie geſchloſſen, „und ich habe ſie deshalb auch vor dir bisher wie einen Augapfel behütet; ich werde nun mehr tun, als ſie behüten, ich werde ſie deinem Blicke für immer entziehen, wie ſehr es auch weinen mag, das ſonſt ſo luſtige Geſchöpf!“ — Und in der Tat hatte der gewaltſam ins nächſte Zimmer eindringende König das heitere Mädchen in Tränen beim Einpacken ihrer Putzſachen gefunden. — „Wartet bis zum nächſten Morgen!“ hatte der König geſagt, „ich werde einen Ausweg ſuchen. Wo iſt Margareta?“ — Man hatte es nicht gewußt. Wahrſcheinlich ſei ſie ſchon nach Angoulême voraus.

Mit dieſen Eindrücken kam der König zurück nach dem Zimmer, in welchem Florentin mit dem fertigen Briefe ſeiner harrte.

„Was haſt du da geſchrieben? Das iſt an die Gräfin? Prieſter, das iſt ja meine Handſchrift! Bin ich blödſichtig, oder biſt du ein Verbrecher?“

„Ich bin ein Verbrecher, Sire. Oder vielmehr meine Hand iſt's, denn ich habe es abſichtslos getan. Ich hatte mich in Euer Verhältnis zur Gräfin vertieft, und in Gedanken auf das Papier geworfen, was bei einer ſo mißlichen Situation, dem Herzen nicht zu allergrößtem Leide und der Politik doch zum Vorteile, geſagt werden müſſe; und dabei war mir ſelbſt die Täuſchung ſo groß geworden, daß die Handſchrift der Eurigen ähnlich geraten iſt.“

„Mehr als ähnlich — und das wird nicht dein Vorteil ſein.“ — Dies vor ſich hinſprechend ſchrieb der König, gleichſam um die Handſchriften zu vergleichen, ſein „François“ unter den Brief, betrachtete die Schrift und ſchüttelte das Haupt. Er ſchien den Sinn der Worte gar nicht zu beachten, es war auch ſchon zu dunkel, um mit Leichtigkeit leſen zu können, er ſchien nur die Ähnlichkeit der Schriftzüge zu prüfen. Dann legte er den Brief auf den Tiſch und ging an das entgegengeſetzte Fenſter, durch welches man auf den Hof und die Rampe des Schloſſes blickte.

Der dreiſte Florentin benutzte den Augenblick, um den Brief zu falten und ihm die Aufſchrift zu geben.

„Wo iſt Brion?“

„Wahrſcheinlich noch bei der Gräfin Françoiſe! Er muß ihr doch treu ergeben ſein. Solche Treue tröſtet jede Frau.“

„Sag' ihm, wie die Umſtände mit Lannoy liegen, und was mich zu dem Schritte genötigt. Er ſoll der Gräfin den Brief übergeben und ſie in liebevoller Weiſe auf die Notwendigkeit der Maßregel aufmerkſam machen. Setze in einer Nachſchrift hinzu, daß ich ihr für die Bagatellen, welche ich zurückerbäte, Schloß Chenonceaux ſchenkte am Cher in der Touraine, baſta!“

Ehe er dieſe entſcheidenden Worte geendigt hatte, riß er das Fenſter auf und rief in den Hof hinab nach ſeinem Montpezas, der vorüberſchritt: „Montpezas, beſtelle Roſſe, Fackeln und Jäger, in einer halben Stunde brechen wir auf zur Jagd.“

Florentin hatte die dreiſte Abſicht, der Gräfin Françoiſe den Brief mit der entſetzlichen Forderung ſelbſt zu überreichen. Man kann nicht wiſſen, dachte er, wie ſolch ein Liebhaber auch das Giftigſte unſchädlich zu machen wiſſe. Noch eins! fuhr es ihm durch den Sinn: damals in Fontainebleau hatte ihm durch Vermittelung der Herzogin Luiſe Florio ein Fläſchchen italieniſchen Giftes eingehändigt für den Fall, daß Françoiſe in der Verzweiflung ſelbſt nach einem ſolchen Endmittel verlange. Er führte es ſeit der Zeit immer wohlverwahrt bei ſich und eilte jetzt nach ſeinem Zimmer, um es einzuſtecken. Vielleicht verlangte ſie's heut! Und ihr ſei wohler, dachte er aufrichtig, ſie ſei hinweg aus dieſer Welt, die nach ſo völligem Bruche mit dem Könige ihr nur Entſetzen und Trauer biete. Er dachte noch weiter: dieſe Neigung zwiſchen König Franz und Françoiſe hatte ihm das Anſehen, als ſei ſie für beide Teile nur durch den

Digitized by Google

Tod zu endigen. Wie ungleich in der Laune Franz auch gegen Françoiſe ſei, ſein Herz gehöre ihr doch immer und immer wieder, und Françoiſe ſei ſeine einzige wahre Liebe. Über kurz oder lang könne er ſie wieder aufſuchen, und dieſer Kampf gegen ein ungelegenes Weib müßte von neuem Zeit und Kräfte in Anſpruch nehmen. Er wollte ſie ja auch nicht vergiften, er wollte ſie nur für den Fall rettungsloſer Verzweiflung mit einem Hilfsmittel ausrüſten! — Mit Grundſätzen bloßen Eigennutzes und ohne irgend eine religiöſe Überzeugung kommt man ja inmitten großer Intrigen am Ende immer unverſehens dicht an die Seite des unmittelbaren Verbrechens. Und man kleidet ſich's und ſtreichelt ſich's, je länger man's neben ſich hat, ſo artig zurecht, daß man es zuletzt ſelber nicht mehr erkennt, und es für ein harmloſes, von der unkundigen Welt nur verſchrienes Weſen hält.

Margot kam ihm entgegen, als er in das Vorzimmer der Gräfin trat, und fragte ihn ziemlich unwirſch, was er wolle. „Du bringſt der Franziska immer nur Trauriges," ſetzte ſie hinzu, „und findeſt jetzt eben die Seigneurs Lautrec und Brion bei ihr, welche dich ebenfalls nicht leiden können. Was treibſt du denn eigentlich, daß du dich mit aller Welt verfeindeſt?"

Vor Lautrec fürchtete ſich Florentin; in deſſen Gegenwart den Brief zu überreichen ſchien ihm lebensgefährlich, denn wenn dieſer eiſerne Menſch einmal in Zorn geriet, ſo war ein Degenſtoß durch den Leib für jeden verdächtigen Nachbar zu beſorgen. Florentin entſchloß ſich alſo ſogleich, die eigene Abgabe des Briefes und den ſie begleitenden Kommentar aufzugeben. „Lautrecs Zorn," meinte er, „wird mich wohl erſetzen!" — Er bevollmächtigte alſo ſeine Mutter, den Brief an Brion einzuhändigen, und dieſem im Namen des Königs die Überreichung desſelben an die Gräfin aufzutragen.

„Das iſt wohl wieder ein Unglück?" fragte Margot ängſtlich.

„Gott bewahre! Der König will eine Jagd bei Fackelſcheine veranſtalten!“ erwiderte Florentin, und zog den Brief ſamt dem Fläſchchen aus ſeiner Bruſttaſche.

„Was iſt in dem Fläſchchen?“

„Still, das iſt nicht für euch Frauen! Aber es kann dich belehren, wie unrecht du mir tuſt, indem du mich immer üblen Willens gegen Franziska zeihſt. Mit großer Gefahr hab' ich dies Fläſchchen den Spaniern entriſſen, die um ihrer Königin von Portugal willen, welche der König heiraten ſoll, unſere Franziska aus dem Wege räumen wollten.“

„Gerechter Gott!“

„Still! Die Gefahr iſt nun vorüber, wir haben's in Händen das Gift!“

„Gift! Um Gottes willen, gib her, daß ich's vernichte!“

„Nein, nein! Du könnteſt Schaden damit anrichten!“

„Ich! Laß los!“

„Befaſſe dich nicht mit ſolcher Gefahr, Mutter! Auch um es zu verſchütten, bedarf es der größten Vorſicht, ein zufällig vergoſſener Tropfen kann ein Geſchöpf töten, und es iſt ſtark genug, um die Charente zu vergiften.“

Aber er hatte ſich's ganz gern entreißen laſſen und blickte ſchadenfroh der hinwegeilenden Margot nach.

Wie ſollte man die Szene beſchreiben, welche der Überreichung des Briefes folgte! Françoiſe fiel aufſchreiend von ihrem Seſſel, und während Margot und die auf den Schrei herbeieilende Chimene damit beſchäftigt waren, ſie in das zerſtörte Leben zurückzurufen, laſen die Männer den Brief.

Unterdes war es dem Könige leid geworden, daß er ſich zur Zurückforderung der Liebespfänder hatte bewegen laſſen. Florentin hatte recht: Franz liebte Françoiſe dauernd. Gewiſſenspein, erhöht durch die ſpaniſche Angelegenheit, welche ebenfalls ſeinen Charakter unaufhörlich quälte, trieb ihn umher und machte es Martin faſt unmöglich, ihm die Jagdkleider anzulegen. Der beſſere Menſch behielt im Könige

die Oberhand, und er eilte hinüber nach Françoiſens Zimmer, um die Forderung zurückzunehmen, ſein Unrecht zu erklären und abzubitten.

Im Vorzimmer aber trat ihm Lautrec ſchon entgegen, der ſeinerſeits auf dem Wege war, in die Gemächer des Königs zu dringen, und ſeinem Zorne furchtbaren freien Lauf zu laſſen. Dieſe Begegnung zerſtörte alle Hoffnung für Françoiſe, denn Lautrec überfiel den König mit einer ſolchen Flut von Vorwurf und Schmähung, daß dieſer ebenfalls erzürnt und auf ganz andere Gedanken als Gedanken der Abbitte kommen mußte. Eine kurze Weile hatte des Königs perſönliche Stimmung den Vorwürfen Lautrecs widerſtanden, als dieſer aber auf keine Beſchwichtigung hören wollte und dem Könige den Weg mit den Worten vertrat: „Franz von Valois iſt unwürdig, die Schwelle einer Gräfin von Foix wieder zu betreten!“ und dabei die Hand an den Degen legte, da war des Königs verſöhnliche Geduld am Ende, und er riß das Schwert aus der Scheide. Auch ihm ſchwollen die Adern des Antlitzes auf wie Lautrec, und mit grimmiger Stimme rief er dieſem zu: „Tritt zur Seite, frecher Lautrec, oder ich trete auf deine Leiche!“

Lautrec war nicht der Mann, einer Drohung ſich zu beugen, am allerwenigſten im Zorne und in einer ſolchen Herzensangelegenheit. Denn der Stolz des Foixſchen Hauſes war ſeinem Herzen ein Lebensintereſſe, und die Schweſter war ihm ſeit kurzem teurer als je. In einem Nu alſo war ſein Schwert blank, und hier war König Franz in größerer Gefahr als damals im Schwerterſtreite mit Chateaubriant: Lautrec war ein furchtbarer Fechter, furchtbar, weil er außerordentliche Geſchicklichkeit und weil er die praktiſche Kriegsübung beſaß, welche ohne Firleſanz der Hand- und Armſtöße geradeaus auf des Gegners Bruſt eindringt, endlich weil der König, der bereits zur Jagd gerüſtet, nur das kürzere Jagdſchwert gegen Lautrecs langen Degen hatte.

Françoiſe ſelbſt, ſein ſtets von ihm gemißhandelter Schutzengel, mußte es wieder ſein, welche ihn rettete. Aus ihrer Betäubung erwachend hörte ſie die heftigen Worte der Streitenden. Und wenn ſie vom Todesſchlafe erwacht wäre, hätte ſie aus tauſend Stimmen die des Königs erkannt. Schwerterklirren folgte; ſie ſprang auf! „Wo iſt Lautrec?“

Brion, entrüſtet über den König und von widerſtreitenden Gefühlen hin und her geworfen, deutete ſchweigend nach der Tür zum Vorzimmer. Er mochte keine Partei nehmen.

„Er ficht mit Franz!“ rief Françoiſe und eilte aus der Tür. „Haltet ein!“ ſprach ſie mit ruhiger Stimme und trat zwiſchen die Schwerter, als ob es ihr Wunſch geweſen wäre, durchbohrt zu werden.

Die Kämpfenden fuhren beide erſchreckt mit den Schwertern zurück. Françoiſe war totenbleich.

„Dies iſt dein König, Lautrec!“ ſprach ſie, ohne den König anzuſehen. „Ich bitte ihn für dich um Verzeihung; er wird ſie mir gewähren.“

„Mehr als das! Mehr als das, Françoiſe!“ er war plötzlich gefaßt und vom Anblicke der totenbleichen Françoiſe bis zu Tränen gerührt. — „Gebiete über mich!“

„Ich danke Euch. Mehr will ich nicht.“

„Gebiete, Françoiſe!“ und hierbei warf er ſich vor ihr auf die Knie und weinte wirklich, „gebiete, fordere, damit ich meine Scham vergeſſen kann, ich flehe zu dir, fordere meine Krone!“

„Ich danke Euch! Es iſt zu ſpät.“

Und hiermit wandte ſie ſich nach ihrem Zimmer.

„O mein Gott!“ rief der König und ſtreckte die Arme nach ihr aus, „mein Gott, du haſſeſt mich, Françoiſe!“

„Nein, Franz!“ erwiderte ſie mit derſelben ruhigen Stimme, immer ohne ihn anzublicken, und trat in ihr Gemach. Der König und Lautrec hörten, daß ſie es hinter ſich verſchloß.

Franz erhob sich, aufgelöst wie man ihn nie gesehen, und stürzte Lautrec um den Hals: „O, Ihr seid edel und gut, und nur ich, auf dessen Schultern ein gefährdet Königreich lastet, nur ich werde zu Verirrungen getrieben, die meiner Seele fremd sind, Lautrec, fremd, wildfremd. Erhalte mir meine Françoise, meinen guten Engel, Lautrec, sonst bin ich verloren, sonst sind wir alle verloren.“

In diesem Augenblicke tönten die Fanfaren der Jagdhörner von der Rampe herauf, und Florentin trat in das Vorzimmer. Dem Könige nachspähend, hatte er mit Schrecken entdeckt, daß dieser zur Gräfin geeilt sei; der Dämon trieb ihn, endlich einmal zu unglücklicher Stunde, dem Könige nach, und als der König von den Fanfaren aufgeschreckt sich von Lautrec abwandte, war der Prälat der erste Gegenstand, welcher ihm ins Auge fiel.

„Ha du,“ rief Franz, und der wunderbar jache Wechsel der Stimmungen bewerkstelligte sich in ihm wie ein Blitz, „du an meinen Fersen, schlechtes Gewissen! Du, der du des Königs Handschrift nachahmst! — Lautrec, dieser Schleicher hat den abscheulichen Brief an Françoise geschrieben! — Du böser Dämon sollst fertig sein mit mir. Wenn du in fünf Minuten noch auf Cognac bist, wenn du auf hundert Meilen noch einmal meinem Hofe nahe kommst, so soll dich deine farbige Kutte vor empfindlicher Züchtigung nicht schützen! Marsch!“

Aber auch noch im Sturze war dieser Priester der Gräfin Françoise schädlich gewesen: er hatte die einer mißhandelten Liebe gerechte Reue des Königs unterbrochen. — Ohne diesen Wechsel wäre es dem Könige vielleicht nicht möglich gewesen, jetzt aufs Pferd zu steigen und zur Jagd bei Fackelscheine und lustigem Hörnerklange hinauszureiten in die Wälder.

Ach, in Françoisens Seele gab es keine Unterbrechung mehr für die Erkenntnis des Unglücks. So steht der Besitzer

eines Palaſtes vor der Feuersbrunſt, welche dies ſein Haus verzehrt, und die helle Lohe läßt ihm nicht den geringſten Zweifel mehr übrig, daß alles, alles verloren gehe, daß kein Schmuck, kein ſtiller Winkel von ſeinem Beſitztum übrig bleibe, und er nichts zu tun habe, als einſam hinauszuwandern in die unwirtliche, bedrohliche Nacht.

Aber ſie war ſo gründlich vorbereitet worden für das entſcheidende Unglück, und ſie hatte eine zum großen Opfer ſo reiflich ausgebildete große Seele, daß ſie keine Ausflucht ſuchte, daß ſie den Mut, ja das Bedürfnis hatte, ihr Schickſal nicht nur ganz und ohne Zucken hinzunehmen, ſondern es auch in ganzer Schwere über ihrem Haupte zu verſammeln.

„Das Glück iſt unmöglich," ſprach ſie leiſe zu ſich, „das Glück, für welches du heilige Pflichten hintangeſetzt, ſo ergib dich nun auch ganz den Pflichten und deren drohender Rache."

Sie entfernte Brion und Lautrec, ſie wehrte Chimene und Margot von ſich und ſaß eine halbe Stunde im dunklen Zimmer allein. Sie weinte keine Träne, die Zeit der Tränen war vorüber, ach, ſie hätte ſagen können: die glückliche Zeit der Tränen. Denn als ſie noch weinen konnte, da konnte ſie ſich auch noch in Täuſchungen, in Hoffnungen für die Zukunft ſchaukeln. Nach jener letzten Täuſchung, nach jenem letzten Schritte des Königs gab es keine Hoffnung, keine Zukunft mehr für ſie. Der König mochte verleitet ſein, ſei's durch was es ſei, darüber war kein Zweifel möglich: der König iſt lieblos!

Sie faßte in jener halben Stunde einen unwiderruflichen Beſchluß, ſie verfaßte ihr Teſtament wie ein Menſch, der in nächſter Stunde den Tod erwartet. Darauf rief ſie Guernard. Er brachte Licht, und ſie reichte ihm ein prachtvolles Käſtchen, welches aus Elfenbein geſchnitzt und mit Golde ſtrotzend ausgelegt war. Dies Käſtchen enthielt alle Ringe, Spangen und Ketten, welche ſie vom Könige beſaß.

„Nimm all den Schmuck heraus," befahl sie in einem Tone, der keinen Widerspruch duldete, „und schmilz ihn über dem Feuer zu einem Klumpen."

Dann schrieb sie an den König. Und als dies geschehen war, schlug sie ihre notwendigsten Habseligkeiten in ein seidenes Tuch. Es fiel ihr dabei auch das Fläschchen in die Hände, welches Margot in der Angst um ihre ohnmächtige Herrin auf den Teppich geworfen hatte. Sie sah, daß mit italienischem Worte auf dem Boden des Fläschchens geschrieben stand: „Gift". Ihre Hand zuckte — —

Aber sie wollte sich ihrer Pflicht nicht entziehen. Sie hatte es um Liebe getan, sie wollte es nicht tun um des Leids willen, das ihrer harrte. Ach, ihr Mutterherz hatte wohl schweigen können, aber gelebt hatte es immer. Wie willkommen ihr ein rascher Tod gewesen wäre, „er ist mir nicht gestattet," flüsterte sie, „ich gehöre meinem Kinde, ich gehöre meinem — Gatten!"

Sie wollte allein nach Schloß Chateaubriant; nur Guernard sollte sie begleiten, und noch in dieser Stunde wollte sie auf den Weg.

König Franz ahnte dies nicht. Allerdings gab er sich der Jagd nicht hin, wie er es vorgehabt hatte bei Anbefehlung derselben; er entführte die schöne Anna wohl in einsame Waldtäler, doch nicht um mit ihr zu kosen, sondern weil ein zerstreuter unruhiger Geist ihn trieb, und rastlos, schweigend führte er das durch sein Schweigen verstörte Mädchen in ungehemmtem Rosseslaufe weglos und ziellos hierhin und dahin. Sie war zum öfteren nahe daran, zu verunglücken, denn in diesen abgelegenen Teilen des Waldes fehlte der Fackelschein. Am Ende rief sie dem Könige zu, sie könne sich nicht mehr auf dem Pferde erhalten.

Dies geschah um dieselbe Zeit, da Chimene Françoisens Absicht einer heimlichen Flucht entdeckte, Lautrec herbeirief und die Gräfin beschwor, ihre Begleitung anzunehmen.

Sie abzuhalten von der Reise nach Chateaubriant schien unmöglich, Lautrec und Chimene bestanden auch nicht darauf, sie fühlten, daß es sich um eine dem Gewissen notwendige Buße, um einen feierlichen Lebensschluß handle, sie baten nur dringend um Erlaubnis des Geleits bis an die Pforte von Chateaubriant, sie bestanden darauf, als Françoise erwiderte: „Allein bin ich geflohen, allein will ich heimkehren."

Dadurch ward ihre Abreise so weit verzögert, daß Franz noch Zeit hatte zur Rückkehr nach Schloß Cognac, bevor sie selbiges verließen, wenn er einer plötzlich in ihm aufschreienden inneren Stimme folgte. Er hielt nämlich sein Pferd nicht an, um der erschöpften Anna beizustehen, nein, er tat's, ohne auf diese zu achten, er tat's vor sich hinstarrend in den schwarzen Wald, als ob er Geister sähe, die um sein Haupt herumschwebten, als ob er einem Geflüster derselben, das schwer zu verstehen sei, aufmerksam horchte, mit halb geöffnetem Munde horchte. „Sie verläßt mich?!" schrie er auf einmal mit entsetzlicher Stimme. Sie hallte schauerlich im finstern Buchenwalde wieder, und Anna fürchtete sich bis zum Zittern vor ihm, der ihr den Verstand zu verlieren schien.

Eine Minute horchte er nach diesem Ausrufe noch unbeweglich, dann stieß er einen unartikulierten schmerzlichen Ton aus und flog mit seinem Pferde in den weglosen hohen Wald hinein, als ob Roß und Reiter sich das Haupt zerschellen sollten an den harten Buchenstämmen.

Wenn er so fortreitet, findet er Françoise noch auf Cognac, und vielleicht gelingt es ihm gutzumachen, was freilich nur durch eine strenge Umwandlung seines Wesens gutzumachen ist. Schon war er dicht am Ausgange des Waldes und sah die Lichter des hochgelegenen Schlosses Cognac schimmern; da war die Kraft des Rosses erschöpft: es strauchelte, indem es einem Stamme ausbiegen wollte und flog mit dem Könige voller Wucht gegen eine andere Buche, also daß Roß und Reiter schwer verwundet zu Boden stürzten.

Die Verwundung des Königs war ſtark und gefährlich: er konnte nicht wieder aufſtehen, ja er konnte nicht rufen, er wurde von Zeit zu Zeit ohnmächtig vor Schmerz. — Es dauerte über eine Stunde, ehe das Geſchrei der ſich zu Tode fürchtenden, verlaſſenen Anna Jäger herbeizog, es dauerte noch viel länger, ehe man den König auffand. Der Frühlingsmorgen ſtieg ſchon über die Baumkronen empor, als er auf einer Tragbahre unter heftigen Schmerzen auf Cognac ankam. Seine erſte Frage war dennoch nach Françoiſe.

„Sie hat dies elfenbeinerne Käſtchen geſendet.“

„Und?“

„Man ſagt, ſie ſei gegen Mitternacht mit Graf Lautrec fortgeritten.“

„O, mein Gott! mein Gott! — Öffne das Käſtchen! Was enthält's?“

„Einen Klumpen Gold und dieſen Brief.“

„Öffne ihn, ich kann meine Hände nicht bewegen, raſch! Haltet ihn mir zum Leſen vor!

Dies ſind die Ringe, Spangen und Ketten, welche mir der König geſchenkt; es fehlt nicht der kleinſte Reif daran. Die Briefe und Deviſen, welche er mir geſchrieben, ſind in mein Herz gegraben, wie ſoll ich ſie ihm wiedergeben, da er mein Herz verſchmäht hat, oder nicht verſteht? Möge er glücklich ſein! Auf Gottes weiter Welt wünſcht es vielleicht niemand ſo von Herzen als

Françoiſe von Chateaubriant.

O mein Gott, mein Gott, welch eine Perle hab' ich blind und frevelhaft mit Füßen getreten!“ rief ſchluchzend der König und verhüllte ſein Haupt. Moraliſche und körperliche Schmerzen ſchüttelten ſeinen Leib, daß er jammervoll ſtöhnte.

„Laß zwanzig reitende Boten gen Barbézieux, gen Pons, gen Angoulême jagen,“ ſchrie er plötzlich mitten in

ſeinen Schmerzen auf, „jeder Fußpfad, der nach der Garonne hinabführt, ſoll verfolgt werden, und weiter, immer weiter, wenn man ſie nicht einholt, bis nach Foix hinauf! Der König ließe ſie fußfällig bitten, ſie möge nach Cognac zurückkehren, ich wäre am Tode, ich könnte nicht ohne ſie ſterben!“

Luiſe von Angoulême war zugegen, und ſie litt wie unter tauſend Schwertern: ihr Florentin verbannt, ihr Sohn in Lebensgefahr, und die verhaßte Chateaubriant in des Sohnes Herzen mächtiger als je. Denn auch ſie wußte nicht, daß Françoiſe, die man nach Süden hin ſuchte, nach Norden hinabritt.

15.

Graf Chateaubriant wartete in ſeinem Turme. Es war Florentins Werk geweſen, daß er nach des Königs Abreiſe von Fontainebleau nichts mehr unternommen hatte. So willkommen der Herzogin und dem Prieſter ein ſolcher Verbündete geweſen wäre, nach den heftigen Schritten, welche er gewagt, und nach dem Antritte der Regentſchaft ſeitens der Herzogin, ſchien es ihnen doch nicht mehr ratſam, die vom Könige empfohlene Gräfin ihm preiszugeben. Die Unſchicklichkeit wäre zu groß geweſen, und jedes ſolche Attentat auf die Gräfin hätte den König zu ſehr für dieſe aufgeregt. Man erwartete ohnedies zuverläſſig, daß Françoiſe, ſchnöder Behandlung ſatt, über kurz oder lang Fontainebleau verlaſſen werde; dann erſt, wenn ihrem Rufe hierdurch ein heftiger Stoß verſetzt worden, würde es an der Zeit ſein, ſie auf eine geſchickte Weiſe dem Grafen zu überantworten. Daß dieſe Flucht aus Fontainebleau nur eine halbe Wirkung haben, durch die Schlacht bei Pavia aus den Augen gerückt werden und daß deren erwartetes Verhängnis ſich erſt in Madrid erfüllen werde, das alles konnte man nicht vorausſehen. In jener Nacht alſo, da der König nach Italien zog, war

Florentin im Getümmel zu Chateaubriant getreten und hatte ihn gewarnt vor längerem Verweilen. Obwohl der Regentin die Neigung des Königs zur Gräfin widerwärtig und sie vielleicht ebenso lebhaft wie er eine Beendigung des Verhältnisses wünsche, so müsse sie doch jetzt des Anstandes halber die Gräfin schützen. Der Graf hätte also strenge Maßregeln gegen sich zu erwarten, wenn er länger hier verweile. Dagegen möge er versichert sein, daß man rastlos in seinem Interesse handeln werde. Allmonatlich solle er Nachricht erhalten, und der Priester wußte es ihm einleuchtend zu machen, daß man so ohne sein Zutun zu einer passenderen und leichteren Lösung des Verhältnisses gelangen werde, als wenn er, unbekannt mit den feineren Fäden, sich hineinmische. Chateaubriant war damals unfähig zu neuen Plänen, er litt von dem Sturze heftige Schmerzen am Kopfe, und was die Überredung des Priesters nicht vermocht hätte, das hätte das schwindlichte Gefühl persönlichen Unvermögens, das Bedürfnis augenblicklicher Ruhe bewirkt: er beschied sich und ging nach der Bretagne zurück. Die monatlichen regelmäßigen Nachrichten, welche ihm ein Mönch aus Angers brachte, überzeugten ihn, daß seine Angelegenheit in sorgfältigen Händen sei und daß er zuwarten könne. Auch fühlte er sich während der Abwesenheit des Königs weniger getrieben, und er unternahm nichts gegen die Gräfin, als man endlich erfahren hatte, sie sei in Foix, weil ihm Florentin sagen ließ: das Verhältnis sei bereits durch der Gräfin Flucht aus Fontainebleau so gut wie aufgelöst, er möge seine endlichen Maßregeln aber ja so lange verschieben, bis der König zurückgekehrt sei. Wäre dies erst geschehen, und hätte sich dieser ohne die Gräfin wieder in Frankreich eingerichtet, so hätte es keine Bedeutung, was mit der alsdann vergessenen Françoise geschähe. Widerführe ihr aber jetzt etwas Auffallendes, so könnte es noch bewegend auf den König wirken, in Teilnahme für die Gräfin, in tatsächlichem Hasse gegen den Grafen.

Nach der Katastrophe von Pavia waren die Mönchsnachrichten lange ausgeblieben, aber von Madrid aus war im Winter die Mitteilung gekommen, es sei jetzt alles zwischen dem König und der Gräfin zu Ende und sobald Florentin mit dem Könige aus Spanien heimgekehrt, dann werde er dem Grafen den Zeitpunkt bezeichnen, von welchem an er rücksichtslos gegen seine Gattin verfahren könne.

Auf Bezeichnung dieses Zeitpunktes wartete jetzt Graf Chateaubriant mit Geduld: er hatte hinreichende Proben gehabt, daß er sich auf Florentin verlassen könne. Florentin aber war durch die Ereignisse in Cognac überrascht worden, und so hielt die Gräfin Françoise mit Chimene, Lautrec und Margot vor dem Schlosse Chateaubriant, ohne daß der Graf eine Ahnung von ihrer Ankunft hatte.

Es war ein lieblicher Frühlingsmorgen, und der Graf war in den Wald hinausgeritten, um seine Falken steigen zu lassen. Gillover bewachte das alte Turmschloß, in welchem Louison mit Konstanze am nördlichen Fenster saßen und über die Chère nach dem Forste hinüberblickten, in welchen der Graf geritten war. Sie sahen also die Ankömmlinge nicht, denn diese kamen von Süden. Es war totenstill im neuen Schlosse, vor welchem sie abstiegen, und der Gräfin, welche hier von ihren Begleitern Abschied nehmen wollte, schlug das Herz lebhaft. War es das Herz der Mutter, welche ihr Kind wiedersehen soll, oder war es das Herz der Gattin, welche vor ihren Richter treten und sich dessen Gericht unterwerfen wollte?

Sie hatte eisern darauf bestanden, geradenwegs daher zu reiten. Umsonst hatten Lautrec und Chimene gebeten, sie möge sich in ein Kloster zurückziehen. „Und meine Tochter? Und meine Pflicht?“ hatte sie unerschütterlich erwidert. Das aber hatten sich Lautrec und Chimene hinter ihrem Rücken gelobt, sie an der Schwelle von Chateaubriant nicht zu verlassen, sondern sie einzuführen und ihr

längeres oder kürzeres Bleiben von dem Benehmen des Grafen abhängig zu machen.

Das erklärten ſie ihr jetzt, als ſie von den Pferden geſtiegen waren. Sie widerſprach, aber man ſah, daß ihre Glieder zitterten und daß ihr Widerſpruch ſchwach war.

„Es zeigt ſich kein Menſch?“ rief Lautrec.

„Ah, da iſt Baptiſte, der mich verlaſſen hat!“ ſagte die Gräfin mit halber Stimme, auf den Diener blickend, der haſtig hinter dem alten Schloſſe hervorkam und auf ſie zueilte. Er mäßigte indes plötzlich ſeine Eile, indem er nach dem Fenſter im Mittelſtocke des alten Schloſſes verſtohlen hinaufſah, und kam nun langſam näher zur ſteinernen Brücke, auf welcher die Ankömmlinge ſtanden.

„Nun, Baptiſte, du haſt mich verlaſſen! So komm' ich nun ſelbſt, zu fragen nach Konſtanze. Wie geht's meiner Tochter?“ ſprach die Gräfin ſanft.

„O, o!“ entgegnete ſtockend Baptiſte, und wiſchte ſich die Augen, „treten Sie nicht hinein! Jetzt iſt's noch Zeit; er iſt nicht da, der Herr Graf! Das Schloß iſt leer wie eine Kirche, kehren Sie um! Nein, nein, das iſt am Ende der Augenblick, Konſtanze zu nehmen! Wir ſchlagen die Tür ein zum alten Gillover, und eh' er zurückkommt, ſind wir fort.“

„Jetzt nicht mehr, Baptiſte! Das iſt zu ſpät — du hätteſt mich früher nicht verraten ſollen!“

„O, gnädigſte Frau Gräfin! wenn ich Ihnen“, und dies ſagte er ihr ganz leiſe, „in meinem Leben noch was nützen ſollte, ſo mußt' ich's wohl ſo machen. Sonſt hätte er mir nie wieder getraut, und zu helfen war damals doch nicht. Tun Sie auch ja garſtig gegen mich, wenn Sie hier bleiben, aber 's iſt beſſer, Sie bleiben nicht hier.“

„Ich muß bleiben, Baptiſte — geh' und melde uns!“

„Gillover öffnet nicht, wenn er Sie erblickt, das iſt ein Satan!“

So geschah es denn auch: Gillover öffnete die Brückenpforte nicht, und Françoise konnte ihr Kind nicht sehen. Man mußte auf die Rückkehr des Grafen warten, und da diese erst gegen Abend erfolgen konnte, so mußte man sich in dem verödeten Schlosse einrichten auf die Gefahr, daß der heimkehrende Wirt die ungeladenen Gäste aus der Tür weise. Diese Unsicherheit machte den Tag zu einem überaus qualvollen für alle Teile: wie in schwüler Gewitterluft, die jeden Augenblick mit zerstörendem Blitze sich entladen könne, bewegten sie sich einher.

Françoise fand ihre Zimmer so, wie sie selbige bei ihrer schnellen Abreise nach Blois verlassen: das Kleid, welches sie damals abgelegt, um den Reifrock anzutun, hing noch über dem Sessel. Ach, seufzte die Angst in ihr, hättest du es doch nie vertauscht! Dicker Staub lag auf allen Geräten, keines Menschen Fuß schien seit jener Zeit in diesen Räumen gewesen zu sein. Ein Vöglein, welches sie sich im Bauer gepflegt, war dabei zugrunde gegangen: kaum noch kennbar lag es als verweste Leiche am Boden des Bauers. Übler, stockiger Geruch erfüllte die Zimmer, so wie er aus schlimmen Gefängnissen entgegendringt.

Es hatte für sie etwas besonders Qualvolles, daß sie sich jetzt hier einrichten solle, um vielleicht bei der Rückkehr des Grafen sogleich wieder ausgewiesen zu werden. Aber die Frauennatur gestattete es doch nicht anders: Margot half lüften, abstäuben und ordnen, und ein ununterrichteter Zuschauer hätte glauben können, es handle sich hier um nichts weiter als um häusliche Behaglichkeit.

Währenddem gingen Chimene und Lautrec in der prächtigen Galerie dieses neuen Schlosses auf und nieder. Diese Galerie ward durch vierzig Arkaden gebildet, und galt für ein Wunder des Luxus in der anspruchslosen Bretagne. Chimene war wieder in Frauenkleidung: im letzten Nachtquartiere hatte sie sich der Knabentracht entledigt, doch nicht

ohne ein demütigendes Gefühl. Des Königs wegen, der sie nicht erkennen, der durch sie nicht wieder gehindert werden sollte in seiner Aufmerksamkeit für Françoise, hatte sie die Verkleidung gewählt und hatte auf Cognac erfahren, daß dies eine ganz überflüssige Sorge gewesen sei. Franz hatte mit keiner Silbe nach Chimene gefragt. Ein Mädchen sei noch so aufopfernd für ihre Freundin, sie weise noch so tapfer den Liebhaber ihrer Freundin zurück, wenn er statt der Freundin ihr selbst den Hof macht, sie wird doch einer ärgerlichen Empfindung nicht entgehen, wenn der Liebhaber sich ihr gehorsam zeigt und die Aufmerksamkeit für sie vergißt. Und Chimene war ein edles Geschöpf und war von melancholischer Art: was einem gewöhnlichen Mädchen ärgerliche Empfindung erregen mußte, das hatte tiefere Folgen für die Infantado, welche sich von Jugend auf verstoßen gesehen hatte. „Du bist nicht bestimmt zu irgend einem Glück," sagte sie sich, „nicht zu stillem Genusse des schwächsten Freudeschimmers, dein Vater hat recht. Ziehe dich zurück, du störst nur! Françoise hast du beeinträchtigt und warst doch nur das Interesse eines vorübergehenden Spielwerkes für Franz! Dein Vater hat recht! Ach, wenn dein Herz sich hätte öffnen dürfen der Neigung des Königs, o, wie wäre die Welt ein unabsehbarer Himmel geworden! Still! Und sei dies unerblühte und doch überall schädliche Leben beendigt, damit es nicht durch halbe Gefühle, durch halbe Unwahrheit befleckt werde in seiner Traurigkeit."

Diese Gedankenrichtung bezog sich auf Lautrec, dessen Herz sich ihr hingab mit einer liebenswürdigen Treuherzigkeit. Sie fürchtete sich vor einer unmittelbaren Erklärung, denn sie war fest entschlossen, Liebe und Hand des ihr übrigens werten, tüchtigen Mannes abzulehnen. Konnte sie nicht für immer an Françoisens Seite bleiben — und sie fürchtete vom Grafen Chateaubriant das Schlimmste — dann war es ihr Vorsatz, in einem Kloster ihr Leben zu beschließen.

Solche Naturen, unter ſolchen Umſtänden aufwachſend, ſind die Perlen des Kloſters, und für ſie iſt das Kloſter eine wirkliche Zuflucht.

So drängte ſie Lautrecs Geſtändnis, welches dem natürlichen Manne fortwährend entſchlüpfen wollte, immer eifrig zurück und ſprach immer wieder nur von der Gefahr Françoiſens — da bellten Hunde und wieherten Pferde, der entſcheidende Augenblick war da, Graf Chateaubriant kehrte mit ſeinen Falken heim, er hielt auf der Brücke und hörte Baptiſtes Bericht. Françoiſe kam eilig zu Lautrec und Chimene in die Galerie, ihre Hände, mit denen ſie die der Freunde ergriff, flogen, die Angſt war übermächtig geworden.

Chateaubriant reichte ſeinen Falken dem Jäger und nahm aus deſſen Hand die Jagdbeute, wahrſcheinlich um ſie ſeiner Tochter zu zeigen, einen Brachvogel, der mit dem Frühlinge aus dem Süden gekommen war. Dann ſtieg er vom Pferde und erwiderte nichts auf Baptiſtes Anzeige. Er verbarg ſeine Aufregung unter Schweigen und trat ins Schloß.

Françoiſe, nach Faſſung ringend, ſah mit ſtarrem Auge nach der großen Tür der Galerie, durch welche ſie ſeinen Eintritt erwartete. Sie ſtand mit Lautrec und Chimene unweit dieſer Tür, welche ungefähr in der Mitte des Schloſſes war, da ſich weſtlich nach dem alten Schloßturme hin die Galerie ſelbſt in halber Schloßlänge erſtreckte bis zum Ausgange auf die Brückenpforte, und auf der öſtlichen Seite, alſo jenſeits der Galerietür die Zimmer lagen, welche ſie ehedem mit dem Grafen bewohnt hatte.

Die Tür öffnete ſich nicht, aber Chimene flüſterte ihr zu: „Da hinten iſt er!“ Françoiſe wendete ſich und blickte die Galerie entlang. Der Graf war dort am Ende des Saales durch eine Seitentür eingetreten und ſchritt, ihnen halb den Rücken zukehrend, nach dem Ausgange der Brückenpforte. Er öffnete dieſe und verſchwand hinter der zugeworfenen Tür.

„Hat er uns nicht geſehen? Will er ſich vorbereiten?“ Sie harrten faſt eine Stunde lang, es regte ſich nichts in dem öden Schloſſe. Endlich rief Lautrec, das ſei unerträglich und er werde hinübergehen.

„Um Gottes willen verlaß mich nicht!“ ſprach Françoiſe.

„Nun, ſo gehen wir alle drei!“ Sie gingen. Als ſie auf der Luftbrücke zwiſchen dem alten und neuen Schloſſe ſtanden, klopfte Lautrec. Niemand antwortete, niemand öffnete. Lautrec drückte auf das Schloß: zu ſeiner Überraſchung gab es nach, die Tür öffnete ſich und ſie ſahen den Grafen und Konſtanze inmitten des Zimmers am Speiſetiſche, Louiſon hinter dem Stuhle des Kindes, Gillover hinter dem des Grafen.

„Konſtanze!“ rief Françoiſe und eilte an Lautrec vorüber nach ihrem Kinde, es in ihre Arme ſchließend und mit Küſſen bedeckend.

Das Kind kannte ſie nicht und ſträubte ſich.

„Es iſt deine Mutter, Konſtanze,“ ſprach der Graf. — Darauf erhob er ſich und begrüßte mit Kälte, aber leidlicher Höflichkeit Lautrec und Chimenen. — An Françoiſe richtete er keine Frage und beantwortete die ihrigen, welche ſich auf Einrichtungen des Hauſes bezogen, ohne Empfindlichkeit, ohne Härte, aber freilich eiſeskalt. Daß Konſtanze zu ihr ins neue Schloß hinüberziehe, das verweigerte er ganz einfach und ohne einen Grund dafür anzugeben. Der Grund war allerdings einleuchtend genug: das Kind liebte den Vater und kannte die Mutter nicht.

Kurz, nach Verlauf einer Woche war Lautrec beruhigt über die Angſt vor irgend einer gewaltſamen Kataſtrophe, welche vom Grafen über Françoiſe hereinbrechen könne, und er wäre abgereiſt, wenn ihn nicht Chimene zu längerem Bleiben aufgefordert hätte. Nicht weil er deren Hand noch zu gewinnen hoffte, blieb er länger auf Chateaubriant, nein, ſie hatte ihm mit trauriger Offenheit ihr Herz enthüllt; ſondern weil Chimene immer noch für Françoiſe fürchtete.

„Dieſer Graf Chateaubriant“, ſagte ſie zu Lautrec, „iſt wie ein unreines dunkles Gewäſſer, ich weiß ſeine Tiefe nicht, ich kenne ſeinen Grund nicht. Sagt immerhin, daß er ſich von Tag zu Tage gebeſſert habe, daß er bereits auf manches Geſpräch eingehe, ich kann ihm nicht trauen: ſein Auge, ſeine Seele ſind verhüllt.“

Das waren ſie. Chateaubriant hatte einen ausgebildeten Plan der Rache gehabt vor Ankunft ſeiner Gattin. Aber in dieſen Plan gehörte nicht die freiwillige Rückkehr derſelben, es gehörte nicht der gefürchtete Lautrec, es gehörte nicht dazu, daß ein wochenlanger friedlicher Umgang zorneslähmend einwirken würde. Denn die Gräfin betrug ſich wie die Ergebung ſelbſt in jegliche Strafe, Lautrec verkleinerte das Unrecht ſeiner Schweſter durchaus nicht, wenn im Geſpräche mit dem Grafen dieſem eine herbe Wendung entfuhr, und um Chimene war ein ſo ſtreng keuſches Etwas ausgebreitet, daß der Graf ſelbſt keinerlei rohe Gedanken in ſich aufkommen ließ, ſolange dieſe blaſſe Spanierin neben Françoiſe war.

In dieſer Weiſe gingen die gefürchteten Tage ohne irgend ein bedrohliches Ereignis vorüber: auch Chimene mußte am Ende ſicher werden und Lautrec, welchen politiſche Pflichten riefen, ziehen laſſen. Er verſprach, bald wiederzukehren, und tröſtete damit ſeine Schweſter, welche ſeit ihrer Ankunft in Chateaubriant und trotz aller friedlichen Zeichen trauriger und ſchwermütiger war als damals, da ſie ohne äußere Not den gefährlichen Entſchluß der Rückkehr gefaßt und ausgeführt hatte. Rührte dies vielleicht daher, daß ſie ſich überflüſſiger ſah im Hauſe des Gatten, als ſie geglaubt hatte? Daß ſie in Haß oder Liebe auf leidenſchaftlichere Äußerung gefaßt geweſen war? Daß ſie ihr Kind, ein blaſſes eigenſinniges Geſchöpfchen, ſich völlig entfremdet fand? In der Tat, ſie konnte glauben, ihre Gegenwart auf Chateaubriant ſei nicht für Haß, nicht für Liebe, nicht für Strafe, nicht für Vergebung nötig.

Als Lautrec hinweg war, veränderte sich nichts. Ein frühzeitiger heißer Sommer drückte auf die Bretagne, und das Leben auf Schloß Chateaubriant war matt und still. Da führte ein einziger Abend eine plötzliche Veränderung herbei. Chimene hatte einen Brief von Lautrec erhalten, worin ihr dieser aus Blois meldete, der König habe vor, wegen engerer Vereinigung der Provinz Bretagne mit der Krone persönlich in diese Provinz zu kommen, damit er das Parlament in Rennes zu einer ihm alle Besitzesrechte übertragenden Akte bewegen könne. Montmorency, welcher günstige Verbindungen mit dem Parlamente der Bretagne angeknüpft, werde ihn begleiten. Man möge sich also in Chateaubriant vor einem Besuche sicherstellen, welche nur neue gefährliche Störung bringen könne, und welchen der König jedenfalls beabsichtige, denn er spreche fortwährend mit hingebender Sehnsucht von Françoise. — Chimene suchte sogleich den Grafen auf, um ihm dies mitzuteilen und ihn auch im Namen Françoisens um Vorsichtsmaßregeln zu bitten. Sie fand ihn im dritten Stockwerke des Turmschlosses, er genoß die Abendkühle und sah zum Fenster auf den Fluß hinab, wo Gillover und Louison auf einem Kahne die kleine Konstanze hin und her fuhren. Er war also ganz allein im alten Schlosse, und nachdem er die Nachrichten, wie es schien, gleichgültig angehört und die davon erhitzte Chimene lange betrachtet hatte, schlang er plötzlich seine Arme um sie und riß sie an sich. Das schwache Mädchen schien verloren zu sein gegen die Gewalt plötzlich erwachter brutaler Sinnenlust. Aber es brach zu ihrer Hilfe ein neues Unglück über dies Haus herein, als ob des Grafen Frevel auf der Stelle gezüchtigt werden solle. Man hörte durch die offene Falltür aus dem zweiten Stock herauf Türen werfen und das Klaggeschrei Louisons, welches zu wiederholten Malen „Konstanze! Konstanze!“ hören ließ. Nicht bloß der Störung wegen also, sondern weil diesem einzigen Lieblinge, den er auf Erden hatte,

ein Unheil zugestoßen zu sein schien, gab der Graf die im Widerstande fast erschöpfte Chimene frei. „Was ist? Was ist mit Konstanze?“ schreiend stürzte er die Treppe hinab.

Das Kind, vielleicht durch Wasser- und Abendluft erkältet, war im Kahne ohnmächtig geworden und war jetzt noch besinnungslos. Offenbar hatte die eingesperrte Lebensweise, welcher das Kind um der Sicherheit vor Raub so lange unterworfen worden, einen gefährlichen Krankheitskeim in demselben entwickelt, und es lag jetzt wie eine kleine Leiche auf dem Lager, als Chimene vorübereilte, um Françoise herbeizurufen.

Sie selbst verließ im ersten Entsetzen über die Frechheit des Grafen augenblicklich das Schloß, und eilte mit Baptiste, dessen sie habhaft geworden war, und der ihrem Vorgeben nach einen Arzt holen sollte, nach einem Kloster, welches nordwärts hinter den Wäldern Chateaubriants lag. Von dort wollte sie wirklich auf ihrem Pferde einen der Arznei kundigen Geistlichen mit Baptiste senden, sie selbst aber wollte hinter den Klostermauern zurückbleiben. Sie wagte es nicht, Françoise den Grund ihres Wegbleibens anzugeben, als Baptiste noch in der Nacht mit dem Arzte sie verließ; aber sie setzte voraus, die Krankheit des Kindes werde ja jetzt alle Aufmerksamkeit derselben in Anspruch nehmen.

So war es auch. Françoise war acht Tage lang Tag und Nacht am Lager ihrer Tochter. Am neunten Tage starb Konstanze, und als Françoise, die von körperlicher und moralischer Anstrengung bewußtlos hingesunken war, wieder zu sich kam, fand sie sich im Turmschlosse, und zwar im dritten Stockwerke auf ihrem Lager, welches mit andern notwendigen Gerätschaften aus ihren Zimmern im neuen Schlosse hierher gebracht worden war. Der Graf hatte bestimmt, sie werde künftig hier wohnen. — Er war furchtbar verändert; das Kind allein schien seine menschliche Verbindung

mit dem Leben gebildet zu haben. Alle die jahrelang aufgehäuften Vorwürfe gegen die Gräfin brachen jetzt in roher, entsetzlicher Macht hervor. Auch für den Verlust des Kindes machte er sie jetzt, und ach, nicht ohne Grund verantwortlich. „Versuch es," rief er, „wie lange die Gefangenschaft in diesem Raume einem weiblichen Geschöpfe zuträglich ist. Dein teurer Valois wird nächstens vorüberreiten, und wenn du Lust hast, deiner Gefangenschaft ein schleuniges Ende zu machen, so brauchst du dann nur ans Fenster zu treten: ich werde für das Ende sorgen."

Demütig und ohne Widerspruch nahm sie alles hin; die Marter war ihr fast willkommen.

Nach einiger Zeit schien es, als ob des Grafen Zorn an dieser Widerstandslosigkeit ermattete: er schwieg mehrere Wochen, ja er ließ sein Bett in das Zimmer Françoisens setzen. Wurde dies auch in der Ecke, welche von dem Platze des ihrigen am entferntesten war, aufgestellt, und wurde es auch wie das ihrige von einer Tapetenwand eingeschlossen, so war ihr doch diese Einrichtung und solche Nähe die peinlichste aller bisherigen Beschränkungen.

Eine Zeitlang ergab sich daraus keine unmittelbare Störung für sie: nur zuweilen hörte sie in der Nacht ein unterdrücktes Schluchzen des Grafen. „Er weint um sein Kind, und du kannst ihn nicht trösten! Du hast alles Unglück über ihn gebracht und bist außerstande, ihm irgend einen Ersatz zu bieten!" dachte sie in Verzweiflung.

Wer da weiß, wie überwältigend das Weinen eines Mannes auf die schuldbewußte Gattin wirkt, der wird es begreifen, daß Françoise von ihrem Lager aufstehen, ein Nachtgewand umwerfen und zu seinem Bette treten konnte, daß sie davor niederknien und ihn brünstig um Verzeihung bitten konnte. „Vielleicht," sagte sie, „beruhigt es dich, wenn du dich über den gerechten Zorn gegen mich erhoben hast, wenn du siehst und glaubst, daß ich dein Leid mitempfinde in unsäglichem Schmerze!"

Es brannte über seinem Haupte ein schwaches Nachtflämmchen, und bei dessen Scheine blickte er, sich aufrichtend, mit unverhehltem Erstaunen auf Françoise. Die verschiedensten Empfindungen durchkreuzten seinen Sinn und flogen über sein Antlitz; es ist die Hauptschwäche mittelmäßiger Menschen: in gerührter Stimmung alle Gegensätze für ausgleichbar zu halten. Die Rührung nimmt bei ihnen den alltäglichen Lauf der Zärtlichkeit, die Zärtlichkeit steigert sich mit alltäglichem Drange der Sinne, und zwischen gleich mittelmäßigen Naturen bewerkstelligt sich solchergestalt eine Versöhnung, welche so lange täuscht, als die Anspannung der Nerven dauert und als der tiefer liegende Zwiespalt durch keinen äußeren Zufall berührt wird.

Also war es im Grafen Chateaubriant. Unmittelbar hinter Leid und Tränen steht bei solchen Naturen die Zärtlichkeit, welche in schwammigem Herzen rasch aufschießt und von bereitwilliger Sinnlichkeit rasch aufgenommen wird. — Er legte eine Hand auf das herabwallende Haar der Gräfin, die andere auf die Schulter, von welcher das Nachtgewand zurückgeglitten war, er meinte, großherzig zu sein, und es war auch vielleicht etwas davon in seiner Absicht, bis die elektrische Sinnenmacht einer seit Jahren entbehrten Berührung die moralische Regung jach überholte, bis er, dieser Regung folgend, als ob sie nur seinen moralischen Aufschwung vervollständige, die Gattin umfaßte und zu sich heraufzog aufs Lager.

Aber Françoise war anderer Natur: für sie war der Abgrund zwischen ihr und dem Gatten durch nichts auf der Erde auszufüllen, am wenigsten durch eine sinnliche Wallung, sie war geschieden von ihrem Gatten, und solch eine täuschende Sühne war ihrem edleren Sinne ein Graus.

Schreiend riß sie sich mit aller Gewalt aus den Armen des Grafen und stürzte hinweg.

Von da an war ein gewaltsamer Untergang kaum noch von ihr abzuwenden: vergebende Liebe, wie der Graf seine dargebotene Umarmung nannte, schnöde abgewiesen zu sehen, das ist ein Dolchstoß für jegliche Eitelkeit, und dagegen schlägt diese mit geschlossenen Augen, bis sie keinen Widerstand mehr verspürt, und bis sie die heuchlerische Undankbarkeit, wie sie den Gegner bezeichnet, getötet zu haben glaubt zum Wohle der Menschheit. Vielleicht war es für Steigerung der Wut gar nicht nötig, daß der Graf am Morgen nach jener Nacht durch den Mönch aus Angers einen Brief Florentins erhielt, in welchem ihn dieser mit Spott und Vorwürfen überhäufte. „Wie?“ hieß es darin, „Himmel und Erde setzt Ihr in Bewegung, um die Ehebrecherin in Eure Gewalt zu bekommen, und nun, nachdem dies endlich gelungen, nachdem wir sie Euch mit unermeßlichen Opfern ausgeliefert — ich selbst habe mir dadurch den Haß des Königs und Verbannung zugezogen — nachdem wir sie Euch ins eigene Haus gebracht, ohne daß Ihr einen Fuß darum zu rühren gehabt, nachdem Ihr müßig den Triumph einer von selbst reuig heimkehrenden, der Strafe bedürftigen Gattin genossen habt, nun gebt Ihr uns zum Danke das Schauspiel eines mattherzigen Hahnreis, der zufrieden ist, das gestohlene Eigentum besudelt und entwertet wiederzuerhalten?! Ist das Euer Seigneurstolz neben einem despotischen Könige? Ist das die Lehre, die Ihr ihm geben wollt?! Wahrhaftig, er wird den Bretonen mit Recht ins Antlitz lachen, wenn er jetzt nach Rennes kommt, und erzählen hört, daß alles wieder in Ordnung sei auf Schloß Chateaubriant.“

Der Brief war ohne Ortsbezeichnung und ohne Namensunterschrift; aber Chateaubriant kannte die Handschrift nur zu wohl, und die raschen Maßregeln, welche er nun ergriff, zeigten nur zu deutlich, wie richtig dies Öl auf die Glut seines Grimmes geträufelt sei.

Margot, welche bisher auch in den Turm zur Be-

dienung der Gräfin zugelassen worden war, mußte nun das Schloß gänzlich meiden und flüchtete weinend ins Kloster hinüber zu Chimene. Die Gräfin selbst ward durch Gillover in das unterste Stockwerk des Turmes geführt und dort eingeschlossen. Dieser Raum war dunkel und feucht, und die Fenster desselben waren mit Eisenstäben vergittert. Nur Gillover ward vom Grafen in das Geheimnis gezogen, selbst Baptiste nicht, obwohl der Graf gegen diesen ziemlich vertrauensvoll war. Er trug ihm auf, unter den übrigen Dienern und in der Umgegend zu verbreiten, der Graf habe die Gräfin fortgejagt, weil sie die Ehre des Chateaubriantschen Namens befleckt. „Sonst kümmere dich um nichts!" hatte der Graf hinzugesetzt, „und schwatze nicht mit Louison, Weiber sind weinerlich!"

Louison war seit Konstanzes Tode zur übrigen Dienerschaft im Erdgeschosse des neuen Schlosses geschickt worden. Offenbar wollte also Chateaubriant Baptistes Teilnahme sich vorbehalten, ohne ihn doch völlig in die Sache einzuweihen. Baptiste aber wußte gar bald, daß die Gräfin nicht fort sei: er hatte bemerkt, daß Gillover eine reichlichere Mahlzeit aus der Küche empfinge, als für den Grafen allein erfordert werde, und er hatte spät am Abende im untersten Stocke des Turmes Licht gesehen. Wer sollte dort wohnen? Gillover schlief auf einer Decke, die er sich des Abends innen im Turme vor die Brückenpforte breitete, und wozu hätte er Licht gebraucht, wenn ihm seine Wohnung da unten angewiesen wäre! Zu traurigem Anzeichen saß auch Jacques, der Rabe, vor dem Gitter.

Er nahm sich also vor, gleich in der nächsten Nacht mit dem Kahne, der unter der Brückenpforte angehängt war, bis unter das Fenster des untersten Turmgeschosses zu fahren, man konnte zur Not die Eisenstäbe erreichen vom Kahne aus und sich an ihnen soweit in die Höhe ziehen, um in das Zimmer hineinzublicken. Am gegenüberliegenden Fenster

dieſes Geſchoſſes auf der Landſeite war das Terrain abſchüſſig und das Fenſter alſo höher. Außerdem waren aber auch dort die Hundehütten, die Ausgänge der Wirtſchaftsgebäude, und deshalb größere Schwierigkeiten einer geheimen Verbindung.

Der laue Nachtwind war unruhig, und ſo glaubte Baptiſte unbemerkt bis unter das Fenſter gekommen zu ſein, er hemmte den Kahn mit dem vorſtauenden Ruder und griff mit der andern Hand nach einer Eiſenſtange. Wirklich ſah er ſeine blaſſe Herrin im ſchwarzen Kleide, bleich ausſehend, ein Bild des Jammers, — da ſchob ſich ihm aus der andern Hand das Ruder, der Kahn glitt ihm unter den Fußſpitzen, mit denen er ihn bloß berührte, in der Strömung von dannen, und im Eifer darum fiel er in den Strom. Er war indes mit dem Waſſer vertraut, und holte den Kahn ein unterhalb des Turmes. Er wußte genug, und nachdem er ihn raſch wieder hinaufgerudert, rannte er in den naſſen Kleidern flugs nach dem Walde, nach Chimenens Kloſter.

Ach, auch durch ſie war Hilfe ſchwer erreichbar, am wenigſten raſche. Lautrec war am andern Ende Frankreichs, vielleicht gar ſchon, wie verlautet hatte, mit einem Kriegsauftrage nach der Grenze Italiens, und über des Königs Stimmung hatte ſie die übelſten Nachrichten gehört: die beſten Freunde Françoiſens ſchienen unter ſchwerer Ungnade zu leiden. Budé ſollte wegen ketzeriſcher Anſichten zu ſtrenger Unterſuchung gezogen, Marot eben deshalb ſogar in den Kerker geworfen ſein. Obwohl verbannt, ſchien Florentin und deſſen Dämon doch noch fortzuwirken. Dennoch mußte etwas geſchehen, Baptiſte meinte unverhohlen, es ſei im Turme auf eine ſtille Ermordung der Gräfin abgeſehen. Und ſo ſandte denn Chimene die einzige Perſon, über welche ſie verfügen konnte, die weinende Margot, mit einem Kloſterknechte gen Paris, daß ſie ſich dort an Brion und im Notfalle an den König ſelbſt wende.

Wie mißlich und langsam erschien aber dies Mittel gegen das, was sich in selbiger Nacht vorbereitete im Turmschlosse Chateaubriants. Dort saß der Graf im Mittelgeschoß dem greisen Gillover gegenüber am eichenen Tische, den eine kupferne Lampe matt beleuchtete. Er hatte dem alten Diener einen Sitz gestattet, weil er sich vertraulich zeigen, und den Alten um Rat fragen wollte. Er war nicht von so festem Kern, den Tod der Gräfin, welchen er wirklich begehrte, frank und frei auf seine Schultern zu nehmen, und er war überhaupt noch nicht im klaren, wie er mit ihr endigen solle. Gillover, alter Überlieferungen kundig, sollte beiraten.

„Ich täte," sprach dieser langsam, „wie mir mein Großvater oft erzählt hat, daß die alten Bretonen bei solchem Unheil in der Ehe getan haben."

„Was haben sie getan, Gillover?"

„Wenn ein Herr sein Weib um Ehebruch züchtigen wollte, so beschied er zwölf Herren aus der Umgegend zu sich mit der Bitte, sie möchten um Ehegericht zu halten in sein Haus kommen. Es wäre eine Schande gewesen für jeden Eheherrn, dies abzuweisen, denn in früherer Zeit war man darin gewissenhaft, und es gibt auch, Gott sei Dank, noch zwölf Seigneurs in der Bretagne, welche den alten Brauch genau kennen und welche sich einstellen, wenn man sie richtig fordert."

„Weißt du, wie die Forderung lautete?"

„So gut wie mein Paternoster."

„Nun, wenn nun die zwölf Herren kamen —?"

„Ja, wenn sie kamen, so kamen sie in braunen Mänteln, die eine Kapuze hatten übers ganze Gesicht, so daß nur Augen und Mund frei blieb. Am Tor sagten sie ‚ich bin bretonischer Eherichter', und traten ein und setzten sich schweigend im Halbkreise nieder. Der Kläger führte dann sein Weib vor sie und erzählte, wessen er sie anzuklagen habe, und forderte Vollmacht zur Strafe."

„Dieſe Strafe war der Tod —?“

„Der Tod. Des Eheherrn Leibdiener öffnete der Ehebrecherin die Adern an beiden Armen und an beiden Füßen, ſobald die zwölf Richter ihre Hände kreuzweis auf den Tiſch gelegt und geſprochen hatten: ‚Es geſchehe bretoniſch Eherecht!‘“

„Es geſchehe alſo!“ rief Graf Chateaubriant und ſprang vom Tiſche auf. „Dies, Valois,“ ſetzte er hinzu, „der du die Provinzen und die Macht der Seigneurs vernichten willſt, ſei dir ein Stoß ins übermütige Herz!“

Darauf holte er Schreibmaterial und ließ ſich von Gillover die briefliche Forderung vorſagen, um ſie zwölfmal aufzuſetzen. Das Schreiben ging ihm langſam von der Hand, und er brachte die halbe Nacht damit zu. Unterdes hatte Gillover, aller alten Seigneurcharaktere der Bretagne kundig, zwölf Namen vorbereitet, an welche die Schreiben mit Sicherheit auf Erfolg gerichtet werden konnten. Darunter war der letzte der Name Matignon, welcher damals in Blois vergebens von Duprat dem Könige zur Begnadigung vorgeſchlagen worden war, als ein halb normänniſcher, halb bretoniſcher Edelmann, der mit Bourbon ſich verſchworen hatte. Man flüſterte im Lande, er ſei damals dem Henker entflohen und lebe verſteckt auf ſeinem Schloſſe. Ihm mußte ſolch' eine Gelegenheit zur Rache am Valois doppelt willkommen ſein, und wenn das Gerücht log und er nicht mehr am Leben war, ſo durfte man von ſeinem Bruder die größte Bereitwilligkeit erwarten zu ſolch einem Racheſtreiche gegen den König. Die letzte Adreſſe ward alſo ohne Vornamen „an den regierenden Herrn von Matignon“ abgefaßt, und Gillover ging nun ſogleich, da der Tag eben graute, in die Wirtſchaftsgebäude hinab, um ein halbes Dutzend Knechte zu beſtellen, die ſogleich Pferde ſatteln und die Briefe beſorgen ſollten. Baptiſte war bereits wieder zurück, und ihm als dem zuverläſſigſten ward der Brief an Matignon aufgegeben, weil der am weiteſten, an der Nordgrenze der Bretagne

aufzusuchen, und weil bei dem Zweifel, welcher Matignon jetzt regiere, mit einiger Umsicht zu verfahren sei. So wurde der einzige Freund Françoisens in den entscheidenden Tagen von ihr entfernt: auf Mitternacht nach dem Tage des heiligen Ägidius war das Gericht anberaumt. Fünf Tage waren noch bis dahin, und zum Überfluß trug der Graf dem traurigen Baptiste noch auf, als sich dieser eben aufs Pferd schwingen wollte: er möge Herrn von Matignon, der vielleicht nur des Nachts reise, selber begleiten, da jener als halber Normann der Wege in der Bretagne wahrscheinlich nicht genau kundig sei.

Durch diesen Zufall wurde die Gräfin der letzten Hilfe beraubt.

Die schrecklichen fünf Tage vergingen ihr in vollständiger Einförmigkeit: hatte Gillover von der Annäherung mit dem Kahne etwas bemerkt, oder wollte er nur ihre Qual häufen, kurz, er vernagelte die Fenster ihres Gefängnisses mit Brettern, und entzog ihr somit das Tageslicht. — Sie verlor kein Wort darüber, sie sprach überhaupt keine Silbe: ihre Seele war wund und voll stechenden Schmerzes in allen, ach in all ihren Organen; die Welt war ihr verleidet bis ins Innerste, sie wünschte den Tod, und das Giftfläschchen von Cognac, welches sich unter ihren Gerätschaften in dies schreckliche Turmschloß mit verirrt hatte, war ihr jetzt ein Trost. Durch die schlecht schließende Falltür hatte sie vom mittleren Stockwerke herab soviel vernommen aus Chateaubriants und Gillovers Reden, daß ihr ein schreckliches Gericht bevorstehe. Das wollte sie erdulden als letzte Sühne für ihr Vergehen, dann aber wollte sie sich den brutalen Händen eines Henkersknechtes durch das Gift entziehen. Sie beschönigte sich dies dadurch, daß sie solcherweise dem Grafen eine Tötung erspare, die ihm doch vielleicht später das Gewissen beunruhige — er solle von ihr nicht das Mindeste mehr zu leiden haben. Die Sophisterei des Egoismus, die uns bis zum letzten Augen-

blicke nicht verläßt, flüsterte ihr auch zu: Angesichts des Henkers ist ja der Selbstmord nur eine Selbsthilfe der Ehre!

In dieser Fassung erwartete sie die Mitternacht nach Ägidius, die Giftphiole an ihrem Busen verborgen haltend. Die Falltür an ihrer Decke war geöffnet, und sie hörte zahlreiche Männertritte über das Estrich des Mittelgeschosses hinschreiten; sie zweifelte nicht daran, daß ihre entscheidende Stunde gekommen sei, und wandte sich im Gebet zu Gott. Wäre sie weniger stolz gewesen, so hätte die letzte Wendung ihres Schicksals wohl eine zerknirschte Frömmigkeit in ihr hervorbringen können, aber teils die Religionsansichten, welche Budé in ihr geweckt hatte, teils der Foixsche Zug ihres Charakters hatten dies verhindert. Sie leugnete sich nimmer, daß sie der Barmherzigkeit Gottes bedürftig, aber sie hoffte getrost, daß sie deren nicht unwürdig sei. Was sie verlockt habe, seien ja Eigenschaften gewesen, welche Gott ebenfalls in sie und andere gelegt, und wenn ihr Widerstand nicht hinreichend gewesen, so möge ihn Gott ihrer menschlichen Schwäche verzeihen und zum Teil den Wettern der menschlichen Gesellschaft zurechnen, welche sich zerstörend gerade auf ihr armes Herz entladen hätten.

„Françoise von Chateaubriant, steig herauf und erscheine vor deinen Richtern!“ scholl plötzlich durch die lichte Öffnung der Falltüre die Stimme des Grafen herab in ihre Finsternis.

Sie folgte unweigerlich. Der mit Kienfackeln erleuchtete weite Raum blendete anfangs ihr an Dunkelheit gewöhntes Auge, sie erkannte nicht gleich, was sie umgab; und schwankte einen Augenblick. Aber sie faßte sich und blickte bald mit ruhigem und bescheidenem Blicke auf die verhüllten Gestalten, welche hinter einer Tafel saßen. Die Tafel war inmitten des Raumes, und die ihr zugekehrte Seite derselben war frei. Dort stand ihr Gemahl, seine Faust auf die Tafel stützend und ihr das Antlitz nur halb zukehrend.

Sie fragte nicht, sie harrte. Nach einer minutenlangen Stille begann der Graf:

„Dies, bretonische Herren, ist die Frau, welche mir vor Gott und meinem Wappen als Gemahlin zugesegnet worden ist. Sie hat ihren Schwur gebrochen, leider vor aller Welt, und es bedarf keiner Zeugen und keines Beweises für ihren Ehebruch. Es ist der frechste, den ein bretonisch Gericht noch erfahren hat: dem Franz von Valois hat sie sich ergeben wie eine Magd, sie ist in sein Haus gezogen, sie ist bei ihm gewesen bei Tag und bei Nacht, ich fordere, bretonischer Graf von Chateaubriant, gegen sie bretonisch Eherecht!"

Alles schwieg. Da erhob sich unter einer der Kapuzen eine alte, rostige Stimme: „Wer ist der Älteste unter uns, daß er die Angeklagte frage? Ich lebe siebzig Jahre."

„Ich lebe achtzig!" entgegnete eine tiefe Stimme, schauerlich klingend wie ein Ruf des Jüngsten Gerichts. — „Françoise von Chateaubriant, geborne von Foix! Ist die Anklage gerecht, oder ist sie's nicht? So sprich, daß sie es sei, oder warum sie's nicht sei?"

Die Gräfin, bleich und schön, zögerte mit der Antwort nur einen Augenblick, dann sprach sie mit festem Tone: „Die Anklage ist gerecht!"

Solche unbedingte Ergebung schien die Richter selbst zu überraschen, und ein Geräusch an der Brückenpforte, vor welcher draußen Gillover Wache hielt, verzögerte außerdem das Urteil.

Aber das Geräusch hörte auf, und Chateaubriant, sich mit vollem Antlitze gegen die Richter wendend, rief noch einmal: „Ich fordere bretonisch Eherecht!"

Wie ein Wetterstreich fielen mit einem Male die Arme der Richter kreuzweis auf den Tisch, und der Älteste des Gerichts wollte eben den Spruch rufen und begann schon: „Es geschehe" — da unterbrach ihn ein Richter mit dem

Schrei: „Halt ein! Der zwölfte Richter neben mir versagt! Seine Arme sind am Schwert, statt auf der Tafel. Er ist kein Bretone!“

„Nein!“ rief dieser mit furchtbarer Stimme und sprang in die Höhe, ein hochgewachsener Mann, und schlug die Kapuze von seinem Haupte, „nein, es ist kein Bretone! Es ist Euer König, der Euch frevelnde Seigneurs mit dem Schwerte richten wird!“

Die Verwirrung war unbeschreiblich bei dieser Erscheinung Königs Franz, die bretonischen Seigneurs fuhren schreiend von ihren Sitzen auf und zogen ihre Schwerter. Der König war mit augenblicklichem Tode bedroht, und niemand bemerkte es, daß die Veranlasserin dieser Szene, daß die jetzt unbeachtete Françoise gerade jetzt den Tod freiwillig umarmte und ihre Giftphiole mit einem Zuge leerte. Qual und Schmach hatte sie standhaft ertragen bis an die äußerste Grenze: nicht um die Krone des Erdkreises hätte sie von neuem beginnen mögen, und um so weniger, je tiefer sie beim plötzlichen Anblicke des Königs empfand, daß sie ihn noch mit aller Kraft ihrer Seele liebe.

Dieser aber, der hiervon keine Ahnung hatte, zog nicht einmal sein Schwert gegen die schreienden und ihre Schwerter zückenden Seigneurs. Er war nach der Bretagne gekommen, dies Land sich unmittelbar anzueignen, er war hier erschienen, sowohl für Françoise als gegen diesen Akt der eigenmächtigen Seigneurs. Nicht nur Margot war ihm begegnet, sie konnte ihm nur unbestimmte Andeutungen geben — durch Matignon selbst und Baptiste war er eingeweiht und hergeführt worden. Matignon war in der Tat damals hinter des Königs Rücken von Duprat verschont worden. Die Herzogin Luise hatte die Verantwortlichkeit übernommen und ihn während ihrer Regentschaft freigelassen, weil Duprat versicherte, die Sache des Königs sei bei ähnlich vorkommenden Fällen verloren, weil niemand mehr eine Verschwörung oder sonstigen Verrat

entdecken würde, wenn der König die dafür zugestandene Belohnung hinterher nicht leistete. Matignon sollte sich indessen nicht öffentlich zeigen, bis die Herzogin Luise in einer günstigen Stunde des Sohnes Zustimmung erwirkt habe. In diesem Zustande eines halb Geächteten erhielt Matignon die Ladung nach Chateaubriant und erfuhr gleichzeitig, daß am nächsten Tage der König Franz auf seiner Reise nach Rennes in Laval erwartet werde. Er faßte einen herzhaften Entschluß. Des Königs Stimmung gegen die Anmaßungen der Seigneurie kennend, hoffte er besonders in dem vorliegenden Falle des selten gewordenen Ehegerichts, und weil des Königs Geliebte davon bedroht war, dem Könige einen wesentlichen, königlicher Belohnung werten Dienst zu erweisen, und ritt Tag und Nacht mit Baptiste nach Laval, den König dort zu erwarten. Er traf ihn, er entdeckte ihm alles und erhielt Verzeihung. Der König übernahm Matignons Rolle und trat, von Baptiste bis an die Brückenpforte geleitet, unerkannt und unverdächtig mit dem Losungsworte unter die Richter. Brion und Montmorency folgten ihm mit einer großen Zahl anhänglicher Seigneurs, und sie hatten das Geräusch verursacht, welches einen Augenblick die Verhandlung gestört hatte. Die Erwürgung Gillovers hatte das Geräusch hervorgebracht. Sie harrten an der Pforte auf des Königs Signal zum Eintritte.

Er aber wollte der Gefahr trotzen und weder das Schwert ziehen, noch bewaffnete Hilfe zeigen, um die moralische Macht seines Königtums im äußersten zu erproben oder zu begründen. — „Nieder mit den Schwertern," rief er also mit donnernder Stimme, „und hört euren König, der gekommen ist, eurer Barbarei Einhalt zu tun!"

„Wir sind keine Barbaren, wir sind Bretonen!" war die drohende Antwort.

„Ist es nicht barbarisch, das Herz eines Weibes, die Liebe, das edelste und mächtigste Gefühl des Menschen nach

groben, äußerlichen Anzeichen richten zu wollen? Was wißt ihr greiſen Männer von der Macht der Neigung? Von wannen kommt die Neigung? Von Gott, der in uns wohnt. Und mit Spießen und Stangen wollt ihr fahn, was in unſerm geheimſten Innern Gott ſelbſt regiert? Und gegen ein Weib richtet ihr das Henkerbeil, gegen ein Weib, welches aus eigenem Antriebe, aus herbem Pflichtgefühle zu dem Manne zurückgekehrt iſt, der ſie mißhandelt hat von Anbeginn, deſſen brutale Rache ſie zu gewärtigen hatte? Nimmermehr würd' ich dies dulden, auch wenn dieſes ſelbige Weib nicht mein Herz beſäße. Gegen derlei bin ich König von Frankreich! Das Edelſte im Menſchen hab' ich zu ſchützen gegen rohe Form barbariſchen Geſetzes. Durch derlei verwirkt ihr eure veralteten Provinzgeſetze! Frankreich ſoll nicht werden, wie unſer Nachbarland jenſeits der Vogeſen, wo hundert Herren regieren und durch gegenſeitigen Widerſpruch die Macht des Reiches verhindern. Es ſoll werden wie ein Mann; dazu bin ich nach der Bretagne gekommen — gerechter Gott, was geſchieht mit Françoiſe?! Sie ſinkt zu Boden!"

Bei dieſen laut aufgeſchrienen Worten wendeten ſich die immer noch verhüllten Seigneurs, welche nur eine Pauſe zum Ausbruche erwarteten, mit ihm nach Françoiſe und riefen dröhnend: „Der bretoniſche Gott hat ſie gerichtet!" und ſtürzten auf den König. Aber die Tür hatte ſich auch geöffnet bei dem erneuten Aufſchreien, und die Freunde des Königs, Brion und Montmorency an der Spitze, drangen über Gillovers Leiche herein mit dem Schlachtſchrei Mittelfrankreichs: „Hier St. Denys!"

Dies beſtürzte die Bretonen, und des Königs furchtbares „Halt!" feſſelte ſie noch einmal. Daß er unbekümmert um die Gefahr an der ſterbenden Françoiſe niederfiel, daß Brion und der Knecht Baptiſte unter Schluchzen desgleichen taten, hätte auch ſteinerne Herzen rühren müſſen.

Françoiſens Auge brach nach dem letzten unbeſchreiblichen Blicke auf den König; ihre Lippen bewegten ſich tonlos, ihre Hand drückte mit krampfhafter Anſtrengung noch einmal des Königs Hand, und ſie verſchied.

Alles war totenſtill. Dem Könige liefen die Tränen ſtromweis über die Wangen — er winkte endlich, ohne aufzublicken den Vermummten, welche auf einen Haufen eng beieinander ſtanden, mit der Hand abwehrend zu, und ſprach mit von Tränen erſtickter Stimme: „Geht! Ich kenne euch nicht! Möge Gott meinen Frevel an dieſem Engel nicht kennen!“

Sie gingen, Chateaubriant in ihrer Mitte, unbehindert hinweg.

Dieſer unglückliche Graf floh für längere Zeit von ſeinem Hauſe; ſpäter verhalf ihm Montmorency, der die Bretagne zu ordnen hatte, zu ſtiller Rückkehr auf ſein für immer gezeichnetes Schloß, in welchem das Grabmal Françoiſens mit einer Grabſchrift Marots noch heute zu ſehen iſt.

Louiſon hat ſie ins Grabgewand gehüllt, ihr treuer Baptiſte hat den Dienſt des Königs und Brions ausgeſchlagen und iſt nach Genf gewandert. Nur der Rabe Jacques iſt dem Schloſſe treu geblieben und hat den nach Jahren zurückkehrenden Grafen mit ſeinem Schreckensrufe „François“ begrüßt.

Bemerkungen.

Über das rein Hiſtoriſche des vorliegenden Stoffes iſt für die Leſer, welche auch den tatſächlichen Boden ſolcher Romantik prüfen wollen, noch folgendes anzuführen:

Das Schickſal der Gräfin Chateaubriant iſt trotz aller neuen Forſchungen noch ganz ſo in ſagenhaftes Dunkel gehüllt, wie ich es vor drei Jahren in meinen „Franzöſiſchen Luſtſchlöſſern“ ſkizziert habe. Das ſcheint befremdlich bei einer nicht ſo fern abliegenden Zeit und bei Franzoſen, welche für ihre Geſchichte der letzten drei Jahrhunderte ſoviele Hilfsmittel haben und verwenden. Es iſt aber ſo: ſogar Jacob le Bibliophile (P. Lacroix), der in ſolchen hiſtoriſchen Details große Kenntnis beſitzt, und der ſich neuerdings mit Auf-

Digitized by Google

hellung dieſer Chateaubriantmythe beſchäftigt hat, iſt nicht aufs Reine gekommen. Die Gräfin ſoll erſt 1537, elf Jahre nach dem Bruche ihres Verhältniſſes mit dem Könige geſtorben ſein; ſogar den Monat — Oktober — ihres Todes bezeichnet man. Sie ſoll während dieſer elf Jahre noch einige Male am Hofe erſchienen, und der König ſelbſt ſoll 1531 und 1532 zweimal zum Beſuche auf Schloß Chateaubriant geweſen ſein. „Dennoch," ſagt Henri Martin, der neueſte gründliche Geſchichtſchreiber dieſer Epoche, „bleibt über das Ende der ſchönen Gräfin ein tiefes Dunkel, und wir können die Tradition darüber nicht mit Beſtimmtheit zurückweiſen."

In der hiſtoriſchen Angabe und Folge hält ſich der Roman für alles Weſentliche treu an die Geſchichte, ſoweit ſie aufgeklärt iſt. Nur Lautrecs Niederlage in Italien und Bourbons Abfall vom Könige ſind des Romanorganismus halber der Zeit nach umgeſtellt worden. Sie liegen nämlich in der Geſchichte um ein Jahr auseinander, und zwar iſt Lautrecs Niederlage 1522, alſo ein Jahr früher erfolgt als Bourbons Abfall. — Auch Semblançays Tod iſt für das Romanintereſſe zeitiger herbeigeführt worden: der unglückliche Mann hat bis zum Jahre 1527 im Gefängniſſe geſchmachtet, und iſt dann hingerichtet worden, wie der Roman beſchreibt.

Über die Schlacht von Pavia, deren Beſchreibung ich ſonſt überall unklar gefunden, bin ich Martin gefolgt, der außer franzöſiſchen, italieniſchen und ſpaniſchen Quellen auch unſern tapfern Landsmann Frundsberg benutzt und den Hergang der Schlacht deutlich und landsmannſchaftlich unbefangen entwickelt.

Daß ich des Königs weltberühmten Brief „Madame, tout est perdu, fors l'honneur" nur als eine Pariſer Sage habe erſcheinen laſſen, dazu bin ich leider gezwungen worden durch die ganz poſitiven Nachrichten, welche man neuerdings, — beſonders in den Staatspapieren des Kardinals Granvella auf der Bibliothek in Beſançon — aufgefunden hat. Die ſcharfen Gläſer der Forſchung vernichten uns eine Sage nach der andern. Jener Brief nämlich Königs Franz, der an die Regentin ins Hotel des Tournelles vom Kurier gebracht wird, und welcher von dem berühmten lakoniſchen Texte nur den Anklang erhält „de toutes choses ne m'est demeuré que l'honneur et la vie sauve", jener in Faſſung und Satzfolge ſchlotternde Brief iſt echt, und weil er um ſeiner Faſſungsloſigkeit im Deutſchen ſich faſt unverſtändlich ausnimmt, gebe ich ihn hier in ſeiner urſprünglichen Sprache:

„Madame, pour vous avertir comme je porte le ressort de mon infortune, de toutes choses ne m'est demeuré que l'honneur et la vie sauve; et, pour ce que mes nouvelles vous seront de quelque peu de reconfort, j'ai prié qu'on me laissât

vous ecrire. Cette grace m'a été accordée, vous priant ne vouloir prendre l'extrémité de vos fins, en usant de votre accoutumée prudence, car j'ai espérance à la fin que Dieu ne m'abandonnera point, vous recommandant vos petits enfans et les miens; vous suppliant faire donner sûr passage, pour aller et retourner en Espagne, au porteur, qui va devers l'empereur pour savoir comment il veut, que je sois traité."

Gleichfalls echt ist die Abdankungsschrift, welche Franz dem Prälaten Florentin in Madrid diktiert, und sie lautet im Originale wie folgt: „Nous avons voulu et consenti par edit perpetuel et irrévocable, que notre très-cher et amé fils François, dauphin de Viennois, soit dès à présent declaré roi très-chrétien de France, et comme roi, couronné, oint, sacré, et qu'il soit à lui seul, comme à vrai roi, obéi."

Chateaubriant, mit t, ist die richtige alte Schreibart, die Gräfin wird nirgends anders, und die Stadt Chateaubriant noch heute so geschrieben.

Die Familie Budé ist der Reform wegen später ausgewandert nach der Schweiz und nach Deutschland. Die Schweizer Linie führt noch den alten Namen, und Voltaires Besitzung Ferney unweit Genf gehört jetzt einem Grafen Budé; die deutsche Linie hat nach damaliger Art ihren Namen lateinisch gemacht und heißt Budäus oder Buddeus.

In der Kirche des Mathurins zu Chateaubriant sieht man das Grabmal der Gräfin Françoise mit ihrem Bildnisse in Marmor, errichtet, wie es heißt, von ihrem Gemahle. Darauf steht folgendes geschrieben:

Epitaphe

†

1525

F. F. **Peu de telles.** F. F.

Prou de moins

Sous ce tombeau git Françoise de Foix,
De qui tant bien chacun voulait en dire
Et le dissant onc une seule voix
Ne s'avança d'y vouloir contre dire.
De grand beauté, de Grâce, qui attire
De bien savoir, d'intelligence prompte,
De bien d'honneur, et mieu que ne raconte
Dieu éternel richement L'étoffa.
O Viateur, pour Tabreger le compte
Cy git un Rien, La où tout triompha.

Point de plus

F. F. F. F.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Heinrich Laubes
gesammelte Werke

in fünfzig Bänden.

Unter Mitwirkung von Albert Hänel

herausgegeben von

Heinrich Hubert Houben.

Dreizehnter Band.

Der belgische Graf.

Leipzig.
Max Hesses Verlag.
1908.

Der belgiſche Graf.

Von

Heinrich Laube.

Leipzig.
Max Heſſes Verlag.
1908.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Auch dieſe Novelle Laubes, „Der belgiſche Graf“, iſt hiſtoriſchen Genres: die Laufbahn des Börſenabenteurers Jean Law in Frankreich hat dazu den Rahmen abgegeben. Sie erſchien ſchon im März 1843 in der „Zeitung für die elegante Welt“, deren Redaktion Laube, bis 1849 in Leipzig wohnend, damals auf zwei Jahre übernommen hatte, und wurde 1845 in Buchform herausgegeben.

Sie wird hier zum erſten Male nach der Originalausgabe in die Reihe der Laubeſchen Werke aufgenommen.

Houben.

„Ich fürchte, er ist toll! gnädiges Fräulein.“

„Mein Gott, warum das?“

„Seht nur um Gottes willen, in welche Lage er sich begibt, um Euch zu sehn; mir schwindelt's vor den Augen, und doch ist mir der Mensch vollkommen gleichgültig.“

„Entsetzlich, entsetzlich! Was sollen wir tun? Gehen wir hinweg, so beschleunigen wir am Ende seinen Fall.“

„Da kommt der Kastellan! Er muß ihn kennen; er wird Rat wissen.“

Diese Worte wurden gesprochen auf der Terrasse eines Schlosses, welches anmutig und malerisch zugleich an der Maas gelegen war, in der Provinz Namur. Die Maas drängt sich dort zwischen zwei langen, dichtbewaldeten Bergrücken hervor und gewinnt eine Talebene. Nur auf ihrer rechten Seite begleitet sie weiterhin die eine Bergwand, die andere dacht sich ab, und an jener ziemlich steilen Abdachung war in terrassenförmigen Absätzen obiges Schloß erbaut, so daß es rückwärts in die Stromschlucht, vorwärts in ein weites fruchtbares Tal blickte. Es gehörte dem Fürsten von Horn und Overick, einer Familie, die ihre Herkunft von den Grafen von Heristal, den Ahnherren Karls des Großen ableitete, und ausgezeichnet war durch Vornehmheit und Stolz. Der regierende Fürst des Hauses Horn, welcher seines Bruders, des Grafen Anton halber seit einiger Zeit dies Schloß bewohnte, war an jenem Vormittage zur Jagd hinaufgeritten in den Wald, und Graf Anton war allein zurückgeblieben. Ein Fremder konnte nicht leicht entdecken, was es mit diesem Grafen Anton für eine Bewandtnis habe. Sein Bruder, der Fürst, verkehrte äußerst liebevoll mit ihm, ließ ihn aber allem Anscheine nach nur ungern aus den Augen, und nur

ungern mit Fremden in Berührung kommen. Das Schloß war auf drei terraſſenartigen Bergesabſätzen erbaut, und Graf Anton bewohnte den höchſten dieſer Schloßabſätze, welcher nur durch eine ſteinerne Treppe mit den beiden tieferen Schloßteilen in Verbindung ſtand. Auf der Höhe dieſer Treppe ſchloß ein eiſernes Gitter dieſe Verbindung, und dies Gitter war niemals offen. Es ſchien, als führe nur der Fürſt und der Kaſtellan einen Schlüſſel dazu. Den Grafen Anton ſah man nie herabkommen, und deſſen Dienerſchaft, welche allerdings überflüſſigen Raum in dieſem oberſten Schloßteile hatte, mußte ſtets durch einen Klingelzug den Kaſtellan herzurufen, wenn einer oder der andere derſelben herabſteigen wollte. Dieſe Zurückgezogenheit des Grafen Anton war bei deſſen unzweifelhaft gutem Vernehmen mit dem regierenden Fürſten doppelt befremdlich, da jedermann wußte, welch ein unternehmender, Jagd und Krieg liebender Herr der junge Graf früher geweſen ſei. Er hatte im Heere des Kaiſers gedient und war als wilder Reitersmann allgemein bekannt geweſen. Zudem mochte er etwa zweiundzwanzig Jahr alt ſein, er war hoch und kräftig gewachſen, er war bildſchön, und hatte alſo alle Berechtigung auf Lebensgenuß. Nur ſeine Geſichtsfarbe war auffallend bleich.

Der Herr und die Dame, welche ihn jetzt am Rande der mit Steinflieſen belegten Terraſſe erblickten, waren Fremde. Ein raſch hereinbrechendes Wetter hatte ſie mit ihrem Gefolge in das Schloß genötigt. Der Kaſtellan hatte ſie gaſtfrei aufgenommen, und als die Kraft gewinnende Mittagsſonne das Wetter zerſtreut hatte, wollten ſie eben wieder aufbrechen gen Frankreich, wohin ihre Reiſe gerichtet war. Sie waren im Schloßteile der mittleren Terraſſe beherbergt worden und waren jetzt nur vom Sonnenſchein gelockt für einen Augenblick auf die Terraſſe herausgetreten, um die Ausſicht in das Maastal zu genießen, über welches herab der fliehende Regen hinſprühte, golden gefärbt und in einen

Regenbogen geſammelt durch die hinein ſcheinende Sonne. Bereits wieder zum Eintritt in die Schloßhalle ſich wendend, erblickte die Dame den Grafen Anton über ſich am Abhange der ſteilen Terraſſe. Vielleicht hätte ſie ihn erblickt auch ohne ſeinen Anruf, denn es ſah auffallend und gefährlich genug aus, wie der ſchwarzgekleidete, hochgewachſene Mann dicht an den Rand der Terraſſe trat und mit der Hand zu ihr hinabwinkte. Die Höhe der ſenkrechten Erdmauer betrug wenigſtens zwei Stockwerk, und wer herabgefallen wäre auf die Steinplatten, der hätte wohl den Tod finden können. Es war alſo natürlich, daß die Fremde wie gebannt ſtehn blieb, als ſie den Grafen über das Geländer ſteigen und bis dicht an den Abgrund treten ſah. Er rief ihr zu, ſie möge bleiben, und möge die Roſſe, welche er im unterſten Schloſſe vorführen ſehe, wieder abzäumen laſſen. Er habe ſein Lebtag keine ſolche Schönheit geſehn, und werde um keinen Preis den glücklichen Zufall, welcher ſie hergeführt, ſo flüchtig entweichen laſſen. Es wurden dieſe Worte mit heitrer Zierlichkeit und ſo eigentümlicher Beſtimmtheit geſprochen, daß ſie wohl auch in jeder andern Lage beachtet worden wären. Und die Veranlaſſung dazu war gerecht genug: die fremde Dame, welche Hut und Schleier und Übertuch in der Halle zurückgelaſſen, war von überraſchender Schönheit. Volles Lockenhaar lichtbrauner Farbe fiel einfach geſcheitelt um ein jugendlich friſches Antlitz auf die Schultern, welche bis an die Oberachſel frei und von breiten Spitzen wie ſchalkhaft in ihrer kräftigen Friſche und Weiße gehoben waren. Starke Augenbrauen, ein kleiner Mund mit ſtarken Lippen, lebendige dunkelblaue Augen, ein volles Kinn, welches in ſtrotzender Fleiſchesfülle in Hals und Bruſt überging, und ein Halsband von großen weißen Perlen, welches kaum Platz zu finden ſchien, gaben ihr etwas Keckes und Unternehmendes. Und als dieſer ihr eigne Ausdruck von der Angſt befangen wurde, den jungen Mann in ſo gefährlicher Stellung zu ſehn,

da gewann dies in koſtbares Gewand nach damaliger Mode weit eingehüllte Frauenbild einen gar anziehenden Ausdruck. Sie ſchwieg zu des Grafen Anrede, aber ſah unverwandt zu ihm hinauf, der von der Sonne beſchienen mit glühenden ſchwarzen Augen wie ein königlicher Raubvogel über ihr ſcheinbar in freier Luft verharrte. Wirklich lehnte er ſich auch dergeſtalt mit dem Oberkörper über, daß der Anblick von Minute zu Minute gefährlicher wurde.

Unter ſolchen Umſtänden fand das obige Geſpräch ſtatt, und als die Fremde ſich nach dem herbeieilenden Kaſtellan umwendete, nahm der Graf dies für ein Zeichen des Mißwollens und trat, als ob er eine Treppe hinabſchritte, auf deren regelmäßige Stufen man den Blick nicht zu werfen brauche, mit dem rechten Fuße auf einen ſchmalen letzten Sims, der eine Stufenhöhe tiefer unter dem Rande der Terraſſe angebracht und deſſen Geſtein von Luft und Regen verwittert, ja ſtellenweiſe ſchon ausgebröckelt war. Es hatte das entſetzliche Anſehn, als ob er nur eben geradhinab ſchreiten wolle. — „Wenn Ihr geht, fremde Schöne," rief er dazu, „ſo folge ich Euch auf dieſem geradeſten Wege!"

Die Fremde hob wie abwehrend beide Hände in die Höhe, und in der alſo entſtehenden Pauſe gewann der Kaſtellan Zeit herbeizukommen und hinaufzurufen: „Gnädigſter Herr Graf, die edle Dame tritt nur in die Halle, um ein Mahl einzunehmen, und wenn Ihr daran teilzunehmen wünſcht, ſo wird ſie dem erlauchten Bruder des Schloßherrn ihre Geſellſchaft ſchwerlich verſagen, und ich eile dann mit Erlaubnis derſelben, Euch den regelmäßigen Weg herabzugeleiten."

„Du lügſt, Kaſtellan," rief er, in ſeiner gefährlichen Stellung dergeſtalt verharrend, daß von ſeinem feſt auftretenden rechten Fuße bereits feines Geröll des zerfreſſenen Simſes herabrieſelte zu den gepeinigten drei Perſonen. — „Schwöre mir, daß du nicht lügeſt!"

„Ich ſchwöre es, gnädigſter Herr Graf!“

„Und die Dame möge mir durch ein gnädig Wort verſichern, daß ſie mich erwarten wolle!“

Die Dame ſchwieg und ſah vor ſich nieder auf die Steinplatten. Sie ſchien erſchreckt und beleidigt zu ſein durch die Zudringlichkeit.

„Sagt ja,“ flüſterte ihr Begleiter, „der Sims bricht unter ſeinem Fuße, und er verſtümmelt oder tötet ſich im Fall von dieſer Höhe!“

„Sagt ja,“ flüſterte der Kaſtellan, „es iſt ihm fürchterlicher Ernſt!“

„Iſt er von Sinnen?“ fragte die Dame.

„O nein!“ erwiderte der Kaſtellan, „er iſt nur von ſo heftiger, herriſcher Art. Eine plötzlich erwachte Leidenſchaft verblendet ihn über alles, und Widerſpruch reizt ihn zum Unglaublichen.“

„Ich erwarte Euch!“ rief hierauf die Dame entſchloſſen und winkte ihm mit der Hand. — Sie ſchritt in die Halle zurück, und der raſch wechſelnde Ausdruck ihres ſonſt ſo gleichmäßig kecken und zuverſichtlichen Angeſichtes verriet, daß ein ungewöhnlicher Kampf in ihrem Innern ausgebrochen ſei. Wer möchte bezweifeln, daß ſie geſchmeichelt war von der ſo plötzlich erregten und der ſo verwegen angekündigten Neigung des ſchönen Grafen! Was unſern Wert verkündigt, das hören wir ſcharfhörig aus dem wirrſten Getümmel heraus! Aber ſie war noch zu jung, noch zu unerfahren in den oft unbeſiegbaren Hinderniſſen einer Neigung, daß ſie über die drohende Zudringlichkeit des Grafen nicht ſtolze Entrüſtung empfunden hätte. Iſt es mehr als eine freche Aufwallung, flüſterte eine Stimme in ihr, ſo wird er dich zu finden wiſſen! Und daß du nach Frankreich gehöreſt, wird nicht zweifelhaft bleiben! Iſt ihm Frankreich für die Mühe der Durchforſchung zu groß, ſo iſt auch mein Stolz zu groß für eine flüchtige Neigung!

Sie forderte also ihren Begleiter auf, unverweilt mit ihr abzureisen, und ließ sich auf keine weitere Unterhandlung ein mit dem bestürzten Kastellan, sondern schritt ohne weiteres die Treppe nach dem untersten Schloßteile hinab, ließ sich den leichten Reisemantel überwerfen, ließ sich auf ihr Roß heben und sprengte zum Schloßtore hinaus, die Richtung gegen Süden einschlagend.

Der ihr zu- und nachsehende Kastellan war nicht sowohl über ihre jähe, sein Versprechen zerstörende Abreise bestürzt, als über die gefährliche Stellung, welche ihn nun dem jungen Grafen gegenüber erwartete. Dieser war ihm vom Fürsten auf die Seele gebunden nicht nur insofern, daß er nicht entweichen, sondern auch, daß ihm nicht das geringste Widerwärtige begegnen sollte. Letzteres war nun offenbar vorhanden, und bei Graf Antons jäher Gemütsart stand das Ärgste zu erwarten, sobald dieser, der schon am Treppengitter harrte, die treulose Abreise der Fremden erführe. — In großer Not schritt der Kastellan die Treppe hinauf und versuchte Mitteilung und Unterhaltung einzuleiten, bevor er das Gitter öffnete. Aber Graf Anton verhinderte dies dadurch, daß er in einem Atem und mit immer steigender, heftiger Hast die Öffnung des Gitters verlangte. Um nur einen so nahe drohenden Ausbruch zu beschwichtigen, schloß der Kastellan auf. Die Tür des Gitters öffnete sich nach ihm zu, und ehe er sie weit genug aufmachen und auf die Seite treten konnte, hatte der heftig zudringende Anton ihn mit der Tür niedergeworfen und war die Treppe hinabgesprungen.

Der Kastellan folgte ihm so rasch, als er konnte, denn er war bejahrt und nicht mehr rüstig. Spät erst fand er den im Schlosse umhersuchenden Grafen, der bereits die Wahrheit argwohnte und ergrimmt den Degen zog. Kaum hatte der Kastellan Zeit ihm vorzustammeln, wie es zugegangen sei, daß sein Schwur eine Täuschung geworden.

„Binnen fünf Minuten ist das rascheste Pferd gesattelt

für mich, oder du biſt des Todes!“ war Graf Antons Entſcheid auf alle Einrede, und der alte Kaſtellan wußte nur zu gut, daß wie dem Blitz der Donner die Tat dem Worte unausbleiblich folgen werde, wenn die Willfahrung ausbliebe. Was war zu tun? Sein Herr, der Fürſt, werde allerdings außer ſich ſein, wenn der ſo ſorgfältig behütete Bruder hinausgelaſſen ſei in die Welt. Das war aber, da Graf Anton einmal außerhalb ſeines Gitters und einmal in aufgeregtem Zuſtande, doch nicht mehr zu verhindern. Nur das Leben des Kaſtellans war außerdem verloren, ein Mord werde auf die Seele des jungen Herrn geladen, und dieſer gerate allein und ohne ſchützende Begleitung in die gefürchtete Welt hinaus. Der Kaſtellan entſchloß ſich alſo, zu willfahren und den Grafen ſelbſt zu begleiten. Mit ihm alſo, denn Anton verließ ihn keinen Augenblick mehr, beſtellte er im unterſten Hofe zwei Pferde und hatte keine andere Hoffnung mehr, als daß der Fürſt unerwartet früh von der Jagd zurückkehren und die Schlichtung der Sache ſelbſt übernehmen könne. Aber auch dies hoffte der treue Diener nur eine Minute, und als man wirklich von den Waldbergen herab die Jagdhörner vernahm, griff er haſtig neben dem Grafen ſelbſt mit zu, die Pferde fertig zu machen. Er fürchtete mit Recht, daß bei rechtzeitiger Ankunft des Fürſten der Streit zwiſchen dieſem und dem Bruder entbrennen und zu einer die Familie Horn in ihren edelſten Teilen bedrohenden Kataſtrophe führen könne. Es war ihm entſetzlich, daß die Jagdhörner näher und näher kamen, und er trieb ſelbſt dazu, ſich auf die erſt mangelhaft geſattelten Pferde zu werfen.

„Wohinaus iſt ſie?“ fragte Anton, als ſie auf die Landſtraße kamen, welche ſich in zwei Arme, rechts nach Brüſſel, links nach Maubeuge, trennte.

„Ich glaube nach Brüſſel!“

Der Graf hatte ſein Pferd angehalten und ſah aufmerkſam auf den ſandigen Weg, welcher kurz vorher vom

Regen übergoſſen worden war. „Du lügſt wieder,“ ſprach er darauf, langſam einige Schritte hinreitend, „die friſchen Hufesſpuren führen hierhin, alle hierhin! Nach Frankreich ſind ſie! Vorwärts!“

Und in ſauſendem Roſſeslaufe flog er dahin. Der alte Kaſtellan folgte ihm auf dem Fuße, nichts vor Augen habend, als daß die Brüder jetzt nicht zuſammentreffen dürften. Auf dieſem Wege nämlich konnte es eine Viertelſtunde weit noch geſchehen, die Jagdhörner drangen bergabwärts kommend immer näher an die Straße, und zum Teil um dies zu vermeiden, hatte er vorhin ohne weiteres die Straße nach Brüſſel vorgeſchlagen.

Ein Zufall aber ſchien eine ganz andere Auflöſung herbeiführen zu wollen; dicht an der Biegung, wo ſich die Straße vom Walde entfernte, machte das Pferd Antons über eine kleine Erhöhung des Weges hinauf, geſpornt von ſeinem Reiter, eine heftige Anſtrengung zu erhöhter Schnelligkeit und zeigte ſich plötzlich wie im Handumkehren ſeines Reiters ledig. Der mangelhaft umgegürtete Sattel war von dem Ruck aus ſeiner Lage gewichen, und Graf Anton, deſſen nicht gewärtig und nicht durch erhöhte Schluſſeskraft dagegen wirkend, hatte ſeinen Sitz verloren und war an die Erde geflogen. Das flüchtige Roß wendete ſich ſogleich in großem Bogen wieder heimwärts nach dem Schloſſe, und der Kaſtellan, welcher ſein Pferd parierte, ſchöpfte mitten in all der augenblicklichen Furcht, der Graf könne verletzt ſein, doch ebenſo augenblicklich neue Hoffnung und war einen Moment willens, auch ſein Pferd laufen zu laſſen, um ſolchergeſtalt die raſche Verfolgung der Fremden unmöglich zu machen und durch dieſe Unmöglichkeit den Grafen auf andere Gedanken zu bringen.

Dieſer aber, in welchem der einmal gefaßte energiſche Wille alles andere hintanſetzte, erhob ſich raſch vom Boden und befahl, obwohl am Kopfe blutend, dem Kaſtellan ohne Zögern, abzuſteigen und zu Fuß nach Maubeuge zu folgen.

„Dort in der Herberge zum wilden Manne“, ſetzte der Graf hinzu, indem er ſich aufſchwang, „wirſt du Nachrichten von mir finden, Nachrichten, wohin du Barſchaft und Papiere, welche auf meinem Zimmer liegen, zu ſenden habeſt. Du wirſt dies ohne Wiſſen meines Bruders tun. Geſchieht es genau ſo, wie ich dir's hier aufgebe, ſo erwirbſt du dir meinen Dank und meine ſpätere Fürſorge, dich in den Augen des Fürſten zu rechtfertigen. Geſchieht es nicht, und handelſt du im mindeſten gegen mein Entkommen, ſo biſt du nicht nur unſerm Hauſe verantwortlich für alles wahrſcheinlich daraus entſtehende Unglück, ſondern wirſt auch unfehlbar von mir ſelbſt an Leib und Leben geſtraft. Lebe wohl!“

Nach dieſen Worten jagte er weiter, und es gelang ihm in der Tat, gegen Abend in der Gegend von Philippeville den Fremden ſo weit nahe zu kommen, daß ihm ein Bauer ſagen konnte, eine Reiſegeſellſchaft, wie er ſie beſchreibe, ſei vor einer Viertelſtunde des Weges dahergeritten. Mit erneuter Haſt jagte er alſo weiter, in den Wald hinein, der vor ihm lag, und in welchem er ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach einholen mußte, da ſie der einbrechenden Dunkelheit halber langſam reiten würden. In dieſem Walde aber, wo der Tagesſchimmer früher erloſch, wurde ſeine Aufgabe plötzlich ſehr ſchwer; es teilte ſich dort die Hauptſtraße nach Frankreich. Links führte ſie über Marienbourg, Couvin, nach Rocroy, rechts über Philippeville und Beaumont nach Maubeuge. Letztere war die größere, aber längere, und jene auf Rocroy zu war die weniger gangbare, aber kürzere. Als er an den Kreuzweg kam, ritt er eine Strecke rechts hin, um über die nächſte Biegung des Wegs hinausſehen zu können, ſoweit es die Dunkelheit geſtattete. Er entdeckte nichts, kehrte um und verſuchte dasſelbe auf dem linken Wege. Auch hier entdeckte er nichts, und es ward immer dunkler. An den Scheidepunkt zurückkehrend, wollte er, was er in der erſten Haſt vernachläſſigt, an den Hufesſpuren ſich unter-

richten, und ſtieg zu dem Ende vom Pferde. Aber teils war der Boden hier harter Kies, dem der Huf ſich nicht ſtark genug eindrückt, teils wurde es zu dunkel, teils waren auf der beſuchten Heerſtraße rechtshin wie linkshin gleich viel und gleich friſche Spuren zu entdecken. Umſonſt verſuchte er nun, durch aufmerkſames Horchen die Richtung eines zahlreichen Reiſezugs zu erfahren, der wirklich gar nicht weit von ihm entfernt war, von dem er ſich aber, wenn er hier den falſchen Weg einſchlug, unnahbar entfernte. Er vernahm nichts; rechts und links war anfangs Totenſtille des Waldes, dann ſtörendes, eintöniges Geräuſch eines Holzhauers, der bei einbrechender Nacht einen Baum ſtehlen mochte. Er mußte ſich alſo auf gut Glück entſcheiden, und er entſchied ſich für die Straße rechter Hand, vermutend, die Fremden würden in dem nahen Philippeville übernachten. — Die Tore der Feſtung Philippeville waren indeſſen bereits geſchloſſen, als er ankam, die Wachen waren gewechſelt, er konnte weder hinein, noch konnte er etwas über ſeine Reiſenden erfahren; was er bisher nirgends vermocht hatte, das mußte er hier; ſich in Geduld faſſen, und einer großen, den einzelnen rieſig anſehenden Unvermeidlichkeit gegenüber bringt auch der heftigſte Menſch die Geduld zuwege.

Man ſagt ſonſt, und wohl meiſt mit gutem Rechte, das Glück laſſe ſich erobern durch raſche Verwegenheit, durch zweifelloſe Zuverſicht deſſen, der es erobern wolle, denn das Glück ſei unſers eignen Herzens Kern, nicht aber etwas Fremdes und Zufälliges. Graf Antons Schickſal beſtätigte dies zunächſt nicht; der rechte Weg, den er eingeſchlagen, war nicht der richtige, ſein Stern zog auf dem linken nach Frankreich hinein, und es war nun keine Ausſicht vorhanden, daß ſie ſich je wieder begegnen würden. Die eilige Einkehr auf dem Schloſſe, durch Unwetter veranlaßt, der kurze, geſtörte

Aufenthalt, die eilige Abreiſe, durch Liebesunwetter herbeigeführt, hatten der Fremden und ihrem Begleiter nicht Zeit und Gelegenheit verſchafft, ſich nach dem Namen des Schloſſes und Beſitzers zu erkundigen. So fehlte es alſo beiderſeitig an Merkmalen für ein abſichtliches Wiederauffinden. Und doch erfuhr Jeanne — mit dieſem Vornamen redete ſie zuweilen ihr Begleiter an — von Tagereiſe zu Tagereiſe, daß jene widerwärtige Heftigkeit und Zudringlichkeit des jungen Mannes immer blaſſer wurde in ihrem Herzen neben den feurigen Augen und der prächtigen Geſtalt desſelben. Konnte es nicht wirklich eine wunderbar erwachte, wunderbar heftige Neigung ſein, die ihn trieb zu ſo greller Äußerung? „Mein Gott, ſolche Neigungen," ſagte ſie mit einem ihr eigentümlichen Anfluge von Humor, „ſolche Neigungen werden alle Tage ſeltener, und du haſt dich recht kindiſch und wie ein Püppchen aus der Provinz betragen und ſiehſt nun am Ende deinen echten, dir vom Schickſal zubeſtimmten Ritter nimmer wieder, und all die romantiſchen Hoffnungen der Seele ſchrumpfen zuſammen in den Armen eines wohlerzogenen Edelmanns, der dir nicht mißfällt, und an dem der Vater nichts auszuſetzen hat."

Ihr Begleiter, namens Renard, erwähnte gegen Erwarten des flüchtigen Abenteuers auf dem belgiſchen Schloſſe plötzlich noch einmal, als ſie ſchon den Montmartre vor ſich ſahen, alſo nahe bei Paris, dem Ziel ihrer Reiſe, waren. Er ſchien einen tiefen, innern Abſcheu vor dem jungen Grafen zu empfinden, wie man an Tieren bemerkt, daß ſie in Zittern und Wut geraten, wenn ihre Todfeinde, ob auch unſichtbar und mit den bekannten Sinnen nicht wahrnehmbar, in ihrer Nähe ſind. Er nannte den jungen Mann ein wildes Tier, das man in eiſernem Käfige ſtreng bergen müſſe, und Fräulein Jeanne mußte ihm ähnliche Bezeichnungen eines unbegründeten Abſcheus verweiſen. Dergleichen ſchien übrigens ſeiner gewöhnlichen Äußerungsweiſe ganz fern zu liegen: er

gehörte vielmehr zu jenen vorſichtig und geheimnisvoll auftretenden Weſen, welche damals, in den erſten Jahren der Regentſchaft des Herzogs von Orleans, in Paris erſchienen, und welche an die Stelle der klaſſiſchen Pracht unter dem endlich verſtorbenen Louis XIV. den romantiſchen Reiz einer myſteriöſen Glückswelt zu ſetzen wußten. Der bekannte Law, mit welchem unſre Reiſende in naher Verbindung waren, ſtand an der Spitze dieſer neuen Welt. Dieſer Welt wurde von einem kleinen Teile des ſtolzeſten Adels nachgeſagt, ſie beſtehe entweder aus Juden und Zigeunern oder aus Teufelsgeſpenſtern. Von manchem ſtrengen Seigneur aber wurde ſie als Nachkommenſchaft einer verſchollenen und in alle Länder verſtreuten arabiſchen Grandezza bezeichnet und reſpektiert.

Es war Abend geworden, ehe unſre Reiſende langſam reitend bis in das Innere der Stadt gekommen waren. Sie lenkten in die Straße Quimcampoix und nach einem Hauſe, welches nach der Straße nur eine unbedeutende niedrige Front mit einem großen Torwege zeigte. So waren alle größeren Hotels im damaligen Paris beſchaffen, unſcheinbar nach außen und nur nach innen Hof, Palaſt, Garten, feudalherrliche, eigenmächtige Welt darſtellend. Indeſſen loderten doch vor dieſem Hotel große Pechpfannen und zeichneten es aus unter den Umgebungen. Die Torflügel waren offen, und Wagen wie Portechaiſen drängten ſich ein und aus. Jenſeits des Hofes glänzte das eigentliche Wohnhaus der Herrſchaft in voller innerer Beleuchtung, Pechpfannen und Fackeln erhellten flackernd den Hof, in Ponceaurot und Gold gekleidete Diener liefen zahlreich hin und her, und einer derſelben eilte haſtig nach dem Wohnhauſe hinauf, als er der Reiſenden anſichtig wurde. Andere Diener ſprangen herzu, um Fräulein Jeanne ſich dienſtreich zu erweiſen.

„Ah,“ ſagte Renard halblaut zu dieſer, „es iſt noch alles in gutem Gange bei Herrn Law!“

„Aber warum ſollte es nicht, Renard? Du biſt ein wunderlicher Hypochonder: die verwegenſten Pläne ſtets im Kopfe führend und doch im Herzen ohne das natürlichſte Vertrauen auf einen Hausſtand, auf eine wohlbegründete, bürgerliche Exiſtenz.“

„Wohlbegründet! Was iſt wohlbegründet in der Welt? Was iſt gar wohlbegründet in dieſem Frankreich ſeit dem Tode des großen Ludwig?!“

„Ich glaube gar, du bedauerſt den Untergang der ſteifen, ſtrengen Ludwigswelt?“

„Daß ich verblendet wäre! Gehaßt habe ich ſie ſtets! Sie verſchloß alle Spekulation, aber je weiter ein Kaufmann ſeine Spekulationen ausdehnt, deſto ſorgfältiger, deſto furchtſamer ſieht er ſich die Welt an, mit welcher er's zu tun hat. Was iſt echt, was iſt feſt? Wer weiß es! Wenn der Herr Regent morgen ſtirbt, kriegt die Welt andere Augen, der Verkehr andre Geſetze, und das plumpe Gold wird vielleicht wieder Gold!“

„Aber der Regent iſt kerngeſund und guter Dinge!“

„Kann ſein! Wer weiß das?! Der Menſch ſtirbt hundertmal, denn hundertmal ändert er ſeine Gedanken — da kommt die Frau Mutter! Die Frau Mutter iſt immer zärtlich.“

Eine ſtarke Frau in großem Putz kam wirklich in Haſt aus dem Hauſe und die Haustreppe herab, welche Jeanne und Renard eben hinaufſtiegen. Unter lebhaften Ausrufungen, die mehr von gutem Herzen als von gutem Tone eingegeben waren, begrüßte und umarmte ſie ihre Tochter dergeſtalt, daß ſie ſich an deren ſtaubigen Reiſekleidern den prächtigen Anzug beſchmutzte und zerdrückte. Beim eiligen Hinaufziehen der Tochter nach der Haustür trat ſie ſich ſogar auf das Atlaskleid und riß ein fröhliches Loch in die Spitzengarnierung von großem Werte. Gleichzeitig kamen von der andern Seite der Freitreppe zwei Gäſte des Hauſes vor der Haustür an

und wurden Zeugen dieſer Szene, die ſie in verſchiedenem Sinne zu erfreuen ſchien. Sie hatten beide ein leichtſinnig Anſehen, ſchon dadurch, daß ſie ſich Freiheiten in der Haartracht erlaubten, die damals noch nicht gewöhnlich waren. Die Perücken aus Ludwigs XIV. Zeit waren noch in einer Kriſis begriffen und ſchwankten zwiſchen Sein und Nichtſein. Die beiden Kavaliere aber zeigten ſich in dreiſten Schwedenköpfen, der eine im blonden Krauskopfe, der andere in glattem ſchwarzen Haare. Für den Kenner wäre dies und ihr Hinblick auf die mütterliche Zärtlichkeit wohl ein Zeichen geweſen, daß ſie dieſem Hauſe keinen ſtrengen Stil zutrauten oder es keines ſtrengen Stils würdigten. Beſonders der Schwarzkopf ſchien die Zärtlichkeit vor der Haustür frech zu beſpötteln. Er richtete auch ſeine Begrüßung zunächſt an die Mutter, welche ihn indeſſen gedankenlos kurz abfertigte. Der blonde Krauskopf dagegen wendete ſich an Jeanne, und es ſchien, als ob er genau mit ihr bekannt und ihr lebhaft *zugetan* ſei. Er hieß Chevalier von Milhe und war ſeinem Begleiter, dem Marquis von Broglio, an Rang und Anſehen bei weitem untergeordnet. Beider Familien ſtammten indeſſen aus Italien, und vielleicht waren ſie dadurch einander näher gekommen, vielleicht war auch die Kameradſchaft nur ein Ergebnis damaligen Stils: durch den Sinn des Regenten und aus Überdruß an der ſo lang herrſchend geweſenen Etikette des Standesunterſchiedes waren in den erſten Jahren der Regentſchaft luſtig alle Standesunterſchiede durcheinander gewirrt worden. Es fiel gar nicht mehr auf, daß der Marquis von Broglio Arm in Arm mit einem kleinen Edelmanne ins Haus eines bürgerlichen Parvenüs ging.

Dieſer Parvenü war freilich der abſonderlichſte, den Frankreich, vielleicht Europa damals beſaß. Broglio und Milhe, welche die Damen bis zu deren Zimmern begleitet und ſich dann von ihnen verabſchiedet hatten, fanden dieſen Emporkömmling in den glänzend ſtaffierten Geſellſchafts-

räumen; er war umgeben von Herrn und Damen aller Stände, bewundert von aller Welt. Man drängte ſich um ihn, man erzählte ſich feurig, was er geäußert, kurz man betrug ſich, als ob die Welt der Prinzen und Herren und Bürger total umgekehrt worden ſei. In der Tat war eine Reaktion eingetreten: wie man ſich vor kurzem noch nur dem gefeiertſten Fürſten Europas gegenüber benommen hatte, ſo benahm man ſich jetzt einem Emporkömmlinge gegenüber. Und Prinzen wie Prinzeſſinnen ſtanden an der Spitze dieſer Reaktion, nicht eines Prinzips wegen, deſſen ſie ſich bewußt geweſen wären, denn ſie waren im Grunde noch ganz dem Prinzip der herkömmlichen Etikette angehörig, nein, einer Mode wegen, die vielleicht auf tiefer hiſtoriſcher Notwendigkeit beruhte, die aber zunächſt nur von dem Regenten ausging und von dem natürlichen Bedürfniſſe geiſtreicher Menſchen unterſtützt wurde, von dem Bedürfniſſe, die Welt einmal aus anderem Standpunkte zu betrachten. Der Herzog von Orleans, damaliger Regent von Frankreich, war ein genialer Mann, und ſeiner eigenen Beſchaffenheit gemäß ließ er auch mancherlei geniale Beſtrebung gewähren. Sein Weſen war überſättigt von der ringsum geſchloſſenen Form, welche bis daher in Frankreich geherrſcht hatte, und er öffnete aller Spekulation die Tür. Deshalb kann man ſagen, die Revolution habe in Frankreich begonnen von dem Augenblicke an, da Ludwig XIV. die Augen ſchloß. Gleich das Teſtament desſelben, welches die Regentſchaft des Herzogs von Orleans behindern ſollte, ward umgeſtoßen, und als nächſter Schritt gründlicher Umänderung folgte die Einſetzung von Konſeils, welche die Miniſterien in die Rolle bloß folgſam ausführender Behörden zurückdrängten, und welche einen Übergang bilden konnten zu gemiſchter und mehrfach kontrollierter Regierungsform. Dazu traten die ſogleich ausbrechenden Kämpfe mit der römiſchen Staatskirche, welcher nicht mehr die antinationale Einmiſchung und Herrſchaft geſtattet wurde, und dieſen

beiden wichtigen Änderungen folgte die ebenſo wichtige und in ihren nächſten Folgen am auffallendſten wirkende Reform des Finanzweſens, welches der verwegenſten Spekulation preisgegeben wurde.

Der Held dieſer Spekulation, der Held aller praktiſchen Genialität war dieſer Emporkömmling namens Law, deſſen Haus täglich angefüllt war mit vornehmen und mächtigen Leuten. Es war ein großer, ſchöner Mann mit ausdrucksvollem Geſicht. Man wollte bemerken, daß dieſer Ausdruck zuweilen entſtellt werde, bald durch ein unverkennbares Lauern, bald durch eine gewiſſe Brutalität. Beides erſcheine jedoch nur zuweilen, und da die meiſten Frauen erklärten, er ſei ſchön und intereſſant, ſo ward jene Bemerkung von keinem weitern Gewicht. Über dem linken Auge hatte er eine Narbe, und bei näherem Zuſehen ſchien es, als ob der Blick dieſes Auges matter ſei als der des rechten, welches in ſeiner Größe und Schwarzbläue eine durchbohrende Gewalt hatte. Dieſer Fehl ſollte von einer Mißhandlung herrühren, welche ihm in Italien widerfahren ſei. Überhaupt war man über ſeine Herkunft und ſeine Lebensſchickſale im Streit, und dadurch wurde das Intereſſe an ihm nur erhöht. Unter demjenigen Teile des vornehmen Adels, welcher ſtreng am Stile des verſtorbenen Königs hielt, hatte er entſchloſſene Feinde. Sie erzählten ſpöttiſch, er ſei der liederliche Sohn eines Goldſchmiedes in Edinburg, der das kleine Vermögen ſeines Vaters gemein durchgebracht und dann von Spiel- und Schurkereien gelebt habe. Damals ſchon habe er dem ſchottiſchen Parlamente ſein nichtswürdiges Syſtem des Papiergeldes vorgeſchlagen, ſei aber trotz augenblicklicher Geldverlegenheit des Parlaments abgewieſen worden mit dem Bemerken, eine Anſtalt, die den Kredit gewaltſam auf Erdichtungen gründen wollte, ſei unmoraliſch, geſetzwidrig und für den Staat gefährlich. Darauf habe er durch einen Sekretär des Marſchalls Turenne an den Kontrolleurgeneral Pelletier ſchreiben

laſſen, er wiſſe ein Mittel, den König zu bereichern und ihn vor jeder Empörung der Untertanen ſicherzuſtellen. Aber unter dem großen Könige ſei ſolche betrügeriſche Scharlatanerie mit Unwillen abgewieſen worden, und es ſei dem leichtſinnigen Regenten vorbehalten geweſen, dergleichen Schwindelei in Anſehen zu bringen! Noch mehr: die Frauensperſon, welche er in Paris als ſeine Frau vorſtelle, und welche ſich durch ſchlechte Manieren zum Ergötzen der Roués auszeichne, ſei eine gewöhnliche Dirne, die er einem Engländer entführt habe. „Und in ſolcher Geſellſchaft," ſetzte ein eisgrauer Herzog hinzu, welcher dies alles dem Marquis von Broglio und dem Chevalier von Milhe vorgehalten hatte, „findet man heutigentags die franzöſiſche Nobleſſe!"

„Seit wann zählen Sie ſich nicht mehr zu dieſer Nobleſſe?" fragte lächelnd Broglio, indem er auf die Gruppe von Herren und Damen blickte, die zwei Schritte von ihm Law umgab.

„Ich zähle mich nicht dazu," erwiderte mit lauter Stimme der alte Herzog, „wenn ich törichter Neugier halber meinen Fuß über dieſe Schwelle geſetzt habe."

Law, der dieſe Worte gehört haben konnte, richtete ſeine Augen auf den Herzog von Havré, welcher ſie geſprochen, und es entſtand eine allgemeine Stille. Man machte ſich auf eine Szene gefaßt, beſonders da Law langſamen Schrittes auf den Herzog zuſchritt. Während aber dies geſchah, und noch ehe ſich eine Unterredung entſpinnen konnte, welche den unterhaltungsluſtigen Franzoſen ein pikantes Vergnügen zu werden verſprach, da Law als ſehr klug und ſcharf ſprechend, der Herzog von Havré als ein geiſtvoller Vertreter des ſtolzen Adeltums bekannt war — öffneten ſich die Flügeltüren, und eine neue Erſcheinung nahm alle Aufmerkſamkeit, auch Laws ſelber in Anſpruch. Dieſe Aufmerkſamkeit galt nicht bloß dem höchſt auffallenden Äußern des Eintretenden, ſondern der Bedeutung dieſes Mannes und der Bedeutung, welchen ſein

Eintritt bei Law in dieſem Augenblicke hatte. Ganz Paris wußte, daß der eintretende, furchtbar ausſehende Mann keinen müßigen Beſuch machte, und daß alſo ſeine jetzige Erſcheinung wahrſcheinlich einen Entſcheid bringe über eine wichtige Stellung im Staate, welche für Law erwartet und von der ganzen alten Partei auf Tod und Leben bekämpft wurde.

Ehe alſo der magre, in ſchwarze Farben gekleidete Mann, deſſen abſchreckend häßliches, dunkelfarbiges Geſicht von buſchigen ſchwarzen Augenbrauen und kohlſchwarzer Perücke furchtbar beſchattet wurde, näher bezeichnet werden kann, muß über die politiſche Stellung Laws einiges Nähere mitgeteilt werden. Ob der Urſprung und die frühere Geſchichte dieſes Mannes ſo geweſen ſei, wie der Herzog von Havré geäußert hatte, mag auf ſich beruhen. Ebenſo der weitere Verlauf Lawſcher Lebensgeſchichte, von der ſeine Feinde ausſagten, ſie habe in Italien unter lauter unwürdigen Verhältniſſen weitergeſpielt. Er ſei aus Venedig und Genua gejagt worden, weil er den jungen Kavalieren durch wunderliche und gewiß betrügeriſche Zahlenkombination das Geld abgewonnen habe. Im übrigen Italien ſei er darauf umhergeſchweift und habe ſich durch abenteuerliche Wetten und andre raffinierte Schelmereien ernährt. Endlich ſei er auch nach Turin gekommen und habe dem Herzog von Savoyen ſein berüchtigtes Finanzſyſtem vorgelegt. Der Herzog aber habe ſogleich daraus erſehen, daß es ſich darin am Ende nur darum handle, nach und nach alles Geld aus dem Lande zu ziehen, und habe ihn geradezu gefragt, wie denn die Untertanen, wenn ſie alles baren Geldes beraubt wären, noch ferner welches liefern ſollten in Steuern und Abgaben? Und ob denn ein Fürſt andern Reichtum auf die Dauer haben könne als den Reichtum ſeiner Untertanen? Dieſe Frage habe den frechen Menſchen außer Faſſung gebracht, und er habe das Land des Herzogs eiligſt verlaſſen.

Dieſe Vorgeſchichte wurde von Laws Freunden beſtritten

und anders erzählt, gewiß war nur, daß er nach Paris gekommen war und noch unter Ludwig XIV. zum zweitenmal ſeine Finanzpläne vorgelegt hatte, ohne auch bei dieſem zweiten Male Gehör zu finden. „Natürlich!“ ſchrien ſeine Freunde, „das Finanzweſen war bis daher ein plumpes und geiſtloſes, und es bedurfte zu deſſen Reform genialer Einſicht! Dem Regenten iſt dieſe Reform vorbehalten! An den Regenten hatte ſich denn auch Law unverzüglich gewendet. Der Regent hatte Laws Pläne dem Herzoge von Noailles, welcher zu Anfang der Regentſchaft der wichtigſte und tüchtigſte Staatsmann war, zur Prüfung vorgelegt, und dieſer hatte ſie allerdings auch, nachdem er ſie mit Sachverſtändigen geprüft, zurückgewieſen. Aber hierbei war ſogleich Laws Geſchicklichkeit in günſtigem Lichte erſchienen: er hatte beſcheiden erwidert, daß er wohl einſehe, man müſſe erſt Vertrauen zu ihm haben, ehe man ſeinen weitreichenden Plänen Vertrauen ſchenken könne. Er wolle alſo zunächſt nur ein einfaches und zweifellos ſichres Inſtitut vorſchlagen und ſich ſelbſt dabei mit der anſehnlichen Summe von 300 000 Livres beteiligen. Dieſes Inſtitut war eine Bank, welche für Handel und Wandel den Geldumſatz erleichtern ſolle. Sie ſollte aus ſechs Millionen Livres Fond beſtehen, und dieſer Fond werde durch Zuſammentritt einer Aktiengeſellſchaft gebildet werden. Die Aktie ſollte 1000 Livres hoch ſein, und jedermann, der Vertrauen habe, könne ſich dabei beteiligen. Jedermann würde Vorteil davon haben mit Ausnahme einiger Bankiers, die ſich jetzt für Wechſel eine hohe Proviſion zahlen ließen und mit Entſtehung der Bank nicht mehr geſucht werden würden, da ſich die Bank mit einer geringern Proviſion begnügen könne.

Dieſer Vorſchlag fand bei der Regierung Beifall, und es war im Frühjahre 1716 eine Bank errichtet worden mit Privilegien für Law und deſſen Teilnehmer. Um den Kredit der Bank zu heben, denn als ungewöhnliche Einrichtung

werde ſie deſſen anfangs entbehren, ſetzte es Law durch, daß der königliche Schatz mit Bankbilletts zahle. Dieſe konnte man unverzüglich bei der Bank in bares Geld umſetzen. So geſchah's, da dieſer Umſatz in bares Geld prompt erfolgte, daß man Vertrauen faßte und ſich allmählich daran gewöhnte, lieber die leichten Bankbilletts als ſchwere Metallmünze bei ſich zu führen.

Von da an war Laws unverkennbares Streben dahin gegangen, die Bank zu erweitern, eine größere Maſſe Papiergeldes durch ſie in Umſatz zu bringen und ſie endlich zu einer königlichen erhoben zu ſehen, die den ganzen Wert des Reiches in ſich darſtelle. Dazu mußten aber die Leiter des Staats erſt ſolche ſein, welche ſich ſeinen Plänen durchaus geneigt zeigten, und der Herzog von Noailles vor allem mit denjenigen Miniſtern, die zu ihm hielten, mußte geſtürzt werden. Laws Verbündete waren der Abbé Dubois, ein nicht minder verwegener Abenteurer, der es in rein politiſcher Sphäre durch Begünſtigung des Regenten zu hoher Stellung und Macht brachte, und Voyer d'Argenſon, der unter dem verſtorbenen Könige Polizeileutnant von Paris geweſen war und dieſe Polizeiſtelle zu unerhörter Wichtigkeit erhoben hatte. Dem alten Könige und der Frau von Maintenon alle geheimen Dinge der Hauptſtadt berichten zu können, war er unermüdlich befliſſen geweſen, und um alles dem Könige Feindliche raſch und ganz unterdrücken zu können, hatte er die lettres de cachet aufgebracht. Vermöge dieſer durfte nun jedermann ohne weiteres verhaftet und kriminell behandelt werden, während früher ſtets eine Vollmacht vom Parlamente dazu nötig geweſen war.

Durch dieſe Stellung, welche er mit erſchrecklichem Eifer ausfüllte, war er der Großinquiſitor von Frankreich geworden; man nannte ihn „den Satan", man fürchtete ihn wie den Satan. Und dieſer Mann hatte es im Frühjahr 1718 dahin gebracht, daß Noailles und d'Agueſſeau, die ſolid fortſchreitende

Regierungspartei gestürzt, er selbst aber mit seinen Genossen an die Stelle gesetzt wurde, und dieser selbst von seinen Freunden gefürchtete d'Argenson, „le damné", trat jetzt in Laws Salon in seiner schwarzen, stets schrecklichen Erscheinung.

Law selbst erschrak vor ihm, obwohl er seit langer Zeit in vertraulichem Bunde mit ihm war, und obwohl er günstige Nachricht von ihm erwarten durfte. Unsicherer, als es sonst in seinem Wesen lag, ging er dem schwarzen Minister nur einige Schritte entgegen; alle Welt wich aus dem Wege, und sie trafen wie ein paar Heerführer auf freiem Felde inmitten des freien Saals zusammen. Das Stillschweigen der Gesellschaft war immer feierlicher geworden, sogar an den Spieltischen ruhten die Karten, und an einem derselben blickte sogar die Marquise von Parabère, eine der lustigsten, unbesorgtesten Damen des damaligen Frankreich, mit gespanntem Auge auf die Szene. Bei dieser Stille konnte jedermann die Worte d'Argensons, obwohl er sie hofmäßig nur sehr schwach betonte, deutlich verstehen. Sie lauteten aber: „Seine Königliche Hoheit der Regent erwarten Herrn Law um neun Uhr im Palais Royal!"

Law blickte, wie jedermann in der Gesellschaft, augenblicklich nach der in prachtvoller Goldarbeit blitzenden Uhr des Salons — es fehlte nur noch eine Viertelstunde an neun Uhr. Er verbeugte sich also vor d'Argenson, um diesem anzudeuten, daß er sogleich aufbrechen wolle, und d'Argenson sprach: „Ich werde Sie begleiten." Nach diesen Worten machte er der Gesellschaft ringsum ein Kompliment und überlief dabei mit halb geschlossenem Auge sämtliche Anwesende, als ob er sie zählen und aufzeichnen wolle. Jedermann empfand, daß dieser Blick ihn gefunden habe, und während so jedermann einen Augenblick mit sich und seinem Verhältnisse zu d'Argenson beschäftigt war, hatte dieser mit Law den Salon verlassen.

Als ob ein Raubvogel, welcher eine Zeitlang über einer

Schar Geflügel in der Luft geſchwebt und deren Aufmerkſamkeit gebannt hatte, als ob ein ſolcher endlich verſchwunden ſei und nun alles wieder aufatmen könne, ſo kam nun erſt wieder Leben in die Geſellſchaft. Merkwürdig war's, daß man ohne allen Grund der Beſorgnis für Law doch für ihn fürchtete, weil d'Argenſon ihn zum Regenten zitiert hatte. Alle Sagen über Laws geheimnisvolle Vergangenheit tauchten mit einem Male auf, und man erzählte ſich leiſe, er habe von England aus einen Mord auf dem Gewiſſen, der jetzt bei Laws plötzlichem Emporkommen von England aus zur Sprache gebracht ſei. Dubois, den eine Geſandtſchaft nach England geführt, habe ihn opfern müſſen, um die Allianz Frankreichs mit England, welche dringend betrieben werde, zu erlangen. Man wußte, daß Dubois ſonſt Laws Verbündeter geweſen, aber man wollte jetzt genaue Kunde haben, daß er ihn um ſeiner eignen politiſchen Zukunft halber geopfert habe. Alle Parteien ſprachen einen Augenblick unbefangen miteinander, denn d'Argenſon war der alten Königspartei ebenſo herkömmlich furchtbar wie der modernen Welt. Eine alte Dame neben der Marquiſe von Parabère am Spieltiſche flüſterte leiſe, ob nicht vielleicht von der Mutter des Regenten, der gröblichen deutſchen Hoheit, ein Streich gegen Law ausgehen könne, ſie habe offenbar ihr Auge auf den ſchönen Fremdling geworfen, „und Herr Law — Herr Law iſt nicht der Mann, vor einer Zumutung zurückzuſchrecken!“ unterbrach die Marquiſe jene alte Dame.

Der Eintritt Jeannes brachte endlich die Geſellſchaft auf eine andre Bahn. Dieſe Tochter Laws fand ungeteilte Gnade vor aller Herrenwelt, und ihre Mutter, deren Toilette nur notdürftig wieder in Ordnung gebracht war, diente allen Damen als Blitzableiter des gutmütig ausgedrückten und ſchlimm gemeinten Spottes. Madame Law war jeder Franzöſin als eine Vertreterin des geſchmackloſen weiblichen Englands unſchätzbar und wurde mit Zuvorkommenheit überhäuft,

eine Zuvorkommenheit, welche nur Jeanne nicht täuſchte, aber ſelbſt den ſonſt ſo ſcharfſichtigen Law irreführte. Er hätte ſonſt ſeine Frau von der Geſellſchaftswelt entfernt; die ſchmerzlich dabei leidende Jeanne konnte aber unter ſolchen Umſtänden nicht einmal mit einem vorlauten Rate hervortreten.

Der Chevalier von Milhe, welcher ernſtliche Abſichten auf Jeannes Hand hegte, hatte außerdem die Meinung verbreitet, dieſe Madame Law ſei nur die Amme Jeannes, und das wichtigſte Ereignis in Laws früherem Leben ſei ein intimes Liebesverhältnis mit einer engliſchen Herzogin geweſen. Aus dieſem Verhältnis ſei ihm Jeanne und ein mörderiſches Duell entſproſſen, um deswillen er aus England habe flüchten müſſen. Broglio pflegte dabei zu ſagen, der Roman „Law und Kompanie“ ſei die Aktienbank des Chevalier, die Wahrheit ſei gleichgültig, und es komme alles darauf an, ob das Papier Kredit habe.

Bei der franzöſiſchen Galanterie hatte Jeanne, ein ſchönes, wohlgebildetes, heitres Mädchen, leichtere Stellung als ſelbſt ihr Vater. Sie galt für den zweifellos echten Edelſtein des Hauſes, ja es bewarben ſich außer Milhe, deſſen Adel von leichteſtem Gewicht war, mehrere ſtattliche Edelleute um ihre Hand, und da ſie meiſt zugegen waren, ſo kam die leichte franzöſiſche Geſellſchaft bald über die geſpannte Stimmung hinaus, welche d'Argenſons Zitation hervorgebracht hatte. Man fragte Jeanne nach ihrer Reiſe, man ſcherzte über die Auskunft, als habe ſie in der Pikardie eine Seigneurie in Augenſchein nehmen und über deren Schönheit oder Nichtſchönheit ein Urteil fällen ſollen, und doch flüſterte man ſich zu, daß dieſer Law ein enormes Geld beſitzen müſſe, da er neben der Bank fortwährend auf Käufe ausgehe. So verging eine Stunde, und Law war plötzlich wieder mitten in der Geſellſchaft, ehe man ſich deſſen verſehen hatte. Alles drängte ſich um ihn, und er teilte heitern Angeſichtes die

Nachricht mit, die Lawſche Bank ſei vom morgenden Tage an die Königliche Bank von Frankreich, ſtelle alſo den ganzen Wert des Reiches in ſich dar.

Nachdem die Gratulationen ſich Luft gemacht hatten, fuhr er in demſelben Tone fort: „Meine Herrſchaften, ich gratuliere Ihnen, daß Sie die erſten ſind, welche davon und von dem, was damit zuſammenhängt, und was ich Ihnen als Freunden meines Hauſes ſogleich mitteile, Kunde erhalten. Die Regierung hat nämlich neben meiner Bank eine neue Handlungsgeſellſchaft konzeſſioniert, welche den Namen ‚weſtindiſche Kompanie‘ trägt, und welche der ausgebeuteten europäiſchen Welt neue Kräfte und Hilfsmittel zuführen wird. Die Landſtriche am Miſſiſſippi, welche von der Natur ſo verſchwenderiſch ausgeſtattet ſind, ſollen bebaut und in ein einträgliches Paradies verwandelt werden. Dieſes Louiſiana ſoll eine neue blühende Jugend Frankreichs werden. Von morgen an werden Aktien auf dieſes Land ausgegeben werden, die Quadratmeile für den lächerlich geringen Wert von 30000 Livres. Es iſt Ihnen vorbehalten, dem großen Publikum voraus ſogleich hier Miſſiſſippiaktien zu zeichnen und ſich Herzogtümer und Grafſchaften mit Mahagoniwäldern zu ſichern.“

Ein allgemeiner Jubel folgte dieſer Mitteilung, und jedermann wollte zuerſt in das Zimmer gewieſen werden, wo Renard bereit ſaß, die Aktienzeichnung formell in Empfang zu nehmen. Man umarmte Law, man nannte ihn das Genie Frankreichs, und ſogar die, welche ihm bis daher abgeneigt geweſen waren, ſchienen geblendet zu ſein. Indes hätte doch Law trotz der Million, welche im Handumkehren gezeichnet war, durch einige Äußerungen beſtürzt werden können, wäre er nicht ſeiner Sache in betreff der ſanguiniſchen Menſchheit allzu ſicher geweſen. Der Marquis von Canillac nämlich, ein Günſtling des Regenten und bekannt als ein nüchterner, ſtrenger Mann, der nur im Schuldenmachen für leichtſinnig galt, ſagte ihm beim Weggehen ſo laut, daß es die ebenfalls

Abſchied nehmende Geſellſchaft hören konnte: „Herr Law, Sie haben mir mein Syſtem geſtohlen, um Geld zu verdienen. Ich mache Billetts, und bezahle ſie nicht; Sie werden es ebenſo machen. Ich fordre mein Syſtem zurück; es iſt mein Eigentum.“

„Das iſt wenigſtens eine originelle Art, ſich zum Kompagnon anzubieten!“ erwiderte Law mit lachender Unverſchämtheit, und die Geſellſchaft ſtimmte ein in dieſes Lachen. Aber während dieſes Gelächters ſagte ihm der Marquis von Broglie: „Es wäre ein Wunder, Law, wenn Sie nicht gehenkt würden!“

„Aber, Herr Marquis!“ rief entrüſtet de Milhe, welcher neben ihm ſtand und allein dieſe Bemerkung gehört hatte.

„Still, ſtill, Chevalier!“ ſagte Law, der nur einen Augenblick ernſthaft drein geſehen hatte, „der Marquis glaubt ja an keine Wunder!“

Broglie achtete nicht darauf und ging. Milhe ſprach noch einige Worte leiſe zu Law, ergriff dabei deſſen Hand, ging noch einmal raſch zu Jeanne, um ſich deren Wohlwollen zu empfehlen, verbeugte ſich reſpektvoll vor Madame Law und eilte dann raſch der übrigen Geſellſchaft nach.

„Was hat dir der Chevalier geſagt?“ fragte Jeanne, welche mit ihrem Vater und ihrer Mutter jetzt allein im Salon war, und mit dem Vater auf und nieder ging, während ſich die Mutter auf ein Sofa legte und einzuſchlafen ſchien.

„Es betrifft dich!“ erwiderte Law; „er hat von neuem um deine Hand angehalten.“

„Ach, der iſt nicht vornehm genug!“ ſagte gähnend Madame Law.

„Die Gelegenheit iſt unſchicklich,“ bemerkte Jeanne. „Jetzt, da ſich deine Laufbahn ſo glänzend erweitert, mußte er nicht im Augenblicke wieder damit hervortreten.“

„Er gefällt dir nicht? Er iſt auch dir nicht vornehm und auch nicht hübſch genug?“

„Was frag ich danach! Die hübſchen Männer gefallen aller Welt. Ich möchte keinen Mann, von dem alle Welt ſagen würde: Die Wahl zeigt einen Geſchmack, der nicht übel iſt. Milhe ſieht charaktervoll aus, das iſt beim Manne mehr als Schönheit, und von dieſer Seite alſo hätte ich nichts einzuwenden. Ob er vornehm oder nicht vornehm, das iſt mir auch gleichgültig.“

„Wir wollen ihn auch ſchon vornehm machen, Jeanne!“

„Das eben iſt mir zuwider! Der Mann muß nicht ſeiner Frau die Stellung in der Welt verdanken. Er kann ſchaffen und erobern, dafür iſt er Mann, wir können das nicht, uns muß der Mann die große Lebensausſicht bringen. Fehlt ihm das, ſo iſt er uns unintereſſant, ſei er auch geiſtreich und gewandt wie Milhe.“

„Es täte mir ſehr leid, mein Kind, wenn du wirklich ſo anſpruchsvoll wäreſt. Laß dich doch ja nicht dazu verführen durch meine Stellung in der Welt; ein unerwarteter Windſtoß kann ſie zertrümmern. Nicht bloß um müßiger Spielerei willen trachte ich danach, auch außerhalb Frankreich Beſitzungen zu erwerben, und nicht bloß deiner Reiſeluſt halber habe ich dich mit Renard nach Flandern geſendet und Güter und Schlöſſer betrachten laſſen: Renard hat gekauft, und die Götter mögen wiſſen, wie ſchnell wir dort ein Aſyl zu ſuchen haben. Mein Gedeihen dahier hängt von der Gunſt, der Macht und dem Leben des Regenten ab. Die Gunſt kann mir unter den Füßen hinweggleiten, denn Orleans iſt wie alle genialen, gutmütigen Leute von keiner Standhaftigkeit, von keiner Treue. Er rächt ſich nicht leicht, aber er ſchützt auch nicht leicht, und außerdem kann ſeine Macht wie ſein Leben ein raſches Ende nehmen. Die ausſchweifenden Luſtbarkeiten ſeiner Nächte, das wilde Leben mit dieſen Roués zerſtören nicht nur allmählich ſeinen Körper, ſondern können ihn auch einmal raſch in den Tod ſtürzen. Meine erſte Frage des Morgens iſt immer: lebt der Regent noch?

Denn ich weiß, daß er in allerlei Verkleidungen des Nachts umherläuft in dieſer wüſten Stadt, daß er unbeſchützt, unbewacht umherläuft und ſich ſorglos in die wildeſten Geſellſchaften miſcht. Wie raſch, wie wahllos trifft ein Degenſtoß unter Zänkern, wenn ich auch an keinen abſichtlichen Degenſtoß der beleidigten, ja ergrimmten Königspartei denken will, an keinen Dolchſtoß eines der zahlreichen Ehemänner, dem die herrſchenden Roués Anſehen und Ehre gekränkt. Darum, Jeanne, weil ich keinen ſichern Boden unter mir fühle, weil ich jeden Tag vom Äußerſten bedroht ſein kann, will ich deine Zukunft ſobald wie möglich ſicher geſtellt wiſſen. Der Schlag, welcher mich treffen kann, trifft dann dich nicht notwendig mit, du gehörſt dann durch einen begüterten franzöſiſchen Gemahl der franzöſiſchen Welt an, ja durch deine geſicherte bürgerliche Stellung kann ich ſelbſt wie durch ein Ankertau mit dieſem Staatsſchiffe Frankreich in Verbindung bleiben. Aber das letztere iſt Nebenſache: ich liebe nichts auf der Welt als dich, und es liegt mir nichts ſo am Herzen, als deine Exiſtenz ſicher zu begründen. Das muß jetzt geſchehen! Ich bin jetzt auf dem höchſten Punkte, den ich erreichen kann. Einem der älteren von deinen Freiern mag ich dich nicht geben, eben weil ſie vornehmer ſind als Milhe; beträfe mich ein Unfall, ſo würden ſie dich eben ihrer Vornehmheit willen verſtoßen. Milhe aber hätte alles, was er wäre, von dir, denn Geld kann ich ihm ſoviel geben, als die alten Freier zuſammen beſitzen, und Rang wie Titel verſchaff' ich ihm binnen vier Wochen. Dazu iſt er mutig und ohne Vorurteil und würde dich zu verteidigen wiſſen, es iſt mir alſo unter allen Geſichtspunkten erwünſcht, wenn du ihm deine Hand gibſt, und zwar zwiſchen heut und acht Tagen."

„Mein Gott!"

„Warum erſchrickſt du? Du haſt ihn gern, du ziehſt ihn allen übrigen vor."

„Nein."

„Nein? Seit wann nein? Liebſt du einen andern, ſprich! Es iſt faſt alles möglich in der Welt! Iſt's nicht ein Prinz von Geblüt, ſo verſchaffe ich dir auch den Ehebund mit einem andern. Sprich, wer iſt's?"

Wie hätte aber Jeanne ſprechen können! Vor ihrem Herzen ſtand in dieſem Augenblicke nur das Bild jenes Grafen Anton, den ſie nicht kannte, der ſo abenteuerlich zudringlich und ihr deshalb im erſten Augenblicke läſtig geweſen war. Was gaukelte dies Bild vor ihr umher? Was übten die brennenden Augen des ſchwarzen Grafen für eine Verblendung über ſie aus?!

„Sprich, Jeanne, vertraue deinem Vater, liebſt du einen Mann mehr als Milhe?"

„Nein, das nicht."

„Nun, dann zögre nicht! Es iſt noch andere Gefahr im Verzuge. Der Regent hat von deiner Schönheit gehört, er will dich ſehen. Das kann ich nicht verhindern, aber das darf nur geſchehen, wenn du einen andern Beſchützer als mich zur Seite haſt. Im Theater ſucht dich ſein Auge, wie ſehr du auch dieſes Gaukelſpiel liebſt, du darfſt es nicht eher wieder beſuchen, als bis ein Verlobter oder Gatte neben dir erſcheint. Entſchließe dich! Für die wichtigſten Entſchlüſſe iſt uns die Zeit immer am kürzeſten zugemeſſen. Drei Tage laſſe ich dir zur Überlegung, ob du einen andern Mann dem Chevalier vorziehen wolleſt. Weißt du mir nach Verlauf dieſer Friſt keinen zu nennen, ſo iſt deine Unentſchloſſenheit die gewöhnliche Mädchenart, welche vor jeder ausſchließlichen Handlung ſtockt, und ich nehme dann keine Rückſicht weiter, und verheirate dich mit dem Chevalier. Gute Nacht, mein Kind! Ich muß noch arbeiten; denn Paris wird morgen unſer Haus um Miſſiſſippiaktien ſtürmen, und wir müſſen bereit ſein, den erſten Enthuſiasmus vollſtändig zu benutzen."

Jeanne blieb wohl noch eine Stunde lang mit ihren Gedanken und der ſchlafenden Mutter allein in dem glänzend

erleuchteten Salon. Sie war gepeinigt vom Verlangen des Vaters, und doch konnte ſie vernünftigerweiſe, ja nicht einmal deutlich etwas dagegen ſagen. Ihr ſchwarzer Graf war ja doch nur ein wunderliches Geſpenſt. Aber ſie war ihres Vaters energiſche Tochter; für jeden Fall wollte ſie wiſſen, wie jener Graf geheißen und was es mit ihm für eine Bewandtnis habe. So beſchloß ſie denn, mit nächſtem Morgen einen geſchickten Kundſchafter nach jenem Schloſſe an der Maas auszuſenden.

Was ſind wir mit unſerm kleinen Vorſichtsgewebe neben dem großen Netze des Schickſals, welches uns in ſeine Millionen Maſchen einſpannt! Am dritten Tage nach jener Unterredung war Graf Anton in Paris, und eben weil Jeanne mit ihrem Entſchluſſe zögerte und noch einige Zeit vom Vater zu gewinnen ſuchte, eben deshalb erſchien ſie jetzt weder in der Kirche, noch im Luxemburggarten, noch im Theater, um vom Regenten nicht geſehn zu werden, und eben deshalb war ſie unentdeckbar für den Grafen Anton, wie gefliſſentlich dieſer alle öffentlichen Gelegenheiten aufſuchte. Paris ſprach in den erſten Tagen ſeines Aufenthaltes von nichts als von den Miſſiſſippiaktien und von Law, und dadurch hätte er wohl auf das Haus ſeiner Schönen aufmerkſam werden können. Aber teils kümmerte er ſich vor dem Verlangen ſeines Herzens wenig um Finanzangelegenheiten, teils gehörte er in Sinn und Herkunft zur alten royaliſtiſchen Partei Frankreichs, welche mit Verachtung auf dieſe Vorgänge blickte, und eine Teilnahme daran ſcheute wie die Berührung eines Peſtkranken. An dieſe Partei richtete er denn, weil unter ihr ſeine Verwandten waren, ſeine erſte Anſprache, und wurde dadurch an jedem auch noch ſo entfernten Verkehre mit dem Lawſchen Hauſe gehindert. Übrigens erregte ſeine Erſcheinung unter dieſen ſeinen

Standes- und Meinungsgenoſſen großes Aufſehn. Einmal um ſeiner Schönheit willen, und dann wegen der plötzlichen, geheimnisvollen Art ſeines Auftretens. Er brachte an die großen Familien ſeiner Verwandtſchaft nicht das geringſte Zeichen der Empfehlung oder Mitteilung von ſeinem Bruder, dem Haupte ſeiner Familie, oder von irgend einem Familiengliede. Und doch war ſein Äußeres und Weſen ſo offenbar das Äußere und Weſen eines Grafen Horn, daß alle alten Damen und Herren einſtimmig erklärten, er müſſe zweifellos als dieſer Familie zugehörig aufgenommen werden. Dazu kam, daß ihm der Kaſtellan die verlangten Papiere richtig nach Maubeuge geliefert hatte, daß er mit ihnen ſogleich Tags nach ſeiner Ankunft unzweifelhafte Anſprüche auf eine Erbſchaft der Prinzeſſin von Epinoy geltend machte, und daß ihm die Beſitznahme dieſer Erbſchaft ohne weiteres geſtattet wurde, inſofern ein großes Hotel auf dem Theatinerkai und die Renten eines Landgutes in der Pikardie darin einbegriffen waren. So lebte er denn gleich von vorn herein als ein vornehm eingerichteter Seigneur und ward wenigſtens von den männlichen Häuptern der großen Adelshäuſer mit zuvorkommender Aufmerkſamkeit behandelt. In das Innere der Familien ſollte er eingeführt werden, ſobald man Nachrichten, die man erbeten, von ſeinem Bruder erhalten hätte.

Graf Anton hatte zwar von Maubeuge aus keine unmittelbare Veranlaſſung zu dem Glauben gehabt, ſeine Schöne ſei nach Paris gereiſt, aber als ſtolzer Seigneur zweifelte er keinen Augenblick, eine ſo ſtattlich ausgerüſtete Dame gehöre dem erſten Stande an, und deshalb glaubte er, wenn ſie auch nicht in Paris ſelbſt zu finden ſei, ſo werde doch im Mittelpunkte des Landes am leichteſten eine Auskunft oder wenigſtens ein Fingerzeig gewonnen werden. Wenn eine ſo ſeltene Schönheit außer Landes reiſe, ſo werde man bei fleißiger Nachfrage wohl entdecken können, welchem Hauſe ſie angehöre. Niemand jedoch wußte ihm eine Spur an-

zuzeigen, und das kam eben daher, daß er ſich mit ſeiner Nachfrage nur an die Mitglieder des royaliſtiſchen Adels wendete, welche ſich ſtreng außer allem Verkehr mit dem Lawſchen Hauſe erhielten und deshalb von einer Reiſe Jeannes keine Kunde hatten. Ebenſo fruchtlos war ſein aufmerkſames Umherſuchen an allen Orten, an denen Damen öffentlich erſchienen: Jeanne zeigte ſich eben in jener Zeit nirgends öffentlich, weil ihr Vater dies in Verbindung gebracht hatte mit ihrem Entſchluſſe einer Bräutigamswahl. Nun machte Graf Anton zwar durch ſeine auffallende und ſchöne Erſcheinung überall das größte Aufſehn, und alle Welt, beſonders die Damenwelt ſprach mit Anteil und Neugierde von dem geheimnisvollen belgiſchen Grafen Horn, ja dies Beſprechen drang auch bis zu Jeanne, aber Jeanne achtete nicht darauf, weil ſie den Namen ihres abenteuerlichen Ritters nicht kannte, und keine Ahnung davon hatte, dieſer Graf Horn und das lebhafte Bild ihrer Erinnerung ſeien dieſelbe Perſon.

Dem Grafen wurde übrigens die Entdeckung plötzlich ganz nahe gebracht. Gemäß der damals einreißenden Sitte, alle Münze durch Papiergeld zu verdrängen, war dem Grafen die ererbte Rentenzahlung ebenfalls in Banknoten geleiſtet worden. Er haßte dieſe Neuerung und ſchickte ſogleich nach einem Wechſler. Renard, ein Werkzeug Laws, hatte ſich hinter deſſen Rücken eine einträgliche Kundſchaft dieſer Art angelegt und zwar beſonders unter den höheren Ständen. Für den ſofortigen Umtauſch in bares Geld ließ er ſich einige Prozente zahlen, und verwandelte bei ſeiner Rückkehr in Laws Kontor die eingelöſten Papiere ſogleich in bares Geld, die Namen derer ins Hauptbuch eintragend, welche eben deshalb, weil ihr Stolz einen ſolchen Verkehr mit der verhaßten Bank umgehen wollten, das Zwiſchengeſchäft mit ihm gemacht hatten. So ſicherte er ſich Tag für Tag gegen eine mögliche Entwertung der ihm eingehändigten Bankzettel,

und hatte den Wechſelgewinn außerdem. Dieſe Kundſchaft führte ihn denn auch zum Grafen Anton, und ſo fand eine Wiedererkennung ſtatt, welche zu raſchen Folgen führen konnte. Aber dieſe Wiedererkennung war nur einſeitig: Renard erkannte den Grafen, dieſer aber hatte damals von der Terraſſe nur auf Jeanne, und nicht einen Augenblick auf Renard geblickt. Es kam alſo nur darauf an, ob dieſer irgend einen Gebrauch von der Wiedererkennung machen würde. — Dies wollte Renard durchaus nicht, er hatte, wie ſchon erwähnt, einen auffallenden Widerwillen gegen dieſen jungen Seigneur, und als er jetzt Geld zählend dicht neben ihm ſtand, verwandelte ſich dieſer Widerwille in eine abergläubiſche Furcht. Er hätte um alles in der Welt nichts tun mögen, was den Grafen ins Lawſche Haus gebracht hätte. Deshalb erwähnte er weder gegen dieſen noch auch bei ſeiner Heimkehr gegen Jeanne mit einer Silbe ſeiner Entdeckung.

Am Abende dieſes Tages ging Graf Anton ins Theater und machte dort die Bekanntſchaft des Chevalier von Milhe, der ſich ihm vorſtellen ließ, und der ſich ſehr zuvorkommend zeigte. Graf Anton hätte von dieſem Edelmanne geringen Schlags wenig Notiz genommen, wenn ſich dieſer nicht ſo überaus gefällig und geiſtreich erwieſen hätte. Er nannte dem Grafen auf eine ſehr unterhaltende Weiſe alle Damen, welche in den Logen erſchienen, erzählte ihm deren Lebensgeſchichte und ſchilderte ihm pikant die verſchiedenen Charaktere. Graf Anton verhielt ſich dazu als ein ſtockernſthafter Zuhörer, der Chevalier wurde aber immer befliſſener, je deutlicher er entdeckte, daß alle Damen den belgiſchen Grafen aufmerkſam ins Auge faßten, und daß er allgemein mehr zu intereſſieren ſchien als das Stück, welches geſpielt wurde. Milhe war in dieſem Punkte der Eitelkeit ſchwach, wie es faſt immer derjenige iſt, welcher nur halb und halb zu einer exkluſiven Geſellſchaft gehört. Wo es ſich um eine Lebensfrage handelte, wie bei der Heirat Jeannes, da war er tapfer

gegen das Herkommen, aber bei gleichgültigen Verhältniſſen war er nicht frei von der gewöhnlichen Schwäche halbvornehmer Menſchen, die jede beiläufig auf ſie fallende Anerkennung eifrig ſuchen.

Die Loge des Regenten war bis daher leer geblieben, jetzt erſchien darin ein Herr und eine Dame. Die Dame, nicht mehr von friſcheſter Jugend, aber von verführeriſcher Schönheit einer jungen Frau, zeigte Grazie und Heiterkeit in der lebhaften Unterhaltung mit ihrem Kavalier und ſprach ſo viel und ſo laut, daß es auffallen konnte, als ſie plötzlich ſchwieg und mit ſteigender Aufmerkſamkeit den Grafen Anton betrachtete. Ja, es war leicht zu unterſcheiden, daß ſie ihren Begleiter haſtig fragte, ob er dieſen Fremden kenne. Dieſer Begleiter war der Marquis von Broglie, welcher dem vertrauten Kreiſe des Regenten angehörte, mit der royaliſtiſchen Partei, welche übrigens auch ſeinen Savoyardenadel geringſchätzte, ſelten in Verbindung kam und den belgiſchen Grafen noch nicht kannte.

„Wer iſt dieſe Dame?“ fragte der Graf den Chevalier.

„Eine Dame, vor der ich Sie warne,“ erwiderte dieſer, „ich halte es für ein Unglück, ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Nicht als ob ſie weniger geiſtreich als ſchön oder als ob ſie von böſem Herzen wäre! Keineswegs. Sie iſt von größter Liebenswürdigkeit und ſoll auch ein allerliebſtes Herz haben. Aber ſie iſt bis zum Äußerſten leichtſinnig. Das hätte am Ende auch nichts auf ſich, wäre ſie eine gewöhnliche Schönheit, deren Verluſt durch eine andre erſetzt werden könnte. Aber ſie macht alle Welt unglücklich, weil ſie die heftigſte Leidenſchaft einzuflößen verſteht und doch mit Gleichgültigkeit den Geliebten wechſelt. Man nennt ſie, weil ſie eben ſchon mehrere Männer unglücklich gemacht und zu tollen Streichen getrieben hat, die Circe Frankreichs.“

„Den Namen, den Namen, Herr Chevalier!“ unterbrach ihn ungeduldig der Graf.

„Zudem iſt ſie jetzt in erklärter Gunſt des Regenten, den ſie durch eine bezaubernde Sprödigkeit dergeſtalt in Atem erhalten ſoll, daß er gegen all ſeine ſonſtige Gewohnheit eiferſüchtig wie ein Argus all ihre Schritte bewacht.“

„Was Regent!“ unterbrach ihn Graf Anton mit einer Heftigkeit, welche weder höflich war, noch befugt zu ſein ſchien, „ich frage nach dem Namen!“

In dieſem Augenblicke trat der Marquis von Broglie, welcher von ihnen unbeachtet während dieſer Reden die Dame verlaſſen hatte, in ihre Loge und bat den Chevalier, dem Fremden vorgeſtellt zu werden. Des Grafen Antlitz war gegen Gewohnheit rot, und er ſah mit ſeinen erſchreckenden Augen zornig drein, als Milhe Broglies Namen nannte.

„Die Frau Marquiſe von Parabère,“ ſprach Broglie zum Grafen gewendet.

„Iſt jene Dame, neben der Sie eben ſtanden, die Frau Marquiſe von Parabère?“ unterbrach ihn entſchieden unhöflich der Graf.

„Zu Befehl, mein Herr, und ſie hat mir die Frage aufgetragen, ob ſie in Ihnen einen Grafen Horn der belgiſchen Familie Horn und Overik erblicke?“

„Ich bin Graf Anton von Horn-Overik!“ erwiderte dieſer, deſſen Antlitz und Stimme von dem Augenblicke wieder blaß und ſanft geworden war, da er den Namen der Dame vernommen hatte.

„In dieſem Falle“, fuhr Broglie fort, „bittet die Marquiſe den Herrn Grafen, ſich zu erinnern, daß die Familie Parabère der Familie Horn ſtets zu freundſchaftlichem Dienſte verpflichtet geweſen ſei, und daß die Witwe des Marquis von Parabère ſehr erfreut ſein werde, wenn ſie dem Grafen Horn durch Einführung bei Hofe oder durch irgendwelche andre Befliſſenheit in der ihm fremden Hauptſtadt ihre Teilnahme dartun könne.“

„Das franzöſiſche Königtum“, erwiderte der Graf, „hat

jetzt meines Wiſſens keinen Hof, da König Ludwig XV. noch minderjährig, es wird mir aber eine Ehre ſein, der Frau Marquiſe perſönlich für die freundſchaftliche Abſicht zu danken, welche ſie gegen meine Familie ausgedrückt hat. Sie verpflichten mich, Herr Marquis, wenn Sie mich der Dame vorſtellen wollen."

„Es wird mir anderswo eine Ehre ſein, da ich Ihnen nicht zumuten kann, mir in die Loge des ſtellvertretenden volljährigen Königtums zu folgen!" entgegnete Broglie unter einer leichten Verbeugung und entfernte ſich.

Da man ihn gleich darauf wieder bei der Marquiſe eintreten ſah, ſo zog dieſe Szene die Neugier des ganzen vornehmen Publikums auf ſich, und anderen Tages hieß es in Paris, Graf Horn habe die ihm entgegenkommenden Schritte des Regenten auf eine echt altadlige Weiſe zurückgewieſen, und ſo ſei es denn nun zur Schmach Frankreichs auch von einem Fremden ausgeſprochen, daß Frankreichs Würde unwürdig durch den Regenten vertreten werde. d'Argenſon, welcher auch als Miniſter ſeine alte, weitverbreitete Kundſchaft der Spürer und Horcher für die Polizeileutnantſchaft nicht aufgegeben hatte, wie man denn ſein Lebensgeſchäft, ſei's auch nur als Dilettantismus, in alle weiteren Verhältniſſe mit ſich nimmt, d'Argenſon natürlich war flugs unterrichtet über die Stellung, welche der belgiſche Graf gegen den Regenten eingenommen, und der Regent ſelbſt erfuhr alsbald von ihm das Erforderliche. Der Regent war nicht heikel, aber er war doch Politiker genug, um davon Notiz zu nehmen. Daß dieſer belgiſche Graf von überraſchender Schönheit, daß die Marquiſe von Parabère ihm entgegengekommen ſei, das erhöhte denn doch auch ſeine Aufmerkſamkeit, und es war ganz in der Ordnung, daß Graf Horn nach dieſem unſcheinbaren Vorfalle ſcharf ins Auge gefaßt wurde.

Dieſer aber, der in ſeinem vornehmen Stile um keinerlei politiſche Vorſicht bekümmert war, hatte am folgenden Tage

nichts Eifrigeres zu tun, als der Marquiſe ſeine Aufwartung zu machen. Man darf nicht glauben, daß die anziehende Liebenswürdigkeit derſelben einen Augenblick ſeiner Neigung zu Jeanne, dieſer romantiſchen Neigung für das einmal erblickte Ideal Eintrag getan habe; o nein, dieſe Neigung blieb die Seele all ſeiner Beſtrebung, ſchloß aber im damaligen Verkehre eines herrſch- und genußſüchtigen Seigneurs beiläufige Abenteuer nicht aus. Ja, indem er in das üppig ausgerüſtete Zimmer der Marquiſe trat, dachte er lebhaft an Jeanne und an die Möglichkeit, von der Marquiſe ſelbſt einen Wink über Jeannes Herkunft, Namen und Aufenthalt zu erfahren. Dieſer Gedankengang war wunderlich genug einer lebensluſtigen Dame gegenüber, die im Rufe fröhlicher Koketterie ſtand, die ihn offenbar aus einem raſch gefaßten Intereſſe ausgezeichnet hatte, und die ihm jetzt in verführeriſcher Morgenkleidung entgegenkam. Ein feiner Geſchmack mußte ſie ſchöner finden als Jeanne, denn was dieſe an Jugendreiz voraushatte, das überbot die Grazie ausgebildeter Formen, das übertraf die durch Geiſt und Geſchmeidigkeit belebte, durch Gefallkunſt ausgebildete Schönheit der Marquiſe.

Der Graf empfand dies wohl und folgte in ſeinen Wünſchen auch ſoweit ſeinem jungen Blute, daß er an keine entſagende Sprödigkeit von ſeiner Seite dachte. Aber dennoch war er naiv genug, ſein wirkliches Herzensintereſſe dabei unberührt zu glauben und durch offene Nachfrage und Beſchreibung die ſcharfſinnige Marquiſe mit dem Geheimniſſe ſeines Herzens ſo gut wie bekannt zu machen.

Sie war geiſtreich genug, ſolche Originalität liebenswürdig zu finden. Was fände man am Ende nicht liebenswürdig, wenn man bereits durch die äußere Erſcheinung beſtochen iſt und noch keinen Anſpruch zu machen hat auf die Vergangenheit des andern! Ja, ſie kam ſogar auf die richtige Spur und dachte an Jeanne Law! Dieſe war an jenem Abende von einer Reiſe zurückgekehrt, von einer Reiſe nach

dem Norden, wie verlautet war, und auf nähere Nachfrage beim Grafen ſchien die Zeit zu ſtimmen, die perſönliche Schilderung der unbekannten Dame, welche er entwarf, ſtimmte aber offenbar bis auf die üblichen Übertreibungen eines Liebhabers, welche die Marquiſe lächelnd berichtigen zu müſſen glaubte. Durch dieſe Berichtigungen entdeckte ſie dem Grafen, daß ſie ſeine Unbekannte zu kennen glaube, und nun erſt ſchlug die Flamme des Grafen in ſo lichte Lohe aus, daß die Originalität doch ſelbſt der Marquiſe etwas zu weit getrieben ſchien. Er ergriff ihre Hand, bedeckte ſie mit Küſſen und beſchwor ſie, ihm ihre Vermutung mitzuteilen. Die Marquiſe wäre verdrießlich geworden, hätte ſie nicht wirklich etwas Zauberiſches in dem verzehrend heißen Auge des Grafen, welches jetzt dem ihrigen und ihrem Antlitze bis auf eine Handbreit Entfernung nahe war, hätte ſie nicht in dem feſten Handdrucke desſelben, in all der Blutwärme, die von ihm ausſtrahlte, einen wunderbar feſſelnden Reiz gefunden.

„Forſchen Sie nicht weiter, Graf," ſagte ſie lächelnd, „denn wenn meine Vermutung richtig wäre, ſo brächte Ihnen die endliche Entdeckung ihrer Geliebten widerwärtige Pein."

„Warum?"

„Weil Ihre Geliebte von gemeiner Herkunft und dadurch einer näheren Verbindung mit Ihnen unwürdig wäre."

„O, wie ſchmerzlich! Dann iſt alſo auch Ihre Vermutung eine unrichtige."

„Sie ſind ein prächtiger Ritter! Solch chevalereske, nur das Würdigſte vorausſetzende Liebe wird alle Tage ſeltener."

Dabei ſtrich ſie mit der weichen Hand dem Grafen, welcher gedankenvoll oder gedankenlos auf ihren Buſen blickte, über die Stirn und erweckte dem in Liebesſehnſucht heftig aufgeregten jungen Manne das Verlangen nach einer ſtürmiſchen Umarmung.

„Still, Graf! Man klopft! Mein Diener kommt!"

Und ſich in die Ecke des Sofas, von welcher ſie aufgeſtanden war, zurückſetzend, rief ſie: „Herein!“

Der Diener erſchien, verbeugte ſich gegen den Grafen und gegen die Marquiſe und ſchritt dann dicht zu dieſer hin, um ihr ganz leiſe eine Meldung zu machen. Sie ſah nicht eben freundlich dazu aus, machte aber eine zuſtimmende Kopfbewegung und ſagte zum Grafen, während der Diener hinausging: „Es tut mir leid, Graf Horn, mich ſo bald von Ihnen trennen zu müſſen, es harrt meiner ein unabweisslicher Beſuch.“

„Teilen Sie mir, ehe ich ſcheide, auf alle Unwahrſcheinlichkeit und Gefahr hin, ich bitte dringend, Ihre Vermutung mit über meine Unbekannte!“

„So grauſam bin ich nicht!“

„Ich beſchwöre Sie!“

„Wir haben jetzt keine Zeit. Morgen iſt Opernball; es iſt wahrſcheinlich, daß Ihre Unbekannte meiner Vermutung dort erſcheint.“

„Sie iſt in Paris?!“

„Gehen Sie hin und ſuchen Sie! Einem Liebhaber wie Ihnen wird keine Maske den Gegenſtand der Sehnſucht verbergen.“

„Tauſend Dank!“

„Dort hinaus, Herr Graf, ich bitte!“

Aber der Graf, welchen dieſe Nachricht alles andere überhören und überſehen ließ, achtete nicht mehr auf die verdrießlich werdende Marquiſe und verließ das Zimmer durch die Tür, welche ihm zum Eingange gedient hatte. Er hatte ein überaus aufgeregtes Anſehen und beachtete den Mann nicht, welcher ihm im nächſten Zimmer begegnete, und welcher auf das Gemach der Marquiſe zuſchritt. Das unhöfliche, haſtige Vorübergehen des Grafen, und deſſen Äußeres ſchien dieſem Manne aufzufallen; er blieb ſtehen und ſah dem Forteilenden aufmerkſam nach. Dieſer Mann von mittlerer

Größe hatte in seiner Haltung alle zwanglose, edle Leichtigkeit eines vornehmen Herrn. Ehe sich sein lebhaft gefärbtes Antlitz spannte, um dem eiligen Grafen nachzublicken, war eine leutselige, feine Behaglichkeit darüber ausgebreitet gewesen, und jetzt erst bei Anspannung der Augen zeigte sich's, daß diese etwas hervortretenden Augen leicht entzündet seien. Sein Haar war schwarz, und ein scharfer Beobachter hätte vielleicht entdeckt, daß der kurze Hals und das vollsaftige Aussehen auf eine schwammige Leibesbeschaffenheit und auf Anlage zum Schlagflusse deuteten. Er war der Herzog von Orleans, Regent von Frankreich.

Um dieselbe Zeit war über Jeannes Schicksal entschieden worden. Law hatte sie immer dringender beschworen, einen Entschluß zu fassen, der Chevalier von Milhe hatte sich auf das liebenswürdigste beeifert gezeigt, und ein Wink Renards hatte das, was sie Grille nennen zu müssen glaubte, beiseite gedrängt. Renard nämlich in seiner unbestimmten Furcht vor dem Grafen Horn, eine Vorliebe Jeannes für diesen gefährlichen Seigneur ahnend und unterrichtet von dem Heiratsplane Laws, hatte nach seinem erschreckenden Zusammentreffen mit diesem Grafen in Paris eine Lüge für nötig erachtet, um jede mögliche Zukunft für ein Verhältnis zwischen Jeanne und dem Grafen abzuschneiden. Unscheinbar wußte er das Gespräch mit ihr auf jenes Abenteuer im belgischen Schlosse zu bringen, und ebenso unscheinbar wußte er folgende Rede daran zu knüpfen: „Sie wunderten sich damals, Fräulein, daß ich mich so heftig über den zudringlichen Mann äußerte. Ich war aber durch einen Wink des Kastellans dazu berechtigt. Jener Wink, den ich Ihnen verschwieg, um Sie nicht noch ärger zu beunruhigen, erklärte mir bereits hinreichend, warum der junge Mann wie ein wildes Tier abgesperrt sei, und warum er sich bei Ihrem

Anblicke ſo ungebärdig betrug. Der unglückliche Mann iſt weibertoll und muß deshalb ſo ſorgfältig behütet werden.“

Solch eine grauſame Lüge kann die tiefſte Neigung vergiften, denn Mann wie Weib ſind angewidert von dem Gedanken, die Liebe mit einer ſinnlichen Krankhaftigkeit verſetzt zu ſehen. Jeanne errötete vor ihrem eignen Herzen bei ſolcher Nachricht und eilte haſtig, eine neue, rückzugsloſe Welt aufzuſtellen zwiſchen ſich und einer Vergangenheit, deren ſie ſich ſchämte. In dieſer eiligen Haſt, die um Gottes willen nicht den ausgeſendeten Boten noch abwarten und das Entſetzliche vor Errichtung ſchützender Schranken noch einmal hören wollte, bat ſie ihren Vater, die Verlobung mit dem Chevalier augenblicks anzuſetzen. Dies geſchah, und am Tage des Opernballes bat die gepeinigte, der Zerſtreuung bedürftige Braut, auf jenen Ball geführt zu ſein. Law war nun über ein mögliches Zuſammentreffen mit dem Regenten ruhiger, da die Abwehr dem Chevalier zufiel, er hatte alſo nichts gegen den Beſuch des Balles einzuwenden und bat ſie nur, ſich nicht unvorſichtig zu demaskieren, da der Regent mit der ganzen Schar ſeiner Roués auf dem Balle erſcheinen werde, und da man mit dieſen ausgelaſſenen Leuten niemals ſicher ſei vor ungebührlichen Auftritten, beſonders da ſie zu dieſen Bällen immer erſt nach einem ſchwelgeriſchen Souper und zu jeder Tollheit aufgelegt erſchienen.

Der Ausdruck „Roué“ war damals erſt entſtanden. Man ſagte, der Regent habe ihn erfunden für die leichtſinnigen Genoſſen luſtiger Streiche, welche ihrer Ausſchweifungen halber gerädert zu werden verdienten. Die Roués ſelbſt erklärten ihren Beinamen damit, daß ſie bereit ſeien, ſich für ihren Herrn und Meiſter, den Regenten, rädern zu laſſen. Broglie und der Graf von Nocé waren die Haupthelden dieſer eigentümlichen Kamarilla, der es viel mehr um Witz und Genuß als um Macht zu tun war. Der alte Hof hieß bei ihnen nicht anders als „antiquaille“, denn ſie

bildeten die übertreibende Reaktion gegen die übertriebene Steifheit der Maintenonepoche.

Dieſer Gattung Leute nun war der Opernball ſtets eine erwünſchte Gelegenheit, praktiſche Abwechſelung in die Palais-Royalſoireen des Regenten zu bringen, und man durfte gewärtig ſein, daß die leichtſinnigen Machthaber des damaligen Frankreich ſämtlich an ſolchem Abende unter dem Tanzgewühle zu finden wären. Die Marquiſe von Parabère hatte infolge der Mitteilungen, welche ihr Graf Anton gemacht, zu dem diesmaligen Balle eine Intrige vor, teils aus franzöſiſcher Frauenneigung für die Intrige im allgemeinen, teils aus einer wirklich erwachenden Neigung für den jungen Grafen. Solch ein romantiſcher Seigneur war damals ſelten und gewann außer durch ſeine Schönheit auch durch dieſe Romantik einen ungewöhnlichen Reiz für ſie. War doch auch der Regent, in welchem ſonſt nicht leicht Eiferſucht erregt werden konnte, nach der Begegnung des Grafen verdrießlich geweſen, ein Grund mehr für die kokette Dame, den neuen Gegenſtand ihrer Vorliebe doppelt intereſſant zu finden. Die Marquiſe war an jenem Abende in Laws Hauſe der von der Reiſe heimkehrenden Jeanne auf dem Korridor begegnet. Damals ſchon hatte ſie den etwas idealiſchen Reiſeanzug Jeannes allerliebſt gefunden, und jetzt ſollte er ihr zu einer anmutigen Täuſchung dienen. Sie war ungefähr von derſelben Größe und Stärke als Jeanne und wollte für den Grafen Anton als verlarvte, aber ſtockſtumme Jeanne auf dem Balle erſcheinen. Sie ahnte nicht, daß Jeanne ſelbſt den Ball beſuchen könne, denn junge Mädchen wurden gewöhnlich von dieſen bereits ein wenig verrufenen Luſtbarkeiten zurückgehalten, und Jeanne namentlich hatte ſich bisher niemals bei dergleichen öffentlichen Vergnügungen gezeigt. Zufälligerweiſe führte nun die geſteigerte Stimmung auch Jeanne auf die Idee, in dieſem Reitkoſtüme gleichſam für immer Abſchied zu nehmen von einer romantiſchen, grell abgeſchloſ-

ſenen Jugendzeit, beſonders da der Chevalier ihr zu wiederholten Malen geſagt hatte, ſie ſei nie ſo ſchön geweſen als damals bei ihrer Heimkehr. Und ſo erſchienen denn in dem glänzend erleuchteten Saale des Opernhauſes beinahe gleichzeitig zwei gleichgekleidete Damen. Weil ſie nicht gleichzeitig eintraten, ſo glaubten auch die am Eingange des Ballſaales aufgeſtellten prüfenden Beobachter, welche dem ſpäter kommenden Regenten Bericht erſtatten wollten, es ſei ein und dieſelbe Dame, welche nach einer Promenade durch die Nebenzimmer oder weil ſie etwas vergeſſen, noch einmal durch den Haupteingang gekommen ſei. Da ſie aber die Marquiſe und deren Art ſich zu tragen und zu bewegen genau kannten, da ferner die Marquiſe nicht gerade befliſſen war, eine Verhüllung, welche nur einen täuſchen ſollte, für alle Welt undurchſichtig zu machen, und da ſie ferner ſpäter, als Jeanne eintrat, die Aufmerkſamkeit auf dies Koſtüm alſo ſchon erregt war, ſo erkannten die aufmerkſamen Freunde des Regenten dieſe jetzige Favoritdame desſelben mit leichter Mühe und konnten den Regenten, wenn er käme, vom Anzuge derſelben unterrichten.

Es mochte etwa zehn Uhr ſein, als ſich dies Maskenſpiel zwiſchen den uns bekannten Perſonen verbreitete. Graf Anton war ſchon ſeit einer Stunde im Ballſaale und ſaß auf einem Lehnſtuhle hinter einer Säule. Er war tief in Gedanken verſunken und hatte wenig acht auf das bunte Spiel, welches ſich um ihn her bewegte; denn ſein Herz war ganz erfüllt von der Liebe zu Jeanne. Man hat oft geſpottet über ſolche Romeoliebe, die nur eines Blicks brauche, um ein ganzes Leben zu entzünden: ſie iſt aber da, man könnte ſagen „Gott ſei Dank, ſie iſt da!“ und bleibt vorhanden wie das Genie, welches nicht erwirbt, ſondern findet. Anton war ausgerüſtet zu den gröbſten Fehlern ſeines Standes, und das innere Verhältnis ſeiner Eigenſchaften brachte es mit ſich, daß dieſe Fehler ſchreiend und beleidigend

hervortreten konnten, wenn das Leben juſt an dieſer ſtarken Seite ſeiner Schwäche bei ihm anklopfte. Aber es lag auch eine glänzende Ausſicht vor ihm. Wenn ſeine Neigungen in ein Gleis gerieten, welches ſeinen Vorurteilen zuſagte, ſo konnte er Glück finden und gewähren wie ein Halbgott; wenn ſeine Eigenſchaften angebracht wurden, um eine Maſſe zu verwenden und fortzureißen, ſo konnte er rieſenhohe Schwierigkeiten beſiegen, übermenſchliche Drangſale beſtehen, eine Welt erobern. Denn er hatte die Zweifelloſigkeit des Heldentums in ſich: kein Zug moderner Vermittelung, kein Zug moderner Zerſplitterung war in ihm vorhanden. Bis zur völligen Selbſtvergeſſung war er jetzt mitten im Getümmel verführeriſcher Ballreize der Erinnerung an Jeanne hingegeben, ſeine Seele ſchwelgte im Anſchaun des lieblichen, kecken und ſinnigen Antlitzes, der ſchönen, elaſtiſchen Geſtalt; mit ſtarken Armen der Seele hielt er ſie in die Höhe, in die Region unendlichen Glückes hinein, aus welchem ſie ſeinem glücklichen Lächeln ſchalkhaft ſelig zulächelte. Dazu war er als prächtiger Kreuzfahrer in braunen Samt gekleidet, und das rote Kreuz vom weißen Seidenmantel verkündete, daß er ausgezogen ſei, den höchſten Schatz ſeines Herzens zu ſuchen. Die Larve verhüllte zwar die Augen und die Mitte des Antlitzes, aber die feſte Stirn, das glatte ſchwarze Haar, der volle weiche Bart über der geſchloſſenen friſchen Lippe, das kräftige Kinn, der kräftige Hals verrieten aller neugierig vorüberſtreichenden Frauenwelt, daß dieſer jugendlich ſchöne Körper, daß dieſe jetzt ſtill brennenden Augen einem vollkommen ſchönen Manne angehören möchten. In dieſem Augenblicke ſtrich auch Jeanne am Arme des Chevaliers an der Säule vorüber, hinter welcher Anton träumte. Der Chevalier war der Säule zunächſt, Jeanne war jenſeits, aber ſie blickte doch, vielleicht durch den forſchenden Blick des Chevaliers nach dem Kreuzfahrer aufmerkſam gemacht, zu dieſem hinüber und hemmte einen Moment lang ihren Schritt, als werde ſie von einem ab-

ſonderlichen, das Nachdenken erweckenden Etwas gefeſſelt. Weil ſie an der von Anton abgewendeten Seite des Chevaliers ging und alſo Antons Augen zum Teil dadurch verborgen wurde, gewahrte er nicht, wie nahe das Bild ſeines Innern in der Wirklichkeit bei ihm ſtehe. Auch hatten ſeine Augen keinen Blick nach außen. Erſt als ſie vorüber war und ſich mit dem Begleiter mehr nach der Mitte des Saals und der Maskentänze wendete, trat die Rückſeite ihrer Geſtalt voll und frei vor Antons Augen, und er fühlte zunächſt mehr, als er es wußte, daß da eine ihn nahe betreffende Erſcheinung hinziehe. Das Auge, im innern Verkehr beſchäftigt, war zunächſt nur imſtande, ein ausdrucksloſes Schattenbild aufzufaſſen, und erſt als der Geiſt durch dieſe tote Überlieferung anders angeregt und bereit war, das körperliche Hilfsmittel durch ſeine Macht zu beleben, erſt da verkündete das Auge dem erwachenden Anton, es iſt Jeanne, Jeanne leibhaftig! Mit dieſem plötzlichen Gewinn war auch die Tätigkeit des Auges zu Ende; der Chevalier und Jeanne verſchwanden in dieſem Augenblicke im Getümmel. Aber es war auch in Anton hinein wie der Funke in eine Pulvermine gefallen, er war aufgeſprungen, er war nachgeeilt, er wußte es unumſtößlich, dieſer weiße Nacken, dieſer Schulterbau, all dieſe Linien des Rückens, von den Kleidern gebildet, die er Tag und Nacht vor ſich ſah, ſie waren Jeannes, Jeannes! Wie raſch er aber auch hinzueilte und ungebührlich durch die Masken hindurchdrängte, die Muſik begann eben eine neue Quadrille, die antretenden Tänzerpaare hatten die umherwandelnden Masken aus deren angenommener Richtung gedrängt, Jeanne mit ihrem Begleiter war nirgends zu entdecken. Anton drängte ſich ungeſtüm nach allen Seiten, in alle Nebenzimmer, durch alle Korridore, und der ungebührliche Kreuzfahrer war bald überall verrufen. Aber ohne entdeckt zu haben, was er ſuchte, kam er wieder bis zum großen Tanzſaale zurück, da, da wandelte ſie auf der

Säulenſeite hin, und man ſchien ihr auszuweichen, als ob man ihre ganze Schönheit trotz der Larve erkenne. Anton eilte hinzu, er wußte nicht, was er ſagen würde, er wußte nur, daß er ſie ſprechen und ſich nicht mehr entgehen laſſen müſſe. Ehe er ſie erreichte, war ſie mit dem Begleiter, der frei neben ihr ging, umgekehrt, und ſo waren ſie einander plötzlich Aug' in Auge gegenüber. Sie tat einen leichten Schrei, als ſie ihre Hand heftig ergriffen und geküßt fühlte. War es Schreck? War es Überraſchung ob des prachtvoll ausſehenden Kreuzritters, der in leidenſchaftlichen Ausdrücken ihr ſchilderte, wie er ihr nachgefolgt ſei von jenem Schloſſe an der Maas, wie er um Vergebung bäte für ſeine damalige Heftigkeit, wie er glücklich ſei, ſie endlich entdeckt zu haben.

„Das iſt wohl eine Verwechſelung, Herr Kreuzfahrer, denn dieſe Dame," ſprach der Begleiter derſelben, „welche zu ihrer Ekſtaſe ſchweigt, hat die Ufer der Maas niemals geſehen und kennt Sie ſchwerlich!"

„Sie kennt mich, Herr!" rief Anton und zog die Larve vom Geſicht, welches in der freudigen Aufregung ſo überraſchend ſchön ausſah, daß die Umſtehenden nicht bloß wegen der ungewöhnlichen Demaskierung erſtaunt auf ihn blickten. „Nicht wahr, Sie kennen mich," ſetzte Anton innig hinzu.

Die Dame nickte mit dem Kopfe.

„Nun, mein Herr," ſagte haſtig der Begleiter, „da Sie gekannt ſind, verletzen Sie nicht ferner das Maskenrecht, welches bis eine Stunde nach Mitternacht die Demaskierung verbietet!"

„Sind Sie ein Tanzaufſeher?" fragte raſch und verächtlich Graf Anton, wandte ſich aber, ohne Antwort abzuwarten, ſogleich wieder zu ſeiner Dame, dieſer von neuem verſichernd, wie glücklich er ſei, daß er ſie endlich aufgefunden. Während er ſo ſprach, hatte ſich ein roter Domino, welcher einen alten Herrn einzuhüllen ſchien — wenigſtens war deſſen

Schnurrbart ſilbergrau — dicht zu ihm gedrängt und flüſterte ihm ins Ohr: „Ich warne Sie, Graf Horn, dem Begleiter der Dame unhöflich zu begegnen! Sein Rang darf es nicht dulden, und ſeine Macht könnte ihn zu unwiderſtehlicher Strafe veranlaſſen.“

„Was Strafe!“ rief Anton, „welcher dreiſte Machthaber hätte Strafe für ein perſönliches Zuſammentreffen mit einem Seigneur! Man verleumdet Sie, mein Herr,“ ſetzte er hinzu, indem er ſich an den Begleiter der Dame, einen Mann im ſchwarzen Domino, wendete, „indem man die Beſorgnis ausſpricht, Sie würden unwürdige Schutzmittel in Bewegung ſetzen gegen einen Edelmann, welcher endlich die Dame ſeines Herzens wiederfindet, und welcher allerdings geſonnen iſt, ſie der ganzen Welt ſtreitig zu machen.“

„Sie ſcheinen in Ihrem Streite überaus zuverſichtlich zu ſein!“ entgegnete der ſchwarze Domino.

„Das kümmert nur den Gegenſtand meiner Liebe und mich! Sind Sie der Vater, oder Vormund, oder Bruder dieſer Dame?“

Unterdes hatte ſich die Dame, welche der lebhafter werdende Streit zu peinigen ſchien, entfernt, und Anton wurde jetzt deſſen inne. Ohne eine Antwort des ſchwarzen Dominos abzuwarten, ſtürmte er nun ſogleich an dieſem vorüber, ihn rückſichtslos auf die Seite drängend, und eilte ins Getümmel hinein.

„Eure Königliche Hoheit würden wohltun,“ flüſterte ein grüner Domino dem ſchwarzen zu, „den Ball zu verlaſſen.“

„Des unhöflichen Fremden halber?“

„Ja, Hoheit! Die Unhöflichkeit dieſes Mannes kann leicht in Brutalität ausarten und eine für Eure Hoheit unziemliche Szene herbeiführen.“

„Lieber Canillac, ich werde mich doch nicht mitten in Paris von einem belgiſchen Grafen fortjagen laſſen? Und vor Skandal ſchützt ja die Larve. Helfen Sie mir die

Marquiſe wieder auffinden! Vorwärts! Nach welcher Seite, Rocé, iſt ſie gegangen?“

„Dort rechtshin nach dem halbdunklen, kühlen Nebenzimmer, Königliche Hoheit!“

„Erlaßt mir die Hoheit, wenn Ihr mir Aufſehen erlaſſen wollt. Da iſt ja auch der verwirrte Belgier wieder! Der Menſch wird unbequem.“

Wirklich war Graf Anton ebenfalls in das halbdunkle Gemach getreten, der Marquiſe folgend ſo raſch, als es das Gedränge erlaubt hatte. Denn es war die Marquiſe von Parabère geweſen, welche er als Jeanne angeſprochen hatte. In dieſes Nebenzimmer aber war ſoeben Jeanne ſelbſt mit dem Chevalier eingetreten, um der Hitze des Saals auf eine Zeitlang zu entgehen. Die Marquiſe ſah zu ihrer Überraſchung das Koſtüm vor ſich, welches ſie ſelber trug, und erkannte ſchnell, beſonders da der Chevalier die Larve abgenommen, wen ſie vor ſich hatte. Teils wäre ihr die Erläuterung läſtig geworden, warum ſie einen Anzug Jeannes nachgeahmt habe, teils erwartete ſie, daß ihr Graf Anton folgen würde, und wollte ihn um keinen Preis ſolchergeſtalt mit ſeinem Ideal in Verkehr ſetzen. Sie ſtand alſo nur einen Augenblick unentſchloſſen ſtill und eilte dann raſch aus dem Gemache in ein anſtoßendes Zimmer, um aus dieſem wieder in den Saal zu treten und Anton aufzuſuchen. Dieſer Augenblick des Verweilens und das raſche Vorübergehen hatten aber hingereicht, den Chevalier auf die befremdlich gleiche Tracht mit der Tracht ſeiner Braut aufmerkſam zu machen. Er ſprang eilig in die Höhe von dem Diwan und eilte an die Tür zum Nebengemache, um die Doppelgängerin Jeannes genauer ins Auge zu faſſen. Jeanne ſelbſt war zerſtreut und achtete nicht auf ſein Weggehen. Sie ſah gedankenvoll vor ſich auf den Teppich des Fußbodens und ward den vom Saale aus eintretenden Anton nicht eher gewahr, als bis er zu ihren Füßen kniete, ihre

Hand ergriffen hatte und ſie mit dem innigſten Liebestone fragte, warum ſie ihn denn nicht eines Wortes der Erwiderung würdige?

Sie erzitterte in tiefſter Seele, denn ſie erkannte dieſe Stimme, ſie wußte plötzlich, trotz der verbergenden Larve Antons, daß er es ſei, der ihre Hand halte und drücke, er, das wunderbare Bild ihrer Träume.

Aber es ward ihr nicht die Zeit gegönnt, die ſtürmiſchen, einander widerſtrebenden Eindrücke, welche ihr Herz bewegten, zu ordnen. Ehe ſie etwas erwidern konnte, war der Chevalier herbeigeeilt, war der ſchwarze Domino mit ſeinen Begleitern an der Eingangstür erſchienen. Dem einen, wie dem andern — denn der letztere hielt Jeanne für die Marquiſe — war Antons feurige Liebeserklärung auf den Knien und unter leidenſchaftlichem Küſſen der Damenhand nicht nur befremdlich, ſondern ärgerlich und beleidigend. Dergleichen überſtieg doch den Galanterieſtil eines Maskenballs; der Chevalier war als junger Bräutigam zu keiner Nachſicht aufgelegt, und der ſchwarze Domino war in geſteigerter Entrüſtung, da er dieſen Fremden ſoeben erſt in Zudringlichkeit gegen dieſelbe Dame, wie er vermeinte, geſtört hatte. Von links und rechts alſo flogen im nächſten Augenblicke heftige Fragen und Vorwürfe auf den Grafen Anton, und da der Chevalier noch obenein unſanft genug ſeinen Arm faßte, um ihn zur Freigebung der Damenhand zu nötigen, ſo ſprang Graf Anton, die Hand Jeannes loslaſſend, in die Höhe und wendete ſich mit heftiger Rede zunächſt an den Chevalier. Dabei riß er wiederum ſeine Larve ab und zeigte ſich dem erſtaunten von Milhe als zornroten Bekannten, der ſo brutale Begegnung züchtigen wolle. Ein eigentümlicher Ausruf der Dame, welcher die Entlarvung Antons begleitete, wurde überhört, der ſchwarze Domino aber bot der aufſtehenden Jeanne den Arm, und bat ſie, ſich ſeinem Schutze anzuvertrauen. Er werde der Ordnungsbehörde des Hauſes Anzeige machen,

und für Entfernung ungebührlicher Beſucher ſorgen laſſen. Dieſe Äußerung war für den jähen Sinn Antons zuviel: mit einem raſchen und feſten Griffe hatte er dem ſchwarzen Domino die Larve abgeriſſen und Namen und Genugtuung verlangt für ſo freche Äußerung.

„Der Regent!“ riefen mit einem Male Jeanne, der Chevalier und einige Masken, die der Wortwechſel herbeigezogen hatte. Die Begleiter des Regenten aber traten haſtig zwiſchen ihn und den Grafen Anton, um eine weitere Tätlichkeit des letzteren, den die Erſcheinung des Regenten nicht im mindeſten erſchreckte, jedenfalls zu verhüten.

Der Chevalier, welcher ſich und ſeine Brant um keinen Preis in die Angelegenheiten dieſer Roués gemiſcht haben wollte, griff in dem Gedränge nach Jeannes Hand, aber das beſtürzte Mädchen ward von einem, dem Regenten ganz ähnlichen ſchwarzen Domino unter die Zuſchauer hineingezogen, welche ſich jetzt in Haufen herzudrängten. Denn es war doch pikant genug, daß der Regent des Reiches in handgreiflichen Streit mit einem fremden Seigneur geraten ſei. Unter den ſich alſo Herzudrängenden war auch die Marquiſe, deren Hauptanteil nur darauf gerichtet war, ob Jeanne ihre Larve abgetan habe. Sie ſah an dem nacheilenden Chevalier, wohinaus die Braut mit dem hohen ſchwarzen Manne geführt werde, ſie ſah, daß Jeannes Larve unverrückt zu ſein ſchien, ſie ſah, daß ein Begleiter des Regenten dieſem die Larve vor das Antlitz ſteckte, und daß Anton unbekümmert um die drohenden Gebärden der Roués, welche den Regenten umringten, hierhin und dorthin blickte, offenbar ſuchend, wohin ihm ſein Schatz ſchon wieder entrückt ſei, und ſie trat ſchnell auf ihn zu, ihren Arm auf den ſeinigen legend. Als dies geſchah, wendete ſich eben der Regent mit ſeiner Umgebung nach der Seitentür links, und ihr Anblick war ihm entzogen durch ſeine vorſtehende Begleitung. Anton aber folgte wie der Blitz ihrem Wink, ergriff ihren Arm und führte ſie ſchnell

nach der Seitentür rechter Hand. Von dort gab's einen Ausgang unmittelbar auf den Korridor; die Marquiſe deutete dahin, und ohne daß ein Wort gewechſelt worden wäre, kamen ſie in den Hof und in den Wagen der Marquiſe, welchen ein harrender Diener auf einen Wink ſeiner Herrin herbeirief, öffnete und ſchloß.

Anton war ſelig in dem Irrtume, er habe ſein Ideal gefunden und neben ſich. Die Marquiſe aber wußte, daß ihm die Doppelgängerin unbekannt geblieben ſei, daß er folglich an kein weiteres Nachforſchen denken könne, ſobald er jetzt den Irrtum entdecke. Sie nahm alſo jetzt in dem hell erleuchteten Wagen die Larve ab und lachte in beſter Laune über die Beſtürzung des Liebhabers.

„Aber woher kennen Sie dies Koſtüm?“ fragte er nach einer langen Pauſe.

„Von Ihrem Ideal!“

„Sie kennen es alſo wirklich?“

„Gewiß. Sie müſſen doch damals arg von der Sonne geblendet worden ſein, daß Sie mich durchaus nicht wiedererkennen wollen!“

„Sie haben ja ſchwarzes Haar!“

„Es hat einen goldnen Schimmer im Sonnenſchein!“

Anton drückte ſich die Hand vor die Augen und ſchüttelte das Haupt. Er verfiel in ein tiefſinniges Schweigen, das mehr beunruhigend als beleidigend für die Marquiſe wurde. Er ſchien ganz zu vergeſſen, daß er maſchinenmäßig in ihre Zimmer mit hinaufgeſtiegen war, daß die ſchönſte Frau von Paris teilnehmend bei ihm ſaß und ihn bat, ſein Herz durch Sprechen zu erleichtern. Zuweilen blickte er ihr unverwandt lange in die Augen, ſeine eignen füllten ſich mit Tränen, und er drückte einen heißen Kuß auf ihren Arm.

Sein Weſen war für dieſe Dame eine Miſchung von erſchreckender und von anziehender Melancholie, erſchreckend, weil ihr ein ſtiller, von weitem drohender Wahnſinn darin

eingeſchloſſen zu ſein ſchien, anziehend, weil eine ſchwärmeriſche Anhänglichkeit auch auf die leichtſinnigſte Frau einen Zauber ausübt. Ein Franzoſe kann niemals ſo empfinden, kann ſich niemals ſo gebärden, und von einem ſolchen Menſchen umarmt und geliebt zu werden, muß ja eine wunderbare Wonne ſein! dachte ſie halblaut, und ließ ihre Augen ungewöhnlich nachdenklich ruhn auf den ſchönen, jetzt ſoviel Traurigkeit ausdrückenden Geſichtszügen Antons, der ihren ſchönen Arm betrachtete, als ſtünden auf ihm alle Geheimniſſe ſeines Lebens verzeichnet.

Das menſchliche Herz gleicht auch einem Inſtrumente; wird es vollſtändig auf eine neue Tonart geſtimmt, ſo verlieren die alten Melodien ihre Anziehungskraft. Dies ſtand vielleicht in jener Nacht dem Grafen Anton bevor, wenn ſeine Einſamkeit mit der ſchönen Marquiſe nicht geſtört wurde. Aber die Störung bedrohte ihn. Denn auch der Chevalier von Milhe und Jeanne hatten nach jener Szene den Ball verlaſſen, und der Regent hatte weder die eine noch die andre Maske, von denen ihm jede für ſeine kokette Marquiſe galt, wiederfinden können, ja einer der Spione hatte am Ende ſchüchtern mitzuteilen gewagt, die geſuchte Maske habe mit einem Kreuzritter ſchon vor einer Viertelſtunde das Opernhaus verlaſſen. — Man braucht nicht zur Eiferſucht geneigt zu ſein, um dabei eiferſüchtig zu werden! Dieſer belgiſche Graf konnte auch die Langmut des Regenten erſchüttern, und mit ungewöhnlicher Haſt eilte dieſer nach dem Hotel Parabère, mit ungewöhnlicher Reizbarkeit nahm er den Bericht der Domeſtiken auf, die Frau Marquiſe empfange niemand mehr.

Wie billig und liebenswürdig man ſeinem Herzen nach ſein möge, man bleibt nicht unberührt von dem Einfluſſe, an der Spitze einer Staatsgeſellſchaft all ſeinen Willen ohne weiteres in Tat verwandelt zu ſehen. Man gewöhnt ſich an ein Zucken der Augenbrauen, an ein ſchwertſcharfes Zucken

der Hand, vor welchen jedermann weicht, und denen die beſtgeſchulten Diener aus dem Wege gehen. So gelangte der Regent ohne Aufenthalt in das Zimmer der Marquiſe, und ſtand vor ihr und dem über ihren Arm gebeugten Anton wie ein unerwartetes Wetter.

Die Marquiſe war ſtolz genug, um nicht auffallend zu erſchrecken und um unbeweglich ihren Platz zu behalten; Graf Anton blieb ebenfalls ſitzen, und ſah ruhigen, faſt zerſtreuten Ausdrucks dem Regenten in das zornesrote Antlitz.

„Kennen Sie mich?“ fragte dieſer.

„Ich habe offiziell nicht die Ehre,“ erwiderte gelaſſen der Graf Anton.

„Entfernen Sie ſich!“

„Entfernen wir uns! wäre die richtigere Ausdrucksweiſe eines alten Edelmannes.“

„Sie irren ſich, meine Herrn,“ ſprach die Marquiſe aufſtehend, „es iſt an mir, mich zu entfernen, da mein Hausrecht nicht geachtet wird.“

Und ſie ſchritt, da ſich Anton nun auch erhoben hatte, zwiſchen beiden Männern hindurch, und verließ das Zimmer. Anton geleitete ſie bis an die Tür, machte ihr eine tiefe Verbeugung, als ſie durch dieſelbe hinausſchritt, ging dann nach der entgegengeſetzten Ausgangstür, machte dem Regenten eine leichte Verbeugung und verließ ebenfalls das Gemach, ruhigen Schrittes durch die Vorzimmer nach dem Hofe des Hotels hinabgehend. Ehe er bis an den Torweg kam, überholte ihn der raſcher ſchreitende Regent. Dieſer eilte ſtumm an ihm vorüber und ſtieg in die harrende Karoſſe. Es zeigte ſich keine weitere Begleitung, und auch die Livree des Kutſchers und der Diener war nicht die rote des Hauſes Orleans. Nur ein einzelner Mann, eng in einen Mantel gehüllt, war neben ihm, als das Tor ſich hinter ihm geſchloſſen hatte, und Anton wußte nicht, ob dieſer Mann ebenfalls aus dem Hotel gekommen ſei, oder ſich erſt von

außen zu ihm gefunden habe. Es war allgemein bekannt, daß der Regent ſeinen nächtlichen Abenteuern oft ganz allein und ohne die geringſte Begleitung nachginge.

Der Wagen Antons harrte ſeiner am Opernhauſe, und der ſorgloſe Graf ließ ihn, da ſeine Wohnung näher am Hotel Parabère war als das Opernhaus, natürlich warten, und ſchlug zu Fuße den Weg nach ſeiner Wohnung ein. Der Mann im Mantel hielt ſich immer dicht zu ihm, und da Paris damals von abenteuerlichem Geſindel wimmelte, ſo lag der Gedanke nahe, es könne auf einen räuberiſchen Überfall abgeſehen ſein. Der Regent war auch ſchon auf dem Balle vom Grafen beleidigt worden — war dieſer hochgewachſene dunkle Begleiter vielleicht ſchon ein ſtrafender Agent des beleidigten Herrſchers, der ihn durch einen guten Degenſtoß am Ufer der Seine züchtigen ſollte. Anton war zuerſt ſorglos, kam aber doch auf ſolche Gedanken, als der Mann im Mantel fortwährend hinter ihm blieb und auch auf den Kai mit ihm heraustrat. Hier zog denn alſo Anton ſtill ſein Kreuzritterſchwert aus der Scheide, wendete ſich raſch, hielt es dem Fremden entgegen, und rief ihm zu, ſich einen andern Weg zu ſuchen. — Der Fremde ſchien nicht blöde zu ſein, ſondern trat nur einen Schritt zurück, und zeigte in der Dunkelheit ebenfalls einen entgegenblitzenden Degen. Dazu ſprach er die Worte: „Der Weg iſt mein wie Euer, aber ich freue mich, durch Eure Ungeduld eine Bekanntſchaft zu machen.“

Dabei ſenkte er ſeinen Degen und trat zur Seite neben Anton, ſoweit deſſen fortwährend vorgehaltener Degen es geſtattete. „Bemüht Euern Arm nicht weiter,“ ſetzte der Fremde hinzu, „ich bin weder Räuber noch Feind, und der Regent läßt nicht leicht jemand töten, am wenigſten aus Eiferſucht“

Graf Anton erkannte dieſen Fremden, der ſo wohl unterrichtet zu ſein ſchien, auch dann nicht, als der volle

Schein einer Laterne auf das Antlitz desſelben fiel, denn der Mann trug eine Larve vor dem Geſicht. Und dem Manne war es wirklich nur darum zu tun, Antons Bekanntſchaft zu machen. Es war niemand anders als Law. Tags nach Heimkunft ſeiner Tochter hatte er aus Renards Reiſebericht erfahren, was Jeanne und ihm auf einem Schloſſe an der Maas begegnet ſei. Dies hatte der erfahrene und ſein Kind aufmerkſam beobachtende Vater ſogleich zuſammengebracht mit Jeannes wunderlicher und unklarer Abneigung vor einer Ehe mit dem Chevalier. Obgleich nun Renard kein Wort davon erwähnte, daß er jenem wilden Grafen in Paris begegnet ſei, ſo kam dem aufmerkſamen Law doch bald eine Beſtätigung ſeines Verdachts, daß Jeanne jener ſchwarze Graf im Sinne liege. Er entdeckte nämlich als ein Mann, der ſein Hausweſen ſehr genau zu beaufſichtigen pflegte, Jeannes Anſtalten zur Abſendung eines Boten nach Niederland. Der Bote ward ausgefragt, und übrigens in ſeinem Abgange nicht gehindert; denn um der geliebten Tochter willen intereſſierte es den Vater, für jeden möglichen Fall genaue Kunde von dem jungen Manne zu haben, welcher für Jeanne eine ſo plötzliche Neigung gezeigt, und für welchen Jeanne ſelbſt eine gewiſſe Teilnahme zu hegen ſchien. Dies alles hatte indes vorderhand nichts Aufregendes in ſich gehabt, und Law hatte ihm keine lebhafte Aufmerkſamkeit zugewendet, da Jeanne ſich zur Verlobung entſchloſſen hatte. — Seine Hauptſorge, die Sorge um und für den Regenten war immer im Vordergrunde geblieben und hatte ihn denn an dieſem Abende auch auf den Maskenball geführt. Er wollte nicht nur ein Zuſammentreffen ſeiner Tochter mit dem Regenten immer noch verhindern, ſondern er pflegte auch bei ſolcher Gelegenheit die aufmerkſamſte Schutzwache für den Regenten ſelbſt zu ſein, da dieſer nach dem Balle noch in der Stadt umherzuſchwärmen gewohnt war. Law war denn der lange Mann auf dem Balle, welcher ganz

wie der Regent in einen ſchwarzen Domino gehüllt war; er ſtand in der Nähe, als das erſte Zuſammentreffen neben der Marquiſe von Parabère ſtattgefunden hatte, und entdeckte nicht ohne Beſorgnis, daß dieſe wie Jeanne gekleidete Dame nicht ſeine Tochter ſei, entdeckte aber auch in den Äußerungen Antons und in dem Titel eines belgiſchen Grafen, den man ihm gab, daß hier ein Zuſammenhang mit Jeanne ſtattfinden könne. Das ward ihm unzweifelhaft, als er Anton im Nebenzimmer zu Füßen Jeannes erblickte — denn der herbeieilende unverlarvte Chevalier deutete ihm deutlich genug an, hier ſei Jeanne ſelbſt und keine Doppelgängerin. Er alſo war es geweſen, der Jeanne im entſtehenden Tumult fortgezogen hatte. Ehe aber der Chevalier ſich wieder zu ihnen fand, erfuhr Law in dieſer Aufregung ſeiner Tochter ein Geſtändnis derſelben, welches alle bisherige Pläne umſtürzte, und grenzenloſe Verlegenheiten heraufzubeſchwören ſchien. „Er iſt es! Er iſt es!“ flüſterte ihm Jeanne zitternd zu, „er iſt es, Vater! Nun kann ich um keinen Preis der Welt den Chevalier heiraten!“

Dies Geſtändnis hatte ihn genötigt, um nur jeder voreiligen Szene zwiſchen den Verlobten auszubeugen, den herzukommenden Chevalier für dieſen Abend bei Jeanne zu verabſchieden und ſein Kind ſelbſt nach Hauſe zu bringen. Der Chevalier mußte ſich mit der Nachricht beſcheiden, Jeanne ſei vom Schreck über die heftige Szene mit dem Fremden unwohl, der Vater ließ im vollen Roſſeslaufe fahren, tat keine weitere Frage an Jeanne und kehrte ebenſo ſchnell nach dem Opernhauſe zurück, vor dem er eben ankam, als der Regent, deſſen wappenloſer Wagen und ſchlicht gekleidete Bedienung ihm wohlbekannt waren, in die Karoſſe ſtieg. Er folgte mit der ſeinigen auf der Stelle, erfuhr zu ſeinem Schrecken vom Portier, der ſeinem Golde redſelig war, daß der belgiſche Graf bei der Marquiſe ſei, und wollte eben zum Schutze des Regenten hinaufſtürmen, als dieſer

ſchon zurückkam. Law ſtellte ſich in den Schatten einer Wandecke, und folgte dann dem langſam, alſo friedlich hinauswandelnden Grafen, den er jetzt nach vielen Seiten hin auskundſchaften mußte.

Anton war wohl ein wenig überraſcht, den nächtlichen Begleiter ſo unterrichtet zu ſehen über ſein nagelneues Verhältnis zum Regenten, aber er war zu ſtolz, um beſonders neugierig zu ſein, und führte das Geſpräch nicht fort. Law mußte ſich entſchließen, da des Grafen Wohnung bei jedem Schritte erreicht ſein konnte, eine mißliche aber für Anton wahrſcheinlich wohlklingende Saite anzuſchlagen. Er fragte den Grafen alſo unmittelbar, ob er über das täuſchende Spiel ſeiner Damen im Reitkleide aufgeklärt worden ſei?

„Der Damen? Ich kenne nur eine.“

„Nein, Herr Graf. Wenn die Marquiſe von Parabère die falſche war, ſo muß es doch eine richtige geben.“

„Das wohl, aber nicht in Paris.“

„Ich meine, nicht nur in Paris, ſondern auf dem Opernballe ſelbſt!“

„Was ſagſt du, Freund?“

„Ich bin nicht Ihr Freund, ſolange ich Ihren Charakter nicht von einer andern Seite kenne, als ich ihn bisher kennen gelernt habe. Wenn Sie ſo fortfahren gegen das Haupt dieſes Landes, ſo ſehen Sie in kurzem Paris und Ihr heimatliches Schloß an der Maas nicht wieder!“

„Sondern, mein kundiger Bürgersmann?“

„Sondern begnügen ſich für die Lebenszeit des Regenten mit der Baſtille.“

„Verſchwenden Sie nicht Drohungen des Herzogs von Orleans, der ſich unwürdig beträgt, und den ich verachte. Das ſind Nebenſachen für mich. Unterrichten Sie mich lieber, ob wirklich eine Doppelgängerin der Marquiſe von Parabère auf dem Balle war, und alſo in Paris exiſtiert. Iſt dem ſo, und iſt es die Dame, welche ich ſuche, ſo erweiſen Sie dem

Herzoge von Orleans einen weſentlichen Dienſt, denn der Herzog von Orleans hat vollſtändig Ruhe vor mir, wenn ich meine Dame finde."

„Was haben Sie vor mit dieſer Dame?"

„Naive Frage!"

„Die Dame iſt rein und unbefleckt wie eine Perle!"

„Wehe dem, der daran zweifelte! Mann, Sie kennen ſie wirklich?"

„Ich kenne ſie."

„Sie iſt in Paris?"

„Sie war wenigſtens heute nacht in Paris."

„Ich weiche nicht mehr von Ihrer Seite, bis Sie mich zu ihr geführt!"

„Das geſchieht nicht, bis ich weiß, ob Ihre Abſichten anſtändig und edel ſind."

„Schweigen Sie, Törichter, ich liebe die Dame!"

„Aber wenn ſie arm iſt?"

„Was kümmert mich Armut! Iſt Armut Schande?"

„Nein, aber ein Fehler. Und wenn ſie niedrig geboren iſt?"

„Das iſt ſie nicht. Der ſchönſte Adel ſtrahlt von ihr aus."

„Liebesphraſe. Edel ſein heißt nicht von Adel ſein. Wenn ſie nicht von Adel iſt?"

„So wird ſie durch mich von Adel."

„Sie wollen ſie heiraten?"

„Bei meinem Wappen, das will ich!"

„Und ihre Familie?"

„Ich bin meine Familie."

„Sie ſind nicht der älteſte Graf Horn!"

„Es gibt keinen älteſten Grafen Horn."

„Der Fürſt Horn iſt aber Ihr älteſter Bruder, und Sie ſind abhängig von ihm."

„Abhängig bin ich nur von meinem Herzen und meinem Degen. Führen Sie mich, ſtatt mich zu fragen."

„Die Familie der Dame iſt abhängig vom Regenten; Ihre feindliche Stellung gegen dieſen iſt ein Hindernis Ihrer Liebe.“

„Der Regent kennt meine Dame? Trachtet nach ihr?“

„Er kennt ſie nicht.“

„Führen Sie mich! Ich weiche nicht mehr von Ihrer Seite.“

Law war durchaus nicht geneigt, dieſem ſtürmiſchen Anſinnen Folge zu leiſten. Obwohl ihm die Äußerungen einer ernſthaften und anſtändigen Neigung für Jeanne angenehm waren, ſo erledigten ſie doch noch keineswegs all die Bedenklichkeiten, welche ſeinem Scharfblicke nur zu deutlich vor Augen ſtanden. Und dieſe Bedenklichkeiten entſtanden nicht bloß aus Rückſicht auf den Regenten, der eine Verbindung Laws mit dieſem unehrerbietigen Grafen Horn dem der Gunſt bedürftigen Law ſehr übelnehmen konnte. Law wußte, daß der Regent am Ende doch ein ſehr gutmütiger Herr ſei, welcher einer jeglichen groben Feindſchaft gern auswich, und wohl auch dieſem wilden Grafen verzeihen könne. Aber dieſer wilde Graf ſelbſt war für Law noch lange nicht aufgeklärt und ſicher genug. Law wußte ſehr gut, wie ſehr er ſelbſt dem hohen Adel verhaßt ſei, und er konnte vorausſehn, daß Graf Anton, auch wenn er zur Ehe mit einem unadligen Mädchen geneigt wäre, doch wahrſcheinlich die Tochter Laws verſchmähen würde. Darüber hätt' er vor allen Dingen gern Aufklärung gehabt! Und doch ſagte ihm ſein guter Verſtand, daß es töricht ſei, ſolche Aufklärung herauszufordern. Die leidenſchaftliche Liebe des Grafen werde vielleicht auch über dieſen ſchwierigen Punkt hinwegeilen, wenn ihm der Name Law zuerſt von den Lippen Jeannes entgegenkomme, der Graf werde ſich aber wahrſcheinlich entrüſtet und beleidigend äußern und für immer vermeſſen und verſchwören, wenn er von einem Unbekannten im voraus höre, ſeine Geliebte ſei die Tochter Laws.

Unentſchloſſen darüber, wie er es am geſchickteſten anzufangen habe, ging Law eine Zeitlang ſchweigend neben dem Grafen an der Seine hin.

„Sie erwarten doch nicht," begann er endlich, „daß ich Sie mitten in der Nacht zu einer Dame führe, auch wenn dieſe Dame noch in Paris wäre?"

„Iſt ſie nicht mehr in Paris, ſo rufen wir meinen Wagen, und iſt ſie in Paris, ſo führen Sie mich an die Schwelle ihres Hauſes, damit ich dort harre, bis der Tag ſie weckt!"

„Mein Herr Graf, die Äußerungen über Ihre Neigung ſind ſo würdig und tüchtig, daß ſie mir Anteil einflößen. Ich will Ihnen unter gewiſſen Umſtänden behilflich ſein, aber jetzt und heut noch nicht. Vielleicht ſchon heute abend. Es ſteht heute am zeitigen Vormittage eine wichtige Konferenz im Palais Royal über Finanzangelegenheiten bevor. Ich muß zu dieſem Ende noch vorher eine lange Unterredung mit Law führen — iſt dies alles beendigt, will ich dem Regenten Ihre Lage und gereizte Stimmung ſchildern und deſſen Nachſicht für Sie in Anſpruch nehmen."

„Was brauch' ich deſſen Nachſicht!"

„Er wird ſie nicht verweigern, ſobald er erfährt, daß Sie nicht die Marquiſe von Parabère, ſondern deren Doppelgängerin mit Ihrer Liebeserklärung gemeint haben. Er wird beſonders zur Verſöhnung geneigt ſein, wenn ihn die vielverſprechenden Angelegenheiten Laws in gute Laune verſetzt haben."

„Die vielverſprechenden Schwindeleien dieſes Abenteurers. Was hat meine Herzensangelegenheit mit dieſen gemeinen Verhältniſſen zu tun?"

„Mehr als Sie glauben. Dieſe Verhältniſſe, denen nur Ihre Unkenntnis ein ſo unrichtiges und beleidigendes Beiwort geben kann, umſpannen bereits tauſend Familienfragen Frankreichs, und auch Ihre Herzensangelegenheit hängt in

ſeinen Fäden damit zuſammen, ja kann nur zu Ihrem Vorteile erledigt werden, wenn Sie aufhören, dieſer neuen politiſchen Welt feindlich geſinnt zu ſein.“

„Warum nicht gar! Und der Ausdruck ‚neue politiſche Welt‘ iſt ein viel zu ſchmeichelhafter für dieſe unverſchämte Welt eines kaufmänniſchen Betruges. Ich kann nichts damit zu tun haben, ſolange ich Edelmann bin, und meine Liebe iſt die eines Edelmannes, welcher keinerlei Beziehungen haben mag mit ſolchen Nichtswürdigkeiten!“

„Mich dünkt aber, Sie haben ſchon damit zu tun!“

„Was, Mann?!“

„Ich habe erſt vorgeſtern das Lawſche Hauptbuch durchgeſehen, und unter den Renten ſovieler hohen Familien figurieren auch die Ihrigen darin.“

„Was?!“

„Sie ziehen alſo in der Stille den kaufmänniſchen Nutzen von dieſen ſogenannten Nichtswürdigkeiten und ſpielen öffentlich den Verächter derſelben!“

„Unverſchämter Lügner!“ rief der Graf und zog aufs neue ſein Schwert, um ihn abzuſtrafen. Aber Law war ein gewandter Fechter und im richtigen Augenblicke zur Verteidigung bereit. Die Angelegenheit war auch für ihn ſo hoffnungslos geworden, daß es ihm nicht mehr darauf ankam, den gröblichen Edelmann vom Leben zum Tode zu befördern. Der Kampf begann in einer engen Straße, die nicht viel mehr Licht dazu bot als das Leuchten der blanken Klingen und der Funken, welche ſie aneinander weckten. Es wäre unter ſolchen Umſtänden wohl ein lebensgefährlicher Ausgang eingetreten, hätte nicht die Nachtrunde der Polizeiſoldaten, welche in der engen Straße heraufkam, ihre Schritte beſchleunigt und die hitzig Fechtenden überraſcht, getrennt und feſtgehalten.

Law nannte dem Anführer der Runde leiſe ſeinen Namen, und als darauf der Feuerwächter ſeine Blendlaterne

enthüllt und Law vor das Antlitz gehalten hatte, erklärte der Anführer, er kenne den Herrn und überlaſſe demſelben die weitere Verantwortung vor dem Polizeileutnant. Darauf entfernte ſich Law ohne weitere Behinderung und ohne ſich weiter um den von Bajonetten eingeſchloſſenen Grafen zu kümmern.

„Wer iſt der Mann?“ ſchrie dieſer dem Anführer der Runde entgegen.

„Wer ſind Sie ſelbſt?“ erwiderte dieſer.

„Graf von Horn und Overick. Befehlt Euren Leuten, zurückzutreten.“

Auch ihn ſchien der Anführer zu kennen, denn Graf Anton war in der Tat durch d'Argenſons Zutun der Polizei bekannt. Der Anführer ſchwankte einen Augenblick, ob er ihn als öffentlichen Ruheſtörer und Duellanten verhaften ſolle, aber das ſtolze Seigneurweſen desſelben, welches für die Polizei noch lange gebieteriſch war, vermochte ihn zu einer beſchwichtigenden Handbewegung gegen ſeine Leute. Die Bajonette hoben ſich, und ehe der Anführer mit ſeiner Runde weitere Maßregeln anordnen konnte, war Anton aus dem Kreiſe hinaus und vollen Laufes in der Verfolgung Laws begriffen. Die Runde ſetzte ihm zwar augenblicklich nach, hatte aber ſchon am Ende der Straße ſeine Spur verloren und ward im Horchen durch das Raſſeln der vom Opernball heimkehrenden Karoſſen gehindert.

Anton ſelbſt war glücklicher in ſeiner Verfolgung. Es war alles dies in dem Straßenviertel vorgefallen, welches zwiſchen dem Boulevard St. Denis und der Seine liegt. Sie waren vom Fluſſe nach der Rue St. Denis eingebogen, und in der Rue des écrivains waren ſie in Kampf geraten. Am Ausgange dieſer engen Straße hatte ſich Law links in die Rue des diamans gewendet, in deren Verlängerung, Rue de Quicampoix genannt, ſein Hotel lag. Auch Anton wandte ſich links, und bei dem weither ſchimmernden Scheine der

Pechpfannen vor dem Lawſchen Hotel ſah er ſeinen Mann nach dieſer Richtung zuſchreiten.

„Steh, Mann des Orleans!“ rief er hinter ihm her.

Law hörte es und überſah im Nu, wohin dieſe neue Begegnung führen könne. In ſein Hotel durfte er nicht treten, ſonſt verriet er dem Grafen, wo er und die Spur der Dame zu finden ſei. Mit Jeanne aber wollte er ihn, nachdem er an der unvertilgbaren Feindſchaft dieſes Edelmanns nicht mehr zweifeln durfte, niemals in irgend einen Verkehr treten ſehen. Es tat dem Vater weh, des Kindes Neigung mit Füßen treten zu müſſen, aber er war durch ein abenteuerliches Leben an verwegene und durchgreifende Entſchlüſſe gewöhnt, und er entſchloß ſich in dieſem kritiſchen Momente ſchnell und ganz, dieſen heilloſen belgiſchen Grafen aus der Welt zu ſchaffen, wenigſtens aus der europäiſchen Welt. Die Gelegenheit zu dieſem Frevel war dicht *neben* ihm. Die Straße Quicampoix ward von der Diamantenſtraße durch eine Quergaſſe, namens Rue Aubry le boucher, getrennt, und an der Ecke dieſer Quergaſſe ſtand er eben. Das Eckhaus dieſer Gaſſe hatte er gemietet für den geheimnisvollen Betrieb ſeiner Kolonie am Miſſiſſippi, welche durch Errichtung einer Aktiengeſellſchaft erſt vor kurzem einen geſetzlichen Anſtrich erhalten hatte. In dieſem Eckhauſe hatte er nach Art der holländiſchen und engliſchen Matroſenpreſſung eine abſcheuliche Fanganſtalt anlegen laſſen.

Es handelte ſich nämlich darum, mit Güte oder Gewalt Koloniſten anzuwerben, die nach Louiſiana geſchickt werden könnten, und da ſich nicht genug Freiwillige meldeten, der Kredit der Miſſiſſippibank aber den Nachweis zahlreich abgeſandter Koloniſten brauchte, ſo fing man ihrer ſeit einigen Tagen in ziemlicher Menge. Dies geſchah folgendermaßen: Ein eiſernes Gitter ſchloß den Eingang zu einem ganz ſchmalen Hofe, welcher zu jenem Hauſe führte. Außer dem gewöhnlichen Klingelzuge war ein verborgener angebracht;

wurde an dieſem dreimal raſch hintereinander gezogen, ſo war dies das Signal, es nahe ein Opfer, und es ſei der Fangapparat vorzubereiten. Dieſer beſtand aus einer Falltür im Hausflure, welche für gewöhnlich unterhalb durch ſtarke Riegel feſtgehalten, nach ſolchem Signale aber von den Riegeln befreit wurde. Wer nun darauf trat, ſank in ein Kellergeſchoß, wurde von zwei darauf lauernden Kerlen ſogleich gefeſſelt und mit einem Koloniſtentransport nachts auf der Seine gen Havre geſchafft.

Dieſem Schickſale trat der heftige Graf Anton entgegen, als er aufs neue von Law verlangte, zu der Dame ſeines Herzens geführt zu ſein. „Ich weiche nicht mehr von Eurer Ferſe," ſetzte er hinzu, „bis Ihr mein Verlangen erfüllt habt."

„Dann ſchreibt es Euch zu und nicht meiner Abſicht, wenn Ihr in üble Hände geratet!" erwiderte Law, wendete ſich und zog dreimal an dem verborgenen Klingelknopfe. Das Gittertor, welches durch einen Drahtzug mit dem Innern des Hauſes in Verbindung ſtand, öffnete ſich nach einer Weile knarrend, und Law trat in den Vorhof, Anton folgte ihm. Sie ſchritten über den ſchmalen Hof und fanden einen Flügel der Haustür geöffnet. Der Hausflur war von einem Lämpchen ſpärlich und zwar ſo erhellt, daß der Schatten eines breiten Pfeilers die Falltür bedeckte. Sie beſtand übrigens äußerlich aus ebenſolchen Eichenbohlen, wie der ganze Fußboden des Flurs, und konnte auch am Tage keinen Verdacht erregen. Zur Rechten des Flurs, an dem Pfeiler befindlich, ließ ſie zur linken Seite für einen Mann hinreichenden feſten Boden zum Vorübergehen.

Als ſie eintraten, ſtellte Law ſeinen Degen an die Wand und forderte Anton auf, desgleichen zu tun, denn die Sitte des Hauſes geſtatte nicht, bewaffnet einzutreten.

„Ein Edelmann verläßt niemals ſeine Waffen," entgegnete Anton.

„Dann kann der Edelmann dies Haus nicht betreten!"

„Geht voraus!“

„Ziemt es einem Edelmann, befehleriſch gegen jemand aufzutreten, der ſich freiwillig ſeiner Waffe begibt! — Kehrt um oder fügt Euch der unerläßlichen Sitte dieſes Hauſes!“

Anton empfand die Richtigkeit dieſer Logik und empfand doch auch eine entſchiedene Scheu, ſich wehrlos dieſem Manne und einem finſtern, geheimnisvollen Hauſe anzuvertrauen. Er war auf dem Punkte umzukehren. Aber die Hoffnung, ſeine Geliebte endlich zu finden, und der Stolz, welcher um möglicher Gefahr willen nicht zurücktreten wollte, drängten ihn vorwärts. Er ſtand nur einen Moment unſchlüſſig, dann ſtellte er haſtig ſein Schwert an die Wand, rief „Vorwärts!“ und ſchritt in den Flur hinein.

Law war gleich beim Eintritte darauf bedacht geweſen, daß er dem Grafen zur Linken bliebe. Das eilige Vorwärtsſchreiten Antons machte aber ſelbſt dieſe Vorſicht überflüſſig; Anton war auf der Falltür, ehe Law wieder an ſeiner Seite war, und die Falltür verſchlang den unvorſichtigen jungen Mann lautlos und blitzgeſchwind.

Law blieb vor der Öffnung ſtehen und horchte aufmerkſam auf das Gepolter, welches unten entſtand. Es dauerte nicht lang, denn die Falltür war ſo eingerichtet, daß ſie weiter unten ihre horizontale Lage in eine geneigte verwandelte, und daß ſolchergeſtalt das Schlachtopfer ſeinen Henkern entgegenfiel. Es verging keine Minute, ſo war die Tür wieder oben, und als Law gleich darauf die inneren Riegel vorſchieben hörte, ſo ging er getroſt über die trügeriſche Brücke hinweg, um in dem nächtlichen Bureau des Koloniſtentransports Anweiſungen zu erteilen in betreff des neuen Ankömmlings.

Dies Bureau war ein gewölbtes, langes Zimmer mit einem großen Bogenfenſter, welches nach der Straße Quicampoix hinausführte und eng mit Eiſenſtäben vergittert war. In einem Schreibekäfig, wie er heutigestags noch auf alten

Ratsſtuben gefunden wird, ſaß ein einzelner Mann, welcher durch das Holzgitterwerk des Käfigs nur deutlich ſichtbar wurde, ſobald er den Kopf bewegte. Dieſer Mann hatte von einem haarloſen Scheitel die Perücke abgehoben und war tief in Rechnungen verſenkt. Eine Adlernaſe, ſtechende graue Augen, eine gelbe, trockne Geſichtshaut, ein mit Grau untermiſchter ſchwarzer Bart, der Mund und Kinn verhüllte, gaben ihm ein ſtrenges Anſehen. Aber eigentlich mochte er nur furchtbar ſein, wo er ſich gefürchtet und ſicher wußte, und er war vielleicht ſelbſt furchtſam. Wenigſtens ſchrak er überaus zuſammen und klappte mit zitternder Hand das Rechnungsbuch zu, als er plötzlich Laws Stimme nahe bei ſich hörte. Es war jener Geſchäftsführer Laws, Renard, welcher Jeanne begleitet hatte. Er hörte mit unverkennbarer Angſt den Bericht, daß der Graf Horn unten eingefangen und für den nächſten Transport beſtimmt ſei, und unterbrach Law mit den Worten: „Das kann unſre Köpfe koſten, Miſter Law!“

„Haſenfuß! Unſre Köpfe hängen nicht an einem einzigen Faden, und wer erzählt denn, wo dieſer tolle Graf geblieben?“

„Der Mond oder die Sonne, Miſter! Nichts von Bedeutung bleibt verborgen!“

„Gewöhne dir den ‚Miſter‘ und die Angſt des Lombarden ab! Iſt Vorrat da für einen Transport zur nächſten Nacht?“

„Ja; aber morgen beginnt Mondſchein!“

„Sorge dafür, daß der freche Edelmann morgen mit hinabſchwimme nach dem Havre, und daß weder in Rouen noch im Havre jemand vom Lande ihn zu ſehen bekomme. Je ängſtlicher du biſt, deſto vorſichtiger wirſt du ſein. Mißglückte es doch, und gelänge es ihm, jemand von ſeinem Stande zu unterrichten, ſo heißt's, er ſei dem Narrenhauſe entſprungen, und wir brauchten am Miſſiſſippi auch einen

Tollen zur Unterhandlung mit wilden Nachbarſtämmen, bei denen jeder Geiſteskranke heilig gehalten würde. Baſta.“

Damit entfernte ſich Law. — Renard aber war in einer dem Anſcheine nach unbegreiflichen Beſtürzung. Er fürchtete den Grafen wie einen reißenden Löwen und fürchtete doch nicht bloß, daß dies reißende Geſchöpf jetzt unter ihm ſei und jeden Augenblick die Wächter erwürgen, die Türen ſprengen und zu ihm heraufdringen könne, ſondern er fürchtete auch, gegen dies Geſchöpf ſo was Entſetzliches wie ſolche Transportation unternehmen zu helfen. Über kurz oder lang werde dies unzähmbare Geſchöpf doch wieder da ſein und werde unbarmherzig all ſeine Henker zerfleiſchen. Die unſichere Lebensſtellung ſolch eines Wucherers, der jetzt in großes Spiel verflochten war, und der eingewohnte Reſpekt vor einem Seigneur hoher Stellung konnten wohl eine natürliche Antipathie zu ſolchen Ängſten ſteigern.

Und doch zog's ihn wie mit Krallen hinab in die Keller, um zu ſehen und zu befühlen, ob dies gefährliche Weſen auch feſt verwahrt ſei. „Was iſt feſt?!“ ſprach er klagend vor ſich hin, der gepeinigte Renard, der nach der Klingelſchnur griff, um Bericht zu hören über die Bewältigung des neuen Ankömmlings.

Dieſer Bericht ließ nichts zu wünſchen übrig. Die beiden Häſcher, welche unter der Falltür angeſtellt waren, hatten den neuen Ankömmling bei deſſen Herabfallen glücklich gefangen und raſch gefeſſelt. Sie ſetzten aber hinzu, es ſei ihnen angſt und bange bei dieſem vornehmen Herrn — denn ein ſolcher ſei er offenbar. Er habe ſich fürchterlich gewehrt und liege jetzt bewußtlos und in Zuckungen da, die Augen ſeien ihm weit aus dem Kopfe herausgetreten, und Schaum ſtehe vor ſeinem Munde. Er werde wahrſcheinlich vom Schlage gerührt werden, wenn man ihn nicht losbinde, und losbinden könne man ihn nicht, denn er ſei ſehr ſtark und würde ſie ſicherlich totſchlagen. Dieſer Fang ſei ein Un-

glück; er tauge nicht zum Transport, und da es ihm jedermann anſehe, daß er ein vornehmer Herr ſei, ſo würde er der Anſtalt große Gefahr bringen und ihnen, den beiden Häſchern, die allergrößte. Wie gut Herr Law ſie auch bezahle, und wie mächtig er auch ſei, entſchädigen und ſchützen werde er ſie doch nicht können, wenn dieſer gegen einen Seigneur verübte Frevel herauskäme.

Renard teilte all dieſe Beſorgniſſe und war aus lauter Beſorgnis und Furcht geneigt, das anſcheinend Gefährlichſte zu wagen; nämlich den Grafen zu befreien. Um alles in der Welt wollte er dieſen gefährlichen, ihm entſetzlichen Grafen aus ſeiner Nähe und aus allem Verkehr mit ſeinem Lebenskreiſe entfernt wiſſen. Der Aberglaube flüſterte ihm zu: „Wenn dies geſetzwidrige Treiben einmal zur Verantwortung kommt oder wenn dieſer Mann, dein böſer Dämon, dich einmal bei der Gurgel faßt, ſo kann dich das Geſtändnis retten, du habeſt ihn aus ſeiner größten Not befreit.“

Die Häſcher, ebenfalls von einem böſen Gewiſſen gepeinigt, dachten ebenfalls für den unglücklichen Fall einer Entdeckung auf eine Milderung der Strafe, welche ihnen die für einen Seigneur dargetane Rückſicht bewirken könne, und ſo war eine Vereinigung zwiſchen ihnen und Renard leicht bewerkſtelligt. Das perſönliche Attentat gegen einen Nichtedelmann war damaliger Zeit noch von keinem großen Belang, und ſo war dieſe Schurkenlogik, daß ihnen um Befreiung eines Seigneurs der Fang hundert armer Teufel verziehen werden könne, ganz in der Ordnung. Es blieb nur die unverfängliche Art der Befreiung und ein wahrſcheinlicher Vorwand gegen Herrn Law zu erwägen. Letzterer ſchien nicht ſo ſchwierig zu ſein, da der gefangene Seigneur noch nicht aus dem Fallkeller herausgekommen, und ſomit deſſen Anweſenheit den übrigen Gefangenen und Wächtern noch unbekannt ſei. Man konnte alſo getroſt Herrn Law erzählen, der Fremde habe nicht überwältigt werden können,

ſondern habe die beiden Häſcher halb totgeſchlagen. Sie ſeien einer nach dem andern bewußtlos niedergeſtürzt, und als ſie erſt gegen Morgen wieder zu ſich gekommen, ſei der Fremde verſchwunden geweſen, offenbar auf dem Wege der Falltür, deren Riegel er zurückgeſchoben, und deren Mechanismus er entdeckt habe. Man könne noch von großem Glück ſagen, daß niemand zu ihnen herabgeſtürzt ſei, denn die Falltür ſei ſolchergeſtalt bis an den Morgen unverwahrt geblieben. Wie er durch das Hofgitter gekommen ſei, bliebe freilich unbegreiflich, da deſſen Aufzug des Nachts auch nur vom Fallkeller ausgehe — entweder ſei während des Kampfes unverſehens an die Feder geſchlagen worden oder der fürchterliche Fremde habe auch dieſe Vorrichtung zum Aufzuge entdeckt. Die kleine, in der Blende verſteckte Lampe wenigſtens habe er zweifelsohne zum Herumſuchen benutzt, denn ſie habe ſich des Morgens oben im Hausflure gefunden.

Dies wurde die Übereinkunft gegen Law. Dieſer konnte auch nicht eben mit leichter Mühe ſtrafen, denn er war Urheber dieſes ſo geſetzloſen Preßſyſtems; ja außer der Unwahrſcheinlichkeit einer ſolchen Flucht konnte er gar keinen Grund des Mißtrauens haben.

Die Fortſchaffung des Grafen ſelbſt war einfach und leicht zu bewerkſtelligen. Er war bewußtlos, und die beiden Häſcher fanden nicht den geringſten Widerſtand, als ſie ihn aus dem Hauſe und Hofe hinaustrugen. Es war noch finſter, als dies geſchah, und ſie trugen ihn größerer Sicherheit wegen bis an den Pont neuf hinab, löſten ihm dort die Bande und lehnten ihn an die Mauer. Renard ſetzte voraus, er werde durchaus nicht wiſſen, in welcher Gegend der Stadt oder wenigſtens nicht in welcher Straße ihm der Unfall begegnet ſei, da er Paris ſo gut wie gar nicht kenne. Wahrſcheinlich werde er ſich nach ſo völliger Bewußtloſigkeit gar nicht genau der Vorgänge erinnern, welche ihm in dieſer Nacht begegnet, und aus ſeiner verworrenen Darſtellung werde

kein Menſch einen richtigen Verdacht ſchöpfen können. Daß ihm Law perſönlich unbekannt ſei, wußte Renard, und in dieſer Nacht hatte Law ſeinem Berichte nach ſtets die Larve getragen. Es ſtand alſo auch von dieſer Seite keine Entdeckung zu beſorgen, da der Graf in keinerlei geſelliger Verbindung mit Law war, niemals und nirgends mit ihm zuſammentraf, alſo auch durch Geſtalt und Stimme nicht auf einen Verdacht geleitet werden konnte.

Dennoch betrachtete Renard den bewußtlos an der Brückenmauer lehnenden Grafen mit Angſt und Schauer. Er tat dies aus der Ferne, denn es ſchauerte ihn auch, dem halbtoten jungen Manne nahezutreten. Er war den Häſchern, die ihn getragen, nur von weitem gefolgt, hatte ſie heimgeſendet und war auch im Begriff geweſen, ſich nach Hauſe zu begeben. Die magiſche Qual, welche für ihn von dieſem Grafen ausging, hatte ihn aber noch einmal zum Umſehen veranlaßt. Bewegte ſich nicht der Graf? Nein. „Es wäre ganz gut, wenn er auf dieſe Weiſe in der kalten Nachtluft völlig des Todes würde! Dann wärſt du ihn los! Faſſe dir ein Herz und ſtürze ihn über die Mauerlehne, dann verſchlingt ihn der Fluß, und es kräht kein Hahn danach!“

So ſprach Renard und kehrte um. Aber er fühlte in ſich, daß es ihm unmöglich ſei, dieſen Körper anzufaſſen, und am Ende ſchlüge der Graf eben die Augen auf, wenn er hinzutrete — fort, fort!

Und ſo eilte Renard von dannen, haſtig, als ob ihn der Blick des Grafen wie ein Pfeil verfolge.

Law war in der Nacht mit den Schwertern, die er aus dem Hausflur an ſich genommen, ſorgenlos zu Hauſe angelangt und hatte einen ſorgenloſen Schlaf gefunden. Er hatte in wildbewegtem Leben die Ruhe homeriſcher Helden ſich angeeignet, Abgetanes ſpurlos, freud- und reuelos hinter

ſich zu laſſen. Die Welt war ihm ein Kampf auf Leben und Tod: wo ihm ein großer oder kleiner Feind als unzweifelhafter Feind entgegentrat, da trachtete er nach dem völligen Verderben desſelben, und zwar mit eben der Sicherheit, wie man auf Unterdrückung einer Krankheit ausgeht. Mitleid oder irgend eine Sentimentalität mit dem erliegenden Gegner war ihm ebenſo fremd wie dem Krieger, der die feindlichen Reihen niederwirft, unbekümmert um Wunden und Schmerz derſelben. Er hätte gern dieſen Grafen für ſein Kind gewonnen, weil er in Jeannes Ausruf mit Schauer erkannt hatte, es kauere hier die Leidenſchaft eines ganzen Lebens auf dem Grunde der Seele. Aber der Graf hatte ihm ebenſo deutlich enthüllt, daß zwiſchen ihm und Laws Kinde eine wohltätige Gemeinſchaft nicht möglich ſei. So hatte denn Law ſeiner Natur nach den ſicheren Feind auf den Tod bekämpft, und beim Erwachen am nächſten Morgen zögerte er auch keinen Augenblick, ſich einen neuen ſicheren Feind zu erregen. Nicht um einen Feind zu haben, ſondern um aus einem vergifteten Verhältniſſe alles Gift auf eine Perſon zuſammenzudrängen und Haus und Kind vor Siechtum zu bewahren. Der neue Feind mußte von Milhe werden, es gab da für Law keine Wahl. Er ſchrieb ihm unumwunden, die Verlobung mit Jeanne müſſe als aufgelöſt betrachtet werden. Der Chevalier ſolle nicht nach weiteren Gründen forſchen — der eine Grund möge ihm genügen, daß dieſe Auflöſung auf Jeannes ausdrückliches Verlangen ſtattfinde. Er, der Chevalier ſelbſt, habe nicht die geringſte Veranlaſſung zu dieſem Bruche gegeben, und Law bedaure ſchmerzlich, daß er dieſen Bruch durchaus nicht vermeiden könne.

Als dieſer Brief abgeſendet war, ging Law zu Jeanne und teilte ihr mit, daß er in betreff des Chevaliers ihren Wünſchen gewillfahrt habe. „In betreff des Kreuzritters,“ ſetzte er hinzu, „den du auf dem Balle geſehen —“

„Des Grafen Horn —“

„Ah, dein Bote iſt zurück? — In betreff des Grafen alſo, den du wieder geſehen, bitte ich dich, einen herzhaften Entſchluß der Entſagung zu faſſen. Er iſt bis zu kindiſcher Tollheit Grandſeigneur und würde nie dein Gatte werden, auch wenn er noch lebte.“

„Um Gottes willen, Vater, er lebt nicht mehr?!“

„Ich erfahre eben, daß er dieſe Nacht bei einem Streite, zu dem ihn ſein verbranntes Blut getrieben, ums Leben gekommen iſt.“

„O, mein Gott!“

„Weine, laß es den Schmerz deines Lebens ſein. Mit dem großen Schmerze eines Mädchenherzens iſt Lebensglück nicht unvereinbar — aber ſprich nie davon, verrate nie, daß du dieſen Mann gekannt, es ſoll unwürdig hergegangen ſein bei dem Untergange dieſes zügelloſen Menſchen, und die Behörden wollen, daß ſein Gedächtnis ſpurlos verſchwinde!“

Als dies geſprochen wurde, erwachte Graf Anton eben aus ſeiner Betäubung und ſah ſich um. Die Marktleute, welche am frühen Morgen über den Pont neuf gekommen waren, hatten ihn erſtarrt auf dem Pflaſter gefunden, und eine mitleidige Bäuerin hatte ihn auf ihren Gemüſewagen heben laſſen, um ihn im Vorüberfahren auf einer Wachtſtube oder in einem Hoſpitale ins Trockene zu bringen. Denn es regnete ſeit der Morgendämmerung in Strömen. Die gute Frau fand aber bis zu ihrem Marché des Innocents keine ſchickliche Gelegenheit und fragte dort die junge Bäckersfrau an der Ecke, was ſie wohl mit dem armen bunten Herrn anfangen ſolle? „Heiliger Euſtachius!“ rief dieſe, als ſie herangetreten war und auf das Antlitz des Grafen geſchaut hatte, „das iſt ja der ſchöne belgiſche Graf! Und der iſt tot!“ „Nein,“ ſagte die Bauerfrau, „er hat ſich gerüttelt, als der Wagen durch den Rinnſtein dort gepoltert war! Wenn Ihr ihn aber kennt, ſo bringt ihn unter!“ „Ich

kenne ihn weiter nicht, aber da drüben wohnt ein junger Edelmann, der wird ihn kennen, und deſſen Dienerſchaft will ich's melden!"

Dies war die Dienerſchaft des Chevaliers von Milhe; ſie kannte den Grafen und weckte den Chevalier. Dieſer ließ anſpannen, und ſo war Anton in ſeine Wohnung am Theatinerkai gebracht, von einem herbeigerufenen Arzte behandelt und gepflegt worden und erwachte jetzt mitten unter Bekannten und Standesgenoſſen, denn der Chevalier hatte den Unfall raſch dem Herzog von Havré, dem Herrn von Créquy und noch einigen der hohen Ariſtokratie mitteilen laſſen, die er dem Grafen ſehr zugetan wußte. Sie ſaßen jetzt in Antons Zimmer und blickten teilnehmend und neugierig auf den Erwachenden.

Die Hauptfrage war, ob er ſich deſſen, was ihm begegnet ſei, erinnere. Er erinnerte ſich des ganzen Hergangs bis zu dem Sturze in die Tiefe, nach welchem er angefallen und niedergeſchlagen worden ſei. Alle fragten, ob er die Gegend wiederfinden könne, in welcher das Haus liegen müſſe — er ſelbſt ſei am Pont neuf gefunden worden!

Schwerlich; aber in jenem Stadtteile, rechts von der Seine, müſſe es geweſen ſein.

„Das wird uns nichts helfen," entgegnete der Herzog von Havré, „jener Stadtteil iſt der bevölkertſte. Es wäre entſetzlich, wenn es von ihm ausginge!"

„Von wem?"

„Und daß man Sie mißhandelt und dann ausgeſetzt, nicht aber beraubt hat, ſpricht nur zu ſehr für dieſe unedelmänniſche Natur, die nicht einmal den Mut blutiger Rache beſitzt. Erinnern Sie ſich, Herr Graf, des roten Dominos, der Sie auf dem Balle warnte vor dem ſchwarzen Domino? Ich war's, und Ihr ſpäteres Schickſal wird die Strafe geweſen ſein, welche Ihnen der ſchwarze Domino zugedacht hat."

„Der Regent?!"

„Prüfen wir näher, ehe wir richten," bemerkte Herr von Créquy, „und laſſen wir den armen Grafen ſich erſt erholen und ſtärken!"

Die Seigneurs gingen, und es blieb nur von Milhe zurück, weil ihm ſein Diener eben Laws Brief übergeben hatte, und weil er dieſen Brief eilig leſen wollte. „Law weiß nun alles," rief er Anton zu, „vielleicht ſchreibt er mir ſchon eine Aufklärung Ihres Vorfalls!"

Wir wiſſen, welcher Art dieſe Aufklärung war. Sie verſetzte Milhe in leidenſchaftlichen Zorn, und der Zorn iſt ſchwatzhaft, Anton wurde alſo der erſte Mitwiſſer dieſer Abdankung des Bräutigams.

„Lieber Chevalier! Wer ſich mit niedrig trachtenden Leuten einläßt, der muß auf niedrigen Ausgang gefaßt ſein!"

„Einläßt! Einläßt! Die ganze Welt läßt ſich damit ein! Das Staatsoberhaupt wie der Grandſeigneur verkehrt mit Law, erholt ſich Rats bei ihm und läßt ſich Zinſen von ihm zahlen! Sie ſelbſt handeln in dieſem Punkte anders, als Sie ſprechen! Ihr Name ſteht im Lawſchen Bankbuche ſo gut und ſo deutlich wie einer!"

Anton war mit einem Sprunge von ſeinem Lager neben dem Chevalier. Wie ein Blitz fuhr es durch ſeinen Sinn, daß dieſe Anſchuldigung ihm zum zweiten Male entgegentrete, und daß der nächtliche Fremde ſie mit ebenſolcher Sicherheit ausgeſprochen habe. Er konnte alſo nicht mehr an der Richtigkeit zweifeln, und er brannte vor Verlangen, dieſen Betrug zu ſtrafen.

Sobald Milhe einſah, daß hierbei wirklich eine Täuſchung von ſeiten Laws zugrunde liegen müſſe, und daß hiermit Veranlaſſung geboten ſei zu einer gellenden Rache an dem Bankier, hörte er auf, dem körperlich noch erſchöpften Anton Ruhe anzuempfehlen und das Ausgehen abzuraten.

Die Diener konnten nicht eilig genug die Kleidung des Grafen und das Vorfahren der Karoſſe beſorgen — „mit

der Reitpeitſche will ich den frechen Händler züchtigen für Mißbrauch meines Namens!“ rief Anton und eilte mit dem Chevalier in den Wagen hinab. Als dieſer von der Diamantenſtraße nach der Straße Quicampoix über die Quergaſſe Aubry le boucher hinwegrollte, dämmerte dem herausblickenden Anton eine dunkle Erinnerung auf an dieſe Örtlichkeit, aber ehe er ſie zu einer Vorſtellung ſammeln konnte, hielten ſie im Hofe des Lawſchen Hotels an der Haustreppe.

Der Chevalier führte Anton nach dem Bankkontor hinauf, und zwar nach dem Zimmer, in welchem Law ſich aufzuhalten pflegte. Der Chevalier ſelbſt fühlte ſich arg gepeinigt: teils durch den Verluſt einer ſchönen Braut, die ihm hier bei jedem Schritte entgegentreten konnte; teils durch den Verluſt eines Vermögens, für welches er auch ſeinen kleinen Adel durch offene Bewerbung bloßgeſtellt hatte; teils durch ein Schamgefühl über eine ſo jäh ergriffene Rache, wie er ſie in dem wilden Grafen unmittelbar nach Empfang des Abſagebriefes in dies Haus führte. Er ſetzte ſich alſo vor — denn wir verſtecken immer eine Schwäche hinter einer andern — ſich gegen Law zu benehmen, als habe er deſſen Brief noch gar nicht erhalten.

Die unbefragten Diener verhinderten den Eintritt der beiden Herren in die ſonſt nicht öffentlichen Zimmer darum nicht, weil ſie dem Bräutigam des Fräuleins vom Hauſe nicht in den Weg treten mochten, obwohl es ihnen befremdlich ausſah, daß zwei Diener des Grafen mit großen Rohrſtöcken hinter ihm herſchritten.

Das Privatarbeitszimmer Laws war leer; aber links und rechts waren die Türen nur angelehnt. Die Tür links führte zu den Gemächern Jeannes, und Law war in der Tat zu ſeiner Tochter gegangen, um dem armen Kinde, dem er die Lebenshoffnung zerſtört hatte, Mut einzuſprechen. Die Tür rechter Hand führte zum heimlichen Arbeitszimmer

Renards. Dieſer ſaß dort hinter den großen Zahlenbüchern, nicht ahnend, daß ihm die Vergeltung der nächtlichen Tat ſo unerwartet nahetrete. Dorthin nämlich richteten die Seigneurs ihre Schritte, und ſie ſtanden dicht hinter ihm, ehe dieſer den Kopf wendete.

Als er den Grafen Horn, der noch viel bleicher als gewöhnlich ausſah, hinter ſich erblickte, und als deſſen erhobene Reitpeitſche auf das große Buch wies mit den Worten: „Schlage auf, und zeige die Seite, welche den Namen des Grafen Horn trägt!“ — da vergingen ihm die Sinne. Er überſah den natürlichen Zuſammenhang dieſer Nachfrage, und ſeine unnatürliche Furcht flüſterte ihm zu: „Jetzt ſpringt der Tod auf deine Schulter!“

Anton war gar nicht geneigt, eine artige Rückſicht auf Körperſchwäche zu nehmen: er riß den Stuhl ſamt dem darauf ſitzenden Renard dergeſtalt zur Seite, daß beide ſchwankten und dem Umſturze nahe waren. Dann trat er vor das aufgeſchlagene Bankbuch, und deutete dem Chevalier mit einer Pantomime an, die behauptete Stelle nachzuweiſen; von Milhe, in dieſem Buche ziemlich bewandert, tat es ſogleich, und als dem Grafen wirklich ſein Name entgegentrat, riß er die Folioſeite von oben bis unten heraus, unbekümmert darum, daß auf der Rückſeite ein andrer Name und andrer Poſten vernichtet würden. Renard, obwohl halb tot vor Schreck, zuckte zuſammen bei dieſer Ungebühr, welche ſtarken Geldverluſt mit ſich führen konnte, und zum erſten Male ermannte er ſich zu einer zornigen Wallung. Da ihn alſo ſelbigen Augenblicks Graf Horn fragte, wer den Namen Horn in dies Schandbuch geſchrieben, erwiderte Renard trotzig: „Herr Law!“

„Wo iſt er?“

„Dort drüben.“ — Und er wies nach der Tür, welche links vom Eintritte belegen war. Anton, das ausgeriſſene Folioblatt in der Hand haltend, ſchritt ſogleich nach dieſer

Seite hinüber. Der Chevalier, mit Renards Handſchrift wohl bekannt, blieb bei dieſem ſtehn, und ſagte mit halblauter Simme zu ihm: „Dieſe Lüge, Renard, kann Euch das Leben koſten, ſobald der Graf ihrer kundig wird.“

„Helfen Sie, daß er es nicht erfahre!“

„Wofür?“

„Für Ihre Schuldſcheine an Law!“

„Topp! Her damit! Ich werde ſie zahlen, aber wenn es mir gefällt.“

Während Renard die Schuldſcheine mit fliegender Hand ſuchte und dem Chevalier einhändigte, vernahmen ſie aus den anſtoßenden Gemächern den Ruf des Grafen: „Law! Law!“ und bald darauf einen heftigen, der Entfernung wegen aber unverſtändlichen Wortwechſel. Als der Chevalier hinzueilte und dem halb beſtürzten, halb zürnenden Law als ein höchſt unwillkommener Zeuge erſchien, ſah er, daß Anton ſoeben haſtig ein breites Schwert ergriff, welches in einem Winkel lehnte, und Law zurief: „Mein Herr, wie kommen Sie zu dieſem Schwerte?“

Law ſchwieg.

„Chevalier,“ fuhr Anton zu dieſem gewendet fort, „dies iſt mein Schwert von heute nacht! Was ſagen Sie, wenn ich hinzuſetze, daß Geſtalt und Stimme dieſes Mannes mir aus dieſer Nacht erinnerlich ſind —?“

„Es iſt dieſem Manne ohne Treu und Glauben wohl zuzutraun, daß er einen Seigneur räuberiſch anfalle!“

Die uns ſchon bekannte Röte ſchoß auf das blaſſe Antlitz des Grafen Anton, die ſchwarzen Augen drängten ſich glühend hervor, er hob das Kreuzritterſchwert, und Law, der verlegen und unbewaffnet dem heftigen Grafen gegenüberſtand, war zweifelsohne in Lebensgefahr. Da trat eine Dame zwiſchen die Schwertesſpitze und das Ziel derſelben. — „Heiliger Gott, ſie iſt es!“ ſchrie Anton, ließ das Schwert fallen, daß es ſchmetternd klirrte, und flog in die Arme der Dame,

welche ihm halb geöffnet zu ſein ſchienen, und welche ihn wenigſtens bald ebenſo lebhaft umſchloſſen, als er ſie an ſein Herz drückte.

Es war Jeanne, welche ihrem Vater gefolgt war, welche die Stimme des totgeglaubten Geliebten mit unſäglichem freudigen Schreck erkannt hatte, und welche ohne Rückſicht auf Streit und Schwert zu ihm getreten war.

Law wie Milhe ſahen grimmig einer rettenden Erſcheinung zu, welche den einen nicht minder bedrohte, als das vorher gezückte Schwert, und welche dem andern zeigte, daß er auch ohne Laws Zurückweiſung kein Liebesglück gehabt hätte. Die Liebenden achteten indes nicht im geringſten auf ihre Umgebung; es war endlich der Augenblick da, in welchem ſie Herz und Gedanken voreinander eröffnen konnten. Denn auch Jeanne war durch Trennung und Todesnachricht in ihrer Neigung ſo geſteigert worden, daß Renards Nachricht und alle ſonſtige Beſorgnis untergingen im Schimmer der geliebten Augen. Anton führte ſie in die tiefe Fenſterbrüſtung, um in hellerem Lichte ihres Anblicks genießen zu können, und dort erzählten ſie ſich ihre Eindrücke und Schickſale ſeit der erſten wunderbaren Bekanntſchaft mit all jener reißenden, unerſchöpflichen Schnelligkeit, welche Liebenden eigen iſt, und welche die ganze Welt umher vergeſſen kann.

Law gewann dadurch Zeit zur Faſſung. Eine Ausſöhnung war ihm unter allen Umſtänden das willkommenſte Ergebnis. Dieſe ſchien aber nach den Äußerungen Antons über Law unwahrſcheinlich, um ſo unwahrſcheinlicher, je gewaltſamer ſie herbeigeführt würde. Jedenfalls war es wünſchenswert, daß Jeanne nicht zugegen ſei bei ſolcher entſcheidenden Entwicklung. Der Vater konnte nicht wollen, daß ſie Dinge hörte, welche ihn herabſetzten, und er konnte nicht wollen, daß der heftige Seigneur einen gewaltſamen Entführungsverſuch mache, ſobald er die Herkunft Jeannes kennen lerne, und der Tochter eine Losſagung von unwürdigen

Eltern vorſchlagen könne. Law wollte für all dieſe Erklärungen allein ſein mit dem Grafen. Er nahm alſo den Chevalier bei der Hand und flüſterte ihm zu, daß er ihm eine wichtige Mitteilung zu machen habe, und daß der Chevalier ihm zu dem Ende ins Nebenzimmer folgen möge. Der Chevalier hätte kein Ohr dafür gehabt, wenn er nicht geglaubt hätte, Law wolle auf die abgelehnte Heirat ſeiner Tochter mit ihm, dem Chevalier zurückkommen, um ein Verhältnis Jeannes mit dem Grafen, welches bei den bekannten Geſinnungen dieſes Grafen keine Heirat zum Ziel haben könne, mit einem raſchen Streiche zu endigen. So ging Milhe mit Law nach der Seite hinaus, von welcher er vor kurzer Zeit mit dem Grafen eingetreten war, und folgte Law bis auf den Vorſaal. Dort ſagte ihm dieſer denn auch wirklich, die Leidenſchaft des Grafen Horn für Jeanne ſei die einzige Urſache geweſen, welche ihn zur Auflöſung der Verlobung zwiſchen Jeanne und ihm, dem Chevalier, veranlaßt habe. Es ſei nur zu hoffen geweſen, daß die Zeit und ſorgfältige Vermeidung eines Zuſammentreffens mit dem Grafen ſie beruhigen werde. Das ſei nun alles zerſtört, und es ſei wahrſcheinlich ein raſcher Entſchluß in kurzem notwendig. Jeanne nämlich müſſe vielleicht in den nächſten vierundzwanzig Stunden verheiratet werden, damit dem Grafen alle Hoffnung, aller Zugang abgeſchnitten werde. Der raſch erwählte Gemahl müſſe ſich indeſſen, wie Jeannes an den Tag gelegte Neigung nur zu deutlich zeige, zunächſt mit der formellen Heirat begnügen, und ihm, dem Vater, für die nächſte Zeit die junge Gattin inſoweit ganz überlaſſen, daß ſie der Pariſer Geſellſchaft ganz entzogen und in tröſtende Einſamkeit gebracht werde. Der Chevalier möge ſich erklären, ob er für den eintretenden Fall dieſer formelle Gemahl Jeannes werden wolle.

„Das will ich!“ erwiderte Milhe.

„Gut,“ ſprach Law, „ſo laſſen Sie mir jetzt freies Feld,

alles vorzubereiten. In wenig Stunden haben Sie Nachricht, und ich bitte Sie deshalb, ſich daheim zu halten.“

Unter dieſem Beſcheid war Milhe hinausgeſchoben, und die erſte Abſicht Laws erreicht. Es konnte wohl ſein, daß alles was er eben geſprochen in ſolcher oder ähnlicher Weiſe herbeigeführt werden müſſe, aber es konnte der Hergang auch ein ganz andrer ſein — jedenfalls war die Hauptſache, dem Grafen Horn dieſen Verbündeten zu entziehn.

Nun eilte Law zu ſeiner Gattin und führte dieſe von der inneren Gemächerſeite neben das Zimmer, in welchem Jeanne und Anton waren. Dort ſollte ſie nach Verlauf einer Minute Jeannes Namen zu wiederholten Malen und dringend rufen, denn Jeanne gerate in dringende Gefahr, wenn ſie ihr nicht ſogleich in die inneren Gemächer folge. Madame Law wußte durchaus nicht, was das zu bedeuten habe, war aber gewohnt, ihrem Gemahle blindlings zu folgen, und liebte zärtlich ihre Tochter.

Nach dieſen Vorbereitungen trat Law wieder in das Zimmer der Liebenden und ſchritt nach der Fenſterbrüſtung bis dicht zu ihnen. Hier ſprach er: „Graf Horn! Dieſe Dame iſt die Tochter Laws, iſt meine Tochter.“

„Die Tochter Laws!“ ſchrie Anton, indem er Jeannes Hände frei gab.

„Jeanne, Jeanne!“ rief jetzt die Stimme der Madame Law, und Law hatte richtig vorausgeſehen, daß Jeanne dieſer Stimme ſogleich Folge leiſten und der Graf in erſter Beſtürzung ihr nicht folgen würde. Sobald alſo Jeanne hinaus war, folgte ihr Law bis an die Tür, ſchloß dieſe und nahm den Schlüſſel zu ſich. — Graf Anton bemerkte es kaum, die Nachricht, welche nur ein Liebender ſo leidenſchaftlicher Art wie er nicht vorausſehen konnte, hatte ihn betäubt. Law trat wieder zu ihm und ſprach weiter:

„Wir müſſen uns verſtändigen, Herr Graf. Entſchiedene Feindſchaft liegt hinter uns, entſchiedene Freundſchaft kann

vor uns liegen. Sie haben zu wählen, ob die Vergangenheit fortgeſetzt oder vergeſſen ſein ſoll. Ihr Charakter bringt es mit ſich, und meine Stellung in der Welt, meine Stellung Ihrem Charakter gegenüber nötigt mich ebenfalls dazu, auf Tod und Leben Krieg zu führen, wenn eine Freundſchaft auf Tod und Leben nicht möglich iſt. Die Äußerungen, welche Sie in vergangener Nacht über Law ausſtießen, und die mir damals ſchon bekannte Liebe zwiſchen Ihnen und meiner Tochter nötigten mich zu einem Attentate, da Sie unter Verwünſchungen des Vaters zur Tochter desſelben dringen, meiner Tochter alſo ſich bemächtigen wollten außerhalb der kirchlich und bürgerlich geſetzlichen Form. Zu ſolcher Gewalttätigkeit bleibe ich fortwährend genötigt, wenn mein Kind nicht Gräfin Horn werden ſoll. Ich habe keinen andern Grund, Sie zum Eidam zu wünſchen als die Liebe meiner Tochter. Wollen Sie alſo nicht das dauernde Glück meines Kindes begründen, ſo hab' ich auch keinen Grund, zu zögern und zu ſchonen. Im Gegenteil! Iſt Ihnen meine Tochter nicht gut genug zur Gattin, ſo iſt doch auch kein Menſch auf der Welt, kein Fürſt und kein Graf gut genug zum bloßen Liebhaber für ſie, denn ich halte auf meine Familienehre ſtrenger, als die vornehmen Häuſer der Mortemar und ähnlicher in letzter Zeit getan. Im letzteren Falle werden Sie Jeanne nie wieder ſehen, und ſchonungsloſen Widerſtand von mir zu befahren haben."

„Das iſt brav von Ihnen," entgegnete Graf Horn in halber Zerſtreuung. „Sie ſind alſo doch wohl von Adel?!"

„Ich bin nicht von Adel; aber ich halte auf Adel meiner Familie. — Übereilen Sie einen Entſchluß nicht, der für unſer ganzes Leben beſtimmend iſt. Ich erwarte erſt in einigen Tagen Ihren Beſcheid, und muß mich jetzt bei Ihnen beurlauben, da mich Geſchäfte ins Palais Royal rufen."

In tiefes Sinnen verſenkt ſchritt Graf Horn hinaus, kaum ſeine eignen Diener bemerkend, die noch drohend im

Vorzimmer aufgepflanzt ſtanden, und die ihm nun mechaniſch folgten. Er ſchien im Innerſten verwandelt. Oder war er in einer Wandelung des Innerſten begriffen? Es iſt nicht zu beſchreiben, wie ſtarke, tiefe Wurzeln die ſo jählings erzeugte Neigung für Jeanne in ſeinem Herzen, in dieſem ſtarken, alles ſo tüchtig wollenden Herzen geſchlagen hatte, nicht zu beſchreiben, wie er jetzt nach endlichem, endlichem Wiederfinden, nach der erſten berauſchenden Umarmung nur in dieſer Liebe lebte! Und doch fühlte er, wie die andere Hälfte ſeines Weſens, die erzogene, zur andern Natur gewordene Hälfte gezückten Schwertes, furchtbar drohend in ihm ſich erhoben hatte, drohend dem leiſeſten Gedanken an eine öffentliche eheliche Gemeinſchaft mit der Tochter des Geldhändlers. Noch war die Liebe in überwiegender Kraft, es ſchaukelten ſich die Gegenſätze noch faſt behaglich in ihm, er fühlte den Hauch der Geliebten noch auf ſeinen halb geſchloſſenen Augenlidern, auf ſeiner leicht geröteten Wange, da er in ſeine Karoſſe ſteigen wollte. Als er ſeine Diener ſchelten hörte, als er ſich am Kleide gezogen fühlte, ſah er nicht ſtreng, wie er wohl ſonſt getan, rückwärts nach ſolcher Störnis, ſondern zerſtreut, ſanftmütig — Renard hatte dies gewagt. Vor einer Stunde noch hätte er ſich um keinen Preis zu ſolch verwegenem Schritte entſchloſſen. Er hätte den Tod vom bloßen Umblicken des Grafen gefürchtet. Aber auch ein Lebensintereſſe ſtand auf dem Spiele, und ein Inſtinkt, wie ſonſt ſeine Furcht vor dem Grafen, ſagte ihm jetzt, als er vom verſteckten Winkel aus den unglaublich veränderten Anton vorüberſchreiten ſah, in dieſem Augenblicke töte ihn dieſer junge Mann gewiß nicht. Jenes Lebensintereſſe Renards war das Geld, und dieſer entſetzliche Beſuch der zwei jungen Edelleute konnte wohl einen Kommis Laws ruinieren, wäre er noch reicher geweſen, als Renard. Die Summen, welche er für den Grafen Horn in Gold umgewandelt und ſich in der Bank wieder in Gold umgeſetzt

hatte, waren ſehr bedeutend. Wenn Law ſeiner Erzählung von dem Überfalle, von dem Eingriffe ins Bankbuch nicht unbedingten Glauben ſchenkte, wenn Law ihn zur Verantwortung zog, ſo konnte ihm dies ein lebensgefährlicher Schlag werden. Und Spießgeſellen trauen einander am wenigſten! Law hatte bei niemand geringern Kredit, als bei Renard, und Renard war überzeugt, es ginge ihm bei Law ebenſo. Nun hatte er aber genau geſehen, denn ſein entſetztes Auge war nicht von dem herausgeriſſenen Blatte gewichen, daß der Graf dies Blatt gräßlich zuſammengeknittert und in die Taſche des Kleides geſteckt hatte. Und dies Blatt Papier mußte er wieder haben, für dies Blatt Papier hätte er Löwenmut entwickelt. Blieb ihm doch der halbe Diebſtahl Milhes, das Entwenden der Schuldſcheine, außerdem noch gut zu machen übrig. Aber dies hatte er jetzt eben im Hausflur eiligſt Law mitteilen können, als er dem langſam ſchreitenden Grafen nachgeeilt und dem von der Abſchiedsverbeugung zurückkehrenden Law begegnet war, und Law hatte eine gleichgültige Handbewegung dazu gemacht! Nun galt es, die Hauptſache wiederzugewinnen. So bündig und ſo höflich zugleich als möglich ſchilderte er dem Grafen, welcher mit einem Fuße ſchon auf dem Wagentritte ſtand, ſeine unverſchuldet üble Lage, und bat flehentlich, der Herr Graf möge gnädigſt in die linke Taſche greifen, als in welche das für den Herrn Grafen wichtige und für ihn armen Mann hochwichtige Blatt Papier geſchoben worden ſei.

Der Graf hörte und hörte nicht. Es ſchien als wollte er mit der Hand nach der Taſche greifen, aber dieſe Hand hielt ſeinen Körper dadurch im Gleichgewichte, daß ſie in die Troddel im Innern der Karoſſe gefaßt hatte. Der Weg nach der Taſche ſchien alſo bloß deshalb zu unterbleiben, und der Graf fragte mit ſanfter Stimme: „Kennſt du Fräulein Jeanne?“

„Zu Befehl, gnädigſter Herr Graf.“

„Du magſt dir das Papier bei mir holen?“

Bei dieſen Worten ſtieg der Graf in den Wagen, und der den Tritt beſeitigende Diener ſtieß Renard zur Seite und rief dem Kutſcher ſein „Allez!“ zu.

Der arme Renard ſah mit Schmerz die Karoſſe davon eilen. Er wußte nur zu gut, wie mißlich jede Bewilligung, die nicht tatſächlich gleich gewährt wird, einzufordern, und gar von einem Seigneur einzufordern ſei, welcher Diener und Launen hat. — Zunächſt mußte jedenfalls Law von dem Attentate auf das Bankbuch unterrichtet werden.

Aber Law war nicht zu finden, und der Leibdiener desſelben verſicherte Renard, Herr Law ſei heute für niemand zu ſprechen, und wenn der Herr Regent ſelber käme.

Anton blieb den übrigen Teil des Tages einſam auf ſeinem Zimmer. Die Diener durften niemand zu ihm laſſen, es ſchien, als wollte er um jeden Preis allein ſeine Lage ergründen und den nötigen Entſchluß reiflich aus ſich erzeugen. Aber es dauerte lange, ehe er aus den Träumen heraus zum Sinnen kam, und das Sinnen ging immer wieder unter in Träumen, und wenn er endlich dies Träumen mit Heftigkeit verſcheuchte, ſo ſprang die aufgereizte Überlegung ins Grübeln um, und das Grübeln artete aus in Ungeduld und ſtillen Grimm. „Auf dieſem Wege liegt Wahnſinn!“ rief er, wenn auch nicht mit dieſen Worten, ſprang von ſeinem Sitz in die Höhe, bemerkte jetzt erſt, daß es dunkel geworden ſei, und ſchellte dem Diener. Dieſer wollte melden, daß der Herzog von Havré, der Chevalier und ſoeben eine Dame dageweſen ſei, welche ſich Madame Law genannt, und für den Herrn Grafen hinterlaſſen habe, um neun Uhr werde ihre Tochter das Haus der Eltern verlaſſen, um in eine unentdeckbare Verborgenheit gebracht zu werden. Wenn der Herr Graf dieſe Unentdeckbarkeit abwenden wolle, ſo möge

er um neun Uhr in der Straße Quicampoix ſich bereit halten, einer ſchmuckloſen Kutſche zu folgen.

Aber Graf Anton unterbrach den Diener bei den erſten Worten der Meldung, er wollte nichts von der Welt hören, er wollte ungeſtört die wichtige Lebensfrage in ſich allein löſen, und er befahl jetzt, ihm ein Pferd zu ſatteln und vorzuführen. Der Diener, ſeines Herrn Antipathie genau kennend, wagte noch weniger, ihm zu melden, daß heute wieder eine Zahlung in Banknoten eingegangen ſei. Er fürchtete, Graf Anton, welcher das Paket in ſeine Taſche ſchiebe, tue dies nicht in Zerſtreutheit, ſondern in der Abſicht, das widerwärtige Geld um jeden Preis ſogleich einzuwechſeln.

So ritt Anton in die Nacht hinaus mit ſeinen ſchmerzlichen Gedanken. Er glaubte, daß die ſchwüle Zimmerluft ihm die freie Entſcheidung erſchwere, ach eine Entſcheidung, welche entweder ſeine geſchichtliche Welt oder ſeine Liebeswelt töten mußte. Der ſtärkſte Menſch glaubt ungern daran, daß jede Wahl einen Totſchlag heiſche, und daß ihre Schwierigkeit eben darin beſtehe, ſich für dies oder jenes Todesopfer zu entſcheiden; der ſtärkſte Menſch glaubt lange Zeit, es ließe ſich eine Vermittlung finden zwiſchen Tod und Leben.

Durch den Chevalier kam unterdeſſen dieſe Angelegenheit in den Mund der Leute. Er hatte lange vergeblich darauf gewartet, in Laws Hotel zurückgerufen zu werden, er hatte ſich bald nicht mehr verhehlt, daß er von Law wohl nur trügeriſch fortgeſchickt ſein könne, er hatte endlich ein Billett Laws mit dem lakoniſchen Ausdruck: „Wir müſſen alles aufgeben!“ erhalten, er hatte beim Grafen Horn ſelber ſich erkundigen wollen, und war, als er dort abgewieſen wurde, zu dem Glauben gekommen, dieſer Nebenbuhler trage den Sieg über ihn davon. Mit dieſem Glauben ſtieg die Luſt, zu verderben, die Luſt, ſich im Vernichten zu rächen in ſeiner Seele auf. Denn er war der gemeine Emporkömmling, der nur ein äußerlich ſtattliches Ziel mit energiſcher

Abſicht erſtrebte, für ſich ſelbſt aber, für ſeine eigne innere Genugtuung keinen gediegenen Kern in ſich beſaß. Außerdem fühlte er ſich leider in dieſer Angelegenheit gehetzt, denn die Dinge übereilten ihn, und deshalb tat er Schlimmeres, als er ſonſt getan hätte. Umſtände machen uns tugendhaft, Umſtände machen uns laſterhaft: in ruhigerer Laune hätte Milhe nimmermehr die Schuldſcheine an ſich geriſſen, wie er es neben Anton tat; er tat's, weil er durch dieſen in eine Fauſtrechtsſtimmung verſetzt war, und weil er es getan hatte, fühlte er ſich und ward er weiter getrieben. Wenigſtens glaubte er ſich nun von den Umſtänden ergriffen wie von den raſtlos weiter faſſenden Zähnen einer Maſchine, denen man ein wertvolles Glied ſeines Leibes opfern müſſe, um nicht ganz zermalmt zu werden. Es fehlte ihm, wie den meiſten Emporkömmlingen, die moraliſche Energie, welche zum Eingeſtehn eines unrechten Schrittes drängt, auch wenn dies Eingeſtehn größere Gefahr droht als ein neuer das Unrecht beſchönigender Schritt.

Was ſtand alſo von ſolchem Manne zu erwarten, als er an jenem Abend in die Geſellſchaft der Marquiſe von Parabère trat? Er ſpielte gegen Broglie und Nocé und gegen die Marquiſe ſelbſt den Naiven, welcher nicht das geringſte Hehl daraus machte, daß er einen Korb erhalten habe, und zwar durch den Grafen Horn verdrängt worden ſei. Dies umgab er aber mit ſo mannigfachen geheimnisvollen Andeutungen, daß ſein Ärger allerlei Nahrung finden konnte, daß Law, Jeanne und Graf Horn in befremdliches Licht gerückt wurden, und daß ihm ſelbſt doch einem jeden dieſer einzelnen gegenüber ein Ausweg übrig blieb. Law anlangend erzählte er beſonders den einzelnen royaliſtiſchen Seigneurs, welche noch in dem Hotel der Marquiſe erſchienen, und unter denen der Herzog von Havré die Hauptfigur war, die Vorfälle der vergangenen Nacht, und ſtellte das Attentat auf den Grafen in ein empörendes Licht.

Es ſei unbegreiflich, ſetzte er hinzu, wie Graf Horn nach ſolchem Vorfalle noch an eine Verbindung mit dieſem banditenartigen Hauſe denken könne! Man müßte an Zaubertränke glauben, und jedenfalls ſei der Graf in größter Gefahr. Law könne nur einer unbedingten Hingebung des Grafen den Angriff desſelben auf das Bankbuch und die wichtigſten Papiere des Bankiers verzeihen; denn Graf Horn habe in der erſten Wut jenes wichtige Buch und eine Handvoll wichtiger Schuldverſchreibungen zerriſſen. Jedenfalls werde es ein unberechenbares Ereignis für den hohen Adel, wenn Graf Horn nach ſolchen Vorgängen die Tochter des Bankiers heirate.

Der Herzog von Havré entfernte ſich nach dieſen Mitteilungen unverzüglich aus der Geſellſchaft.

Gegen Broglie und Nocé erzählte der Chevalier das nächtliche Attentat Laws auf den Grafen Horn der Tatſache nach ebenſo, ſtellte es aber unter ganz andere Geſichtspunkte und in den Schatten ganz andrer Bemerkungen. Danach ſah es halb wie ein von den Royaliſten erfundenes Märchen aus, welches die Regierung in das gehäſſigſte Licht ſetzte, da die Regierung ſolches Banditenweſen offenbar begünſtige.

Gegen die Marquiſe ſprach er nur von jenem Zaubertranke, welcher dem ſonſt ſo ſtolzen Grafen die Sinne berückt habe. Die Marquiſe war aber nicht ihrer ſonſtigen Munterkeit nach geneigt, dieſe Angelegenheit wie eine gewöhnliche intereſſante Neuigkeit aufzufaſſen. Sie ſchwieg dazu, und die ganze Geſellſchaft erſchien verſtimmt, als der Regent eintrat. Broglie und Nocé unterrichteten ihn auf der Stelle, und ſein Antlitz, ſonſt immer heiter und ſorglos, verfinſterte ſich. Daß die Marquiſe zerſtreut und unaufmerkſam war, ſteigerte ſeinen Unmut. Dieſer belgiſche Graf wurde ihm in der Tat unerträglich: jeder Tag brachte neue Unannehmlichkeiten mit ihm, und das Märchen von der Menſchenpreſſe konnte geradezu politiſch gefährlich werden. d'Argenſon, der eben ein-

Digitized by Google

trat, kam dem Regenten alſo ganz erwünſcht, denn dieſer alte Polizeimann werde wohl einen Rat zur Hand haben, wie dieſem läſtigen Unweſen eines Ausländers raſch ein Ende zu machen ſei.

Das Maß der Ungeduld wurde dem Regenten übervoll, als der kundige Miniſter erwiderte: „Die Sache iſt ſchwer und wichtig. Die Ausſage des Hauptmanns der nächtlichen Runde," ſetzte er hinzu, indem er langſam ſprach und ſich während des Sprechens die Sache ſelbſt erſt zurechtzulegen ſchien, „dieſe Ausſage iſt ſchon ſtadtkundig, da man nicht vorausſehen konnte, es werde unſer Vorteil ſein, das nächtliche Abenteuer des Grafen Horn zu verſchleiern. So iſt nun dem Publikum eine ſehr wahrſcheinliche Einleitung geboten für die darauffolgende Falltür und Menſchenpreſſe."

„Ich will nicht hoffen, daß Law ſich dergleichen unterſteht?!"

„Jedenfalls wäre es im ſchlimmſten Falle nur ein Abzugskanal für das Geſindel, welches täglich zunimmt in Paris, Königliche Hoheit, und für welches die Gefängniſſe nicht mehr zureichen. Könnten wir dieſen Auswurf zur Vorbereitung einer Kolonie an den Miſſiſſippi transportieren, ſo wäre dies ein doppelter Gewinn: Urwälder auszurotten koſtet zahlreiche Menſchenleben, und wir erſparten hier die großen Atzungskoſten, welche ſich in den Gefängniſſen aufhäufen. In betreff des Grafen Horn aber wäre eine dauernde Verſöhnung dieſes heftigen Seigneur mit der Lawſchen Familie nicht nur die beſte Auskunft, ſondern es wäre dieſelbe, wenn ſie gar in Form einer Verheiratung erſchiene, ein höchſt intereſſanter Sieg gegen die Grandſeigneurs."

„Dazu wird ſich ja der übermütige belgiſche Graf, deſſen Ungebührlichkeiten ich Prinzips halber auf die Länge nicht dulden darf, niemals entſchließen!"

„Vergebung, Königliche Hoheit, er iſt in Anſichten aufgewachſen, welche einem tiefen und ſtarken Gefühle alle Vor-

teile aufopfern, er iſt überſpannt, und mir iſt eben hinterbracht worden, daß er ganz wie ein Liebesträumer zur Stadt hinausgeritten ſei bei einbrechender Nacht. Entweder er kehrt nicht zurück — und dies iſt allerdings auch ein Ausweg, den ich als einen durch Kürze empfehlenswerten vorſchlagen könnte — oder er kehrt wie ein Ritter zurück, welcher die Augen zudrückt für die ganze Welt, um nur ſeine Schöne zu ſehn."

„Iſt denn Laws Tochter wirklich ſchön?"

„Möcht ich nicht behaupten. Jugend und Geſundheit befängt wohl einen unerfahrnen Liebhaber über Mangel an feinen Formen und Reizen."

„Letztere haben wir hier genug, und ſchöne tüchtige Geſundheit wird immer ſeltener — warum ſeh ich das Mädchen nirgends?"

„Law iſt wohl in dieſem Punkte etwas engliſch geblieben. Aber es wäre doch ein Wink Königlicher Hoheit wünſchenswert, ob der belgiſche Graf entfernt werden ſolle, wenn er auf ſeiner nächtlichen Wanderung nicht zu einem Heiratsentſchluſſe käme, denn den Ungebührlichkeiten dieſes Fremden möchte allerdings, wie Königliche Hoheit andeuteten, ein Ende gemacht werden."

„Allerdings iſt ein Ende nötig, ein friedliches oder unfriedliches — Baſta!"

Damit wendete ſich der Regent zu Broglie und Nocé, welche ſich bei jeder Unterredung des Herrſchers mit d'Argenſon in einige Entfernung zurückzogen, und d'Argenſon ſelbſt verließ die Geſellſchaft, nachdem er einige Worte mit der Frau Marquiſe gewechſelt hatte.

Der Regent fragte die Roués, ob ſie was vorzuſchlagen wüßten, hier ſei heute kein Reiz, und für das Souper im Palais Royal ſei heute nichts Beſonderes angeordnet. Nocé wußte etwas, und gerade dieſe Gattung reizte den Regenten, der ein leichtfertiger, aber doch ſehr unterrichteter und ſinniger

Mann war. Alles tiefere, geheimnisvolle Wiſſen intereſſierte ihn, und wenn ſeine bayriſche Mutter etwas weniger derb geweſen wäre, ſo hätte man ſagen können, er habe einen deutſchwiſſenſchaftlichen Tiefſinn von ſeiner Mutter geerbt. Ehe die Regentſchaft ſeine Zeit in Anſpruch nahm, hatte er einen großen Teil derſelben auf chemiſche Studien und Experimente verwendet, und dies war einer der vielen Gründe geweſen, daß man ihm Kenntnis der Giftbereitung zugeſchrieben, und die raſchen Todesfälle der Kinder und Kindeskinder Ludwigs XIV., welche kurz vor dem Tode des alten Königs eintraten, ihm, dem nahen Verwandten, aufgebürdet hatte. Der Verdacht hatte arge Wahrſcheinlichkeit: wenn auch der letzte kleine Ludwig, nachmals der fünfzehnte genannt, der Krankheit erlag, ſo ward er, der Chemie betreibende Herzog von Orleans, König von Frankreich. Dennoch hat ſich die beſonnene Geſchichtsforſchung mehr und mehr dem Urteile Ludwigs XIV. zugewendet, der im größten Schmerze all ſolchen Verdacht von ſich wies. Aller Schilderung nach war eine wirkliche Gutmütigkeit und Menſchenfreundlichkeit ein Grundzug des Herzogs von Orleans, eine Menſchenfreundlichkeit, mit welcher ſolche Freveltat durchaus unvereinbar iſt. Nur vorurteilsvolle Hiſtoriker haben in des Regenten Verhältnis zum Grafen Horn eine Beſtätigung des frühern Verdachts finden mögen.

Was Nocé an jenem Abende zur Unterhaltung vorſchlug, das war unter allen Umſtänden lockend für den Regenten. Man bezeichnet ihn zwar oft als den Vorgänger der freigeiſtigen und ungläubigen Richtung in Frankreich. Aber wenn er auch freigeiſtig war, ungläubig war er nicht, er trachtete im Gegenteile dilettantiſch eifrig nach ungewöhnlichen Haltpunkten für neuen Glauben. Nun erzählte Nocé von einer weiſen Frau, der Pöbel nenne ſie Hexe, die könne die Zukunft vorausſagen.

„Alter Weiber Poſſen!“ rief Broglie.

„In der Neugier ſind wir ſämtlich alte Weiber!“ ſagte lächelnd der Regent und fuhr gegen Nocé fort: „Wißt Ihr die Wohnung der Frau, Graf Nocé?“

„Nicht genau, Königliche Hoheit. Im äußerſten Zipfel des Boulogner Holzes ſoll ſie dergeſtalt verſteckt liegen, daß Sonne und Mond ſich nur hinfinden, wenn ſie ſcheitelrecht am Himmel ſtehen. Aber der kleine Chevalier Milhe kann uns einen Führer verſchaffen. Der alte Agent Laws nämlich, jener Lombarde Renard, ein ſehr wahrſcheinlicher Jud', der Zeit ſeines Lebens für ſein Leben fürchtet, ſoll mit der Hexe in Verkehr ſtehen, um ſich öfter guten Rat bei ihr zu holen.“

„So ſchickt nach dem Lombarden! — Iſt d'Argenſon fort? Er kennt die Perſon ſicherlich. Es war, ſoviel ich mich erinnere, ſchon vor dem Tode des Königs von einer ſolchen Frau die Rede, die zu einer Zeit, als noch gar keine Ausſicht dafür vorhanden war, prophezeit haben ſoll, ich würde Frankreich regieren.“

„Das ſoll dieſelbe ſein!“ ſprach Broglie, der allein beim Regenten ſtehen geblieben war.

Der Regent wollte Renards Ankunft hier erwarten und ſetzte ſich neben die Marquiſe.

Unterdeſſen waren in Laws Hauſe ſchon entſcheidende Schritte vorbereitet. Law war ein energiſcher Mann, der ſich nicht leicht ſanguiniſchen Täuſchungen hingab: er hielt es für durchaus unwahrſcheinlich, daß Graf Horn ſeinen ariſtokratiſchen Vorurteilen ſo weit entſagen würde, um die Tochter eines verhaßten Rotüriers zu ehelichen. Geſchehe es dennoch, ſo ſollte es ihm ſehr lieb ſein, aber nicht für dieſen unwahrſcheinlichen, ſondern für den wahrſcheinlichen Fall der Verweigerung von ſeiten Antons hielt er Vorkehrungen für nötig. Denn ſein Kind ſollte außerhalb der Kämpfe bleiben, welche jedenfalls eintreten würden. Es war nur zu gewiß, daß ein Grandſeigneur, auch wenn er die Ehe zurückwieſe,

deshalb doch die Geliebte nicht aufgeben würde. Dagegen ſollte Jeanne um jeden Preis geſichert ſein. Einmal um ihres Rufes und dann um ihrer eignen Ruhe willen. „Wenn ſie hört,“ meinte Law, „daß der Graf ihre Hand zurückweiſt, und wenn ihrer Einſamkeit keine perſönliche Verlockung nahetreten kann, ſo wird Stolz und Ungeſtörtheit am günſtigſten zur Geneſung ihres Herzens wirken.“

Er war alſo gleich, nachdem er Anton aus ſeinem Hauſe entfernt hatte, zu ſeiner Tochter geeilt, hatte, wie wir geſehen haben, jedwede Störung abweiſen laſſen, die Türen geſchloſſen und ſeiner Tochter die ganze Lage blank und bar vorgeſtellt. Aus dieſer Vorſtellung ergab ſich, warum er ſie bisher über die Nähe und Exiſtenz des Grafen zu täuſchen geſucht habe, und inſofern war die Vorſtellung allerdings geeignet, ihm das Vertrauen der Tochter wiederzugewinnen. Jeanne war ſtolzer als er, und wie ſehr es ihr das Herz zerriß, ſie zweifelte nicht daran, daß keine weitere Gemeinſchaft zwiſchen ihr und Anton ſtattfinden könne, wenn dieſer ihre Hand ausſchlüge. „Das wird er nicht, nein, das wird er nicht!“ dachte ſie, „was ſind denn äußerliche Liebesverhältniſſe neben einer Liebe, die tief und allmächtig alles Äußere zurückdrängt!“ ſetzte ſie hinzu.

Sie hörte alſo ziemlich gleichgültig zu, als der Vater nun den Plan des nächſten Verhaltens vorzeichnete. „Iſt die Liebe des Grafen echt und tüchtig,“ ſagte er, „ſo wird er noch heute kommen und deine Hand begehren. Siegt die Liebe heute nicht über ſeine Standesvorurteile, ſo ſiegt ſie ſchwerlich. Denn je länger es dauert, deſto ſichrer verlautet die Angelegenheit durch den ergrimmten Chevalier, und je mehr ſie ruchbar wird, deſto mehr dringen die Standesgenoſſen auf den Grafen ein, ſolche Mißheirat nicht zu ſchließen. Heute alſo nur dürfen wir mit einiger Zuverſicht hoffen und haben für nichts zu ſorgen, als daß kein gleichgültig ſtörender Beſuch zu uns dringe. Erſcheint der Graf

heute nicht, ſo mußt du das Haus verlaſſen und in unentdeckbare Einſamkeit gebracht werden. Damit iſt nicht geſagt, daß dadurch bereits über deine Zukunft entſchieden werde, nein, nur jeder zudringlichen Störung wird vorgebeugt. — Ich fahre jetzt aus, dir einen Zufluchtsort zu ſuchen; verſprichſt du mir, Jeanne, dieſen meinen Anordnungen gewiſſenhaft nachzukommen?“

„Ich verſpreche dir's, Vater! Wann iſt das Heute zu Ende?“

„So ſpät als möglich: um Mitternacht alſo! Nun ſei gefaßt!“

Bei dieſer Unterredung war Madame Law nicht zugegen geweſen, aber als der Abend hereinbrach und Anton nicht erſchien, ſchüttete die geängſtigte Tochter ihr Herz aus gegen die dringend fragende Mutter.

Madame Law freute ſich ſehr, daß ein vornehmer Graf ihr Schwiegerſohn werden ſolle, und ſprach ihrer Tochter den beſten Troſt ein. Ihrem nicht eben feinen Naturell gemäß hielt ſie es aber doch für paſſend, den Grafen davon zu unterrichten, daß er ſich bis Mitternacht entſchieden haben müſſe. Sie hielt es für eine gute Kriegsliſt, hinzuzuſetzen, daß nach Mitternacht Jeanne für ihn verloren ſei. Im Kontor nachfragend, erfuhr ſie von Renard die Wohnung des Grafen. Er hätte ſie ihr wohl verſchwiegen, aber ſie erzählte ihm alles, und ſeiner Furcht ſchien es nach dieſer Erzählung viel ratſamer zu ſein, daß eine freundliche Verbindung befördert werde zwiſchen Law und dem Grafen. Wenn dieſe Verbindung zuſtande käme, ſo würde der wilde Seigneur gezähmt, und der Übelſtand mit dem zerriſſenen Bankbuche ließe ſich unter Blutsverwandten leichter ausgleichen. Aus ſolchen Beweggründen nannte er ihr die Wohnung des Grafen Horn. Wir wiſſen, daß ſie nicht zu ihm dringen konnte, und daß Antons Ausreiten in der Abendzeit wenig Ausſicht darbot für die Mitternachtsſtunde.

Anton war aber bereits ſo umſtrickt und bewacht durch d'Argenſons Späher, daß er keinen Schritt mehr unbemerkt tun konnte. Er war noch nicht weit über Paris hinaus auf der Straße von St. Cloud, als ihm auch ſchon zwei anſtändig gekleidete Reiter folgten, deren Benehmen von d'Argenſon vorgezeichnet war. d'Argenſon nämlich, wie grimmig er erſchien, war nichts mehr und nichts weniger als der Prinzipienagent des juste milieu in der damaligen Zeit. Er glich die Gegenſätze aus und ſuchte die feindlichen Stände untereinander zu vermiſchen. So faßte er ſeine polizeiliche Aufgabe, jedem ausbrechenden Skandal vorzubeugen. Das war eine ganz brauchbare Art geweſen ſelbſt unter Ludwig XIV., da deſſen Hauptſorge dahin gerichtet war, den Thron turmhoch über alle Stände zu erhöhen, eine Sorge, welche unter den Ständen eine Miſchung vorbereitete, obwohl der perſönliche Sinn Ludwigs XIV. ſolche Miſchung allerdings nicht liebte. In Eröffnung der Baſtille für Grandſeigneur und Notürier, in gleichmäßiger Gültigkeit der lettres de cachet beſtätigte er aber tatſächlich d'Argenſons Prinzip. Dies Prinzip kam unter dem Regenten zu vollſtändiger Anerkennung, und d'Argenſon erinnerte ſich nun ſelber, daß er ein Edelmann ſei, und zeigte perſönliche Rückſichten gegen ſeine Standesgenoſſen, welche der Regent ohne Rückſicht behandelte. Sein Prinzip ließ er indes dabei nicht aus den Augen, und dies war im wohligſten Elemente, als er von Law die Kunde erhielt, was ſich zwiſchen dem Grafen Horn und Fräulein Law vorbereite. Solch eine Heirat war ihm nach allen Seiten willkommen; dieſer belgiſche Graf, dies ſah d'Argenſon als unvermeidlich vor ſich, trieb über kurz oder lang irgend einen Exzeß bis zum Skandale, und ſolchen Skandal verabſcheute niemand ſo als d'Argenſon, der Zeit ſeines Lebens mit Bekämpfung des Skandals zu tun gehabt hatte. Dieſer belgiſche Graf in ſeinem altmodiſchen Seigneurſtolze war aber ein unſchätzbares Beiſpiel, wenn er zu einer

Heirat des Fräuleins Law bewogen, wenn er ſelbſt hierdurch gezähmt, und wenn der hohe Adel durch ſo unerwarteten Schritt beſtürzt und in ſeiner Standeslogik beirrt werden konnte.

Als Law am Nachmittage dem Miniſter den Stand der Dinge vorgeſtellt, hatte dieſer beſonders gefragt, in welcher Stimmung Graf Horn das Lawſche Haus verlaſſen habe? „In tiefſinniger!“ „Das iſt ein gutes Zeichen!“

Gegen Abend erhielt er von ſeinen Spähern die Kunde, Graf Horn laſſe niemand vor ſich. Bald darauf kam die Nachricht, Graf Horn beſtelle das Satteln ſeines Pferdes und werde allem Anſcheine nach allein ausreiten. Und auf dieſe Nachricht ſchickte d'Argenſon die zwei Reiter hinter ihm her.

Als ſie dem langſam reitenden Grafen etwa eine kleine halbe Stunde über Paris hinaus gefolgt waren, verließ einer von ihnen die Straße und lenkte rechts in den Wald, der ſich zwiſchen Paris und der Seine nach St. Cloud und St. Germain zu damals noch ziemlich wohlerhalten ausdehnte. Viele der jetzigen kleinen Ortſchaften, welche ihn allmählich gelichtet haben, beſtanden damals ſchon, aber waren noch von geringer Ausdehnung, und es gab damals noch wirklich verſchwiegene Waldpartien in dieſer Gegend, beſonders an den Ufern der Seine, welche ſich an den Höhen von Meudon und Sevres rechts wendet und in zahlreichen Krümmungen bis nach St. Germain hin die Ebene ſchlangenförmig durchzieht. Im tiefſten Verſteck dieſer Waldung lag ein kleines, ſteinernes Haus, welches in der Umgegend verrufen war. Dorthin richtete der Reiter d'Argenſons ſein Pferd, dort wohnte die weiſe Frau, von welcher Nocé zum Regenten geſprochen hatte. d'Argenſon konnte nicht erwarten, daß der Regent an demſelben Abende nach dieſem Häuschen und dieſer Frau trachten könne, ihm war es nur darum zu tun, ſeinen unentſchloſſenen Schwärmer dort bearbeiten zu

laſſen, wenn es gelänge, ihn dorthin zu bringen. Für die weiſe Frau nämlich brauchte es ſeiner Meinung nach nur genauer Anweiſungen, damit die Prophezeiung im erwünſchten Sinne ausfiele, denn dieſe Frau ward von ihm nur geduldet, weil ſie ſich dienſtbar erwies. Der Reiter, welcher im Mondesdämmer zwiſchen den Buchen und Eſchen dahinritt, war kein Neuling in dieſem Geſchäfte, und der Genoſſe, welchen er auf der Landſtraße verlaſſen, war ein ſo feiner Menſchenkenner, daß er in d'Argenſons Kabinett mit vollem Rechte den Beinamen „Autor" führte. Ein ſolches Kabinett geheimer Polizei bedarf erfinderiſcher Talente, und was ſich jetzt als „Faiſeur" und als Erzähler in den Feuilletons zu Paris hervortut, das war damals im Dienſte d'Argenſons.

Dieſer „Autor" verſuchte auf der Landſtraße keine Anknüpfung mit dem Grafen Horn. Er hoffte zuverſichtlich darauf, die romantiſche Stimmung werde den Schwärmer bald veranlaſſen, von der Heerſtraße abzulenken in den Wald, beſonders da die Equipagen der Seigneurs, welche mit Vorreitern und Fackeln hier auf dem Wege nach und von Verſailles zahlreich hin und her wechſelten, dem der Einſamkeit bedürftigen Reiter läſtig werden mußten. Denn ein großer Teil des Adels bewohnte noch von der Ludwigzeit her ſeine Hotels in Verſailles. Aber er irrte ſich. Graf Anton blieb trotz der Störung auf der großen Straße, und ſie waren bereits unweit Sevres. War die Brücke einmal paſſiert, ſo lag die Seine zwiſchen ihnen und dem Hauſe der weiſen Frau, und es war geringere Ausſicht, den Grafen dahin zu bringen. Der „Autor" ſpornte alſo ſein Pferd und jagte am Grafen Horn vorüber, ohne eine Anknüpfung zu verſuchen. Nach einigen Minuten aber kehrte er zurück und rief dem Grafen ſchon von weitem zu, er ſolle ſich nicht weiter bemühen, die Brücke bei Sevres ſei ſchadhaft geworden, und man könne nicht hinüber, es wimmle davor von Equipagen und ſei wie auf dem Jahrmarkte. Dabei ritt der „Autor"

Digitized by Google

langſam und ſo entfernt wie möglich am Grafen vorüber, als ob er weiter kein Wort mit ihm zu ſprechen wünſche, und als ob es ihm ganz gleichgültig ſei, daß dieſer wirklich umkehre. Bei der nächſten Querſtraße aber lenkte er links in den Wald hinein und hörte mit Entzücken hinter ſich die Frage des Grafen, wohin dieſer Waldweg führe?

„Auf die Straße nach St. Germain," rief er gleichgültig zurück und ritt ohne anzuhalten weiter.

Anton hatte den Zügel angezogen, und ſein Pferd wieherte nach dem des „Autors", der im Walde verſchwand. Den Grafen kümmerten aber andere Dinge, in welche ſich ſein Geiſt ſogleich wieder vertiefte. Er hatte den Plan vor der Seele, wie er ſich mit Jeanne für ſeine Lebenszeit auf ein Schloß in den Ardennen zurückziehen wolle, der Welt und deren Unterſchieden für immer den Rücken zu kehren und nur der Neigung ſeines Herzens zu leben. Er bemerkte es nicht, daß ihm ſein Roß den Zügel leiſe durch die Finger zog, und daß es weiten Schrittes dem Pferde des „Autors" in den Wald hinein folgte. Die träumeriſche Ruhe, welche einem mühſam gefaßten Entſchluſſe zu folgen pflegt wie ein milder, günſtiger Wind, machte ihn gleichgültig für die Außenwelt. Die friſche Nachtluft wollte er noch eine Zeitlang genießen, dann wollte er heimkehren und ſicher in ſeinem Lebensplane ſchlummern, um anderen Tags feſt und ſtill ſeine Geliebte in eine leere Kapelle und von da in die Einſamkeit der Waldberge zu führen. Er ahnte nicht, daß alles dies nur leicht und gut geſchehen könne, wenn er raſch auf ebner Straße nach Paris zurückkehre und vor Mitternacht in der Straße Quicampoix anklopfe.

So ritt er unaufmerkſam auf Weg und Steg wohl eine Viertelſtunde in der Entfernung von etwa zehn Schritten hinter dem „Autor" her und war dann plötzlich neben dieſem. Der „Autor" nämlich hatte ſein Roß angehalten, als er ſein Opfer dergeſtalt in die Irre geführt, daß aus dem Fahrwege

erſt ein Raſenweg, aus dem Raſenwege ein unwegſames Dickicht geworden war.

„Wir ſind vom Wege abgekommen, Herr — das macht die heilloſe Hexe! Wißt Ihr Rat?“

„Ich meinte, Ihr wäret hier bekannt!“ entgegnete Anton.

„Das bin ich! Aber man ſoll ſich nur bei Neumond in die Nähe der weiſen Frau wagen, ſie zieht einen an wie der Magnet das Eiſen, und man verirrt ſich immer zu ihr!“

„Wer iſt die weiſe Frau?“

„Wer weiß es! Aus der Berberei ſoll ſie ſein — fürchtet Ihr Euch vor ihr?“

„Nein.“

„Nun, dann wollen wir unſern Pferden den Zügel laſſen — dorthin bringen ſie uns zuverläſſig, denn wenn man in dieſer Gegend keinen Weg findet, ſo führen alle Tiere zu ihr.“

„Ihr glaubt alſo an die übernatürliche Macht dieſer Frau?“

„Das tu' ich, Herr.“

„Aus welchem Grunde glaubt Ihr, und was kann die Frau?“

„Aus welchem Grunde? Braucht der Glaube Gründe? Mich dünkt: ſo wenig als die Liebe. Beide gehen auf andere Dinge hinaus als auf die blöden Gründe dieſer Welt, beide ſind unabhängige Mächte.“

„Da mögt Ihr recht haben.“

„Und außerdem hab' ich in betreff dieſer Frau Erfahrung — ſie hat mir vor drei Jahren meine Zukunft vorhergeſagt, und leider iſt meine Zukunft geworden, wie ſie geſagt hat.“

„Die Zukunft kann ſie vorherſagen?“

„Das kann ſie zur Zeit des Neumonds wie heute; aber wenn Ihr etwa Luſt dazu hättet, ſo laßt Euch von mir ab-

raten, man erfährt
nur irre im Leben.
„Sind wir der
„Ja, Herr, wi
schon das Haus, de
dieses Schornsteins
haftes. Hier weiß
Straße von St. Gerr
ja wohl auch."
„Erst will ich di
„Tut das nicht,
ein, wenn
einen enti
Dies
Vorsatze zu
hinzuzufüge
Sechne
„Dann
lohnt'
„O ne
kennen, und
Euren Züge
Nun habt d
die Tür link
Euch meld
Das
früh

stieg ihm auf, ob er nicht in eine Gefahr renne wie in der vergangenen Nacht zu Paris, und ob es nicht gerauener sei, umzukehren und die Vereinigung mit Jeanne, welche er seinen Vorurteilen abgerungen, sogleich ins Werk zu setzen. Da hörte er von fern eine tiefe Frauenstimme und folgende Worte derselben:

„Wollt Ihr es wagen, einen Blick in Eure Zukunft zu , so schreitet fünf Schritte gerade vor Euch hin und legt e Waffen und was Ihr an Geld wie Geldeswert bei tragt auf den Fußboden, denn die Geisterwelt verstummt m rohen Metall und vor dem, was unter den Menschen hat. Ist dies geschehen, so wendet Euer Antlitz

war ein starker Kräutergeruch in dem Raume, und pfand, er wußte nicht, ob es nur von dem be- Dufte herrührte, eine wohlige Erregung, welche Bilder der Zukunft vorgaukelte. Er tat un- ihm die Frauenstimme geheißen, schritt vor, d Börse auf den steinernen Fußboden und . Da entstand vor seinen Augen eine lle wie das Grün der Buchenblätter n . Diese Helle war aber nicht größer eines Alkoven, der durch einen grünen mochte, und sie erstreckte sich nur etwa Gemach herein. Dieses selbst blieb rach die Frauenstimme plötzlich neben h an der Hand ergriffen und rechts er in die Tiefe des Raumes hinein- waren sie über eine neue Schwelle eine Tür hinter sich schließen und es hier noch dunkler sei. Die eine, und als die Führerin einige sein mochte, hörte er die Worte ! Gleich darauf ward wiederum

raten, man erfährt ſelten was Gutes, und 's macht einen nur irre im Leben."

„Sind wir denn ſo ſchwach?"

„Ja, Herr, wir ſind alle ſchwach! Da, da, ich rieche ſchon das Haus, der Wind ſteht von da, und der Rauch dieſes Schornſteins hat immer etwas wunderbar Kräuterhaftes. Hier weiß ich nun ſchon Beſcheid, uns nach der Straße von St. Germain zu bringen — dorthin wollt Ihr ja wohl auch."

„Erſt will ich die Frau ſprechen, wie heißt ſie?"

„Tut das nicht, Herr, laßt Euch mit der Sochne nicht ein, wenn Ihr ſie noch nicht kennt, und wenn Ihr nicht einen entſcheidenden Lebensrat braucht."

Dies war allerdings der geeignete Ton, Anton in ſeinem Vorſatze zu beſtärken, und der „Autor" hatte kaum noch Zeit hinzuzufügen, man müſſe eingeführt werden von einem, den die Sochne ſchon kenne.

„Damit ſie erfahre, was der Frager hören will — dann lohnt's allerdings nicht der Mühe!"

„O nein, Herr! Ich habe nicht die Ehre, Euch zu kennen, und frage nicht nach Eurem Namen — erlaubt mir Euren Zügel, hier ſind eiſerne Ringe, die Pferde anzuſeſſeln. Nun habt die Güte, wenn Ihr's nicht vorzieht zurückzutreten, die Tür links zu öffnen und eine Weile zu warten; ich will Euch melden."

Das Gebäude paßte ganz zu der Vermutung, es ſei früher eine Kapelle geweſen: es beſtand aus dicken ſteinernen Mauern, war gewölbt und hatte ſchmale Kirchenfenſter, durch welche der ſchwache Mondſchein dämmernd einſtrahlte. Zu der Tür, welche Anton bezeichnet worden war, führten ſteinerne Stufen hinauf. Als er über die Schwelle der Tür geſchritten war, fiel dieſe von ſelbſt dröhnend hinter ihm ins Schloß, und er befand ſich in einem völlig dunkeln Raume. Einige Minuten blieb er regungslos ſtehen, und der Gedanke

ſtieg ihm auf, ob er nicht in eine Gefahr renne wie in der vergangenen Nacht zu Paris, und ob es nicht geratener ſei, umzukehren und die Vereinigung mit Jeanne, welche er ſeinen Vorurteilen abgerungen, ſogleich ins Werk zu ſetzen. Da hörte er von fern eine tiefe Frauenſtimme und folgende Worte derſelben:

„Wollt Ihr es wagen, einen Blick in Eure Zukunft zu tun, ſo ſchreitet fünf Schritte gerade vor Euch hin und legt Eure Waffen und was Ihr an Geld wie Geldeswert bei Euch tragt auf den Fußboden, denn die Geiſterwelt verſtummt vor dem rohen Metall und vor dem, was unter den Menſchen Geltung hat. Iſt dies geſchehen, ſo wendet Euer Antlitz rechts.“

Es war ein ſtarker Kräutergeruch in dem Raume, und Anton empfand, er wußte nicht, ob es nur von dem berauſchenden Dufte herrührte, eine wohlige Erregung, welche ihm lockende Bilder der Zukunft vorgaukelte. Er tat unverweilt, wie ihm die Frauenſtimme geheißen, ſchritt vor, legte Schwert und Börſe auf den ſteinernen Fußboden und wendete ſich rechts. Da entſtand vor ſeinen Augen eine matte, unſichere Helle wie das Grün der Buchenblätter in der Abenddämmerung. Dieſe Helle war aber nicht größer als der offene Bogen eines Alkoven, der durch einen grünen Vorhang verhüllt ſein mochte, und ſie erſtreckte ſich nur etwa einen Schritt in das Gemach herein. Dieſes ſelbſt blieb dunkel. „Folgt mir!“ ſprach die Frauenſtimme plötzlich neben ihm. Und er fühlte ſich an der Hand ergriffen und rechts abwärts von dem Schimmer in die Tiefe des Raumes hineingeleitet. Wahrſcheinlich waren ſie über eine neue Schwelle geſchritten, denn er hörte eine Tür hinter ſich ſchließen und glaubte zu bemerken, daß es hier noch dunkler ſei. Die Frauenhand ließ hier die ſeine, und als die Führerin einige Schritte von ihm entfernt ſein mochte, hörte er die Worte von ihr: „Harrt eine Minute!“ Gleich darauf ward wiederum

vor ihm eine Tür geſchloſſen, und darauf ward es ſtill. Er hatte wirklich nur eine Minute zu harren und kam während derſelben zu keiner beſtimmten Faſſung, denn in einer Entfernung von etwa zehn Schritten hörte er jetzt zu ſeiner Linken dieſelbe Stimme, welche rief: „Tretet ein und ergreift meine Hand!“ Er wendete ſich nach links, ſah denſelben grünlichen Dämmer in Größe eines offnen Mauerbogens vor ſich und ſchritt beherzt darauf zu. In die Nähe dieſes Dämmers kommend, erkannte er, daß es ein Vorhang von grüner Serge ſei, ſchlug ihn zurück und trat in einen viereckigen, engen Raum, der auf zwei Seiten von grünen Sergevorhängen geſchloſſen war und auf der dritten Seite eine Tür hatte. Im Licht einer matten Ampel zeigte ſich an der einzigen feſten Wand des Raumes ein Ruhelager, welches ſtuhlartig an der Kopfſeite ſich erhob, und auf welchem eine weibliche Geſtalt ſitzend lag. Dieſe Geſtalt war in ein rotes, ſehr weites Samtkleid gehüllt, von deſſen tiefer Farbe ein eingefallnes, bleiches Antlitz, ſchneeweiße magre Hände und Unterarme grell abſtachen. Das ſchwarze Haar dieſer Frau war aufgelöſt, die Augen waren geſchloſſen.

Anton ſchauerte, aber er folgte der Weiſung und ergriff die herabhängende Hand dieſes Weſens, welches bei dieſer Berührung krampfhaft zuſammenzuckte. „Du tuſt mir weh!“ ſprach mit ſchmerzlicher Stimme die rote Frau, „denn du haſt das Geld nicht von dir getan, das falſche Geld, welches ſoviel Menſchen unglücklich macht! Laß mich los! Laß mich los! Wirf es von dir! Da, da links in deiner Taſche krümmt es ſich, wie Schlangen ſich krümmen!“

Anton hatte eine plötzliche Erinnerung, daß er daheim ein Paket eingeſteckt: er riß es heraus und ſah, daß es zuſammengeknitterte Lawſche Banknoten waren. Haſtig warf er es nach dem Vorhange zu ſeiner Linken und ſchob, da der Vorhang ſich dem Wurfe nicht öffnete, die zur Erde fallenden Papiere mit dem Fuße unter dem Vorhange hinaus.

Dann griff er haſtig wieder nach der Hand der jetzt unbeweglichen roten Frau. Denn ein gläubiger Taumel hatte ihn ergriffen nach dieſer unbegreiflichen Probe.

„Ah, jetzt biſt du ſauber,“ ſprach ſie und wurde belebt, „o, du haſt heißes Blut, das kocht nur ſo und wird verderblich überſieden, wenn du in Verbindung bleibſt oder trittſt mit jener falſchen Geldeswirtſchaft!“

Es ließ ſich ein leiſes Geräuſch hinter der Tür hören, die rote Frau fuhr aber unbekümmert fort: „Du biſt von einer wunderlichen Art, o, das iſt eine gefährliche Art, wenn eine linke Hand an dieſe eigentümliche Säule rührt. So was hab' ich noch nie geſehen! Vom Lebermunde ſteigt eine feine, ganz feine Säule in dir auf und ſchlängelt ſich nach dem Hirn in die Höhe — es iſt ſchon einmal daran gedrückt worden, dort, dort hat ſie eine kleine Falte. Wenn noch einmal daran gedrückt wird, dann weicht dein Hirn aus den Fugen — nimm dich in acht! Dein Herz drängt all ſein Blut unregelmäßig nach dieſer Seite zu! Wenn du dem Herzen nachgibſt, ſo biſt du verloren!“

In dieſem Augenblicke entſtand von zwei Seiten gleichzeitig Geräuſch und Störung. In den finſtern Vorſaal nämlich, in welchen auch Anton zuerſt getreten, und von welchem er jetzt zu ſeiner Linken nur durch den Sergevorhang geſchieden war, traten mit großem Geräuſch mehrere Männer. Die Finſternis des Saales ſchien ſie erſtaunlich zu überraſchen und zu beluſtigen, denn ſie lärmten und lachten über die Maßen. Und doch war die Störung, welche aus der Tür des Alkovens hereindrang, noch ärger für den begierig, ja zitternd horchenden Anton, welchen die Kenntnis der roten Frau in die gläubigſte Spannung verſetzte. Aus der Tür des Alkovens nämlich drang ſein Gefährte, der „Autor“, welcher dort gehorcht und mit Unwillen die ſchlechte Wendung der Prophezeiung vernommen hatte, ungeſtüm herein, riß die Hand der roten Frau heftig aus der Hand Antons

und rief: „Poſſenſpiel, Graf, Ihr ſeid an die Falſche geraten! Die hinter mir iſt die weiſe Frau!“

Ehe er aber die letzten Worte ausſprechen konnte, lag er von einem Fauſtſchlage Antons am Boden, denn dieſem war mit der Bezeichnung „Herr Graf!“ nicht nur der Verdacht aufgeblitzt, es ſei hier auf ein Experiment mit ihm abgeſehen geweſen, ſondern er war auch auf dem empfindlichſten Punkte ſeiner Gemütsſtimmung, welche der geringſten Störung unverweilt und blindlings entgegenſchlug, geſtört worden. Er ſah und hörte nur noch undeutlich, ſo war ihm das Blut zu Kopf und Hirn emporgewallt: er ſah die orientaliſch gekleidete braune Frau nicht mehr, welche ihn wahrſcheinlich durch die dunklen Gemächer in den Alkoven geführt hatte, und welche jetzt händeringend herbeieilte; er hörte den herzzerſchneidenden Schrei der roten Frau nur halb, welche aus ihrem Seherzuſtande geriſſen zu ſein ſchien und wimmernd ſich auf ihrem Lager wand; er ſtürzte, den Vorhang durchbrechend, nach der Gegend des finſtern Vorſaales hinaus, von welchem das Gelächter drang. Er war wie ein gereizter Stier, und dies frivole Gelächter wirkte auf ihn wie das rote Tuch, welches der ſpaniſche Caçador dem Stier entgegenhält — wehe dem, der ihm in den Weg trat!

Der Sergevorhang war an einer Seite unbefeſtigt geweſen, hatte nachgegeben und war wieder zugefallen, ſo daß Anton, einen Augenblick Lichtſchimmer verbreitend, die Ankömmlinge unklar ſehend und von ihnen geſehen, und doch gleich darauf wieder im Finſtern in den Saal getreten und haſtig auf die Ankömmlinge zugeſchritten war, als müſſe er niederrennen, was ſtörend ihm entgegenſtände, oder ſeinen eigenen Kopf zerſtoßen an der nächſten Wand.

„Eine prächtige Komödie!“ „Der Mann der Pythia!“ „Holla, genug gerannt!“ und ſchallendes Gelächter empfing ihn, und ein kriegeriſcher Fluch und der raſſelnde Fall eines Mannes folgte unmittelbar.

Es trat eine augenblickliche Stille ein, aber nur eine augenblickliche. An der fluchenden Stimme hatten die Begleiter erkannt, wer betroffen worden ſei, und mit größter Stimmengewalt ſchrien ſie jetzt: „Licht! — Fackeln! Fackeln!“ Der eine ſtürzte nach dem Vorhange und riß ihn auf, und bei der ſchwachen Helle, die ſich dadurch verbreitete, rannte der andere nach der Eingangstür, riß ſie auf und ſchrie hinaus: „Fackeln! Fackeln!“ Der dritte aber beſchäftigte ſich mit dem Manne, der am Boden lag. — Niemand hatte einen Blick für die rote und die orientaliſche Frau, welche ebenfalls, ohne auf etwas anderes zu achten, miteinander beſchäftigt waren. Inmitten dieſes Tumults, der jetzt durch eintretende Fackelträger grell beleuchtet wurde, ſtand nur Anton unbeweglich. Er hatte ſeine Augen mit beiden Händen bedeckt, als ränge er gewaltſam nach Sammlung und Ruhe.

„Wer liegt? Hier! Wer? Die Hoheit! Die Hoheit ſelbſt! Ein Attentat! Ein Attentat! Wer iſt der Frevler? Schließt die Türen!“

So klang es im erſten Schrecken, als Licht und Fackeln eindrangen, als Nocé ſah, daß Broglie ſich zu dem niederbeugte, der am Boden lag, als Broglie bei dem Fackelſcheine erkannte, der Chevalier von Milhe ſei an der Tür, der Regent liege am Boden, und der wilde Fremde ſtehe noch vor ihnen.

„Ruhig, meine Freunde!“ ſprach der Regent, indem er ſich mühſam aufrichtete, „keine Übereilung! Das kann ein Zufall ſein!“

„Ein Zufall? Da liegt das Schwert!“

„Und dies Schwert war allerdings ſchuld an meinem Falle. Aber es ſteckt in der Scheide. Diable! Das war eine harte Lehre für meinen Kopf und kann für Frankreich und mich Folgen haben — ſachte, Broglie! Wartet, laßt mich eine Weile ſo ſitzen, damit ich mich ſammle zum Stehen — wer iſt der Mann, der uns ſo ſchädigte?“

Ehe man daran gehen konnte, den Grafen Horn zu veranlassen, daß er die Hände vom Antlitz nehme und sich erkennen lasse, stürzte Renard, welcher die Herrschaften geführt und an der Haustür sich gleich ins Innere gewendet hatte, gerade wie der „Autor" vorher neben Anton getan, durch den Alkoven herbei und schrie: „Rettet Euch, Königliche Hoheit, die Sochne sagt, es sei ein Teufel im Hause, und drinnen an der Schwelle liegt ein Freund des Herrn Ministers d'Argenson erschlagen."

„Erschlagen?"

„Der Teufel ist unter euch!" rief jetzt die Stimme Sochnes hinter dem Vorhange, welcher wieder zugefallen war.

Alle prallten zurück von Anton, nur der Regent blieb auf dem steinernen Boden sitzen, richtete seine Blicke auf Anton und rief: „Mein Herr, den man den Teufel nennt, wir bitten, uns mit Eurem Angesichte zu begnadigen, damit wir wissen, welcher unsrer Roués uns die überraschende Szene hier bereitet hat oder ob —"

„Graf Horn!" riefen alle, da Anton die Arme sinken ließ und die Augen öffnete. Sein Gesicht war verzerrt, und er schien niemand zu erkennen. Offenbar war sein Geist nicht mit dem beschäftigt, was seinen Körper umgab.

Nach einer Pause sprach der Regent, indem er Broglies Hand ergriff und sich mühsam aufrichtete, zu dem zitternden Renard: „Seht nach, ob der erschlagene Mann ein Mann des Todes ist! Dies ist die Hauptsache."

Warum Renard zitterte? Ein Blick Antons hatte ihn gestreift, und er hatte ja das Unglück gehabt, wie ein Ankläger des Grafen zu erscheinen. Was hätte er darum gegeben, den „Autor" wieder lebendig vorzufinden, und wie eilte er deshalb hinter den grünen Vorhang zurück.

Zwischen der Partei des Regenten und Anton herrschte unterdes eine Pause, die durch Flüstern etwas Peinliches erhielt. Broglie, der die Impertinenz des Grafen Horn in

der Theaterloge nicht vergaß und überhaupt als nicht Altadliger den ſtolzen Anſprüchen des Grafen abgeneigt war, flüſterte dem Regenten zu, es ſei jetzt die Gelegenheit da, dieſen unehrerbietigen Störenfried zu beſeitigen. Man ſchließe die Türen dieſes feſten Gebäudes und ſchicke nach d'Argenſon; die Nacht ſei noch lang genug, dieſes Seigneurungetüm in die Baſtille zu bringen.

Der Chevalier aber, dem Nocé Verdacht gezeigt hatte, als ob Graf Horn auf ſeine, des Chevaliers, Anſtiftung jetzt in dies Haus der weiſen Frau beſtellt worden ſei, um dem Regenten eine neue Beleidigung anzutun, der Chevalier zeigte deshalb mehr Anteil am Grafen Horn, als er ohne dieſe erbitternde Anſchuldigung gezeigt haben würde, und flüſterte ihm zu, er möge ſich um Gottes willen auf und davon machen, wenn ihm Freiheit und Leben lieb ſei. — Anton ſah ihn gleichgültig und ſchweigend an bei dieſem Rate. Er hatte noch kein Wort geſprochen, ſchien aber jetzt einige Einſicht zu gewinnen in das, was ihn umgab. Sein Auge richtete ſich auf den Regenten, und die Forderung der Sitte ſchien ihm klar zu werden, daß er um Entſchuldigung zu bitten habe, wie man um Entſchuldigung bittet, wenn man abſichtslos einem abſichtsloſen Nachbar wehgetan. Er trat einen Schritt auf den Regenten zu — Broglie ſtellte ſich dazwiſchen und rief: „Was wollt Ihr, Graf!"

„Savoyardiſcher Müller, du faſelſt!" entgegnete Anton verächtlich. Nicht der Verſtand, nicht das Herz, ſondern das voreilige adelsſtolze Gedächtnis gab ihm dieſe Beleidigung ein, weil die Broglies beim hohen Adel für geadelte Müller galten. Und mit dieſer Richtung ſeines Sinns war die gute Abſicht gegen den Regenten ausgelöſcht, und er bückte ſich nur, um ſein Schwert aufzuheben. Broglie aber wandte ſich, vor Zorn bebend, nach dem Herzog von Orleans und bat um die Erlaubnis, dieſen frechen Fremdling abſtrafen zu dürfen.

Der Regent war in der Tat gut- und langmütig: er winkte Broglie, beiſeite zu treten, näherte ſich Anton um einen Schritt und ſprach mit ſanfter Stimme: „Graf von Horn, Sie ſind jung und heftig und haben mit uns kein Glück. Abſichtliche und unabſichtliche Verletzung dringt auf uns ein von Ihnen. Wieviel Überlegenheit des Sinns müſſen wir zeigen, um mit unſerer Macht dieſen Verletzungen, welche von einem fremden Edelmanne ausgehn, nicht mit einem Streiche ein Ende zu machen! Begreifen Sie doch, daß ein adeliger Sinn ſolche Überlegenheit nicht einräumen darf, indem er ſie täglich herausfordert!“

„Ein adliger Sinn?! Herr Herzog von Orleans und Regent von Frankreich, iſt es ein adeliger Sinn, welcher die nichtswürdigen Spekulationen zur Herrſchaft bringt? Welcher die Standesunterſchiede leichtſinnig unter die Füße der Abenteurer wirft? Welcher das adligſte Land der Welt, das Land des heiligen Ludwig, der du Guesclin, der Tremouille, der Bayard, der Condé zum Tummelplatze gemeiner Leidenſchaften macht? Iſt es ein adeliger Sinn, in ſeinem Familienleben der Nation ein Vorbild zu bieten, daß dieſe Nation von Blutſchande wie von einem Zeitvertreibe reden darf? Der fremde Edelmann verletzt Euch, weil er von dieſem adeligen Sinn nichts wiſſen will!“

Broglie und Nocé hatten ihre Schwerter gezogen, als Graf Horn am Schluß dieſer Worte ſich zum Gehen wendete, der Regent aber verbot ihnen durch eine Handbewegung jede Gewalttat und ließ den Grafen ungefährdet das Haus verlaſſen, eben als Renard zurückkehrte, um für ſeinen Schreckensfeind die mildere Nachricht zu bringen, der niedergeſchmetterte Mann atme noch. Broglie und Nocé flehten zum Regenten, er möge ihnen Züchtigung des Frevlers geſtatten, und Renard ſah mit Spannung auf das ungewöhnliche ernſte und nachdenkliche Geſicht des Staatsoberhauptes. „Die Züchtigung iſt ihm ſicher wie der Tod!“ ſprach der Regent halb vor

ſich hin nach einer Pauſe, „aber ſie iſt keine, wenn ſie heimlich geſchieht. — Fort, meine Herren, dies iſt ein garſtig Haus!“

Renard eilte vor ihm aus der Tür, als wollte er die Pferde beſtellen, in der Tat aber, um Anton zu ſagen, daß nur bis Mitternacht Jeanne zu gewinnen ſei. Es war zehn Uhr, alſo noch Zeit, und der Dämon trieb ihn, immer noch gnädiger Stimmung des gefürchteten Grafen nachzulaufen.

Er kam zu ſpät: Anton ſprengte bereits in den Wald hinein. Von den verdrießlichen hohen Herrſchaften war kein Dank, kein Lohn, keine Berückſichtigung zu erwarten, er eilte alſo, als dieſe aus dem Hauſe getreten waren, in den Saal zurück, um das aufzuheben, was ſein mit dem Hergange der Prophezeiungen vertrautes Auge am ſteinernen Boden des Saales entdeckt hatte: die Börſe und die Banknoten Grafen Antons.

Sochne verſtand aber auch ihr Handwerk und war unter dem Sergevorhange hervor ſchon tätig geweſen, ehe er eintrat. Die Fackelträger waren mit dem Regenten fort, Renard fand alſo den Saal wieder dunkel und fand Sochne, welche des Lombarden leiſen Schritt kannte, mit dem geſchlagenen „Autor“ beſchäftigt. Es konnte ihm kein Verdacht aufſteigen, und beim Schein einer kupfernen Handlampe ſuchte er die Banknoten in Geſellſchaft Sochnes zuſammen, zählte ſie unter ihren Augen, legte ſie in ſeine Brieftaſche, zählte die Goldſtücke der Börſe desgleichen, wiederholte dem braunen Weibe die Summe, überreichte ihr ein Goldſtück des Grafen als Lohn für Mühe und Schreck und verließ das Haus mit der Abſicht, dem Grafen Horn durch Einhändigung dieſer verlorenen Summen ein Zeugnis ſeiner Bravheit abzulegen. „So brav bin ich in meinem Leben nicht geweſen,“ lächelte er, „aber ſo denke ich den Erbgroll dieſes Edelmanns zu bannen.“

Es war in der Ordnung, daß Graf Anton irre ritt. Er war nicht eben bekannt in der Umgegend von Paris, und ſein Inneres war in gewaltiger Gärung. Ach, die Einheit ſeines Wunſches war dahin! Dahin der Wille einer unverweilten Heirat Jeannes, dem Chaos der widerſprechenden Neigungen und Abſichten war er preisgegeben. Er empfand es nicht, daß der Regen ſtromweis vom Himmel auf ihn niederſtürzte, daß ſein Leib vom Froſt geſchüttelt wurde. Aber daß es Mitternacht ſchlug in Paris hörte er, als ob doch einer Ahnung in ihm gelebt hätte von der Wichtigkeit dieſer Stunde. Er hielt dabei ſein Pferd an und gewahrte, daß es ſich von ſelbſt auf eine Heerſtraße gefunden habe. Dem Glockenſchalle ſich zuwendend fand er ſich nach Paris.

Daheim ankommend erfuhr er von ſeinem Diener, daß der Herzog von Havré ſeit mehreren Stunden oben ſei und der Rückkehr des Grafen harre. — Beim Umkleiden unterſuchte der ſorgſame Diener die Taſchen der Kleider, da er das Paket mit Banknoten nicht einen Augenblick vergeſſen hatte, und vermißte nicht nur dies, ſondern auch die Börſe ſeines Herrn. Er fragte ſchüchtern, ob der Herr Graf das Geld ausgegeben oder vielleicht verloren habe? Der Graf antwortete nicht; was kümmerte ihn jetzt Geld! Der Diener wagte es, darauf zurückzukommen, als Graf Anton zu dem harrenden Herzoge hinüberſchreiten wollte, und um eine Beachtung der Frage zu erzwingen, nannte der Diener die Summe der Banknoten, welche als ein Nachſchuß der d'Epinoyſchen Erbſchaft eingegangen ſeien, und über deren Eingang eine Quittung vom Herrn Grafen geheiſcht werde. Bis jetzt habe er ſelbſt nur in Abweſenheit des Herrn Grafen den Empfang von 50000 Frank in Banknoten beſcheinigen können.

„Fünfzigtauſend —?"

„Zu Befehl, erlauchter Herr, und da ich ſie nicht mehr in Dero Kleidern vorfinde, meiner Verantwortlichkeit aber doch erledigt ſein möchte."

„Sie werden bei der weiſen Frau hinter dem Boulogner Holze liegen geblieben ſein. Schicke danach.“

Es blieb dem Diener keine Zeit, nähere Angabe zu erbitten; der Graf trat in das Zimmer, in welchem der Herzog ihn erwartete. Der Herzog las eine Tragödie Corneilles und war ſehr ruhig. Er begrüßte den Grafen mit väterlicher Freundlichkeit und ſetzte ihm wohlwollend auseinander, daß ihn perſönliches Intereſſe für Anton und das Intereſſe des adeligen Standes hergeführt habe, damit ein Sprößling des edlen Hauſes Horn freundlich aber nachdrücklich vor einer Mißheirat gewarnt werde, die in dieſem Augenblicke mehr als je vom ſämtlichen Adel wie ein großes Unglück betrachtet werden müſſe.

Nun erzählte er ihm die Äußerungen, welche er bei der Marquiſe von Parabère vernommen, ſchilderte ihm die Stellung der Parteien, die Stellung d'Argenſons, der in dieſer Heirat offenbar einen Triumph ſeiner gemeinen Verſchmelzungs- und Vermiſchungstheorie erblicke, ſchilderte den abenteuerlichen und überaus verdächtigen Charakter Laws, der über kurz oder lang mit einem niederträchtigen Bankerott endigen werde, und beſchwor Anton, von dieſem Verhältnis abzuſtehen.

„Aber ich liebe Jeanne!“ entgegnete Anton mit weicher Stimme.

„Ei den Teufel, Graf, das bezweifle ich nicht! Wenn Sie nicht liebten, ſo gäb's ja gar keine Schwierigkeit. Aber wenn wir vornehm ſein wollen, ſo müſſen wir auch größere Kraft haben, ein Opfer zu bringen, denn gemeine Leute. Höherer Rang ſoll ja doch nur ein Symptom höherer Geſinnung ſein, nicht bloß größerer Vermögensmittel. Übrigens iſt ja Liebe nicht ausgeſchloſſen, wenn Heirat ausgeſchloſſen iſt. Hätten Sie ſich nur vorſichtiger benommen und ſich den Aufenthalt nicht ſo erſchwert durch Ihre zur Schau gelegte Verachtung des Regenten und der Kreaturen desſelben. Aber

Sie hörten nicht, als ich Ihnen auf dem Opernballe zuflüſterte, mit welchem ſchwarzen Domino Sie zu tun hätten. Allerdings freut uns Ihr offenes Weſen, und es iſt uns eine Genugtuung, daß unſern Widerſachern ſo verächtlich die Stirn geboten wird, aber ich nehme um Ihrer Familie und um Ihrer ſelbſt willen innigen Anteil an Ihrer Perſon, und ſage Ihnen, daß ein übelwollender Regent furchtbare Macht in Händen hat auch gegen einen Seigneur, ſeit dieſer d'Argenſon die lettres de cachet ohne Anſehen der Perſon ins Werk ſetzt. Daß Sie nicht Franzoſe ſind, käme hinzu. Kurz, es wäre kaum Hilfe zu ſchaffen, wenn dieſer Orleans noch ferner von Ihnen gereizt, ſich an Ihrer Perſon vergriffe."

„Was alſo?" rief Anton, wie aus Zerſtreutheit auffahrend.

„Lieben Sie nach Neigung und handeln Sie mit Vorſicht. Jeanne iſt eines Abenteurers Kind."

„Sie iſt rein und edel wie mein Wappen!"

„Keinen Zweifel! Vom Blute ihres Vaters wird ihr einige Verwegenheit eigen ſein. Schildern Sie ihr die Verhältniſſe — die Zukunft braucht dabei nicht verſchloſſen zu werden, wer beherrſcht die Zukunft! — und bewegen Sie das ſchöne Mädchen zu augenblicklicher Flucht mit Ihnen. Eins meiner Waldſchlöſſer in der Bretagne oder im Berry, die noch kein unberufen neugieriges Auge geſehen hat, ſteht Ihnen zu Dienſt. Denn auf einem Ihrer Schlöſſer wären Sie vor dem unverſchämten Bankier nicht ſicher genug. Kommt Zeit, kommt neuer Rat. Der Schwindel dieſes Law wird nicht viel Zeit vor ſich haben, und dann gewinnt alles ein ander Anſehen. Geſchähe auch nichts, ſo wächſt doch der junge König, und die heilloſe Regentſchaft nimmt ein Ende und mit ihr unſere Machtloſigkeit. Was ſagen Sie dazu?"

„Ich muß Jeanne ſprechen!" rief Anton und ſprang vom Sitze auf.

„Natürlich! Nur keine Ehe! Das iſt abgemacht — nicht? Und bedienen Sie ſich all meiner Hilfsmittel. Jetzt adieu!

Es iſt ſpät in der Nacht: ſchlafen Sie, um Ruhe zu gewinnen. Leſen Sie, das beſchwichtigt das Blut und bringt auf edle Gedankenwege; dieſer Cid des Corneille iſt unſchätzbar! Adieu, mein Lieber!"

Ach, Anton konnte nicht leſen, konnte nicht ſchlafen! Er war aus dem einfachen Entſchluſſe herausgeſchleudert. Stolz und Liebe waren wieder gleich ſtark in ihm, oder wenigſtens hatte der Stolz alle Wucht des Herkommens und der Gewohnheitspflichten zur Unterſtützung für ſich.

Mit anbrechendem Tage eilte er nach Laws Hotel, während ſein Leibdiener nach Ermittelung der weiſen Frau ausſendete.

Daß Graf Horn erwarten konnte, bei ſo früher Tageszeit eine Dame ſprechen zu können, darf für ein Zeichen der Störnis gelten, welche in ihm vorhanden war, und dieſer Mangel an Überlegung trug auch unverweilt ſeine Früchte. Law nämlich kehrte eben erſt zurück von der Unterbringung Jeannes: das arme Mädchen war ſo betroffen geweſen von dem Wechſel ſeines Schickſals, daß der liebende Vater alle erſinnliche Überredungskunſt aufzubieten und nicht den Mut gehabt hatte, vor anbrechendem Tage von ihr zu gehen. Er war alſo ſchwerlich in günſtiger Stimmung für den Urheber dieſes Schickſals, oder wenigſtens mußte dieſer Urheber unzweifelhafte Zeichen der Hingebung bringen, wenn von einem freundlichen Empfange die Rede ſein ſollte. Der totenbleiche, verſtörte, gegen Gewohnheit zu Fuß in den Hof tretende Graf Horn ſah aber nicht nach einem Bräutigam aus, welcher um Liebe alles hinter ſich geworfen. Der aus dem Wagen ſteigende Law ſah, daß Graf Anton ihn entweder nicht bemerkte, oder nicht bemerken wollte, und hörte, daß er nach Fräulein Jeanne fragte.

„Wollen Sie hier hereintreten, Herr Graf!" rief der Bankier, indem er auf ein leeres Domeſtikenzimmer des Erdgeſchoſſes deutete.

Es iſt nicht nötig Frage und Antwort dieſer Unterhaltung aufzuzählen: das geſtörte, durchaus nicht reiflich überlegte Weſen Antons konnte dem klugen Weltmanne nicht verbergen, daß keine Abſicht einer geſetzlichen Ehe vorhanden ſei. Law machte denn auch keine weiteren Umſtände und ſagte dem Herrn Grafen mit dürren Worten die blanke Wahrheit: Jeanne ſei für ihn nicht mehr zu ſehn, und wenn ſich der Herr Graf auf gewaltſamen Verſuchen betreffen laſſe, ſo werde die Polizei den fremden Ruheſtörer als einen bloßen Ruheſtörer behandeln, denn Herr Voyer d'Argenſon harre nur auf Auskunft, ob Graf Horn legal oder illegal nach Laws Tochter trachte. „Danach richten Sie ſich, Herr Graf," ſchloß Law, „mein Kind haben Sie unglücklich gemacht, was kümmert das einen gebornen vornehmen Herrn! Sich ſelbſt machen Sie unglücklich, wenn Sie Ihrer Leidenſchaft ebenſowenig wie Ihrem Vorurteil entſagen können. Mein Kind iſt in unnahbarer Sicherheit vor Ihnen, und jeder gewaltſame Verſuch kann nur Sie ſelbſt verderben."

Damit verließ ihn Law, die Tür hinter ſich offen laſſend zum Zeichen, daß Anton nur der Weg aus dem Hauſe offen ſtehe.

Anton war zerknirſcht und unmächtig wie er nie geweſen, denn ſein Herz, wie ſehr es im gewöhnlichen Leben von Vorurteil befangen ſein mochte, empfand in dieſem Augenblicke doch die gerechte Anſchauungsweiſe eines unglücklichen Vaters. Er taumelte von dannen und ſank daheim in konvulſiviſchen Fieberſchauern aufs Lager.

Es ward ein ſonniger Vormittag für das übrige Paris, aber außer Anton empfand auch Renard den wohltätigen Eindruck desſelben nicht. Ehe er bis ins Geſchäftszimmer gelangen konnte, ward er durch Madame Law aufgehalten, die ſeiner harrte, die in erſtaunlicher Aufregung und Troſtloſigkeit war und Beiſtand von ihm heiſchte, Beiſtand für ihr unglückliches Kind, welchem Law ein Rabenvater ſei.

Ohne Erbarmen habe er ſie fortgeſchleppt in dieſer Nacht — „Wohin? In irgend ein Kloſter, Gott weiß in welches! Sie ſtirbt in Verzweiflung, denn ſie liebt den Grafen über alles. Renard, eilt zu ihm, er muß ſie befrein, ſie ſtirbt mir ſonſt.“

„Erfahrt nur erſt, in welches Kloſter ſie gebracht ſei!“

„Renard!“ rief plötzlich Law aus dem Geſchäftszimmer. Madame Law entfloh auf Renards Wink, und er ſelbſt gehorchte verdrießlich dem Rufe. Verdrießlich, denn er wäre lieber ohne Aufforderung zum erſten Male wieder vor Law erſchienen, den er ſeit geſtern nicht geſehen hatte. Er mußte ihm ja ſo unangenehme Mitteilungen machen über das zerriſſene Bankbuch, über die entwendeten Schuldſcheine Milhes, und er mußte ſich zu größerer Glaubwürdigkeit darauf berufen, daß Law die augenblickliche Anzeige geſtern morgen zurückgewieſen und ſich den ganzen geſtrigen Tag auf dem Geſchäftszimmer nicht eingefunden habe. Daß Law jetzt ſchon im Geſchäft, vielleicht gar ſchon unterrichtet ſei über die Entwendungen, das war für Renard widerwärtig und nachteilig.

Law hatte die Kraft des Charakters, das Familienunglück im Geſchäft vergeſſen zu können: er arbeitete in der Tat ſeit er Anton verlaſſen angeſtrengt in ſeiner Bankangelegenheit, und er hatte ſoeben entdeckt, daß ein Blatt aus dem Bankbuche geriſſen ſei. Renard war nun nicht mehr der Diner, welcher anzeigte, ſondern welcher ſich entſchuldigte, und Law war ſchonungslos. „Geſtern,“ warf er Renard vor, „auf friſcher Tat konnte der verwegene Edelmann feſtgehalten, von Polizei wegen zur Verantwortung gezogen werden, heute iſt die Verantwortung dein. Herr Voyer d'Argenſon will in dieſen Tagen das Bankbuch revidieren, ich habe ſelbſt zur Steigerung meines Kredits darum gebeten — was iſt zu ſagen bei ſolchem Fehl? Du ſchaffſt das ausgeriſſene Blatt, ſo lieb dir dein Eigentum iſt, an das ich mich halten werde, wenn meinem Kredite das kleinſte Titelchen Nachteil erwächſt!“

Zitternd, halb vor Wut, halb vor Angſt — denn Law gegenüber war er nicht eben furchtſam — ſtieß Renard auch das Attentat des Chevalier, den Raub der Schuldbriefe heraus, welchen doch Law ſchon kannte, als ob alles in einem Regenguſſe weggeſchwemmt werden ſolle, oder als ob er dem ungerechten Prinzipal das Unrecht durch größern Ärger vergelten müſſe. Law, durch all die angreifenden Vorfälle der letzten vierundzwanzig Stunden überreizt, und auf Erwerb um ſo begieriger, je erfolgloſer ſein Zudringen zur höheren Familiengeſellſchaft zu bleiben ſchien, Law faßte Renard bei der Gurgel, und mißhandelte ihn tätlich. Dadurch ward Renard zum Äußerſten getrieben, und drohte unumwunden, das trügeriſche Treiben des Bankiers aller Welt zu entlarven.

„Wurm, der du biſt!“ entgegnete Law, „was haſt du zu entlarven?! Sprichſt du vom Koloniſtenpreſſen, ſo ſorgt d'Argenſon, daß du ſelbſt nach dem Miſſiſſippi gebracht wirſt als erſter und einziger Koloniſt. Du biſt als Jude eine nur geduldete Kreatur, mit der man wenig Umſtände macht, wenn man ſie ziſcht. Und ſonſt haſt du nichts zu entlarven. Das Bank- und Kreditweſen iſt ein Wagnis der Erfindung, welches aller Welt offen vorliegt, und welches der künſtlich aufgehäuften Staatsgeſellſchaft unerläßlich iſt. Mein künſtlicher Kredit iſt der künſtliche Kredit aller, vernichten ſie ihn, ſo vernichten ſie ihren eignen und bezahlen meinen Sturz mit ihrem Gelde. Sie haben ſich einmal dem Teufel der Fiktion verſchrieben, und der holt ſie alle, ſobald ſie die Fiktion zerſtören. Was kannſt du daran ändern!? Jetzt oder ſpäter, aber gewiß wird ganz Europa in dieſem Netz der Fiktion hin und her gehn, handeln und wandeln! Als ob nicht aller Geldwert Fiktion wäre! Rede doch den Leuten ein, daß ein Diamant oder ein Klümpchen Gold nichts wert ſei im Vergleich mit einer Quadratmeile fruchtbaren Landes, und ſieh zu, ob du Gläubige findeſt! — Nun geh hin und

entlarve, und ſei verſichert, daß mir dein zuſammengeſcharrtes Beſitztum, welches du dir durch Umſchreibung eingelöſter Bankzettel wie ein Spitzbube im Detail erſchlichen haſt, daß mir deine Perſon einſtehn werde, wenn du nicht binnen vierundzwanzig Stunden das Blatt des Grafen und die Schuldbriefe des Chevalier beigebracht haſt. Marſch!“

Erſchreckt und ergrimmt eilte Renard aus dem Hauſe, ſein Heil zu verſuchen bei dem Grafen und dem Chevalier. Es war noch ziemlich früh am Vormittage, aber ſchon hatte er Mühe, ſich durch die zuſtrömende Menge hindurchzudrängen, welche ihr gutes Geld in Aktienſcheine verwandeln wollte, ein Zudrang, der jetzt alle Tage ſtattfand. „Monſieur Renard, Monſieur Renard,“ ſchrie man von allen Seiten, „werden wir unſer Geld noch aubringen?“

„Seid unbekümmert,“ erwiderte er, „ihr werdet noch all euer Geld los werden!“

Unter der Menge entdeckte er den Diener des Chevaliers, denn beſonders die Dienerſchaft vornehmer Leute war auf Aktienſcheine verſeſſen. Durch dieſen erfuhr er, der Chevalier ſei daheim und ſei ſehr ſchlechter Laune. Ein Abenteuer mit dem Herrn Regenten in vergangener Nacht müſſe ſchlecht abgelaufen ſein, und die vornehmen Herren müßten dem Chevalier etwas übelgenommen haben.

Nocé hatte ihm in der Tat die Vertraulichkeit mit dem Grafen Horn, und daß er dieſem im entſcheidenden Augenblicke etwas zugeflüſtert, übelgenommen. Die Roués waren natürlich in ſchlechteſter Laune geweſen, daß der Regent auf ihre Veranlaſſung in eine ſo mißliche Lage gebracht worden ſei, und der Chevalier, welcher zum erſten Male in ſo hohe Geſellſchaft zugelaſſen worden, mußte ihrem Zorne als Blitzableiter dienen, denn an ſolchen Blitzableitern ſucht jeder heftige Menſch eine Entſchädigung. Sie beſchuldigten den Chevalier, daß er als ein Vertrauter Antons von deſſen gleichzeitigem Beſuche bei der weiſen Frau unterrichtet ge-

weſen ſei und wohl gar abſichtlich die für den Regenten ſo widerwärtige Szene mit herbeigeführt habe. Seine heftigen Verſicherungen des Gegenteils hatten nur geſteigerte Heftigkeit der Roués zur Folge gehabt, und in voller Ungnade bei der Regierungspartei war der Chevalier nach Hauſe gekommen. So ſah er denn an dieſem Morgen auf ſeine Laufbahn wie auf eine total verſchüttete: die reiche Heirat und die Ausſicht auf Erhebung im Staate waren zerſtört, und es war natürlich, daß er in verzweifeltſter Stimmung Renard empfing und abfertigte. Hatte er mehr in frechem Leichtſinne als in geradezu betrügeriſcher Abſicht am Tage vorher nach ſeinen Schuldverſchreibungen gegriffen, ſo war er doch jetzt auf dem Punkte, vor keiner Freveltat zurückzuſchrecken, wenn ſie zu ſeiner Erhaltung nötig ſei. Sobald alſo Renard, deſſen Vermögen dabei auf dem Spiele ſtand, eine nachdrücklich drohende Sprache ſich erlaubte, zog der Chevalier ſeinen Degen aus der Scheide, legte ihn vor ſich auf den Tiſch, und verſicherte dem erſchreckten Mahner mit einer furchtbaren Beſtimmtheit, er werde ihn auf der Stelle über den Haufen ſtechen, wenn er noch mit einem Worte auf die Schuldſcheine zurückkomme, ja dieſer Degen werde auch dann jedenfalls nähere Bekanntſchaft mit ihm machen, wenn Sieur Renard die Entwendung der Schuldſcheine noch einmal gegen Law oder gegen irgend jemand behaupte.

Der alſo abgewieſene arme Renard ſah mit Grimm auf den glitzernden Sonnenſchein, welcher die Seine hinabtanzte, und ſtand am Theatinerkai einen Augenblick mit dem Gedanken ſtill, ob es nicht geratener ſei, die Summe, welche Graf Horn verloren, ohne weiteres zu behalten und im Fall der Nachfrage ebenſo abzuleugnen, wie dieſer noble Chevalier ſeine Betrügereien ableugne. Aber er war ehrlicher und furchtſamer als der junge Abenteurer, furchtſamer beſonders, dieſem entſetzlichen Grafen irgend eine gerechte Veranlaſſung des Zornes zu geben. „Im Gegenteil," flüſterte ihm ſein ängſt-

liches Herz zu, „iſt dies eine Gelegenheit, dir dieſen gefährlichen Seigneur ein für allemal zu verpflichten.“

Mit dieſem Gedanken trat er in des Grafen Hotel. Der Leibdiener wollte ihn abweiſen, und öffnete ihm erſt die Türen zu ſeinem kranken Herrn, als Renard hoch und teuer verſicherte, er habe dem Herrn Grafen wichtige und lauter angenehme Dinge zu melden.

Anton lag halb bewußtlos auf einer Ottomane und nahm keinen Anteil an der für Renard ſo äußerſt wichtigen Mitteilung, daß er dem Herrn Grafen die Börſe mit neunundzwanzig Louisdor und eine Summe Banknoten von 45000 Frank gerettet habe und überbringe.

Der Leibdiener bat ſtatt des ſchweigenden Grafen, das Geld auf den Tiſch zu legen. — Renard blickte zögernd bald auf dieſen Diener, bald auf den Grafen, der mit entſetzlich gläſernem Auge teilnahmslos ins Zimmer ſah, konnte ſich aber nach ſolcher Eröffnung nicht weigern, dem Verlangen des Dieners Folge zu leiſten.

„Es waren nur 45000 Frank?“ fragte der Diener, und ſeine Frage ſchien ebenſo dem Grafen wie Renard zu gelten. Jener ſchwieg, und dieſer fuhr auf: „Wie? Nur?“

„Der Herr Graf hatten 50000 Frank bei ſich!“ fuhr der Diener fort.

Scheu blickte Renard, wie von einem Meſſerſtich getroffen, nach dem Grafen um — dasſelbe gläſerne Auge ſtarrte ihm entgegen. Der Meſſerſtich war die Idee, auch ſeine ehrlichſte und beſte Tat könne an dieſem Unglückstage in Fluch verkehrt werden durch jene Sochne, die ſeiner behenden Kombination auf der Stelle einfiel.

Dieſer ſcheue Blick, dieſe Pauſe wurden ihm auch wahrhaft gefährlich bei dem aufmerkſamen Leibdiener, deſſen erſt flüchtiger Verdacht dadurch beſtärkt wurde, und der nun auf Renards haſtige, entrüſtet klingende Verſicherung nur mit halbem Ohre hörte. Als nun Renard mit halblauter Stimme

auf das überging, was ihn vor allem intereſſierte, auf das ausgeriſſene Blatt, und den Diener beſchwor, es in der Taſche des Grafen zu ſuchen, und es ihm, der in größte Not dadurch geriete, einzuhändigen, da wurde der Diener entſchieden mißtrauiſch. „In der Taſche des gnädigſten Herrn Grafen," erwiderte er raſch, „die ich nach dem Paket Banknoten durchſucht, hat ſich nichts derartiges vorgefunden."

„Um alles in der Welt, dann wäre ich der unglücklichſte Menſch! Law überliefert mich dem Miniſter, wenn ich das Blatt nicht ſchaffe! Vielleicht haben der Herr Graf das Kleid gewechſelt, als er von Fräulein Jeanne nach Hauſe kam."

„Wo iſt ſie, Lombard!" klang auf einmal mit donnernder Beſtimmtheit die Stimme des Grafen dicht am Ohre Renards, und dieſer fühlte zuſammenzuckend die Hand des ihm ſchrecklichen Mannes auf ſeiner Schulter, eine Hand kalt und eiſern faſſend. Denn Anton war bei dem Namen Jeanne aufgeſprungen, und ſein Auge war plötzlich feurig belebt.

„Ach, gnädigſter Herr Graf, ich weiß es nicht genau."

„Bei deinem Leben wirſt du mich flugs zu ihr führen!"

„Soll mir Gott helfen, ich weiß es nicht genau! Ich weiß nur von Madame Law, daß ſie in einem Kloſter eingeſperrt ſei."

„In welchem?"

„Bei meiner armen Seele, gnädigſter Herr Graf, ich weiß es nicht — ich will aber von Kloſter zu Kloſter ſuchen bis ich ſie finde, wenn Sie's befehlen."

„Ich befehl' es dir! — Den Wagen vor, Prokop! — Vorwärts, Lombard! Ich führe dich von Kloſter zu Kloſter. Die Summe da auf dem Tiſch iſt dein, wenn du mich zum Ziele bringſt. Dein Leben iſt mein, wenn du mich täuſchen, wenn du mir entweichen willſt. Ich finde dich auch unter der Erde, wenn du entſchlüpfeſt. Heda, Prokop! All meine Leute ſollen mit, und jedes Kloſter umſtellen, vor welchem die Karoſſe hält, und in welches der Lombarde tritt. Sobald

er durch eine Seiten= oder Hinterpforte entſchlüpfen will, wird er erſtochen. Vorwärts!“

Die Klöſter in Paris waren damals tief in die Gelüſte und Intrigen der Geſellſchaft verflochten und bildeten Zufluchtsſtätten der verſchiedenartigſten Dinge. Mademoiſelle von Orleans zum Beiſpiele, diejenige Tochter des Regenten, welche ihm in raſtlos experimierender Genialität am ähnlichſten war, zog ſich damals auf einige Zeit nach dem Kloſter von Challes zurück und führte dort die auffallendſte Lebensweiſe. Muſikaliſche Aufführungen, Disputationen, Gaſtmähler, ſkurrille Maskeraden gingen bunt durcheinander, und wenn ſich auch einige Klöſter immer frei erhielten von dem frivolen Zudrange der Welt, ſo waren doch auch dieſe durch irgend ein verborgenes Intereſſe mit der Pariſer Welt in Verbindung, und es war deshalb ſehr ſchwer, unter der Maſſe Pariſer Klöſter die richtige Auswahl derer zu treffen, in welchen Law Anknüpfung haben, in welchen man alſo mit einiger Wahrſcheinlichkeit des Erfolges Jeanne Law ſuchen könne.

Der Abend war bereits eingebrochen, Anton hatte ſchon vor fünf Klöſtern gehalten, Renard war fünfmal im Auftrage Laws hineingeſchickt worden, und es war keine Spur Jeannes zu entdecken geweſen. Nicht Anton, nicht Renard hatten den ganzen Tag über die geringſte Nahrung zu ſich genommen; jenen hielt eine krampfhafte Spannung aufrecht, dieſer, von tauſendfacher Angſt gepeinigt, drohte zuſammenzuknicken und bat flehentlich, ihm einen Biſſen Brot, einen Schluck Wein reichen zu laſſen. Anton ließ den Wagen halten, ſchickte einen Diener aus, um ein Wirtshaus in der Nähe auszukundſchaften, und ging mit Renard in dasſelbe, damit dieſer zu weiterer Expedition geſtärkt würde. An der Tür des Wirtshauſes beauftragte er den Diener, nach Haus zu eilen

ins Hotel auf dem Theaterkai und beim Leibdiener anzufragen, ob von Madame Law oder ſonſtwoher irgend ein Wink über den Aufenthalt Fräulein Laws eingegangen ſei. Darauf winkte er den übrigen Dienern, beim Wagen zurückzubleiben, und trat allein mit Renard in die Gaſtſtube. Nachdem er Speiſe und Trank für Renard beſtellt, ſetzte er ſich ſchweigend in eine Ecke des kellerartigen Raumes — dies furchtbare Schweigen, welches nur von einzelnen raſchen Befehlsworten unterbrochen wurde, erhöhte die Seelenangſt Renards, der haſtig verſchlang, was ihm der einäugige, neugierig dreinſehende Wirt vorſetzte.

Es war eine ſehr untergeordnete Kneipe, in die ſie geraten waren; an den grobhölzernen Tiſchen hingen Meſſer und Gabel an langen Ketten, damit ſie vor Entwendung ſichergeſtellt ſeien, in der Mitte des Gewölbes ſtand ein dicker ſteinerner Pfeiler, um welchen ein ſteinerner Sitz ſich herumſchlängelte. Ein runder Tiſch machte dieſen Platz zum Mittelpunkte des Raumes, welcher durch eine einzige Öllampe ſpärlich erleuchtet wurde. Der ſteinerne Fußboden war feucht und ſchmutzig.

Um jenen Pfeiler und runden Tiſch ſaßen drei Kerle mit Galgenphyſiognomien. Sie tranken Wein und unterbrachen jetzt einen Augenblick ihre Unterhaltung, um den edelmänniſch gekleideten Herrn und den ſchüchtern umblickenden Renard anzuſehen. Als der Edelmann aber fortwährend ſchwieg, auch nachdem jener mit ſeiner Mahlzeit zu Ende gekommen war, nahmen ſie ihr Geſpräch wieder auf. Es bewegte ſich auch unter dieſer Klaſſe Menſchen wie damals überall in Paris um Laws Bankaktien. Die Arbeiterklaſſe iſt immer beſonders mißtrauiſch gegen Papiergeld, und ſolch Mißtrauen ſchien auch im Grunde dieſen Leuten inzuwohnen, aber ſie legten doch keinen beſondern Nachdruck darauf und ſchienen in anderer Weiſe lebhaften Anteil an Law zu nehmen. Der eine ſagte: „Gebt acht, wir erleben's noch, daß Law

alle Leute zu vornehmen Leuten, und die vornehmen Herrn zu armen Teufeln macht!“ „Wie meinſt du das?“ entgegnete der andre nach einigem Beſinnen, „wenn die vornehmen Herrn arme Teufel und wir vornehme Herrn werden, ſo gibt's ja nichts mehr als lauter arme Teufel?!“ „Ach was,“ ſagte der einäugige Wirt, der zu ihnen getreten war, „ſo viel iſt gewiß, Handel und Wandel kommt in Flor, denn jedermann gibt noch einmal ſo leicht einen Louisdor Papiergeld als einen Louisdor Silbergeld aus!“ „Ja, das muß wahr ſein, ich werde alle Tage ſchneller fertig mit meinem Verdienſte!“ ſprach derjenige, welcher vor dem Wirt geſprochen hatte, und welcher ein unterſetzter Kerl mit rabenſchwarzem Haare und ein paar kleinen, überaus beweglichen ſchwarzen Augen war. „Gott erhalte nur“, ſetzte er etwas leiſer hinzu, „unſern Satan noch eine Zeitlang in guter Lage. Seit er den Law befördert, und ſeit die Mauſefalle erfunden worden iſt, fehlt's doch keinen Tag an Aufträgen. Wißt Ihr denn noch immer nicht, Meiſter Brouillard,“ wendete er ſich zum Wirt, „wo dieſe Mauſefalle eigentlich ſteckt?“ Der Wirt ſagte nicht nein, er ſagte aber auch nicht ja, ſondern drückte nur ſeine Verwunderung aus, daß Leute, die ſo viel zu tun hätten, über ſolch eine wichtige Sache nicht beſſer unterrichtet waren. „In der Nähe der St. Denisſtraße muß ſie ſein, und wenn wir's dem Satan einmal nicht recht machen, dann erfahren wir's an den eigenen Knochen ganz genau. Der Law iſt aber doch ein Hauptkerl! Wie lang iſt's her, ſo war er nicht viel mehr als wir, war ein Spekulant — hatte nur ſo und ſo viel Mittel mehr zum Spekulieren!“ „Na, ein paar hundert Livres mehr oder weniger, das ändert doch im Charakter nichts! Denkt ihr denn, daß die Bankeinlage ſein Geld iſt?! Poſſen! Kredit war's, Kredit iſt's, Kredit iſt alles, wie ich immer geſagt habe, Kredit iſt ſo viel mehr als bar Geld, wie ein kluger Kopf mehr wert iſt als ein ſchönes Geſicht. Das bare Geld

kann mir geſtohlen werden — und den Kredit kannſt du verlieren!“ „Ja, aber was koſtet das für eine Arbeit von Unglücksfällen, eh' ich den verliere. Ein einziger geſchickter Spitzbube dagegen kann mich ums bare Geld bringen. Freilich, Leben bleibt Leben, und man iſt darum noch nicht ſicher vor Verdruß. Dem Law ſoll auch was Fatales paſſiert ſein; er ſah garſtig aus, als ich heute das dicke Fräulein zu ihm brachte in die Quicampoix mit dem Wagen voller Goldſäcke, und es kommt mir immer vor, als ob der heutige Auftrag des Satans mit Laws verdrießlichem Geſicht zuſammenhinge. Wißt ihr wohl,“ ſetzte er ganz leiſe hinzu, „warum ich vorhin den feinen Herrn da ſo aufmerkſam betrachtete? Ich dachte einen Augenblick, es wäre der, dem wir uns anhängen ſollen. Ganz blaß ſoll er ſein. Aber 's war ein dummer Gedanke, denn 's iſt der hochmütigſte Seigneur in Frankreich, und der tritt ſein Lebtag nicht in Brouillards Keller, wenn nicht vorher alles ausgeräuchert iſt mit Orangeeſſenz.“ „Als ob's hier ſtänke!“ ſchaltete mißmutig der Wirt ein. „Als ob!“ fuhr der Schwarzkopf fort, „hört doch mit Unparteilichkeit! Ich wollt' mich drauf hängen laſſen oder der alte Eſſer neben ihm iſt Laws Kaſſierer oder ſo was aus dem Lawſchen Hauſe, zu dem man nur kommt, wenn's um große Summen geht. Heute freilich war er nicht da. Aber unſer Horn, der dem Law die Tochter hat ſitzen laſſen, läuft in Ewigkeit nicht mit dem Kaſſierer umher!“ „Na,“ unterbrach ihn ein anderer, „die genaueren Inſtruktionen werden wohl heute kommen; der Beſchreibung nach hab' ich kein groß Verlangen, dieſem Grafen auf den Fuß zu treten, es ſoll ein Satan mit kurzem Prozeß ſein, wie unſer Satan einer mit langem Prozeſſe iſt.“ „Der lange wird den kurzen ſchon unterkriegen,“ lachte der Schwarzkopf laut, „und 's ſchwant mir immer ſo, als ob unſer Alter dabei zwei Hände nach zwei Seiten im Spiele hätte. Das Lawſche Mädchen ſoll wunderſchön ſein, und

wer weiß, ob er ſie nicht im Traisnelharem hat!“ Sie lachten alle, und einer meinte, dies Harem im Kloſter ſei doch d'Argenſons ſchönſte Erfindung.

„Welches Kloſter iſt dies?“ fragte unter dem lärmenden Gelächter Anton den betrübten Renard.

„Das Kloſter Madelaine de Traisnel,“ erwiderte dieſer.

„Da müſſen wir hin!“ rief Anton und ſprang auf.

„Um Gottes willen nicht, gnädigſter Herr Graf! Das koſtet uns allen die Köpfe, d'Argenſon iſt in dieſem Punkte fürchterlich.“

„Was d'Argenſon! Vorwärts!“

Die Trinker am Pfeiler waren hierdurch ſtill und aufmerkſam geworden, und es gab ſogleich noch mehr zu hören und zu ſehen für ſie. Der Chevalier von Milhe nämlich trat ein mit Antons rückkehrendem Diener. In ſeiner verzweifelten Lage nämlich hatte er ſich entſchloſſen, ſein zerſchelltes Lebensboot dem verwegen ſegelnden Schiffe des Grafen Horn anzuhängen. Gleichviel, was es für ein Ende nehme; auf der andern Seite war doch alle Ausſicht abgeſchnitten, und neben dem reichen Grafen gab es doch Hoffnung auf kecke Unternehmungen, auf beiläufige Rache, auf irgendwelchen Gewinn. In Antons Hotel kommend, traf er den Herzog von Havré, welcher in großer Sorge war, den Grafen Horn nicht zu finden und ihn, den Äußerungen des Leibdieners nach, in unbedachtem Wagnis glauben zu müſſen. Obwohl er dem Chevalier nicht eben hold war, ſo nahm er doch in ſo drängendem Augenblicke das Anerbieten desſelben an, dem Grafen nachzueilen und die Bitte des Herzogs um ſchleunige Rückkehr zu überbringen. Der Herzog ſchrieb zu größerm Nachdrucke ſogleich ein Billett, welches der Chevalier dem Grafen einhändigen ſollte. Mit dieſem Billett trat er jetzt zu Anton in Brouillards Keller. Anton, im Fortſtürmen begriffen, riß es auf und trat damit an die Öllampe, halblaut vor ſich hinleſend: „Sie ſind in größter

Gefahr, lieber Graf, die Marquise von Parabère versichert mir soeben, d'Argenson sei bevollmächtigt gegen Sie, und dessen Leute seien beauftragt, Sie in irgend einen Exzeß zu verwickeln und zu verhaften. Sie setzt hinzu, Ihr Verderben sei unzweifelhaft beschlossen, und sobald man sich unter irgend einem Vorwande Ihrer bemächtigt, werde Ihre für verleumderisch erklärte Aussage von Laws Menschenpresse und was weiß ich sonst noch dergestalt zugestutzt werden, daß, solange der Regent herrsche, die Bastille Sie nicht mehr freigebe. Kehren Sie eiligst heim, ich habe alles vorbereitet für Ihre Flucht und Sicherheit — die Marquise sagte, Sie müßten Orleans aufs empfindlichste beleidigt haben, sie habe ihn, der sonst ohne Rachedurst, nie so entschlossen gesehen zum Verderben eines Edelmannes."

„Possen!" rief der Chevalier, „man kann nicht gegen einen Grafen Horn verfahren, wie gegen einen von der Rotüre!"

Auf Anton schien diese Mitteilung gar keinen Eindruck gemacht zu haben; er griff, ohne eine Miene zu wechseln, nach einem zweiten Briefe, welchen ihm der Diener auf einen eiligst dazu verwendeten zinnernen Teller Brouillards überreichte. Der Brief war vom Leibdiener des Grafen und enthielt die Anzeige, die Wohnung der weisen Frau sei ausgemittelt und diese über die Summe Banknoten befragt worden. Sie habe ausgesagt, die Summe habe volle 50000 betragen. Danach müsse der Lombard 5000 für sich behalten haben.

Nur ein flüchtiger Blick Antons streifte Renard, dann schob er die Briefe in die Tasche, und mit den Worten: „Fort nach Traisnel," verließ er den Keller. Der Chevalier und der Diener drängten Renard hinter ihm hinaus.

„Es ist der belgische Graf!" rief der Schwarzkopf. „Ihm nach! Ihm nach! Und den Satan warnen!"

„Ja, wenn Ihr so gut traben könntet wie flandrische

Roſſe," ſprach Brouillard, als die drei Gäſte hinauseilten. „Blitz!" ſetzte er hinzu, „das Eſſen iſt ja nicht bezahlt." Als er vor die Tür kam, fand er ſeine Vermutung, die Edelleute hätten Roſſe in der Nähe, beſtätigt, indem er die Kutſche fortrollen hörte. Es war ſo ſtockfinſter, daß nicht das mindeſte zu ſehen war. Die Einforderung der Zeche bis auf günſtigere Gelegenheit verſchiebend, ſtellte Brouillard für ſeine Kunden ein Lämpchen über die Haustür, welches bei der großen Finſternis weit zu ſehen war und die Spießgeſellen der Nacht anlocken ſollte. Er zweifelte nicht, daß der Schwarzkopf und deſſen zwei Begleiter im Laufe des Abends oder der Nacht wieder einſprechen würden, möge ihnen nun der Vorſprung nach dem Traisnelkloſter gelingen oder nicht.

Sie kannten alle Schlüpf- und Richtgaſſen ſehr genau, blieben aber doch zurück hinter dem ſcharfen Trabe der Roſſe. Und dieſe Roſſe führten einen Herrn, dem für Zögerung kein Augenblick Zeit verloren gehen durfte, ſobald ſein Fuß die Schwelle des Kloſters überſchritten. Je mehr Gefahr und Hindernis dem Grafen Anton entgegentrat, deſto geſteigerter und jacher wurde ſein Weſen, deſto rückſichtsloſer warf er alles neben und hinter ſich, was nicht auf der geraden, einzigen Linie zu ſeinem Ziele lag. Jeanne, Jeanne herausholen aus dem tiefſten Gewirr, ſie herausholen aus einem einſchließenden Feindesheere, aus der Hölle ſelbſt, um ſie an ſein Herz zu ziehen, dies allein war ſein Augenpunkt, und inſofern war er bereits für die ganze übrige Welt außer ſich. All ſein Denken und Trachten war im Herzen zuſammengedrängt, im Herzen, welches Jeanne liebte, und welches den Stolz eines Edelmanns zuſammenpreßte, den Stolz, welcher auf Erden keine Macht über ſich anerkannte.

Solch einer Stimmung allein in ſolch einem Menſchen war es möglich, in das geheimſte Innere eines Hauſes einzudringen, welches halb Kloſter, halb Haus des mächtigſten

Miniſters war, ein Schloß d'Argenſons in urſprünglicher Bedeutung des Wortes Schloß. Es gab nämlich gar keinen offenen Zugang zum Hauſe d'Argenſons, welches er ſich unmittelbar am Kloſter gebaut hatte, es war ein ſtets verſchloſſenes Haus, deſſen Zugang nur mitten durch die Kloſterhöfe und -gänge erreichbar war. Dieſe Kenntnis der Örtlichkeit wurde unterwegs Renard abgepreßt, denn Renard war in Lawſchen Aufträgen einige Male in dieſe verſchloſſene Herrlichkeit d'Argenſons geſendet worden, wenn es ſich um eine unverzügliche Maßregel gehandelt hatte. Von ſpäter Abendſtunde an war nämlich d'Argenſon nie in ſeiner offiziellen Wohnung zu finden, und bei dringlichen Angelegenheiten wurde von ſeinen Vertrauten hierher berichtet. Der Pförtner dieſes Frauenkloſters war aber natürlich nicht geneigt, ein paar zudringliche Edelleute, denen die von d'Argenſon angeordnete Parole unbekannt war, ohne weiteres einzulaſſen. Renard verriet dieſe Parole nicht, weil er von dieſer Zudringlichkeit eine Kataſtrophe befürchtete, in die er durch Verrat der d'Argenſonſchen Parole mitverwickelt würde. Überhaupt faßte er ſich auf dieſem, wie er meinte, äußerſten Punkte ein Herz und widerſprach und widerſtrebte mehr als vorher. Anton aber machte keine Umſtände mit dem hartnäckigen Pförtner; er zog ſein Schwert, ſetzte es dem erſchrockenen Laienbruder auf die Kutte und befahl ihm, als Führer vorauszugehen bis in den innerſten Schlupfwinkel d'Argenſons, wenn er nicht auf der Stelle vom Leben zum Tode befördert ſein wolle. In einer friedlichen, ſonſt vorzugsweiſe reſpektierten Kloſterwelt mußte ſolch ein Attentat von augenblicklicher Wirkung ſein, namentlich da es von einem Manne ausging, der mit ſeinem totenblaſſen, von Spannung faſt verzerrten Antlitze furchtbar ausſah. Der Laienbruder ließ ſich alſo mit der Spitze des Schwerts über Höfe und Gänge treiben, und Renard, der ſich bei dieſer Gelegenheit gern entfernt hätte, ward vom Chevalier, welcher deſſen Ver-

derben nur zu gern geſehen hätte, hinterher genötigt. Aus der Kloſterkirche drang ſchwach der Horengeſang in das Ende des Kreuzgewölbes, bis zu welchem ſie in ſolcher kriegeriſcher Weiſe vorgedrungen waren, ohne jemand zu begegnen. Eine hohe geſchloſſene Tür war am Ende dieſes Kreuzganges, und vor dieſer Tür ſtanden ſie. „Hier beginnt das Haus Seiner Exzellenz, und hier iſt das Ende meines Kloſters und meines Dienſtes," ſtotterte der Laienbruder.

„Öffne und führe mich bis zu Fräulein Jeanne Law, welche in vergangener Nacht hierher gebracht worden iſt!"

„Gott ſei mir armen Sünder gnädig, gnädigſter Herr, ich kenne dieſe Dame nicht, ich weiß nur, daß der Miniſter hier zur Nacht ſpeiſt mit ſeinen Bekannten und vielleicht mit einigen Koſtgängerinnen des Kloſters."

„Öffne!"

Hinter dieſer Tür entwickelte ſich eine eigentümliche Hauseinrichtung. Das Gebäude war in der Grundform kloſtermäßig angelegt, aber Fußboden und Wände waren mit oſtindiſchen Teppichen und Kattuntapeten bedeckt, prächtige Bilder in goldenen Rahmen lockten von den Wänden des Vorſaals, Diener in Mönchskutten aus feinen Stoffen und mit zierlichen Stutzperücken trugen ſilberne Schüſſeln mit Speiſen ab und zu, große Angorakatzen ſaßen auf Lehnſtühlen, ſchlanke, hochbeinige Hunde ſprangen auf und knurrten den Fremdlingen entgegen, und eine nach Myrrhen und Weihrauch duftende Luft ſtrömte den Eintretenden zu. Die mönchiſch angetanen Diener, denen das Weltkind von den feiſten Backen lächelte, blieben erſtaunt ſtehen mit ihren Schüſſeln, als ſie eine ſo unglückliche Gruppe hereindringen und darunter den hohen, blaſſen Grafen mit nacktem Schwerte ſahen. Dieſer aber erkannte, daß er an Ort und Stelle ſei und zunächſt keines Führers mehr bedürfe, er ſchritt alſo allein vorwärts den offenen Türen nach, welche ihn in einen kleinen, runden Saal führten. Dort fand er um einen runden Tiſch fünf

oder ſechs junge Damen zum Nachteſſen verſammelt. Sie bemerkten ihn nicht ſogleich, und mit einem raſchen Blicke muſterte er die meiſt jungen, teils novizen=, teils nonnen=artig, teils weltlich gekleideten Damen — er ſah Jeanne nicht darunter. Plötzlich ſchrie eine auf, die ihn erblickte, ſchreiend flogen alle übrigen von ihren Seſſeln, als nun auch ſie des fremden, furchtbar dreinſchauenden Mannes anſichtig wurden.

„Was gibt's?!“ rief eine männliche Stimme aus einer Niſche, die durch einen rotſeidenen Vorhang verdeckt wurde.

„Nachfrage gibt es, Le Voyer!“ ſprach Graf Anton, den Vorhang zurückſchlagend und in die Niſche tretend, welche ein prachtvolles kleines Eizimmer bildete. Die überall runde Mauer war durchaus gepolſtert und mit Seide überzogen, und auf einem Diwan ſaß in brokatenem Schlafrocke barhäuptig Voyer d'Argenſon, unter den Armen, hinter dem Nacken von Kiſſen geſtützt wie ein Sultan. Neben ihm je zur Rechten und je zur Linken eine bildſchöne Dame, vor ihm ein lockend angerichteter Eßtiſch. Er ſchrie auf wie von einem Schuß getroffen, als er den Grafen eintreten ſah. Hinter dem Grafen aber fiel der Vorhang wieder zu, und es iſt nie genau ermittelt worden, was zwiſchen dieſen beiden Männern damals vorgegangen iſt. „Die Le Voyers ſind entartet!“ wollen noch einige der flüchtenden Damen verſtanden haben, im übrigen wird nur mit mehr oder weniger Wahrſcheinlichkeit behauptet, d'Argenſon habe den Grafen zu beruhigen gewußt, habe ihm überzeugend auseinandergeſetzt, daß er niemals gegen das Verhältnis zu Jeanne eingenommen, ja daß er demſelben bisher immer förderlich geweſen ſei. Fräulein Jeanne ferner befinde ſich nicht in dieſem Kloſter, es ſolle aber Sorge getragen werden, den wahrſcheinlichen Verſteck derſelben binnen einer Stunde auszukundſchaften und dem Grafen mitzuteilen. Kurz, d'Argenſon habe mit der Kunſt eines Polizeimeiſters und mit dem Grimme eines

überraschten und rachedurstigen Schwelgers alles das vorbereitet, was sich in der nächsten Stunde über den Grafen zusammendrängte. Gewiß ist's, daß die drei Kreaturen d'Argensons aus Brouillards Keller während dieser geheimen Unterredung ankamen und dem Leibdiener des Ministers ihre Meldung zukommen ließen, daß der Diener diese Meldung auf ein Blatt Papier schrieb und dem Minister überreichte, als dieser mit dem Grafen Anton endlich aus der Nische hervortrat. Während des Abschiedskompliments warf d'Argenson einen Blick auf das Blatt und sprach: „Noch einen Augenblick schenken Sie mir, Graf Horn, ich bitte. Soeben kommt mir eine Nachricht zu, durch deren Benutzung wir rascher zum Ziele kommen, als bei den beschlossenen Maßregeln möglich wäre. Man meldet mir soeben, daß Sie durch den vertrautesten Agenten Laws, einen gewissen Renard, hierhergeführt worden und überhaupt den Ratschlägen dieses Mannes geneigt seien. Welch eine Politik, Graf Horn! Dieser Mann führt Sie ja offenbar im Interesse Laws in der Irre umher! Dieser Mensch weiß ja doch offenbar den Aufenthalt des Fräuleins Jeanne. Allen Andeutungen nach ist dieser Aufenthalt ganz in der Nähe eines Wirtshauses, in welchem Sie ganz vor kurzem mit diesem Renard gewesen sein sollen, und in welches er Sie offenbar nur geführt hat, um nebenher irgend eine neue Vorkehrung für den sicheren Versteck anzuordnen, denn dieser Mensch ist der durchtriebenste Schuft in Paris!"

Anton riß den Brief seines Dieners aus der Tasche, und es flog ihm dabei durch den Kopf, wie ihn Renard mit dem Wechselgeschäfte betrogen, wie er sich ferner bei der weisen Frau unerwartet eingestellt und ihn also wahrscheinlich dorthin gelockt und dort verwickelt habe — die Mitteilung des Dieners zeige untrüglich, daß er spitzbübisch mit dem Gelde umgegangen sei.

„Sie werden recht haben!" sprach der Graf, als er

einen Blick in den Brief geworfen hatte. „Auch alle Reden in jenem Wirtshauſe beſchäftigten ſich mit Law!“ ſetzte er hinzu.

„Alſo benutzen Sie den Schlüſſel, der ſich Ihnen ſelbſt in die Hände gegeben! Führen Sie ihn in das Wirtshaus zurück, welches dem Aufenthalte Fräulein Jeannes nahe ſein ſoll, und zwingen Sie ihn dort, Sie ans nahe Ziel zu bringen. Machen Sie keine Umſtände, es iſt ein Jud! Gold und Eiſen ſind wirkſam gegen ihn.

So ſchieden äußerlich die beiden Herren in Friede und Freundſchaft. d'Argenſons Freundlichkeit verwandelte ſich freilich, als Graf Horn das Zimmer verlaſſen hatte. Er winkte ſeinem Diener, und griff nach ſeiner ſchwarzen Perücke. Der Diener öffnete eine unſichtbare Tapetentür und ſchritt leuchtend voraus. d'Argenſon, der burlesk in ſeiner bunten Tracht erſcheinen konnte, wäre doch jedem Zuſchauer furchtbar erſchienen, ſo grell ſprang die Wut auf ſeinem vergelbten Antlitze umher. Er folgte nach einer kleinen Weile raſchen Schrittes dem Diener auf jenem Wege, der in ein Gemach des Untergeſchoſſes führte. Hierher gelangte man wahrſcheinlich durch einen verſteckten Eingang unmittelbar von der Straße oder unmittelbar aus einem verſteckten Winkel des Kloſterhofes. Der Mann ſelbſt, der eingeführt war, um eine Mitteilung zu machen, ſtand mit verbundenen Augen bereits mitten im Zimmer. Es war jener „Schwarzkopf“ aus Brouillards Schenke, deſſen Bericht dem Miniſter ſchon zugefertigt worden war durch den Hauptdiener. Denn jener wohlgeſchulte Diener hatte ſogleich erkannt, daß dieſer Bericht mit dem Überfalle des Grafen zuſammenhänge und auf der Stelle mitgeteilt werden müſſe. So hatte denn der Schwarzkopf nicht mehr viel zu erzählen, ſondern nur die Befehle des Miniſters zu empfangen. Sie lauteten dahin, daß er ſtracks mit ſeinen beiden Genoſſen in Brouillards Keller zurückkehren, den Grafen zum Exzeß gegen Renard oder ſonſt jemand reizen, und zur Verhaftung desſelben beiwirken ſolle.

Soldaten würden binnen einer Viertelſtunde das Wirtshaus beſetzt haben, um die etwa nötige Unterſtützung und den Ausſchlag zu leiſten.

Wie ſchnell aber auch der Schwarzkopf mit den Seinigen nach der Schenke zurückeilte, er kam ſchon zu ſpät, einen Streit einzuleiten, der bereits durch d'Argenſons Vorſorge in drohendſter Entwicklung begriffen war. Es ſtand zu beſorgen, daß die erwünſchte Kataſtrophe früher eintreten werde, als die militäriſche Macht zum Ausſchlage herbeigeeilt ſei. Denn ohne eine ſolche Macht den wilden Grafen zu überwältigen, ſchien den drei Schergen ein allzu gefährliches Wagſtück. Und das Schickſal Renards war in der Tat einer gefährlichen Wendung ſchon ganz nahe gerückt, als ſie eintraten: neben dem Tiſche, an welchem der Unglückliche vor einer halben Stunde ſeine Mahlzeit verzehrt, ſtand der Graf, die Hand auf die Tiſchkante ſtützend; vor ihm kniete Renard, und verſchwor ſich hoch und teuer, er wiſſe den Aufenthalt Jeannes nicht, und er habe den Herrn Grafen um keinen Sou betrogen! Fehlten wirklich 5000 Livres an jener Summe, ſo müſſe ſie die Sochne unterſchlagen haben, und er wolle ſie, um nur den Herrn Grafen zu beruhigen, aus ſeiner Taſche erſetzen. — „Hier, gnädigſter Herr Graf," rief er in gepeinigter Haſt, indem er ſein Taſchenbuch herauszog, „hier ſind 5000 Livres in Bankſcheinen, die ich morgen in Gold einwechſeln will."

„Was ſchiert mich dein Lumpengeld!" ſtieß mit unterdrückter, von furchtbarer innerer Bewegung zitternder Stimme Graf Anton hervor und ſchlug dem armen Manne die Briefta ſche aus der Hand, daß die Banknoten ringsumher flatterten, „nenne den Aufenthaltsort des Fräuleins, oder du biſt des Todes!"

„Ich weiß ihn nicht, gnädigſter Herr, ſoll mir Gott in meiner letzten Stunde helfen."

„So helfe er dir!" ſchrie der Graf, und riß an ſeinem

Degen, verwickelte ihn aber in der Wut, die ſich ſeiner bis zur Sinnloſigkeit zu bemeiſtern ſchien, dergeſtalt im Gehenk, daß er ihn nicht herausziehn konnte, und daß Renard Zeit gewann, einen Verſuch zur Flucht zu machen, indem er, ſich aufraffend wie ein Verzweifelter, dem ſeitwärts die Briefſtaſche aufhebenden Chevalier zuſchrie: „Helfen Sie mir, Herr Chevalier, und kein Menſch ſoll etwas von den Schuldſcheinen erfahren!“

Dieſe Erinnerung an die Schuldſcheine war aber das ſchlechteſte Mittel, dieſen, der vor der Welt davon nichts verlautbart ſehn wollte, zum Beiſtande zu bewegen. Er ſtürzte ſich dem Aufſpringenden entgegen und ſtieß ihn mit ſolcher Gewalt zurück, daß er neben dem Grafen zu Boden ſtürzte. Der Graf aber hatte, da er des Schwertes nicht mächtig werden konnte, nach dem an der Kette hängenden Tiſchmeſſer gegriffen und ſtieß damit nach Renard. Renard war nicht nahe genug am Tiſche, und das angekettete Meſſer reichte nicht weit genug, der arme Mann ward nur geſtreift, und warf ſich in der Todesangſt wieder rückwärts auf den Chevalier zu, in dieſer Todesangſt nichts weiter vorbringend als „Die Schuldſcheine! Die Schuldſcheine!“

„Da ſind ſie!“ rief dieſer, der ſein Schwert gezogen hatte und es ihm unter dem Nacken tief in den Leib ſtieß. Renard hauchte einen einzigen Seufzer aus, und ſein Leib ſchlug tot auf das feuchte Kellerpflaſter.

Der Augenblick des Entſetzens, welcher dieſem Morde folgte, war der geeignete für den Schwarzkopf und deſſen Genoſſen, den Akt der Verhaftnahme eiligſt ins Werk zu ſetzen, obwohl die militäriſche Hilfe zu ihrem Leidweſen noch immer ausblieb. Der Schwarzkopf faßte ſich denn auch ein Herz, gab den Seinigen ein Zeichen, und ſtürzte mit ihnen auf den Chevalier, welcher ihnen den Rücken zukehrte, und welchem ſie im erſten Anfalle das Schwert aus der Hand wanden. Hiermit war er für ſeine Perſon verloren, denn

die beiden Schergen hielten ihn mit eiſernen Fäuſten an den Armen. Aber die Hauptperſon, der Graf, blieb davon unberührt, und es war als ob eine leichte Schaumwelle gegen einen Granitfels ſpritzte, da der Schwarzkopf ihn anredete und um Auslieferung des Degens bat. Dabei ſah er ſich obenein nach Brouillard um, der ſich vielleicht zur Hilfe erboten hatte, dem es aber jetzt an Mut gebrach angeſichts dieſes hohen, mehr und mehr wieder totenbleich werdenden Grafen, deſſen Augen nur mühſam ihre Stätte in den Augenhöhlen einzunehmen ſchienen, ſo grauenvoll waren ſie vorgedrängt geweſen, deſſen Sinn und Trachten endlich allem Anſcheine nach über den Mord und die Szene in dieſem Keller hinausgerichtet war. Wäre Graf Horn vollkommen bei ſich geweſen, ſo hätte er dieſen Augenblick noch zu ſeiner Rettung benutzen können. Schweigend trat er über die Leiche hinweg, ſchweigend ſchleuderte er den Schwarzkopf, der ſich entgegenſtellen wollte, mit einem Fauſtgriffe zur Seite, daß dieſer in den morſchen Pfeilertiſch hineinflog, und ihn mit ſeiner Körperſchwere praſſelnd zuſammenbrach, ſchweigend ſchritt Anton auf den furchtſam ausweichenden Brouillard zu, und folgte dieſem, der ſich verloren glaubte, bis in den äußerſten Winkel des Kellers, wo der einäugige Wicht nicht mehr rück- noch ſeitwärts weichen konnte, und mörderlich den übrigen zuſchrie, ihm zu helfen. „Höre!“ ſprach Graf Anton mit halber Stimme, „führe mich zu dem Aufenthaltsorte des Fräuleins, und ich will dich fürſtlich belohnen — ich zermalme dich aber, wenn du dich weigerſt.“

„Wie Sie befehlen — gnädigſter Herr Graf!“ ſtotterte die Verſchmitztheit Brouillards die ihm treu blieb in dieſer Not, und ihm eingab, nur um jeden Preis Zeit zu gewinnen. Sein feines Ohr hatte nur einen Moment lang den ihm wohlbekannten Takt eins, zwei! Eins, zwei! heran marſchierender Soldaten aus der Ferne gehört, un er bat den Grafen, ihm nur ſo viel Zeit zu laſſen, daß er die Blend-

laterne anzünde, deren ſie bedürften. Als ob es ſich darum handle, wendete er ſich ſogleich nach einem Wandſchrank, der hinter ihm war, und kramte in dem Gerät darin.

„Du weißt? Du kannſt?“ ſchrie jubelnd und am ganzen Körper zitternd Graf Anton.

„Ich denke,“ erwiderte Brouillard, „wenn ich nur die Laterne finde.“

Jetzt hörte man das Aufſtoßen der Gewehre im Hauſe, und ein Offizier trat ein. Es war derſelbe, welcher damals zur Nachtzeit das Duell Laws und Antons geſtört hatte. Nur der Graf bemerkte nichts, ſeine Augen waren leuchtend auf Brouillards Hantierung gerichtet. Der Schwarzkopf winkte dem Offizier, und hinkte ihm entgegen. Nach kurzer leiſe abgemachter Mitteilung trat der Offizier wieder bis an die Tür zurück, und gab Befehl wegen des Wagens, der unweit der Türe hielt. Man hörte übrigens jetzt auch das eintönige Geräuſch, welches heranrückende Reiter auf dem Steinpflaſter erregen.

„Raſch, Brouillard,“ rief nun der Offizier, „du brauchſt die Laterne nicht. Seine Exzellenz Herr von Argenſon haben mich beauftragt, den Herrn Grafen von Horn an Ort und Stelle zu führen!“

„Kennt er den Weg?“ fragte Graf Anton den Wirt, welchen die Zutraulichkeit dieſer Frage wie ein Schauer des Wahnſinns durchrieſelte.

„Ja, Herr Graf, er kennt ihn!“

„Alſo vorwärts, mein Herr!“ ſprach Anton und ſchritt unter die Soldaten hinaus, deren er weder dort noch außen, wo Kavallerie ſeinen Wagen umgab, achtete. Er war ſo eilig, daß der nicht mehr von ihm weichende Offizier kaum Gelegenheit fand, wegen Abführung des Chevalier Befehl zu erteilen. Damit jeder Aufenthalt vermieden werde, ſollte dieſer zu Fuß folgen, eine Unanſtändigkeit, die man ſich nur gegen einen kleinen Edelmann zuſchulden kommen ließ.

Des Grafen Karoſſe fuhr im Trabe von dannen und rollte bald inmitten der ſie umgebenden Reiter über eine ſchwanke Zugbrücke, durch ein finſteres Tor. Sie rollte in die Baſtille.

In den Geſellſchaftszimmern der Marquiſe von Parabère, welche ſonſt ſo belebt waren, zeigte ſich die Geſellſchaft jetzt ohne die ſonſtige Munterkeit. Graf Horns Schickſal hatte die Marquiſe verſtimmt und den vornehmen Adel der Hauptſtadt in eine peinliche Spannung verſetzt. Broglie hatte als wie von etwas ganz Wahrſcheinlichem von einem peinlichen Prozeſſe gegen den Grafen Horn geſprochen und hinzugeſetzt, daß er für die Ermordung eines friedlichen Menſchen wohl den Tod durch Henkershand erleiden werde. Das klang entſetzlich für die Standesgenoſſen Antons! Sie ſahen darin eine bei den Haaren herbeigezogene Gelegenheit, den hohen Adel zu erniedrigen. In der Hitze einen Lombarden über den Haufen geſtoßen zu haben, war doch nie und nimmermehr für einen Edelmann erſten Ranges ein Verbrechen geweſen, welches den Tod für den Täter verwirkt hätte! Und hier war obenein durch die Ausſage von Antons Diener, welcher vom Flur aus zugeſehen, erwieſen, daß der Chevalier von Milhe der Mörder geweſen ſei, Graf Anton aber den unglücklichen Renard nur leicht verwundet habe.

Das Gericht ſchien aber des Dieners Ausſage mißtrauiſch aufgenommen zu haben, weil der Diener günſtig parteiiſch für ſeinen Herrn ausſagen könne, und man konnte ſich's an jenem Abende bei der Marquiſe von Parabère nicht mehr verhehlen, daß der Urteilsſpruch des Gerichts dahin zu erwarten ſei: Graf Horn und Chevalier Milhe ſeien gleichmäßig des Mordes ſchuldig. Bei dem Gerichte nämlich war ebenfalls ſcharfe Parteinahme gegen den Adel vorauszuſetzen: es waren über Vertretungsrechte im Parla-

mente feindſelige Kämpfe im Gange, und eine beißende Schrift gegen den hohen Adel, worin die Herkunft der älteſten Familien bitterlich heruntergeſetzt worden war, hatte das gegenſeitige Verhältnis zwiſchen dieſen beiden Ständen, dem Erbadel und dem Adel der Robe, äußerſt ſchwierig gemacht.

„Mein armer Horn“, ſprach der Herzog von Havré zur Marquiſe, „ſoll das Opfer dieſer widerwärtigen Streitigkeiten und Prätenſionen werden, und ich beklage es bitterlich, Frau Marquiſe, daß Sie Ihres Standes nicht lebhafter eingedenk ſind und ſich nicht lebhafter zu ſeinen Gunſten verwenden!“

„Sie überſchätzen den Grafen Horn, Herr Herzog, der doch offenbar einen krankhaften Trieb hatte, mit den Rotüriers, die ihn ins Unglück geſtürzt, ſich einzulaſſen, und Sie überſchätzen meinen Einfluß auf den Regenten. Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, wie ungewöhnlich ſtreng er mich unterbrach, als ich geſtern die Angelegenheit des Grafen Horn ſeiner Gnade empfehlen wollte. Es muß da ein mir unbegreiflich tief wurzelnder Grimm zugrunde liegen, denn mit unerhörter Heftigkeit verbat ſich der Regent, ihn mit dem Namen dieſes belgiſchen Grafen zu behelligen. Soll ich mich einer Szene ausſetzen, Herr Herzog, für dieſen allerdings unglücklichen, aber auch allerdings beiſpiellos unbeſonnenen jungen Mann? Ich kenne mein Terrain und verſichre Ihnen: nur bei den Richtern haben Sie Ausſicht auf Milderung.“

„Aber mein Gott! Sie wiſſen ja, in welcher unglückſeligen Stellung Grandſeigneurs und Parlamentsräte einander gegenüberſtehen?!“

Die Marquiſe zuckte die Achſeln und ſchwieg. Ein Diener trat in dieſem Augenblicke zum Herzoge und meldete ihm, daß von der Dienerſchaft des Herrn Herzogs ein fremder Mann, der ſich Kaſtellan des Fürſten von Horn und Overik nenne, ins Vorzimmer geführt worden, und daß dieſer Mann dringend bitte, den Herrn Herzog ſprechen zu dürfen. Der Herzog

folgte dem Diener ſogleich. An der Türe begegneten ihm der Regent und d'Argenſon, die in eifrigem Geſpräche eintraten. Der Regent war ungewöhnlich ernſthaft und grüßte die vornehmen Edelleute kalt, welche ſeit Graf Horns Verhaftung zahlreicher als ſonſt die Geſellſchaftszimmer der Marquiſe beſuchten. Er zog ſich auch in die entfernteſte Ecke des Saales zurück, nachdem er der Marquiſe einige Worte geſchenkt hatte, und ſchien aufmerkſam dem Vortrage d'Argenſons zuzuhören. Nur Nocé und Broglie waren in ſeiner Nähe und ſchienen gefliſſentlich die Annäherung der Geſellſchaft zu verhindern. Die Marquiſe blieb auf ihrem Sofa, etwa zehn Schritte von ſeiner Ecke entfernt, und verſuchte es mit geringem Erfolge, eine heitere Unterhaltung mit den herzutretenden Edelleuten anzuknüpfen. Jedermann empfand es, daß eine drohende Gewitterwolke über dem franzöſiſchen Adel ſtehe. Nachdem auf ſolche Weiſe eine unerſprießliche Viertelſtunde vergangen war, trat der Herzog von Havré wieder ein, und zwar zeigte ſich der alte, durch vornehme Haltung ſonſt ausgezeichnete Herr auffallend erregt. Alle ſahen ihn fragend an. Er ſchritt bis zum Sofa der Marquiſe, blickte einen Augenblick ſtarr auf den Regenten und ſah ſich dann im Kreiſe um, als winke er mit den Augenlidern alle Anweſenden herbei.

„Was iſt, Herr Herzog? Doch kein Unglück?“ fragte haſtig die Marquiſe, indem ſie einen halben Blick nach dem Regenten warf.

„Allerdings ein Unglück, gnädigſte Frau!“ erwiderte der Herzog mit ſo lauter Stimme, daß der Regent jedes Wort vernehmen konnte. „Aber ein Unglück, welches hoffentlich nur erſchienen iſt, um ein größeres zu verhüten. Ein Kaſtellan des Fürſten von Horn und Overick, nach Paris geführt durch die Nachricht von der Anweſenheit des Grafen Anton von Horn, hat mir ſoeben Mitteilungen gemacht, welche die Lage des Grafen Anton in ein neues Licht ſtellen. Es iſt ſeit

zwei Generationen eine erbliche Geiſteskrankheit bei einigen Gliedern der Hornſchen Familie ſichtbar geworden, die ſich bis zur Wut ſteigert, wenn ihr ein unbilliger Widerſtand entgegentritt. Unter den jetzigen Mitgliedern des Hauſes Horn hat der Oberforſtmeiſter von Flandern und Artois ſeine Frau, eine Agnes von Créquy, in einem Anfalle von Wut getötet. Der Urſprung ſolcher entſetzlichen Krankheit ſcheint von der Mutter der jetzigen Herren von Horn, einer Prinzeſſin von Ligne, herzuſtammen. Deren Vater iſt toll geweſen und deren Bruder desgleichen, und unſer unglücklicher Graf Anton hat leider ſchon früher gezeigt, daß er ſolcher traurigen Erbſchaft nicht entgangen ſei. Sehr jung noch iſt er in öſterreichiſche Dienſte getreten, und hat dort ſchon die Eigenſchaft großer Heftigkeit, welche keinerlei Widerſpruch ertragen kann, verraten: er hat dem Generale der öſterreichiſchen Heere, dem Prinzen von Baden, den ordnungsmäßigen Reſpekt verweigert. Daraus ergibt ſich, daß es nur ſeinem krankhaften Naturell, nicht aber einer andern Abſicht zuzuſchreiben iſt, wenn er hochgeſtellten Perſonen ungebührlich entgegentritt. Auch ſeinem älteren Bruder, dem Fürſten Maximilian Emanuel, hat er ſich auf eine unſchickliche Weiſe widerſetzt, und dieſer hat ſich genötigt geſehen, ihn feſtzuſetzen. Leider hat er zu ſolchem Orte der Haft das alte Schloß Wert im Lande Horn auserwählt, welches von einem rohen Manne, einem Enkel des berühmten Johann von Wert, einem Baſtarde der Horn, befehligt ward. Dieſer Wert hat ihn ſo gröblich behandelt, daß die krankhafte Anlage zum Äußerſten geſteigert wurde und in völlige Wut ausbrach. Nach ſechs Monaten gelang es dem jungen Grafen, der eine große Körperkraft beſitzt, zwei ſeiner Kerkermeiſter niederzuſchmettern und aus dem alten Schloſſe Wert zu entkommen. Wert hatte dem Fürſten Horn von alledem nichts mitgeteilt, und man kann ſich deſſen Schreck vorſtellen, als ſein Bruder Anton plötzlich wie ein Geſpenſt zu Bouſſigny bei ihm erſchien.

Fürſt Horn behandelte ihn mit der zarteſten Fürſorge, er ließ ihn in ſeinem eignen Zimmer wohnen und ſchlafen und bei Tage und bei Nacht von drei Dienern ſorgfältig bewachen und pflegen. Dieſer Sorgfalt gelang es denn auch, den Grafen Anton leidlich wiederherzuſtellen. Namentlich die liebevolle Behandlung ſchien den beſten Einfluß zu üben. Graf Anton fand die Herrſchaft über ſeine Geiſteskräfte wieder, nur vor jeder rauhen Begegnung, vor jedem Widerſpruche mußte er aufmerkſam behütet werden, dieſe weckten immer wieder den ruhenden Sturm ſeines Innern. So ſtanden die Sachen, als der Fürſt eines Morgens von ſeinem Schloſſe an der Maas auf die Jagd ritt. Graf Anton war ſeit mehreren Wochen im weſentlichen hergeſtellt, und der Fürſt hatte ihn ſchon öfter ohne irgend einen Nachteil allein gelaſſen; ein treuer Diener, eben jener Kaſtellan, der jetzt angekommen iſt, wußte jede Störung von ihm abzuhalten. Da führt das Unglück eine ſchöne Dame in das Schloß, Graf Anton ſieht ſie und will ihr um jeden Preis nahen. Die Dame iſt erſchreckt und entflieht. Graf Anton will ihr nach, und der Kaſtellan wagt es nicht, ihn zurückzuhalten, weil mit Recht zu beſorgen ſtand, es werde ein nachdrücklicher Widerſpruch die Krankheit wieder erwecken. So dringt Graf Anton ungeſtüm wieder in die Welt heraus, ſo ungeſtüm, daß ihm der Diener nicht folgen kann. Ärzte, welche man um Rat fragt, erklären, man ſolle eine erwachte Liebe nicht im geringſten behindern, ſie ſei vollkommen geeignet, den Grafen gründlich zu heilen. Deshalb geſchah von ſeiten des Fürſten gar nichts mehr, um des Bruders wieder habhaft zu werden, im Gegenteile ward der Kaſtellan auf unſre Anfrage in Bouſſigny wegen des Grafen hierhergeſendet, damit er alles fördern helfe, was dem Grafen wünſchenswert ſei. Zum Beiſpiele die Verſicherung des Fürſten mitzuteilen, daß ihm die Herzensdame Antons willkommen ſein werde, ſie möge hoch oder niedrig geboren ſein. Hier ankommend erfährt der

Kaſtellan das Schickſal ſeines Herrn und ſucht mich, an den er Briefe vom Fürſten hat. Mich dünkt, er komme mit ſeiner Kunde zur rechten Zeit, die Begnadigung eines unglücklichen Mannes zu erwirken, den man nicht für zurechnungsfähig erklären kann.“

Während dieſer Erzählung hatte auch d'Argenſon geſchwiegen, und es herrſchte, nachdem der Herzog geendet hatte, eine Totenſtille.

„Warum unterbrechen Sie Ihren Vortrag?“ ſprach nach dieſer Pauſe allgemein verſtändlich der Regent zu d'Argenſon, und dies ſchien ein ſicheres Zeichen zu ſein, daß der Regent keine weitere Notiz von dieſen Aufklärungen nehmen wollte.

Die zahlreich verſammelten Edelleute waren entrüſtet über dieſe Gleichgültigkeit und vereinigten ſich auf der Stelle, alle nur möglichen offiziellen Schritte für Befreiung des Grafen Horn zu tun. Der Regent gab ihnen volle Freiheit dafür, indem er nach kurzer Unterhaltung mit der Marquiſe die Geſellſchaft verließ. Die Marquiſe ſelbſt war ſehr verſtimmt: es war ſchwer zu unterſcheiden, ob ihre Eitelkeit durch das frühere Benehmen Antons verletzt oder ob ſie niedergeſchlagen ſei. Das letztere war das wahrſcheinlichere, denn ſie wiederholte nach dem Weggange des Regenten gegen den Herzog von Havré, daß ſie kein Vertrauen faſſen könne. Es müſſe da noch eine unbekannte Macht zum Verderben Horns wirkſam ſein, ſie habe den Regenten niemals ſo abgeſchloſſen und unzugänglich gefunden.

„Iſt es Law?“ entgegnete der Herzog, „oder hat Graf Anton in der Widerrede, welche er einige Male gegen den Regenten erhoben, irgend einen empfindlichen Familienfleck verletzt?“

„Nicht daß ich wüßte. Aber ich kann das abſcheuliche Bild nicht los werden, welches mir fortwährend den Grèveplatz zeigt mit einem Schafott und auf dem Schafott den bleichen, ſchönen Grafen, der links einen Henker niederſchlägt,

während rechts ein andrer Henker ihm einen Strick um den Hals wirft.“

„Davor bewahre uns Gott! Das iſt ja nicht möglich! Das wäre ja eine unauslöſchliche Schmach für den Adel!“

Man kam denn überein, in den nächſten Tagen ſich zahlreich nach dem Juſtizpalaſte zu begeben, und — mit Verleugnung aller Mißverhältniſſe, die zwiſchen Adel und den Landesrichtern herrſchten — die Richter zu „begrüßen“. Dies war eine alte Sitte, durch welche ſymboliſch ausgedrückt wurde, man empfehle den Angeklagten dringend der richterlichen Milde. Es wurde eine beratende Zuſammenkunft auf übermorgen beim Herzog von Havré feſtgeſetzt, und eben wollte man ſich trennen, als der Fürſt Claude von Ligne kam und die beſtürzende Nachricht brachte, das Urteil des Grafen Horn werde ungewöhnlich beeilt, ein Todesurteil ſei nur zu wahrſcheinlich, und der Ausſpruch desſelben ſtehe morgen ſchon, ſpäteſtens übermorgen bevor. Dieſe Nachrichten kämen aus einer nur zu ſichern Quelle, nämlich vom erſten Präſidenten de Mesmes.

Dieſer Bericht, welcher anfangs die größte Verwirrung erzeugte, führte nach vielen leidenſchaftlichen Äußerungen zu dem Beſchluſſe, ſich am nächſten Vormittage ſchon in den Juſtizpalaſt zu begeben, und zwar vom Hotel Créquy aus. Das Haus Créquy ſei am nächſten verwandt mit dem Hauſe Horn, und jedermann, der nur in entfernter verwandtſchaftlicher oder freundſchaftlicher Berührung zum Hauſe Horn ſtehe, habe ſich dieſer „Begrüßung“ anzuſchließen.

Nach dieſer Beſtimmung, die eiligſt allen Familien des hohen Adels mitgeteilt werden ſolle, trennte man ſich.

Um den Chevalier bekümmerte ſich niemand. Die Marquiſe von Parabère, die ſich bei ſo gefährlicher Wendung des Grafen Anton Lage mehr und mehr zu Herzen nahm, ſchickte eilig einen Diener der ſcheidenden Geſellſchaft nach, um den alten Kaſtellan rufen zu laſſen. Die Äußerung des

Fürſten, daß er in jegliche Vermählung Antons willigen werde, gab ihr einen neuen Hoffnungsſchimmer, und ſie wollte den alten Diener zu Law führen, damit er dort die Ausſage wiederholen könne. „Gewinnen wir Law, der ihn ins Verderben geſtürzt," ſagte ſie zu ſich, „ſo haben wir ſichrere Ausſicht auf leidlichen Ausgang, als die Begrüßung der Richter oder ſonſt ein Schritt gewähren mag."

Es war ein rauher Morgen, und weißer Reif lag auf den Dächern, als man einen unabſehbaren Zug reichbeſpannter Karoſſen in langſamer Bewegung über den Pont neuf rollen und am linken Seineufer vor den Juſtizpalaſt fahren ſah. Aus mancher Karoſſe blickte flüchtig und mit trauriger Miene ein Damenhaupt rechts auf das ſchwarze unregelmäßige Gemäuer, welches zur Conciergerie gehörte, und welches den unglücklichen Grafen Horn barg, ſeit er, um gerichtet zu werden, hierher gebracht worden war. Niemand wußte, wie es ihm perſönlich erginge, denn niemand wurde zu ihm gelaſſen.

Aus den Karoſſen ſtieg in voller Pracht damaliger Kleidung die Blüte des franzöſiſchen Adels in erſtaunlicher Anzahl, denn man zählte der Karoſſen gegen ſechzig. Die Türſteher des Gerichtshauſes geleiteten die hohen Gäſte die beiden Treppen hinauf, nach dem ſogenannten Gemach des heiligen Ludwig, wo die Richter in ihren langen Talaren des Beſuches harrten. Die Szene der Begrüßung, welche ſich nun ereignete, in ihrer ſtummen Förmlichkeit an China erinnernd, hätte etwas Lächerliches haben können, wenn nicht der Grundgedanke, die Bitte um Rettung eines Menſchenlebens, ſchweren Ernſt über die Zeremonie gebreitet hätte. Die Richter nämlich machten ihre Verbeugung nach Art der Frauen, und zwar einzeln vor jedem der ſie Begrüßenden. Dieſe wunderliche Verbeugung war damals noch all den

Ständen eigen, welche lange Gewänder trugen, und Memoiren aus jener Zeit erzählen, daß die Einübung ſolcher Knixe ein Beſtandteil der Knabenerziehung geweſen ſei.

Das Anſehen der Richter im Gemache des heiligen Ludwig war übrigens ſo erſchreckend ernſt und feierlich, daß es nichts Gutes weisſagte, und daß die gefügigeren unter den Edelleuten beim Hinweggehen wieder auf den Vorſchlag zurückkamen, auch dem Regenten in corpore die Aufwartung zu machen. Dieſer Vorſchlag war heute ſchon einmal im Hotel Créquy verworfen worden, weil der Adel dem Regenten allzu abgeneigt war, als daß er ohne äußerſte Not zu ſolcher Bittweiſe ſich verſtanden hätte. Die Ligne, Havré und Créquy erklärten ſich auch jetzt auf der Treppe des Juſtizpalaſtes gegen einen ſolchen Schritt, und die Ankunft der Marquiſe von Parabère und die Nachrichten, welche ſie dem Herzoge von Havré mitteilte, ſchienen auch eine beſſere Ausſicht zu eröffnen. Law hatte ſich anfangs zurückhaltend, ſpäter aber, nachdem die Marquiſe die Stimmung des franzöſiſchen Adels geſchildert, und die Äußerung des Fürſten Horn erzählt, mild und perſönlich gezeigt. Man tue ihm ſehr unrecht, habe er erklärt, ihm irgend eine beſondere Einwirkung auf das Schickſal des Grafen Horn zuzuſchreiben, obwohl er allerdings durch dieſen in vielfachen Nachteil gebracht worden ſei. Denn der Verluſt ſeines Geſchäftsführers Renard und all der wichtigen Papiere, welche mit ihm abhanden gekommen, ſei kein geringer. Aber er werde ſich ja doch nicht in einer den ganzen Adel ſo nahe betreffenden Sache parteiiſch dem Adel, deſſen er für den Kredit ſeines Inſtituts bedürfe, gegenüberſtellen! Deshalb habe er ſich bis jetzt ganz paſſiv verhalten, werde aber auf Wunſch der Frau Marquiſe und des hohen Adels heute noch ſich mit Fürſprache an den Herrn Regenten wenden.

„Ich will nicht hoffen, Frau Marquiſe, daß Sie in unſerm Namen dieſen Menſchen um eine Gefälligkeit erſucht

haben!“ unterbrach ſie hierbei der etwas hitzige Fürſt von Ligne.

„In meinem Namen, Herr Fürſt, hab' ich's getan, und der gehört meines Wiſſens zum hohen Adel.“

Der Fürſt von Ligne verbeugte ſich, und man begab ſich nach den Karoſſen. Nur dem Herzoge von Havré ſagte die Marquiſe noch, daß ſie bei alledem in größter Beſorgnis für den Grafen Anton bleibe. Es ſei eine geheimnisvolle Feindſchaft hierbei tätig, und dies habe auch Law angedeutet. Law ſelbſt ſei ſchwer zu beurteilen, und es ſei nicht zu ermeſſen, wie weit er bei jener Feindſchaft tatſächlich beteiligt ſei. Seine Tochter halte er auch noch immer verborgen, ſelbſt vor der Mutter, deren Verzweiflung ihn ununterbrochen, aber vergeblich beſtürme. Ich habe eine Ahnung, ſetzte ſie beim Scheiden hinzu, daß d'Argenſon den Dolch wetzt.

Und ihre Ahnung war ſehr richtig. Jenſeits des Fluſſes flog ſoeben Laws Wagen vorüber, er trug den Bankier zu d'Argenſon. Der abenteuerliche Charakter dieſes Mannes hatte durch das Geſpräch mit der Marquiſe einen ſanguiniſchen Aufſchwung gewonnen, wie er ihn mitten in feindlicher Welt nur ſelten noch gewann; die Äußerung des Fürſten Horn hatte ihm noch einmal die Hoffnung für ſeine Jeanne belebt, und er hatte den Kaſtellan, welchen die Marquiſe zur Beſtätigung ihrer Ausſage bei ſich gehabt, rufen, er hatte ſich von der Verzweiflung ſeiner Gattin rühren laſſen. Dieſer nämlich hatte er den Aufenthalt der Tochter mitgeteilt, und den Kaſtellan nahm er zu ſich in den Wagen, um eine Unterredung mit dem Grafen Anton nachzuſuchen. Dies ſollte bei d'Argenſon geſchehen, und Law zweifelte nicht an Erreichung derſelben. Vor der amtlichen Wohnung des Miniſters anlangend ließ er alſo den Kaſtellan im Wagen zurück, weil er meinte, es werde nur einer kurzen Audienz für ihn bedürfen.

Aber der Kaſtellan hatte eine volle Stunde im kalten Wagen zu warten, und als Law endlich wiederkam, war ſein

zuverſichtliches Weſen ſehr verändert. Er ſagte zu dem alten zitternden Manne, es ſähe übler aus, als er vermutet habe; jetzt ſei der Zutritt zum Grafen durchaus nicht geſtattet. Vielleicht gelinge dies heut abend; um zehn Uhr alſo erſt möge ſich der Kaſtellan wieder einſtellen in die Straße Quicampoix.

Law ſelbſt war beſtürzt: d'Argenſon hatte mit eiſiger Kälte vom Grafen Anton wie von einem rettungslos verlornen Mann geſprochen, und Law gewarnt vor jeder Verwendung beim Regenten, der in dieſer Angelegenheit einen unerſchütterlichen Beſchluß gefaßt zu haben ſcheine. Auf Laws Mitteilung deſſen, was Fürſt Horn geäußert, was eine Vermählung des Grafen mit einer Nichtadeligen zugebe und was jedenfalls von entſcheidender Wirkung auf des Grafen Lebensplan ſein werde, hatte d'Argenſon, nachdem er das Wort „Lebensplan" mit einem entſetzlichen Lächeln wiederholt, nach einigem Beſinnen entgegnet, er glaube nicht mehr an ſolche Möglichkeit, er wolle indeſſen ſeine Vermittlung nicht vorenthalten. Man ſolle ihm nicht nachſagen, daß er für den Untergang dieſes Mannes tätig geweſen ſei. Eins nur bedinge er ſich, Law ſolle den Namen d'Argenſons mit keiner Silbe gegen den Grafen erwähnen. Wahrſcheinlich werde noch heute in den Abendſtunden das Urteil desſelben geſprochen. Erſt nachdem dies geſchehen ſei, könne eine Unterredung mit ihm bewilligt werden. Vor zehn Uhr alſo dürfe Herr Law keine Zufertigung der Art erwarten.

Law hatte den Miniſter noch niemals ſo geſehen, und da er ſelbſt kein gutes Gewiſſen hatte, ſo trieb es ihn, die Unterhaltung noch auf andre Gegenſtände auszudehnen. Teils wollte er erfahren, ob die Eiſeskälte nur das Verhältnis des Grafen Horn beträfe, teils wollte er den zuſammenſchnürenden Eindruck, welchen der mächtige Miniſter auf ihn ausübte, zerſtreut ſehn. Und d'Argenſon war in andern Punkten allerdings freundlicher, wenn ihm auch eine

Digitized by Google

gewiſſe Feierlichkeit heute vorherrſchend eigen blieb. Law wurde den peinlichen Eindruck nicht los, daß die mächtigen Herren bei einem Gunſtwechſel das ganze Weſen furchtbar wechſeln können, und er fragte bei der Heimkehr haſtiger als ſonſt, ob nichts vorgefallen ſei im Bankgeſchäft. Jedes Symptom einer Kreditabnahme wäre ihm heute doppelt erſchreckend geweſen. Aber es war kein ſolches vorhanden.

Am ſpäten Abende erhielt er auch die Zufertigung d'Argenſons, welche ihm das Gefängnis des Grafen öffnen ſollte, und er fuhr mit dem alten Kaſtellan nach der Conciergerie. Er hatte eine große Scheu vor Gefängniſſen und ſchritt unter großer Aufregung durch die feuchten düſtern Gänge. Als der Schließer die Gefängnistüre öffnete, drang ihm eine Stimme, welche ihm wohl bekannt, aber nicht die des Grafen war, mit den Worten entgegen: „Könnt ihr den Tag nicht erwarten! Es wird euch niemand ſtören, auch wenn mich am lichten Tage der Henker mißhandelt!“

Es war die Stimme des Chevalier, der ebenſo wie Law über die Begegnung erſtaunt war. Law ſah ſich nach dem Grafen um, den er nun in demſelben Gemache vermutete, und während dieſer Pauſe fuhr der Chevalier mit einem wilden Gelächter fort: „Willſt du noch Schulden eintreiben, Schwiegervater?! Unter dem Rade bezahl' ich alles in Bauſch und Bogen!“

Law entſetzte ſich über den verwilderten jungen Mann und fuhr den Schließer an, wo der Graf Horn ſei, zu dem er ihn habe führen ſollen. Dadurch klärte ſich's auf, daß er nur durch Mißverſtändnis des Schließers in ein falſches Gefängnis gebracht worden ſei. Als ſie aber zurücktreten wollten, ſtürzte der Chevalier auf Law zu, ergriff ihn am Arme, und beſchwor ihn in den wildeſten Ausdrücken um Verwendung und Rettung. „Ich will Euch dienen ſtatt Renards,“ rief er halblaut und haſtig, „ich will die ſchmutzigſten Wege für Euch gehn, nur rettet mir das Leben, Law!

Seid billig, Law! Wir gehören zueinander, ich hab's nur ungeſchickter angefangen als Ihr, und wenn Euer Tag der Verantwortung kommt, ſo ſollt Ihr an mir einen tüchtigen Helfer zu Flucht und Rettung finden. Verblendet Euch nicht! Dauerndes gibt es nicht für uns Parvenüs, und wie lange Ihr es treibt, die Wucht des feſten Beſitzes bricht Euer Schwindelgerüſt doch einmal entzwei. Dann helf' ich Euch, Gewinn und Leben in Sicherheit bringen. Rettet mich, rettet Euch in mir einen Menſchen, der Euch alles zu verdanken hat, und der dann alles für Euch wagt!"

Es ſchien unmöglich, ſich von der krampfhaft haltenden Fauſt des Chevalier loszumachen, und Law erwiderte ihm leiſe: „Stellt mich nicht bloß vor dem Schließer, ich bin auch Euretwegen hier. Aber erſt muß ich mit dem Grafen ſprechen. Wenn ich dann wiederkomme, ſo redet nicht eher, als bis der Schließer uns allein gelaſſen. Es wird keine Hexerei ſein, Euch zu retten!"

„Wirklich?" rief Milhe und ließ ihn los, und ehe er ſich anders beſinnen konnte, war Law außerhalb der Tür, und dieſe war wieder geſchloſſen.

Unter heftigen Vorwürfen trieb Law den Schließer den Gang aufwärts vor ſich her, vor dem Eintritte in ein neues Gefängnis fragend, ob es auch wirklich das des Grafen Horn wäre.

„Es iſt's, es iſt's!" rief der Kaſtellan, der durch die halb geöffnete Tür ſeinen Herrn erblickte und der hineinſtürzte, ihn ſchluchzend zu begrüßen. Anton ſaß in dem großen gewölbten Raume auf einem hölzernen Lehnſtuhle und ſchien wenig betroffen zu ſein von der Erſcheinung des alten Dieners, der ſeine Knie umſchlang. Sein bleiches Geſicht, ſchwach vom Schein einer Lampe beleuchtet, hatte einen ruhigen Ausdruck und zeigte nichts mehr von der Verzerrung, die in den letzten Tagen der Freiheit darauf gelagert geweſen war. Freundlich legte er die Hand auf

das graue Haar des Kaſtellans, und ließ ſich dann von der Heimat erzählen. Erſt als der Kaſtellan ſelbſt den Namen Laws nannte, ſah Anton auf nach dieſem und er ſchien ihn erſt jetzt gewahr zu werden, nachdem der Schließer auf Laws Wink das Gemach verlaſſen hatte. Aber nur der Blick Antons war ein fragender, über ſeine Lippen kam keine Frage.

Law ſchilderte nun ſein Verhältnis zu ihm und ſprach von dem Schmerze, welchen er über das Unglück ſeiner Tochter empfinde. Dieſe könne ihm verloren ſein, wenn des Grafen Schickſal einen unglücklichen Ausgang nehme, denn ſie liebe den Grafen ſchwärmeriſch. Nach den Mitteilungen des Kaſtellans nun über die Anſicht des Herrn Fürſten von Horn wäre wohl die Schranke, welche den Grafen früher erſchreckt, ſo gut wie beſeitigt, und wenn der Graf ebenſo dächte, ſo böte er ihm all ſeine Verwendung an zur Wiedererlangung der Freiheit.

„Freiheit?! — Ich bin verurteilt!“

„Verurteilt?!“ riefen Law und der Kaſtellan, und letzterer ſprang vom Boden auf.

„Zum Tode verurteilt!“

„Heilige Mutter Gottes!“ ſchrie der Kaſtellan mit herzzerreißender Stimme.

„Noch mehr! Zum ſchimpflichen Tode durchs Rad!“

Dabei ſtürzte ſich der Kaſtellan über ſeinen Herrn, als wolle er ihn mit ſeinem Leibe decken, und Law fuhr ſich mit der Hand über die Stirn, als wollte er ſich einen Nebel von den Augen ſtreifen. Man hörte in der eintretenden Pauſe nur das Wimmern des Kaſtellans.

„Haben Sie d'Argenſon beleidigt?“ fragte endlich Law.

„O ja!“ erwiderte Anton.

„Daher muß der Streich kommen, und dann iſt die Rettung ſehr ſchwer.“

„Wo gäbe es Rettung? Kann ich aus dieſen Mauern heraus und mitten durch Frankreich hindurch entfliehn?“

„Nein.“

„Und kann ich das würdig tun, nachdem ich einen Menſchen am Leben beſchädigt, nachdem ich wenigſtens beigetragen habe, daß er getötet wurde? Wäre es meiner würdig, zu entfliehn, wenn der Unglückliche, welcher neben mir den Todesſtreich geführt, dafür hingerichtet würde!? Wo gäbe es alſo Rettung für mich?!“

„In der Gnade des Regenten!“

„Schweigen Sie! Gnade ſuche ich nur bei Gott. Die Geburt hat mich ſo hoch geſtellt, daß ich gelernt habe, von keinem Menſchen Gnade zu erbitten. Ich habe Wert gelegt auf dieſe hohe Stellung, ſo iſt es denn auch meine Schuldigkeit, die ſtrengen Anforderungen derſelben zu achten. Was wäre es für eine Vornehmheit, wenn ſie ſich zum Betteln erniedrigte, weil es ums Leben geht! Nur weil wir als freie Edelleute ſterben können, haben wir das Recht, als freie Edelleute zu leben. Und von dieſem Herzoge von Orleans Gnade erbitten, von dieſem Manne der Unſittlichkeit! O nein, mein Herr. Wir haben uns nicht verſtanden, eh' mir das Unglück begegnete, wir werden uns heut nicht miteinander verſtändigen, obwohl Sie mich ruhiger finden als ich je im Leben geweſen bin. Dieſe Ruhe verdanke ich Gott und Ihrer Tochter, und weil dieſe letztere einen ſchönen Teil daran hat, bin ich nachſichtiger gegen Ihre — alltäglichen Vorſchläge, als ich es ſonſt geweſen wäre und als ich es ſein ſollte.“

„Ich verſtehe Sie nicht.“

„Dann wären wir auch nicht durch einen Abgrund voneinander getrennt, wenn Sie mich verſtünden. Aber Sie ſind der Vater Jeannes, ſcheiden wir in Frieden. O mein Herr, der Zuſammenhang zwiſchen Geiſt und Seele war ſonſt überall leicht zu ſtören in mir, und als ich zur Nachtzeit in der Baſtille mich fand, getäuſcht und gefangen, da ſtand mir der Ausbruch wahnſinniger Raſerei bevor — aber die

Augen Ihres Kindes, die in der Stille des Gefängniſſes keinen Augenblick von mir wichen, die wie magnetiſches Licht fortwährend auf meiner Stirn ruhten, ſie haben mein gärendes Innre beſchwichtigt. Ich habe die Kraft gefunden, alle Gegenſätze unſers Lebens, alle Hinderniſſe zwiſchen mir und Jeanne aufmerkſam zu betrachten. Dieſe Aufmerkſamkeit hat mich gelehrt, daß wir um unſrer Stellung in der Welt, um unſrer Angehörigen in der Welt willen nimmer vereinigt werden könnten, wenn nicht eins von uns beiden die ihm organiſch zugehörige Welt aufgeben wolle. Ich könnte dies nicht, und dieſe Entäußerung, dieſe gewaltſame Verarmung möchte ich meinem Weibe nicht zumuten. Das Schickſal alſo hatte uns getrennt."

„Die menſchliche Grille, ſagen Sie vielmehr, welcher wir uns jämmerlich unterworfen!"

„So heißt es Ihnen, der Sie einem andern Lebenskreiſe angehören. Ich kann nicht mit anderer Gedanken denken. Ach, ich leugne es nicht, es bleibt mir ein Wunſch, es bleibt mir eine Sehnſucht übrig — Jeanne möchte ich vor dem Scheiden aus dieſer Welt noch einmal vor mir ſtehen und auf mich blicken ſehen. Nur ihren Blick, nur die Luft, auf welcher ihr Blick ſchwebt, möchte ich noch einmal küſſen mit meinem Atem — ſonſt nichts!"

War es nur der Vater, welcher ſich durch ſolche Liebe zu ſeinem Kinde, oder war es der edlere Menſchenteil in Law, welcher ſich gehoben fühlte — Law überhörte alle Beleidigung, vergaß alle eigennützige Abſicht, um derentwillen er gekommen. Er fühlte ſich von einem Drange geſchwellt, dieſen überſpannten jungen Mann zu retten, von einem Drange, wie er ihn ſeit ſeiner Jugendzeit in Schottland nicht mehr empfunden hatte. Unwillkürlich griff er nach Antons Hand und ſprach: „Ich hoffe, Sie ſollen leben und noch oft in die Augen meiner Jeanne blicken!"

„Mann! — Iſt Jeanne in deiner Nähe?"

„Nein! Was wäre es auch, wenn ihr euch nur noch ein einziges Mal ſehen ſolltet.“

„Was es wäre? Beſteht denn das Glück in der Zeitausdehnung? Genießt man nicht in einem Momente den Schatzeswert einer Welt?!“

„Sie ſind ein Schwärmer, Graf Anton! Aber ich eile, die karg zugemeſſene Zeit zu benutzen, damit nur etwas von den überſchwenglichen Dingen wahr werde. Hoffen Sie!“

„Mann! Law! Es gäbe Hoffnung? Mein Gott, mein Gott!“

„Gewiß! Vorwärts, Kaſtellan, wir müſſen die Nacht benutzen.“

Anton umarmte den zerknirſchten Diener — jeder von ihnen war in einer unbeſchreiblichen Aufregung.

Und Law fuhr in der Tat unmittelbar von der Conciergerie nach dem Palais Royal, um den Regenten zum erſten Male im Intereſſe Graf Horns zu ſprechen. Er hegte die nicht unwahrſcheinliche Idee, der Regent treibe nur ein terroriſtiſches Spiel mit dem Schickſale des Grafen, terroriſtiſch für den hohen Adel Frankreichs, und an den Stufen des Schafotts werde der Herzog von Orleans, der vornehmſte Edelmann des Königreichs, dieſem Spiel ein Ende machen. Dies werde um ſo eher geſchehn, wenn er, Law, ein Hauptanſtifter gegen den Grafen, als Fürſprecher des Grafen auftrete.

Als am andern Morgen das Todesurteil gegen den Grafen Horn bekannt wurde, entſtand eine wahre Revolution unter dem hohen Adel in Paris. Die Begrüßung der Richter war alſo nichtig geblieben, ja — und dies war empörender als alles, zu unmittelbarer Verhöhnung des Adels hatte man die Todesſtrafe durchs Rad ausgeſprochen! Durchs Rad! Ein Grandſeigneur gerädert wie der gemeinſte Mörder!

Laufer, Reiter und Karoſſen flogen durch die Straßen von Paris an dieſem Morgen, als ob der Erbfeind vor den Toren der Stadt und ein Anführer gegen ihn zu wählen, ein Verteidigungsplan zu entwerfen ſei.

Als der Adel endlich in Maſſe verſammelt war im Hotel Créquy, zeigte ſich auch wirklich eine Stimmung, als ob das Vaterland in Gefahr oder bereits geſchändet wäre. Es bedurfte all der Formen, welche zur Selbſtbeherrſchung mehr als je ausgebildet waren ſeit Ludwig XIV., um Ausbrüche der Entrüſtung niederzuhalten. Seigneurs von heftiger Gemütsart, wie der Fürſt von Ligne, ein kleiner Mann mit dunklem Haar und Auge und raſch in Bewegungen, machten ſich in Worten Luft, daß die ebenfalls zahlreich verſammelten und von dem Urteile ebenfalls tief empörten Damen vor dieſen Worten zuſammenſchraken wie vor einer neuen Gefahr, der Gefahr der Barbarei. Die Verſammlung hatte übrigens ein ſehr feierliches Anſehen dadurch, daß viele Mitglieder der hohen Geiſtlichkeit im Ornat zugegen waren, und daß der größere Teil der übrigen Anweſenden in Trauerkleidern erſchienen war. Die entfernteſte Verwandtſchaft oder Verbindung mit dem Hauſe Horn war bei ſo entſetzlicher Gelegenheit als ein hinreichender Grund zur Traueranlegung erachtet worden.

Der Herzog von Havré, obwohl am empfindlichſten betroffen, zeigte die Faſſung, welche nötig war, um in geordnetem und durch Ordnung doppelt wirkſamem Gange für den Grafen einzuſchreiten. Was man tags vorher abgelehnt, eine unmittelbare Anſprache des Regenten, das war nun allein übrig, und der Herzog ſchlug vor, eine Requête — das deutſche Wort Bittſchrift klingt zu demütig, das Wort Vorſtellung klingt zu herb dafür — an den Regenten aufzuſetzen und mit dieſer Vorſtellung ſich ſtracks ins Palais Royal zu begeben. Er hatte unter Beiziehung des Kaſtellans, der die Schickſale der Hornſchen Familienglieder bis ins

kleinste genau kannte, bereits ein Schema dafür aufgesetzt und legte dies jetzt der Versammlung zur Redaktion vor. Damit zunächst noch jede empfindliche Rangfrage außer Spiel bleibe, hatte sich das Schema auf Herzählung der Gemütskrankheiten in der Hornschen Familie beschränkt, um daraus die Unzurechnungsfähigkeit des Grafen Anton von Horn zu folgern. Trotz heftiger, weiter drängender Einsprüche wurde denn auch die Vorstellung in diesem Sinne redigiert, und von 57 Edelleuten, den stolzesten Namen Frankreichs, unterzeichnet. Es waren außer den Ligne, Havré und Créquy, welche eine leitende Rolle übernahmen, die Montmorency, Haucourt, Guise, Tremouille, Rohan, Tour d'Auvergne, Caumont, Lusignan, Noailles und Guesclin darunter vertreten, und mit dieser Vorstellung ausgerüstet wollte man noch denselben Abend vor den Regenten treten. Es wurde die vorläufige Anzeige des Vorhabens, welche im Palais Royal zu machen sei, besprochen und das Rendezvous für den Abend verabredet. So trennte man sich. Der Abend kam und war stockfinster. Alle Seigneurs erschienen also mit fackeltragenden Vorreitern, und es war ein feierlicher Anblick, als der prachtvolle Karossenzug mit verhüllten Wappen vor dem Palais Royal erschien. Dort ankommend, verfügte sich die Versammlung in den Gardensaal und ließ um Audienz bitten bei Seiner Königlichen Hoheit, dem Herzoge von Orleans, Regenten des Reichs. Es erfolgte von seiten der Hofbeamten des Regenten eine kurze und leise Besprechung mit dem Kardinal Rohan, dem Herzoge von Havré, dem Fürsten von Ligne und dem Herrn von Créquy, welche sich als die Sprecher der Versammlung darstellten, und es trat darauf, als die Hofbeamten sich wieder zurückgezogen hatten, eine lange Pause ein. Endlich öffneten sich die Flügeltüren, die Huissiers in der roten Orleanslivree verbeugten sich, und der Zeremonienmeister schritt der Versammlung voraus bis in den Ratssaal, wo die obersten Hofbeamten die Versammlung

erwarteten und mit allen damals gebräuchlichen Ehren begrüßten. Bei alledem wurde kein Wort geſprochen, und es herrſchte eine lautloſe Stille. So vergingen an zehn Minuten. Da ging die Tür auf, welche zum Kabinett des Regenten führte, und ein Hofbeamter trat ein, verbeugte ſich und meldete, daß des Regenten Königliche Hoheit die Deputierten der Verſammlung erwartete. Sogleich traten die vier erwähnten Sprecher vor und verfügten ſich nach dem Kabinett. Die übrige Verſammlung blieb in demſelben lautloſen Schweigen zurück und harrte des Ausgangs in geſpannter Erwartung. Das Kabinett des Regenten war noch durch ein Gemach von dem Ratsſaale getrennt, und man konnte hier nichts vernehmen. Nur zuweilen drang der unbeſtimmte Schall einer lauten Stimme durch die Türen, und man wollte in dieſen Tönen die Stimme des Fürſten von Ligne erkennen. Die zahlreiche Verſammlung ſtand unbeweglich, in den flackernden Kerzen, welche den hohen Saal beleuchteten, ſchien mehr Leben zu ſein als in dieſen geſpannten Menſchen, die kaum zu atmen wagten, und von denen einige wohl mit trauriger Ahnung auf das lebensgroße Bild Gaſtons von Orleans blickten, welches neben der Tür die Wand ſchmückte. Zu wiederholten Malen hatte dieſer Gaſton unter Ludwig XIII. ſeine politiſchen Freunde preisgegeben und untätig dem Blutgerüſte überlaſſen, war von ſeinem Enkel wärmere Teilnahme für einen politiſchen Feind zu erwarten? Mehrere Damen beteten eifrig ihre Roſenkränze. — Da ging die Tür des Kabinetts, man hörte Schritte, die Tür des Saals öffnete ſich — einer der Deputierten kam zurück, nur einer, der Kardinal von Rohan! Was hatte das zu bedeuten? Jedenfalls nicht Gutes! Stand die Frage noch auf ſo blutigen Ausgang, daß ſich ein Mann der Kirche zurückziehen mußte? Die Starrheit der Verſammlung wandelte ſich plötzlich in lebhaftes Gedränge, jedermann wollte herbei zum Kardinal, jedermann fragte, und erſt als der Kardinal zu ſprechen begann, ſchwieg alles.

Digitized by Google

„Seien Sie gefaßt, meine Freunde," begann er. „Seine Königliche Hoheit der Regent empfing uns nicht beſonders gnädig, aber ſehr ruhig, und als er unſere Vorſtellung angehört, erwiderte er raſch, wer um die Begnadigung dieſes Verbrechers bitten könne —"

„Verbrechers?" riefen gleichzeitig mehrere Stimmen.

„Dieſes Wortes bediente er ſich. Wer alſo um deſſen Begnadigung bitten könne, dem läge mehr am Hauſe Horn als am Dienſte des Königs. Herr von Créquy bezog ſich nach dieſer Äußerung auf den Gedankengang unſrer Vorſtellung. ‚Wenn Sie zugeben,' entgegnete der Herr Regent darauf, ‚daß dieſer Graf Horn verrückt ſein könne, ſo müſſen Sie auch zugeben, daß ſeine Verrücktheit toll genug iſt, um die Beſeitigung ſolch eines Mannes aus der Geſellſchaft zu heiſchen.' ‚Aber mein Herr,' rief hierzu der Fürſt von Ligne ziemlich ſtark, ‚es iſt ja möglich, daß ein Prinz Ihres Hauſes verrückt werde, werden Sie ihn rädern laſſen, wenn er Torheiten begeht?'"

„Sehr richtig!" rief man von allen Seiten.

„Ich fand für nötig, meine Freunde, dieſen gereizten Ton dadurch zu unterbrechen, daß ich Seine Königliche Hoheit inſtändig zu bedenken bat, eine ſo herabwürdigende Strafe entehre ja nicht bloß die Perſon des Verurteilten, ſondern das ganze Haus Horn, und nicht bloß dies, ſondern alle hohen Familien, in deren Wappen ein Feld des Hornſchen Hauſes ſei! Und das berühre nicht nur den hohen Adel Frankreichs und des Deutſchen Reichs, ſondern erſtrecke ſich noch weiter, und es würde damit den vornehmſten Häuſern Europas die Ahnenprobe geſtört, deren ſie bedürften zum Antritte fürſtlicher Abteien, ſouveräner Bistümer bis zu dem Eintritt in geiſtliche Ritterorden, welche alle nach ſolchem Vorgange bis zur vierten Generation ihnen verſchloſſen blieben. ‚Mein Herr,' unterbrach mich hier wiederum der Fürſt von Ligne, ‚ich habe in meinem Wappen vier Hornſche Schilde!

Soll ich ſie auskratzen oder auslöſchen, und ſo klaffende Lücken und Löcher in meine Ahnenprobe bringen?! Es exiſtiert nicht ein ſouveränes Haus, welchem durch ſolche Härte Eurer Königlichen Hoheit nicht Beleidigung angetan würde, und jedermann weiß, daß in den zweiunddreißig Feldern Ihrer Frau Mutter der Hornſche Schild zu finden iſt.'"

„Das iſt die Wahrheit!" riefen hierzu alle Verſammelte einſtimmig.

„Herr von Créquy übernahm es diesmal, die Heftigkeit des Fürſten von Ligne durch Einſprache zu mildern, aber der Regent erwiderte mit unbeſchreiblicher Kaltblütigkeit: ‚Meine Herren, ich werde die Schande mit Ihnen teilen!'"

„Entſetzlich! Zyniſch!" rief alles durcheinander — „Hier iſt vorgefaßter Haß!"

Mit dem Haupte nickend und die Achſeln zuckend, ſetzte der Kardinal noch hinzu, daß man nach ſolcher Äußerung ſich benötigt geſehn, auf Begnadigung zu verzichten und nur noch auf Verwandlung der Todesart zu denken, und als nun von Enthauptung zu verhandeln geweſen ſei, habe er ſich als Geiſtlicher, der nur um Lebensgnade bitten dürfe, zurückziehn müſſen.

Soweit war der Kardinal in ſeiner Mitteilung gekommen, als Herr von Créquy, ebenfalls allein, aus dem Kabinett des Regenten zur Verſammlung zurückkehrte. Er ſah bleich und verſtört aus, brachte aber doch noch keine entſcheidende Nachricht. Er hatte ſich entfernt, weil er von dem Geſuch um lebenslängliche Haft für den Grafen Horn nicht zurücktreten und nicht auf des Fürſten Ligne Geſuch um Hinrichtung durch das Schwert eingehen wollte. Daß es dem Fürſten mehr um das Wappen als um den Grafen Anton zu tun, und daß nichts zu hoffen ſei, ſprach er unumwunden aus, und die Verſammlung war durch ihn und den Kardinal ebenſo in Beſtürzung wie in Zorn verſetzt. Ja, ſie ſchwieg kaum, als endlich die Flügeltür zum dritten

Male geöffnet wurde, und der Regent mit dem Fürſten von Ligne und dem Herzoge von Havré erſchien. Die gegenſeitigen Verbeugungen waren ſehr froſtig, und daß der Regent an einige Damen ein paar Worte richtete, war nicht geeignet, die Mißſtimmung aufzuheben, unter welcher man den Ratsſaal verließ. — Im Gardenſaale erſt drängte ſich noch einmal alles um Ligne und Havré, damit man von dieſen das letzte Reſultat erfahre. Es war denn kein andres als das gefürchtete: Graf Anton von Horn ſollte am nächſten Morgen im Hofe der Conciergerie hingerichtet werden. Aber nicht durch das Rad, ſondern durch das Schwert. Darauf hatte der Regent ſein Wort gegeben.

Unter den mannigfachſten Äußerungen des Unwillens und Zorns ſtieg man die Treppen hinab, um ſich zu trennen. Von größter Traurigkeit war der Herzog von Havré, deſſen Diener lange Zeit unbeachtet am Portale einen Brief präſentierte. Der Herzog war ſo ſchmerzlich in ſich verſunken, daß er weder ſah noch hörte. Endlich erreichte ihn doch der Name „Marquiſe von Parabère“, welchen der Diener zum dritten Male ausſprach, und welcher wohl dem Gedankengange des Herzogs über noch mögliche Rettungsſchritte nicht ganz abliegen mochte. Der Brief war von ihr. Der Herzog trat zu einer Lampe und las:

„Soweit ich den Regenten kenne, iſt Ihr Schritt in Maſſe unnütz. Der Regent hat eine tief vorgefaßte Meinung. Graf Anton ſoll ihn durch ein einzig Wort unauslöſchlich beleidigt haben. Dies vermut' ich nach den Mitteilungen Laws, der vergangene Nacht *für* den Grafen beim Regenten gebeten hat. Es iſt nur ein Mittel noch übrig, und zwar ein widerwärtiges. Ich entſchließe mich dazu, weil ich dem Grafen Anton herzlich wohl will, weil ich ſeinen Tod und die Erbitterung, welche daraus dem Regenten erwachſen würde, nicht erleben will. Der Regent iſt feſt, ſolange nicht eine neue Paſſion in ihm aufflammt. Und eine ſolche

iſt im Aufflammen begriffen. Hören Sie! Die wunderliche Madame Law hat endlich geſtern den verborgenen Aufenthalt ihrer Tocher entdeckt, und hat heute die Unvorſichtigkeit gehabt, dem armen Mädchen die Nachricht vom Todesurteile des Grafen zu verraten. Fräulein Jeanne hat nun darauf beſtanden, zu mir geführt zu werden, weil nach ihrem Ausdrucke Himmel und Erde in Bewegung geſetzt werden müſſe zur Rettung Horus. Der Regent und ich, oder ich und der Regent ſind ihr Himmel und Erde. Die ſchwache Mutter hat nachgegeben, und heute nachmittag war ſie mit dem unglücklichen Kinde bei mir. Dieſes eigentümliche Mädchen verlangte nichts mehr und nichts minder von mir, als zum Regenten geführt zu werden. Sie verſtand es nicht, als ich ſie auf die Inkonvenienz aufmerkſam machte. Der Zufall will es, daß ſie beim Weggehn aus meinem Hauſe dem eben in mein Haus tretenden Regenten begegnet. Er ſieht ſie und kommt entzückt von ihrer Schönheit zu mir, unabläſſig fragend, wer dies ſchöne Mädchen ſei. Ich halte den Namen zurück unter der Ausflucht, es ſei dieſem ſchönen Mädchen verboten, von Seiner Königlichen Hoheit geſehen zu werden. Dies ſteigert ſein Verlangen. Gut, ſage ich, ſie hat etwas vom Regenten Frankreichs zu bitten. Wenn es ihr im voraus verſprochen wird, ſo will ich ſie nennen. — Es iſt ihr verſprochen! Wer iſt ſie? heißt die Entgegnung — Es iſt die Geliebte des Grafen Horn! — Nicht möglich! Das iſt pikant! Sie ſoll mir ihre Bitte ſelbſt vortragen! — Und wann? — Sobald als möglich; bei unſerm Maskenſouper heute nacht, zu welchem Sie, Frau Marquiſe, Ihre maskierte Gegenwart verſprochen haben.

Ich habe dies Verſprechen oft gegeben und nie gehalten, die Wirtſchaft der Roués bei dieſen Gelegenheiten im Palais ſoll gar zu bunt ſein, ſie ſollen die Trivialität mitunter ſoweit treiben, die Lichter auszulöſchen. Heute will ich's halten, damit der Regent das ſeinige halte, welches er im

voraus dem Fräulein Law gegeben. Ich führe ſie hin, und ſie verlangt natürlich die Begnadigung des Grafen. Morgen in aller Frühe ſollen Sie erfahren, ob es zwei Frauen gelungen iſt, was der ganze hohe Adel nicht zuſtande gebracht hat. Und nun haben Sie allerdings recht, mich gutmütig zu nennen. Alſo getroſt!

Ihre
Madeleine de Parabère."

Der alte Herzog, wie innig er die Rettung Antons wünſchte, konnte ſich über den Brief nicht freuen. Er empfand nur zu tief und zu wahr, daß Anton ſelbſt um ſolchen Preis die Rettung verſchmäht haben würde. Und doch konnte ſich der alte Herr nicht verleugnen, daß er auch kein Recht habe, abwehrend einzuſchreiten. Es handelte ſich ja um ein Menſchenleben! Zudem war ihm unbekannt, ob die Neigung Antons für Jeanne in ſo wahrhaftiger Kraft und Tiefe beſtehe, wie ſie beſtand. Er hielt es alſo für die ihm zuſtehende Aufgabe, die Dinge geſchehen zu laſſen ohne weiteres Zutun oder Hindern von ſeiner Seite, und ſo fuhr er, der letzte dieſer auseinanderfliegenden, merkwürdigen Adelsverſammlung, nach ſeinem Hotel. Es war ſchon nach Mitternacht, der Schlaf blieb ihm fern, und er nahm ſeinen Dichter Corneille, um in einer edel geträumten Welt die unedle peinliche Welt, welche ihn umgab, zu vergeſſen. Peinlich war ſie ihm nicht bloß um Antons Geſchick und um alles deſſen willen, was ſich um das Geſchick dieſes jungen Grafen gruppiert hatte. Nein, der alte Herzog, wie ſtolz ſein adliger Sinn auch ſein mochte, war doch keineswegs in Vorurteilen verblendet, und hatte Geiſt genug, den Verhältniſſen der Geſellſchaft tief in das Herz zu ſehen. Und dadurch war ſein Geiſt ſchon ſeit längerer Zeit beunruhigt. Manche Züge in der Politik des Regenten hatten ihn nicht nur wie den übrigen Adel empört, ſondern auch befremdet und zum Nachdenken genötigt. Hinter der Frechheit der Neuerung, wie der

Adel ſie bezeichnete, hatte er eine verworrene aber weite Ausſicht entdeckt. Desgleichen in den Ideen Laws. Und darum unterhielt er einen gewiſſen Verkehr mit dieſem Spekulanten und beſuchte zuweilen deſſen Haus. Er ahnte, daß in dieſen frechen Neuerungen doch eine vernünftige Berechtigung ſich entwickeln könne, und daß man Kenntnis davon nehmen müſſe. Nun war das Liebesverhältnis Antons und Jeannes erſchienen: er hatte im alten Stile unbedenklich den Stab darüber gebrochen und hatte doch ſchon damals, als er dies getan, unklar empfunden, daß hier die alte und neue Welt perſönlich aneinander ſtoße und daß er wohl gar unrecht handle, dieſen Anton, welcher den ſchroffſten Ausdruck der alten Adelswelt in ſich ausgebildet trage, zur beleidigenden Äußerung ſeines Weſens, zur unverſöhnlichen Trennung zu drängen. Jetzt ſah er, daß ſeine Beſorgnis gegründet geweſen ſei. An dieſem Liebesverhältniſſe hatten ſich die Widerſprüche der Zeit ſo fruchtbar entwickelt, waren die Widerſprüche der Stände ſo ergiebig handelnd geworden, daß der Vertreter des ſchroffen Adeltums am Fuße eines unadligen Schafottes ſtand, daß der Adel von der Regierungsmacht ſchnöde abgewieſen wurde, und daß die letzte Zuflucht in dem verſchmähten bürgerlichen Mädchen beruhte.

Solche Gedanken trieben ihn immer wieder von ſeinem Buche auf und im Zimmer umher, und infolge der Gedankenſchlacht, die ſich in ihm entzündete, rief er zu wiederholten Malen laut aus: Anton kann nicht mehr beſtehen in der jetzigen Welt! Nein, und wir alle haben unſre Grundſätze unter neuen Geſichtspunkten aufzufaſſen!

Die Stunden fliegen, wenn die Kämpfe des Innern ſich uns dramatiſch geſtalten, und ſo ward der Herzog durch die Nachricht ſeines Leibdieners, es ſei heller Tag draußen, überraſcht. Er ſtieß ſelbſt einen Fenſterladen auf, und die Morgenſonne fiel blendend auf ihn. Um zu entſchuldigen, daß er ſich die Störung erlaubt, ſetzte der Diener hinzu,

er habe dem Herrn Herzoge mitteilen zu müſſen gemeint, daß in der Stadt das Gerücht umherlieſe, Graf Horn würde doch noch an dieſem Vormittage gerädert.

„Gerädert! Freches Volk! Ich glaube, es freut ſich, daß dieſe Schmach nur von fern hat angedeutet werden können! — Iſt keine Nachricht von der Frau Marquiſe von Parabère für mich angekommen?“

„Nein, gnädigſter Herr! Aber Herr von Créquy hat ein Billett geſendet.“

Es enthielt folgende Zeilen: „Meine Diener, die ich ſeit geſtern zu eifrigſter Beobachtung ausgeſendet, melden mir, daß am Schafott keine Änderung vorgenommen ſei, ja der Mann hoher Juſtiz, kurz, der Henker, da es doch ausgeſprochen werden muß — beiläufig geſagt: dieſer Menſch hat kein Geld angenommen! — der Henker alſo hat um ſieben Uhr noch nichts gewußt von einer Umwandelung der Todesart. Ich beſchwöre Sie, bemühen Sie ſich zu mir! Es müſſen Schritte geſchehen, im äußerſten Falle gewaltſame, wenn man uns täuſcht. Ach, mein armer Vetter!“

Natürlich war der Herzog von dieſen Nachrichten ſehr beunruhigt, obwohl er vorausſetzen durfte, ſie würden ſich als irrtümlich erweiſen. Aber es war keine Nachricht von der Marquiſe eingegangen, und doch hatte ſie ſolche zum frühen Morgen verſprochen. — Er befahl, daß angeſpannt und vorgefahren werde; er wollte zunächſt zur Marquiſe.

Als er dort ankam, war zunächſt natürlich ſeitens der Dienerſchaft davon die Rede, daß die Frau Marquiſe noch zu Bett ſei, und des Morgens um acht Uhr keinen Beſuch annehme. Eh' der Herzog ſich geltend gemacht, eh' es von den männlichen Dienern bis zu den weiblichen gedrungen, und durch dieſe endlich die Kammerfrau, welche erſt einigermaßen Toilette zu machen ſich gemüßigt glaubte, herbeigeführt war, verging eine halbe Stunde Zeit. Die Kammerfrau erzählte denn, die Frau Marquiſe ſei ſehr verſtört nach

Hauſe gekommen, wie es geſchienen habe, infolge eines heftigen Ärgers. Ja, ein heftiger Krampfanfall habe ſie niedergeworfen, ehe ſie noch völlig ausgekleidet geweſen ſei. Bis zum Morgen habe ſie außerordentlich gelitten und kein Auge geſchloſſen, erſt ſeit einer halben Stunde ſchlummre ſie, und deshalb könne ſie um keinen Preis jetzt ſchon wieder geweckt werden.

Der Herzog mochte ſagen, was er wollte, die Dame verſtand ihren Dienſt. Und doch mußte er um jeden Preis Nachricht haben! Er bot ihr einen koſtbaren Ring zum Andenken an dieſe wichtige Stunde, und vertraute ihr, daß es ſich um ein Menſchenleben handle. Da verſprach ſie, ans Bett der Marquiſe zu ſchleichen, und ſobald die Kranke irgend ein Zeichen von Unruhe mache, ſie aufzuwecken.

Fürchterlich war dem alten Herrn die Viertelſtunde, welche in dieſem Zuwarten wieder ungenützt verſtrich. Zu wiederholten Malen war er im Begriff, von dannen zu gehen, und die üblen Anzeichen als Gewißheit des Mißlingens zu betrachten, — aber, konnte es nicht gelungen, und nur die Marquiſe perſönlich verletzt worden ſein? Und konnte nicht im Augenblicke, da er den Rücken gewendet, die Tür geöffnet werden und völlige Aufklärung bereit ſein? So blieb er, hin und her gehend und die Uhr betrachtend, die mit ſchrecklicher Eile der neunten Stunde zurückte. Endlich, endlich wurde er eingeführt.

Man hat niemals ganz genau den Inhalt dieſer Unterredung, welche eine halbe Stunde dauerte, erfahren. Weder der Herzog noch die Marquiſe haben ſich jemals ausführlich darüber geäußert. Nur durch die horchende Kammerfrau iſt eine unſichere Kunde davon verbreitet worden, und dieſer Kunde gemäß habe Jeanne Law im Palais Royal dem galanten Regenten eine demütigende Szene bereitet. Das arme Mädchen habe ihn kniend um Begnadigung des Grafen Horn gebeten gehabt, und die Marquiſe, welche mit im

Zimmer geweſen, habe den Regenten an ſein im voraus gegebenes Verſprechen erinnert. Darauf habe der Regent mit vieler Grazie ſeine Bereitwilligkeit zu erkennen gegeben, und die Frau Marquiſe erſucht, bei der im anſtoßenden Salon ſoupierenden Geſellſchaft als Wirtin ſo lange die Honneurs zu machen, bis er ſich mit Fräulein Law über den Grafen Horn vereinigt habe. Dieſem Anſinnen ſei auch die Marquiſe gefolgt, und es ſei an der mit Roués und heiteren Schauſpielerinnen beſetzten Tafel ſehr munter hergegangen, als Fräulein Law die Tür aufgeriſſen und die Frau Marquiſe unter auffallenden Ausdrücken zum Geleit aus dieſem Hauſe aufgerufen habe.

Es war halb zehn Uhr, als der Herzog von Havré aus dem Schlafgemache der Marquiſe kam, eiligſt nach ſeinem Wagen ſchritt, und dem Kutſcher zurief, in geſtrecktem Galopp nach dem Hotel Créquy zu fahren. Der Kutſcher mußte außen halten, weil der Hof des Hotels von Wagen angefüllt war, und als der Herzog auf der Straße ausſtieg, ſah er über den nahen Platz den Fürſten von Ligne in voller Uniform auf ſeinem Schlachtroſſe verhängten Zügels ſprengen, und hinter ihm in voller Livree ſämtliche berittene Dienerſchaft des Ligneſchen Hauſes. In dieſem Augenblicke kam auch die Staatskaroſſe des Herrn von Créquy mit ſechs Pferden beſpannt aus dem Torwege des Hotels. Herr von Créquy ſaß darin, ebenfalls in voller Uniform und mit dem großen Ordensbande. Er ließ halten, als er des Herzogs von Havré anſichtig wurde, und rief dieſem mit ſchmerzlich bewegter Stimme zu: „Sie kommen zu ſpät, Herzog, und meine Beſorgniſſe waren nur zu gegründet. Ich fahre nach dem Grèveplatze.“

„Nach dem Grèveplatze? Nicht nach der Conciergerie?“

„So wiſſen Sie's noch nicht?“

„Ich weiß noch nichts, aber ich vermute das Schlimmſte, ſeit ich die Marquiſe von Parabère geſprochen, Ihre

Worte gehört und den Fürſten von Ligne zu Pferd geſehen habe."

„Er wird nach dem Palais Royal reiten und Rechenſchaft fordern für gebrochene Zuſage."

„Aber der Herzog von Orleans hat uns ja das Leben des Unglücklichen nicht zugeſagt!" — Und bei dieſen Worten trat der Herzog, deſſen Füße und Arme zitterten, dicht an den Kutſchenſchlag, um ſich zu halten, und die jetzt leiſe geſprochene Rede des Herrn von Créquy zu verſtehen. — „Er hat uns aber," lautete dieſe Rede, „den Tod durchs Schwert zugeſagt, und —"

„Gerechter Gott!"

„Gott ſei gerecht, da es die höchſt geſtellten Menſchen nicht mehr ſind! — Graf Horn iſt heute in der Frühe gefoltert, und dann mit dem Piemonteſen Milhe auf dem Grèveplatze vor aller Welt — Augen gerädert worden!"

„Gott ſchütze Frankreich!"

„Der Henker hat Gnade geübt und ihm vor einer Stunde den Gnadenſtoß gegeben, ſonſt fänden wir unſern Vetter jetzt noch ringend zwiſchen Tod und Leben. Ich fahre hin, um der Welt und dem Regenten von Frankreich zu zeigen, daß ich des Gemißhandelten Vetter bin!"

„Und ich desgleichen!" rief der Herzog, und winkte ſeinen Leuten. Während dieſe die Straße entlang fuhren, um am Ende derſelben den Wagen umzulenken, rollte die Karoſſe des Herrn von Créquy, bedeckt mit Dienerſchaft in großer Livree, an ihm vorüber und rechts nach der Seine hinauf. Dieſer Karoſſe folgte eine zweite Créquyſche, ebenfalls mit ſechs Pferden beſpannt, ebenfalls ſo mit Dienerſchaft bedeckt. Nach dieſer kamen die Karoſſen der Rohan, der Crouy, der Ligne, die im Hofe des Hotel Créquy verſammelt waren, und auf dem Wege nach dem Grèveplatze kamen bald aus dieſer bald aus jener Straße neue Karoſſen des hohen Adels zu demſelben Akte der Proteſtation.

Eine blitzende Runde von Musketieren umſchloß das Schafott auf dem Grèveplatze, ſo daß ein Raum von wenigſtens fünfzehn Schritte Breite frei blieb, und weder das Volk noch die Karoſſen hinan konnten. Herr von Créquy ließ durch den nächſten Poſtenanführer der Sicherheitswache — es war derſelbe Führer nächtlicher Runde, welcher zweimal den Grafen Horn verhaftet hatte — nach dem Schafott hinaufſagen, er wolle mit den Herzögen von Havré und Rohan aufs Schafott hinauf. Auf dem Schafott aber ſtand außer dem roten Henker und deſſen Knechten der Gerichtskommiſſarius in ebenfalls rotem, nur milder rotem Talare, und dieſer ließ den Seigneurs antworten, es dürfe niemand das Schafott betreten, ſolange er als Vertreter des peinlichen Gerichtes auf demſelben verweile.

So warteten die Seigneurs Stunde für Stunde in ihren Karoſſen. Die Sonne ſtieg in die Mittagshöhe und beſchien warm den Richtplatz, die roten Gewänder ſelbſt auf dem Schafotte leuchteten ſanfter in ihrem Scheine. Von den Gerichteten ſah man wenig, nur mitunter warf ein Windzug das ſchwarze Bahrtuch um ſie in die Höhe. — Neben dem Wagen des Herzogs von Havré ſtanden die Kerle aus Brouillards Keller, und unterhielten ſich über den Vorfall, ohne ihre perſönliche Teilnahme an Herbeiführung desſelben zu berühren. „Ja," ſagte der eine, „Herr d'Argenſon läßt nicht mit ſich ſpaßen!"

„Ach," entgegnete der Schwarzkopf, „das hätte dem jungen Herrn den Hals noch nicht gebrochen, wenn er nicht den Regenten perſönlich beleidigt hätte!"

„'s iſt unbegreiflich!" meinte ein dabei ſtehender Bürger, „daß auch ein Seigneur gerädert werden kann wie ein einfacher Menſch!"

„Denkt ihr, er habe Knochen, die mehr aushalten als unſre? Man weiß jetzt, daß die Herren von demſelben Zeuge gemacht ſind!"

„Wenn auch! Es bleibt doch ein unerhörtes Anzeichen, das auf ſchlimme Zeiten deutet, die der guten Stadt Paris drohen!“

„Warum ſagt Ihr nicht auf beſſere Zeiten, in denen dem einen recht iſt, was dem andern billig iſt?“ ſagte ein gut gekleideter Mann neben dem Bürger.

„Iſt das billig,“ erwiderte dieſer, „wenn das Privilegium des Standes nicht geachtet wird? Steht nicht dem Seigneur das Schwert zu, und nur uns Bürgersleuten das Rad? He? Und wenn ein Privilegium nichts mehr gilt, wer ſteht uns für die unſrigen, die wir vor den Nichtanſäſſigen voraus haben?“

„Kein Menſch!“ lachte der Schwarzkopf. „'s iſt auch nicht nötig!“ ſagte der gut gekleidete Mann, und nahm eine Priſe.

„O, wir ſind leichtſinnig,“ ſeufzte der Bürger. „Habt ihr wohl das ſchöne Mädchen geſehn, das durchaus zum Schafott wollte, und ſo laut ſchrie, es herrſche keine Gerechtigkeit in dieſem Lande?“

„Ob wir ſie geſehn haben!“

„Sie ſoll eines reichen Mannes einziges Kind ſein. Was nützt ihm nun der Reichtum, wenn ſie nicht wieder zum Leben erwacht, denn ſie war ſo gut wie tot, als man ſie forttrug, und die geputzte Frau neben ihr weinte, daß es einen Stein hätte erweichen mögen.“

„Ja, ſie iſt hin!“ ſagte der Schwarzkopf und ſetzte leiſe zu ſeinen Kameraden hinzu, „die weiſe Frau ſoll prophezeit haben, daß Laws Glück an dieſem Mädchen hafte. Wenn ſie traurig würde, ſo ſänke ſein Kredit, und wenn ſie ſtürbe, ſo machte er Bankerott.“

Der Herzog von Havré hörte ſtarren Auges dieſen Geſprächen zu, und fuhr hoch auf, als plötzlich ein wirbelnder Trommelſchlag ſich erhob, der Gerichtskommiſſarius das Schafott verließ, und die Musketiere auf ein Zeichen des

Rundenführers, welcher lange mit Herrn von Créquy geſprochen, eine Gaſſe öffneten für die Karoſſen der Seigneurs. Dieſe fuhren nun langſamen Schrittes in den offnen Raum hinein und reihten ſich um das Schafott. Es war fünf Uhr, und Nebel waren aufgeſtiegen, es dunkelte bereits. Aber man unterſchied noch deutlich, daß unter den das Schafott erſteigenden Edelleuten die Herren von Havré und Créquy, umringt von ihren Dienern, die erſten waren, und daß ſie ſelbſt Hand anlegten, die zerſchlagene ſterbliche Hülle des Grafen Horn vom Martergerüſte zu löſen. „In meine Karoſſe! In meine Karoſſe!“ riefen dann mehrere zugleich, Herr von Créquy aber erhielt dieſen gewünſchten Vorzug, da ſich dartut, ſeine zweite ſechsſpännige Karoſſe ſei leer und bloß zu dieſem Zwecke auf den Grèveplatz gekommen, auch ſei im Hotel Créquy ſchon ſeit heute morgen der Trauerſaal zum Empfang der Leiche ausgeſchmückt worden. Gegen den letzteren Teil der Vergünſtigung proteſtierte indeſſen eine hohe weibliche Geſtalt, die aus einer Karoſſe an den Fuß des Schafotts getreten war und die mit lauter Stimme, ſo daß man es weithin hörte, ausrief: „Mir gehört der gemißhandelte Körper des Grafen Horn, ich bin die Herzogin von Montmorency-Logny, bin eine geborne Gräfin Horn, und proteſtiere hier unter Gottes freiem Himmel und vor ganz Frankreich gegen die Unbill, welche unſerm Hauſe widerfahren iſt!“

Es widerſprach niemand, und es geſchah alſo. Ein greiſer Mann nur drängte ſich zu ihr und bat ſie um das Herz des Toten. Es war der alte Kaſtellan, der in den letzten vierundzwanzig Stunden nicht mehr imſtande geweſen war, mit der raſchen Folge der Begebenheiten Schritt zu halten, da ihn Law achſelzuckend verabſchiedet und von den großen Herren, die ſelbſt des Ausganges unmächtig waren, immer einer zum andern geſchickt hatte. So war der treuſte Diener ſpät und ohne irgend einen äußerlichen Vorſchub als

den, welchen tiefer Schmerz vor gleichgültigen Zuſchauern gewährt, auf den Richtplatz, und jetzt erſt bei hereinbrechendem Abende durch einen Diener Havrés bis in die unmittelbare Nähe des Schafotts gekommen. Es ward ihm geſtattet, die Leiche ſeines geliebten Herrn zu küſſen und im Créquyſchen Wagen nach dem Hotel Montmorency zu geleiten. Unter welchen Schmerzen dachte er während dieſer langſamen Fahrt an den beflügelten Ausritt Antons vom Schloſſe an der Maas!

Anderen Tages ritt er mit dem Herzen Antons in die Heimat, dem Fürſten Horn die traurige Kunde und das letzte Andenken an den unglücklichen Bruder zu bringen.

Es iſt bekannt, daß Laws Schwindelſyſtem, welches der Anfang modernen Börſenweſens geworden, dadurch zum Bankerott getrieben wurde, daß man bei erwachtem Mißtrauen die Bank um Umwechſelung der Scheine in bares Geld überſtürmte. Noch ehe dies geſchah, ſah ſich der Regent durch die allgemeine Stimme, welche Horns Verbrechen als unerwieſen und die Strafe als übertrieben bezeichnete, zu ausſöhnenden Schritten genötigt. Er erklärte alſo, daß die eingezogenen Güter des Grafen Anton der Familie Horn zurückerſtattet werden ſollten, und ſchrieb darüber an den Fürſten Horn einen höflichen Brief nach Bouſſignies. Fürſt Emmanuel Horn antwortete dem Regenten von Frankreich folgende Worte:

Monſeigneur

Es iſt nicht der Zweck dieſes Briefes, Ihnen Vorwürfe zu machen über den Tod meines Bruders, obwohl Ihre Königliche Hoheit in der Perſon desſelben die Rechte meines Ranges und meiner Nation verletzt haben; ſondern der Brief ſoll danken für die Wiedererſtattung der Güter, welche ich zurückweiſe. Es wäre eine andre Art der Nichtswürdigkeit von meiner Seite, wenn ich jemals von Ihnen

irgend eine Gnade annähme. Ich hoffe, daß Gott und der König von Frankreich Ihre Königliche Hoheit und Ihre Familie eines Tages mit mehr Gerechtigkeit behandeln werden, als Sie gegen meinen unglücklichen Bruder an den Tag gelegt haben, und ich bin Ihrer Königlichen Hoheit dienſtergebener

Emmanuel Fürſt von Horn.

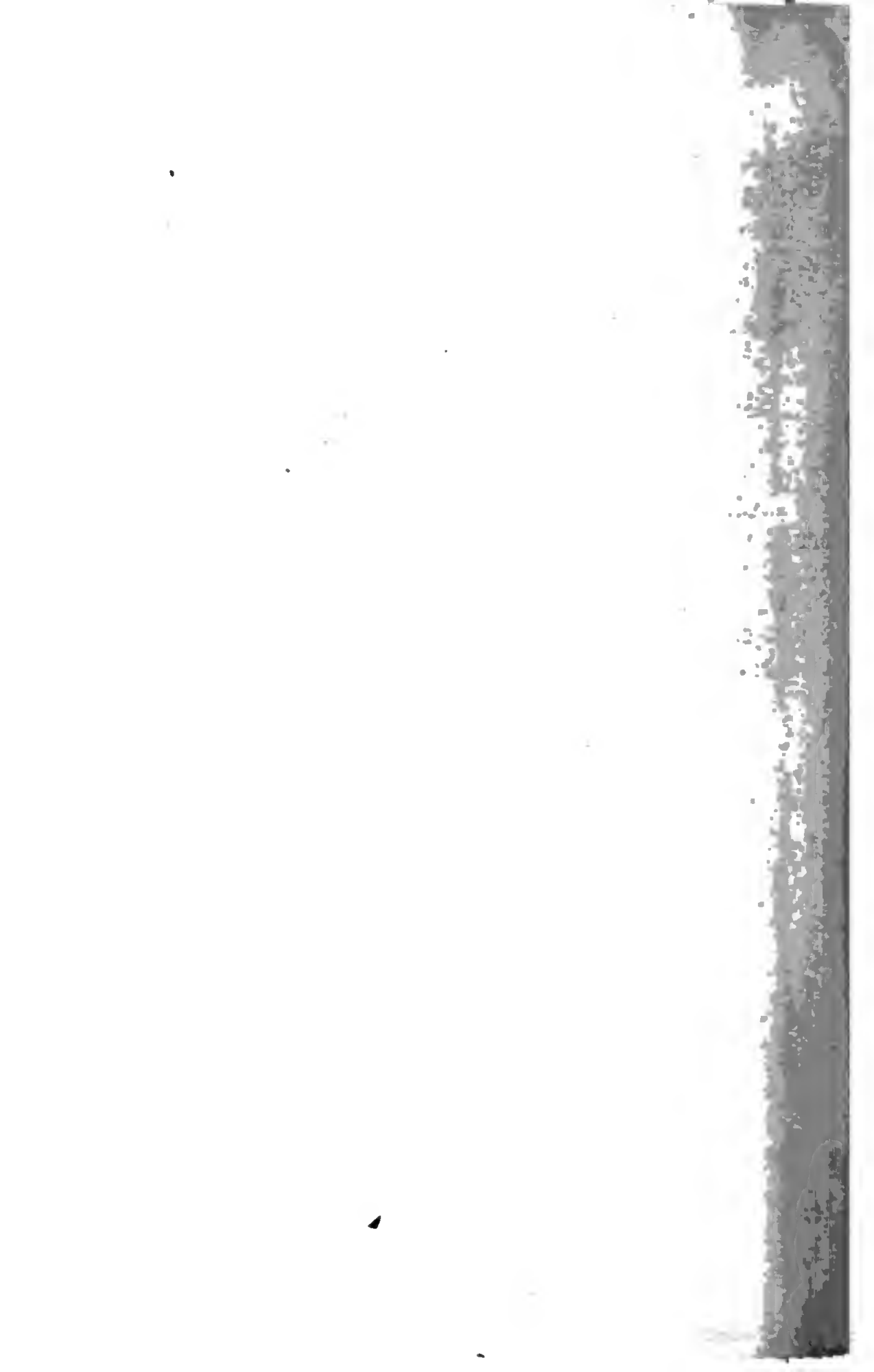
Bouſſignies, den 3. Juli 1720.

Die äußeren Ehren des Hauſes Horn haben auch in der Tat keinerlei Beeinträchtigung erlitten vor den Großen des Deutſchen Reichs durch jene ſonſt für ſchimpflich erachtete Hinrichtung, und das Hornſche Wappen iſt immerdar vor deutſchem und brabantiſchem Adelshofe für unbefleckt erachtet worden.

Heinrich Laube.

Druck von Heſſe & Becker in Leipzig.

Digitized by Google



JUN 20 1

Widener Library
3 2044 100 912 336